1920

JAHRBUCH
DER
PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT
DER
GEORG AUGUST-UNIVERSITÄT
ZU
GÖTTINGEN

1920

I.
HISTORISCH-PHILOLOGISCHE ABTEILUNG



GÖTTINGEN
DRUCK DER DIETERICHSCHEN UNIV.-BUCHDRUCKEREI (W. FR. KAESTNER)

JAHRBUCH
DER
PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT
DER
GEORG AUGUST=UNIVERSITÄT
ZU
GÖTTINGEN

1920

I.
HISTORISCH-PHILOLOGISCHE ABTEILUNG



GÖTTINGEN
DRUCK DER DIETERICHSCHEN UNIV.-BUCHDRUCKEREI (W. FR. KAESTNER)

ZUM GELEIT.

Laut Sitzungsbeschluß der Philosophischen Gesamtfakultät vom 29. Juni ds. Js. lege ich in ihrem Auftrage hier die ersten Auszüge ihrer Dissertationen, nach den beiden Abteilungen getrennt, im neuen Fakultätsjahrbuch vor. Dieses selbst, nur für den engeren akademischen Austausch bestimmt (Aufl. 280, bezw. 300 Expl.), erscheint dabei leider in einer noch sehr unvollständigen Form. Eine Fakultätschronik, welche die Ereignisse der letzten fünf Jahre — die letzte Göttinger Universitätschronik ist Ostern 1916 erschienen — knapp zusammenfassen und als Einleitung voranstehen sollte, mußte ich wegen Krankheit in den letzten Tagen noch abbrechen. Diese Fakultätschronik soll im nächsten Halbjahrheft (Juni 1921) nachgeholt werden.

Die Auszüge der Dissertationen stehen hier in zwangloser Folge, je nachdem Manuskript und Druck eben fertig wurden. Aber die Fakultät legt Wert darauf, von sämtlichen Dissertationen, auch denen, die noch vollständig gedruckt werden können, solche Auszüge zu bringen, um einen lückenlosen Überblick über die geistige Produktion der ihr anvertrauten jungen Generation zu geben. Nach unseren neuen Bestimmungen zahlt der Doktorand für den Druck des Auszugs, der der Prüfung durch den Referenten unterliegt und in der Regel acht Druckseiten nicht übersteigen soll, 400 Mark. Für die von den Referenten selbst erstatteten Auszüge der Dissertationen im Kriege Gefallener wie derjenigen Doktoranden, deren Arbeiten den königlichen, jetzt staatlichen Preis davon getragen haben, trägt die Fakultät selbst die Kosten der Drucklegung des Auszuges. Jedem Doktoranden stehen zehn, dem Referenten auf Wunsch je drei Gratisabzüge zur Verfügung.

Im August des Jahres waren es in Göttingen 112 Doktorarbeiten, die, z. T. bis 1913 zurückreichend, während der Kriegs- und Revolutionsjahre sich angesammelt hatten und ungedruckt dalagen. Nach und nach sollen sie nun zusammen mit den seitdem beständig neu hinzukommenden, die naturgemäß gleich stark in den Vordergrund treten, sämtlich hier in Auszügen erscheinen, jedesmal mit einem Hinweis darauf, wo die volle Dissertation, sei es im Druck, sei es in Maschinenschrift geschrieben, zu finden ist.

Indem die Fakultät hofft, auf diese Weise den berechtigten Wünschen der Doktoranden entgegenzukommen, nämlich das Wesentlichste ihrer Arbeiten in geläuterter Form rasch bekannt zu machen, hat sie, einer Anregung unseres Kollegen Zsigmondy (Anorgan. Chemie) folgend, zugleich noch einen andren, weiter ausgreifenden Plan erwogen und in Hoffnung auf dessen baldige Verwirklichung ihre Auszüge in Format und Ausstattung schon jetzt darauf eingerichtet.

Von praktisch weit größerer Bedeutung als ein einzelnes Fakultätsjahrbuch mit seiner bunten Reihe von Auszügen wäre zweifellos die einheitliche Zusammenfassung der Auszüge nach Fachgruppen und aus ganz Deutschland. Unsere Göttinger Fakultät hat vor kurzem ein eingehendes Projekt dieser Art der Arbeitsgemeinschaft der Philosophischen Fakultäten, dem Deutschen Hochschulverband sowie den Direktoren der sämtlichen Technischen Hochschulen in Deutschland wie auch der Bergakademien in Clausthal und Freiberg i. S. zugehen lassen und zur Annahme empfohlen. Wesentlich ist dabei, daß im Einvernehmen mit den Hochschulen eine Verlagsfirma einheitlich das Ganze in die Hand nimmt, an welche die einzelnen Hochschulen ihre Auszüge einsenden, und welche für jedes Fach ein alphabetisches Autorenverzeichnis zusammenstellt. Jeder Auszug könnte zu etwas erhöhtem Preis einzeln sofort gekauft werden. Sonst erscheint mit jedem Halbjahr die ganze Sammlung des betreffenden Faches, nach Bedarf lose in Mappen gelegt

oder geheftet. Die Auszüge dürften nur in diesen Fachsammlungen und in den Fakultätsjahrbüchern gedruckt werden, nicht in Zeitschriften. Vom Reingewinn soll für das von ihm zu tragende Risiko dem Verleger ein gebührender Anteil zufallen, der Rest aber zum Volldruck besonders wertvoller Dissertationen verwendet werden.

Die Fachgruppen, die wir für die Herausgabe solcher Fachjahrbücher vorgeschlagen haben, sind folgende:

I. Philosophie Psychologie und Pädagogik,
II. Geschichte, Historische Hilfswissenschaften und Bibliothekswissenschaft,
III. Klassische Philologie,
IV. Vergleichende Sprachwissenschaft, orientalische Philologie, slavische und andre Sprachen,
V. Deutsche, nordische und englische Philologie,
VI. Romanische Philologie,
VII. Mathematik,
VIII. Astronomie, Meteorologie, Geophysik, Geodäsie,
IX. Physik,
X. Chemie,
XI. Biologie (Botanik, Zoologie, event. mit angewandter Biologie aus den medizinischen Fakultäten),
XII. Geographie, Mineralogie, Geologie, Paläontologie,
XIII. Landwirtschaft und Forstwissenschaft,
XIV. Berg- und Hüttenwesen,
XV. Technische Fächer (Maschinenbau, Elektrizität, Ingenieurwissenschaft, Verkehrswesen),
XVI. Kunstwissenschaft (einschl. Architektur).

Warum die Fakultäten und Hochschulen sich einen solchen einheitlichen Plan nicht zu eigen machen sollten, ist an sich nicht einzusehen. Die Hauptschwierigkeit wird darin bestehen, daß wirklich ein Mann gefunden wird, der Initiative, Umsicht und Geschick genug besitzt, um diesen Gedanken in die Tat umzusetzen und beim Leben zu erhalten. Der Verleger, der dies vermag, wird sich den Dank deutscher Wissenschaft in hohem Maße verdienen, und auch das Ausland wird ihn suchen.

An einigen süddeutschen Universitäten überlegt man unterdessen ernstlich eine ganz andere Weise amtlicher Publikation. Dort gedenkt man nicht Fakultäts- oder Fachjahrbücher herauszugeben, sondern Universitätsjahrbücher. Das heißt die Einzeluniversität will dort sämtliche von ihr ausgehende Drucksachen: Vorlesungs- und Personalverzeichnisse, Rektorats- und Festreden, Nekrologe, Chroniken etc., und mit all dem vereinigt auch die Auszüge der Dissertationen all ihrer (4—5) Fakultäten in Halbjahrbänden zusammen herausgeben. Wie die Inserate und Annoncen einer Zeitschrift diese finanziell sichern helfen, so hofft man, daß bei dieser Kombination die praktisch unentbehrlichen Teile mehr statistischer Art die interessanteren und gehaltvolleren, rein wissenschaftlichen Partien im ganzen Zusammenhange tragen und bezahlt machen sollen.

Man darf darauf gespannt sein übers Jahr zu sehen, welche dieser verschiedenen Möglichkeiten zur Publikation der Auszüge — denn dieses bleibt das Problem und die neue uns gemeinsam gestellte Aufgabe — sich als praktisch und lebensfähig herausgestellt haben wird. Wir gehen da alle noch auf der Suche nach dem rechten Wege.

GÖTTINGEN, Weihnachten 1920.

DER PROCANCELLAR
DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT
Professor H. Thiersch.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

ROMANISCHE PHILOLOGIE.

JAHRGANG 1920. Nr. 1.

HERMANN LINKE
aus Göttingen,
geb. 8. September 1893 zu Reinsdorf (Hzgt. Braunschweig).

Der Konjunktiv im französischen Hauptsatze.

Referent: Prof. Stimming.
Tag der mündlichen Prüfung: 7. Juli 1920.

Die volle Dissertation ist, in Maschinenschrift geschrieben, von der Universitätsbibliothek in Göttingen und der Staatsbibliothek in Berlin leihbar.

Einleitung. Es ist gegenüber der von einigen Gelehrten (z. B. Gröber, Girault-Duvivier) vertretenen Ansicht, daß der Konjunktiv sich nur in Nebensätzen finde, Folgendes festzustellen: Im älteren Zustande einer Sprache gibt es nur einfache (Haupt-) Sätze, in denen der Modus des Konjunktivs schon vorhanden war. Wie sich die einfachen Sätze zu zusammengesetzten entwickeln, so muß auch der Konjunktiv in diesen zusammengesetzten (Neben-)Sätzen seinen Ursprung haben in dem der Hauptsätze.

Der Konjunktiv ist der Modus der reflektierten Vorstellung. Die Funktionen des Konjunktivs, sowohl in Haupt- wie in Nebensätzen, lassen sich auf historischer Grundlage unter zwei Gesichtspunkte gruppieren:

1. Konjunktiv des Begehrens:
    a. Konjunktiv des Wunsches.
    b. Konjunktiv der Aufforderung.
    c. Der bedingende Konjunktiv.
    d. Der einräumende Konjunktiv.
2. Konjunktiv der Unsicherheit:
    a. Potentialis.
    b. Konjunktiv in Hauptsätzen hypotetischer Satzgefüge.

Konjunktiv des Begehrens.

A. Konjunktiv des Wunsches.

I. Der unbedingte erfüllbare Wunsch.

Der Wunsch stellt eine Willensäußerung dar, zu deren Erfüllung der Sprechende nichts tun kann. Der Wunsch zerfällt in zwei Gruppen, er kann entweder Gutes wünschen oder er kann verwünschen. Er steht im Französischen zunächst ohne Einleitung; Inversion des Subjekts ist häufig. Zur Einleitung und Verstärkung des Wunsches werden afrz. si und or verwendet. Um die Mitte des 12. Jahrh. tritt dann den Wunsch einleitendes que auf, das aber dem Wunsche seine Unabhängigkeit nicht nimmt. Ellipse ist nicht anzunehmen; que trat hauptsächlich auf, um die Konjunktivform vom Indikativ zu scheiden, da um die Mitte des 12. Jahrh. in vielen Fällen beide Formen äußerlich zusammenfielen.

Ältestes Beispiel: *que* Deus ... *confonde!* (Wace Brut 14065.)

Nfrz. ist der Wunsch in der Regel mit que eingeleitet; nur einige formelhafte Wendungen ohne que haben sich als altes Sprachgut noch erhalten: *Vive* le roi, Dieu vous *garde* u. ä. — Der Wunsch kann alt- und neufrz. auch mit pouvoir, vouloir umschrieben werden.

Auch die konventionellen Begrüßungs- und Abschiedsformeln gehören hierher.

II. Die bedingten (bezogenen) erfüllbaren Wünsche.

1. Der Wunsch ist hier nicht mehr Selbstzweck; es kommt nicht mehr darauf an, ob man einzig und allein Gutes oder Schlechtes wünscht, sondern es kommt hinzu, aus welchem Grunde, zu welchem Zwecke man seinen Wunsch ausspricht. Diese Bedingung des Wunsches kann bestehen in einer vollzogenen Handlung, die in der Vergangenheit liegt, in einer Handlung, die sich bis in die Gegenwart hinein erstreckt, oder endlich wird der Wunsch durch eine angenommene Handlung der Zukunft bedingt.

Die Bedingung kann auf verschiedene Weise zum Ausdruck gebracht werden, durch einen Satz mit se, si, durch einen Relativ-, Kausal-, Temporalsatz, oder durch einen Infinitiv.

Auch der Wunsch hat wieder verschiedene Formen, es kommen dieselben Einleitungen und Umschreibungen in Frage wie unter I.

2. Selbstverwünschung, Beteuerung.

Bisher war von dem Sprechenden ein Wunsch ausgesprochen, um eine andere Person zu belohnen, zu strafen, sie zu einer Handlung aufzumuntern oder sie von einer solchen abzuschrecken. Der Redende spricht nun einen auf seine Person bezüglichen Wunsch aus, er wünscht alles mögliche Schlimme auf sein Haupt herab, für den Fall, daß das, was er beteuert, nicht zutreffe. Auch hier kann die Bedingung des Wunsches, die die Beteuerung enthält, verschiedene Formen aufweisen (si, quant). — Es gibt auch Beteuerungen in Form eines guten Wunsches, und hier sind es im Afrz. besonders zwei formelhaft gewordene Ausdrucksweisen, die äußerst häufig begegnen. Entweder ist die Beteuerung mit dem korrelativen si < lt. sic eingeleitet: ... *si m'äit* Diex, nennil. (Aye 277.) Der bedingte Wunsch wird zunächst verglichen mit dem Satze, der die bedingende Tatsache enthält (lat. sic, ita ... ut), indem das vergleichende Satzgefüge vollständig ist; dann aber ließ man früh das 2. Glied des Vergleichs fort, der mit si < sic eingeleitete Wunsch wurde als selbständige Beteuerungsformel angesehen, und in Verkennung des Ursprungs der Ausdrucksweise setzte man zu dieser Beteuerungsformel einen selbständigen Hauptsatz mit dem Inhalt der Beteuerung.

In einer zweiten Ausdrucksweise ist dann die Beteuerungsformel mit se, si < lat. si »wenn« eingeleitet: Venez diner ou mei, *si* deu te *seit eidaunt!* (Agn. Boeve de Haumt. 829.) Das Verhältnis des Wunsches und der Bedingung wird zunächst umgekehrt, so, daß der Wunsch die bedingende Form annahm, der den Wunsch bedingende Satz aber selbständig wurde. Dann wurde auch hier wieder infolge des häufigen Gebrauchs die ursprüngliche Konstruktion verkannt und der mit dem bedingenden se, si eingeleitete Wunsch als selbständige Beteuerungsformel angesehen. — Diese beiden Ausdrucksweisen kommen afrz. äußerst häufig vor, nfrz. sind sie verschwunden. In vielen Fällen sind sie äußerlich nur durch die Inversion des Subjekts zu scheiden, die sich stets nach si < sic findet, ja infolge gegenseitiger Beeinflussung ist mitunter überhaupt keine Scheidung möglich.

III. Die sog. irrealen Wunschsätze.

Ein Wunsch der Gegenwart kann auch im Konjunktiv eines Tempus der Vergangenheit stehen, es sind dies die sog. irrealen Wunschsätze, eine Bezeichnung, die eigentlich nur für eine kleine Gruppe dieser Wünsche zutreffend ist, indem der Wunsch ob-

jektiv irreal, nicht mehr zu verwirklichen ist. In den meisten Fällen liegt nur ein subjektiver Unterschied vor zwischen Wunsch im conj. praes. und demjenigen im conj. imp.: bei relativer Wahrscheinlichkeit der Erfüllung steht der conj. praes., bei relativer Unwahrscheinlichkeit der conj. imp. Bei objektiver Unerfüllbarkeit hat der conj. imp. in vielen Fällen seine alte Bedeutung des lat. conj. plusquamp., aus dem er entstanden ist, bewahrt.

Der Wunsch kann auch hier entweder ohne Einleitung stehen oder eingeleitet sein, besonders häufig mit car; in einigen Fällen findet sich cor, dessen Herkunft unsicher ist (qu'or?), wahrscheinlich ist es eine Spielart von car.

Häufig findet sich dann im Afrz. die Erscheinung, daß *mar* mit dem conj. imp. eines objektiv nicht mehr zu verwirklichenden Wunsches steht: *Mare fussez* vus de moi nee! (Adamsspiel 357.) Diese Erscheinung ist zu erklären aus der Verschmelzung zweier verschiedener Ausdrucksweisen: Tant mar fustes, ber! (Roland 350.) Mit dieser Feststellung einer Tatsache wird im Redenden ein entsprechender negativer Wunsch wach; bei der Verschmelzung beider Gedanken drang der Wunschkonjunktiv in die Ausdrucksweise mit mar ein; mar bekommt dann geradezu die Bedeutung einer Verneinung.

Auch eine entsprechende positive Ausdrucksweise mit buer, à bien wurde hiernach gebildet.

Zu erwähnen bleibt noch, daß auch der Nebensatz eines hypothetischen Satzgefüges ohne seinen zugehörigen Hauptsatz im Sinne eines objektiv irrealen Wunsches stehen kann.

B. Konjunktiv der Aufforderung.

Der Konjunktiv der Aufforderung drückt zum Unterschied von dem des Wunsches eine Willenseinwirkung aus. Die Darstellungsform der Willenseinwirkung ist der Imperativ. Dem Wesen des Imperativs entspricht es, daß er stets die Form einer unmittelbaren Anrede trägt; aus diesem Grunde kann er auch nur zwei Formen haben, die 2. sing. oder plur., außerdem noch die 1. plur., wenn der Redendende sich selbst in die angeredeten Personen mit einschließt. In allen übrigen Fällen, wenn die Aufforderung an andere Personen gerichtet war, griff schon das Lateinische behufs Umschreibung des Imperativs zum Konjunktiv des Begehrens, infolge der engen Berührung, der z. T. in einander übergehenden Bedeutung beider Modi. Das Französische ging noch weiter, es drückte auch den ganzen Imperativ von »willen-

losen« Verben, d. h. solchen, die ihrer Bedeutung nach die Bildung einer Befehlsform ausschließen, durch den Konjunktiv des Begehrens aus. Wir unterscheiden also Aufforderungen an eine angeredete Person (Personen) und an mehrere Personen mit Einschluß des Redenden; in diesen beiden Fällen kommen afrz. hauptsächlich die Verben avoir, être, savoir, vouloir in Frage, vereinzelt auch einige andere. In der Entwicklung zum Nfrz. sind die kon junktivischen Formen z. T. selbständige Imperative geworden, z. T. sind sie verschwunden und durch die indikativischen Formen ersetzt. — Weiter haben wir Aufforderungen an dritte Personen, und dies ist das Hauptgebiet des Konjunktivs der Aufforderung. Endlich gibt es noch Selbstaufforderungen, die aber seltener vorkommen. Auch beim Konjunktiv der Aufforderung kommen die erwähnten Einleitungen und Verstärkungen vor, von denen afrz. or, car, si nfrz. wieder verschwunden sind, während que übrig geblieben ist.

C. Konditionaler Konjunktiv des Begehrens.

Verknüpft der Redende mit dem Ausspruch eines Begehrens einen Gedanken, der das enthält, was bei der ev. Erfüllung des Begehrens stattfindet oder stattfinden kann, mit andern Worten, wird das Eintreten einer neuen Handlung von der Erfüllung eines Begehrens abhängig gemacht, so hat dieser Ausdruck des Begehrens bedingende Kraft. Die ursprüngliche Form ist also, daß das Begehren und die von seiner Erfüllung abhängige, bedingte Handlung selbständig, unverbunden oder verbunden (et, si), neben einander stehen; solche Beispiele finden sich noch neufrz.: *Vienne* l'été, les premiscuités . . . permettront . . . (Prévost, Demi-Vierges 79.)

Wird beides in enge Verbindung gebracht, tritt Unterordnung ein, so entsteht ein konditionales Satzgefüge, und der Konjunktiv im Nebensatze eines solchen ist der des Begehrens.

Hierher gehört dann die sog. Anreihung hypothetischer Nebensätze. Steht nach erfolgter Unterordnung mit einem Hauptsatze nicht ein, sondern stehen mehrere Bedingungsnebensätze mit ihm in Verbindung, so wird unter bestimmten Voraussetzungen in den zweiten, resp. den folgenden Bedingungssätzen das einleitende si nicht wiederholt, sondern diese Bedingungen werden durch die ursprüngliche Form, den unabhängigen Konjunktiv des Begehrens, ohne Einleitung oder mit que eingeleitet, wiedergegeben: *Se* il comence a avesprer *E* la nuit nus *truisse* en oisose . . . (Besant de Dieu 3164.) — E *se* Deus le velt consentir *E que* a

lui *vienge* a plaisir . . . (Rou III. 8943.) Daß dieses que, das in jedem Falle den Konjunktiv nach sich hat, auch wenn im Satze mit si der Indikativ steht, nicht einfach stellvertretendes si ist, sondern daß der unabhängige Konjunktiv des Begehrens hier vorliegt, hat Tobler (V. B. IV. 16) nachgewiesen.

Diese Erscheinung tritt ein, wenn, wie Tobler sagt »die gleichzeitige Erfüllung beider Bedingungen die Voraussetzung der Gültigkeit der Aussage des Hauptsatzes ist«.

Nfrz. wird infolge der Abneigung gegen den unabhängigen Konjunktiv häufig gegen diese Regel verstoßen, indem si . . . et si gesetzt wird, wo si . . . et que und Konjunktiv am Platze wäre.

Ferner kann ein konditionaler Konjunktiv des Begehrens eine vorher gemachte Aussage nachträglich einschränken. Bei positivem Konjunktiv wird ein Begehren ausgesprochen, dessen Erfüllung man erwartet, wenn die vorher gemachte Aussage Gültigkeit behalten soll; durch verneinten Konjunktiv wird etwas abgewehrt zu demselben Zwecke; zugleich aber wird ausgedrückt, es möchte doch vielleicht eintreten, was man abwehrt. Diese einschränkenden Konjunktive werden afrz. mit mais, mais que eingeleitet: Ardez m'en feu, se vous pouez, *mais* sour moi *l'aie* . . . (Eracle 926.) — Et neporquant menez nos i, *Mes que* trop loing ne *soit* de ci, Wilhelmsleben 625. Bei der Erklärung von mais, mais que in diesem Gebrauch ist von ihrer ursprünglich praepositionalen Funktion bei einschränkender Ausdrucksweise auszugehen.

Im Neufrz. steht in diesem Sinne vor allem pourvu que, pourvu que ne, und zwar fehlt meist die Aussage, die eingeschränkt werden soll; vielmehr wird durch pourvu que ein zweifelnder Wunsch ausgedrückt, durch pourvu que ne soll etwas Unangenehmes abgewehrt werden, zugleich aber ist der Unterton der Befürchtung des Gegenteils vorhanden: *Pourvu qu'*ils *tiennent!* (Barbusse, Le feu 34.)

Mon Dieu! *pourvu qu'il n'arrive* rien! (Zola, L'Assommoir 285.)

D. Konzessiver Konjunktiv des Begehrens.

Tritt zu dem im Vorigen behandelten konditionalen Konjunktiv ein adversativer Gedanke hinzu, um anzudeuten, daß die logischen Konsequenzen des Begehrens nicht in Kraft treten, so bekommt dieser Konjunktiv des Begehrens konzessive Färbung. In vielen Fällen unterscheidet sich äußerlich ein konzessiver Konjunktiv nicht von einem konditionalen; der innere Unterschied liegt darin, daß beim konditionalen Konjunktiv der Wunsch ernst-

haft gemeint sein konnte oder nur annahmeweise ausgesprochen wurde, ohne daß der Sprechende seine Ausführung wirklich wollte; beim konzessiven Konjunktiv dagegen ist nur letzteres möglich. Aus diesem Grunde ist es auch erklärlich, daß wir hier häufig den conj. imp. finden, der, wie wir sahen, der Ausdruck der entfernteren Wahrscheinlichkeit der Erfüllung ist.

Der konzessive Konjunktiv steht anfangs ohne Einleitung und ohne Verstärkung; häufig kommt er im disjunktiven Gebrauch vor, indem dem in der Annahme bestehenden Begehren ein anderes, häufig sein Gegenteil, gegenübergestellt wird; besonders zahlreich sind die verschiedensten Ausdrücke mit soit gebildet: soit . . . soit, soit . . . ou soit usf., die früh formelhaften Charakter annehmen.

Der konzessive Konjunktiv kann verstärkt werden; es kommen vor allem vor tant, ja, encore, bien. Nfrz. ist von der Verstärkung mit tant nur das formelhafte tant soit peu übrig geblieben, ja ist heute ganz geschwunden, encore und bien sind zu den konzessiven Konjunktionen encore que, bien que geworden, nach denen sich naturgemäß stets der Konjunktiv des Begehrens findet.

Konjunktiv der Unsicherheit.

Der Konjunktiv der Unsicherheit drückt eine Aussage des Redenden aus, worin dieser die Sicherheit, die Zuverlässigkeit seiner Anschauung oder Wahrnehmung aus Höflichkeit, Bescheidenheit oder Vorsicht einschränkt.

Im Lateinischen war dieser Konjunktiv der Unsicherheit in selbständigen Ausdrücken keine Seltenheit; man gebrauchte ihn als sog. Potentialis (possim, velim) oder als Deliberativus (quid faciam?). Der letzte Gebrauch ist im Franz. verschwunden, der Potentialis hat geringe Spuren hinterlassen, er kommt noch bis heute vom Verbum savoir vor: *Je ne sache* homme que j'aimasse mieux trouver. (Desperier, Oeuvr. I. 294.) Er findet sich aber erst seit dem 16. Jahrh., der Zeit der Wiedergeburt des klassischen Altertums, der Zeit, in der man sich latinisierte (haud sciam). —

Der Potentialis ist bedingt, beim Sprechenden ist im Unterempfinden ein seine Aussage bedingender Gedanke vorhanden: »Ich könnte wohl«, d. h. »wenn ich wollte« u. ä. So ist auch der Konjunktiv im Hauptsatze eines hypothischen Satzgefüges gleichsam ein Potentialis, d. h. ein Konjunktiv der Unsicherheit.

Das Lateinische unterschied drei Arten von hypothetischen Bedingungssätzen, den Fall der Wirklichkeit, der subjektiven Mög-

lichkeit und der Nichtwirklichkeit, der Irrealität. Im Französischen wurde der Fall der subjektiven Möglichkeit auf die beiden andern Fälle verteilt, in erster Linie auf den der Irrealität. Nur im letzteren Falle findet sich im Frz. im Hauptsatze der Konjunktiv, naturgemäß nicht im Realis. Zu unterscheiden ist also bei den irrealen Fällen zwischen subjektiv und objektiv irrealen Fällen.

Das hypothetische Satzgefüge ist zunächst vollständig, der Bedingungssatz ist mit si eingeleitet. In Haupt- und Nebensatz kann der conj. plusq. oder conj. imp. stehen, letzterer häufig wieder afrz. in seiner lateinischen plusquamperfektischen Bedeutung.

Sodann erscheinen für den Bedingungsnebensatz häufig andere Konstruktionen: Ein Relativsatz, ein Adverbialsatz der Zeit mit quand eingeleitet, häufig auch mit quand = lat. nisi, ähnlich dem lat. cum repentinum, eingeleitet, que und konjunktionale Verbindungen mit que (mais que, fors que, non obstant que, sans que). Ferner entsprechen zwei koordinierte Hauptsätze einem hypothetischen Satzgefüge, oder der Bedingungsnebensatz ist durch einen Infinitiv, ein Participium, einen adverbialen Ausdruck oder ein Substantivum vertreten. Häufig haben wir schließlich auch ein unvollständiges hypothetisches Satzgefüge, indem der Hauptsatz allein ohne seinen zugehörigen Nebensatz steht. Die Fortlassung des hypoth. Nebensatzes erklärt sich einerseits aus dem Streben nach möglichster Kürze, andrerseits dadurch, daß der hyp. Nebensatz, falls er stehen würde, etwas Selbstverständliches ausdrücken würde.

Daß andrerseits auch der hypothetische Hauptsatz fehlen kann und der Nebensatz, meist in Form eines beziehungslosen Relativsatzes, im Sinne eines objektiv irrealen Wunsches steht, ist schon erwähnt worden.

Zusammenfassung.

Sowohl auf dem Gebiete des unabhängigen Konjunktivs des Begehrens als auch auf dem des Konjunktivs der Unsicherheit ist gegenüber dem ausgedehnten afrz. Gebrauch ein äußerst starker Rückgang im Neufrz. zu verzeichnen; es macht sich hier eine große Abneigung gegen den unabhängigen Konjunktiv bemerkbar. Vieles ist ganz geschwunden, Vieles ist durch andere Ausdrucksweisen ersetzt, besonders treten die Formen des neugebildeten Imperf. Fut. als Konkurrenten des Konjunktivs auf. Der Konjunktiv des Begehrens ist im großen und ganzen, abgesehen von einigen erstarrten, formelhaft gewordenen Resten alten Sprachgebrauchs nur noch in der mit que eingeleiteten Form vorhanden.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

MITTLERE UND NEUERE GESCHICHTE.

JAHRGANG 1920 Nr. 2.

WILHELM BODE,
Studienreferendar in Hildesheim,
geboren 31. Dezember 1890 in Alfeld.

Hansische Bundesbestrebungen in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Referent: Professor Stein.
Tag der mündlichen Prüfung: 19. Dezember 1919.

Die volle Dissertation erscheint in Bd. XXV (Jahrgang 1919) und Bd. XXVI (Jahrgang 1920) der Hansischen Geschichtsblätter.

Einleitung.

Die Untersuchung geht aus von der Frage: Hatte die deutsche Hanse anfänglich oder später Bundescharakter? Im Gegensatz zu weit verbreiteten Anschauungen muß die Antwort nein lauten. Der deutschen Hanse fehlen alle wesentlichen Merkmale eines urkundlichen Bundesvertrages und der den hansischen Tohopesaten, d. h. Bündnissen im technischen Sinne, zugeschriebene Zweck ist dem Charakter der deutschen Hanse ganz fremd. Das Wesen der Hanse erklärt sich am besten durch die Formel: Deutsche Hanse gleich deutsches Recht. Diejenigen deutschen Städte also, die an der Summe des Rechts teilhaben, das ein Kreis von deutschen Kaufleuten im Auslande erworben hat, sind die Hansestädte. Ihre Gemeinschaft entspringt keinem politischen Zusammenschluß, sondern einer kaufmännischen Rechtseinheit. Allerdings sind lose Ansätze und Möglichkeiten zu bundesartiger Entwicklung vorhanden.

I. Kapitel.

Wann setzen nun zuerst Bundesbestrebungen ein und welcher Art sind diese? Tragen sie hansischen Charakter und tragen sie Bundescharakter? Die längst bestehenden landschaftlichen Bünd-

nisse einzelner Hansestädte haben mit der Hanse selbst nicht das geringste zu tun. Auch das erste große politische Bündnis, das als ein hansisches gilt, die Kölner Konföderation vom 11. November 1367 war kein hansisches Bündnis, sondern nur ein vorübergehender Allianzvertrag der hansischen und nichthansischen Seestädte, der durch wirtschaftliche und politische Macht auch ihm fernstehende Neutrale, besonders die hansischen Landstädte in Form der „Ordonnanz“ zu aktiver oder passiver Teilnahme an seinen Unternehmungen zwang. Bis zum ersten Jahrzehnt des 15. Jhs. kann man nicht von hansischen Bundesbestrebungen sprechen, weil bis dahin eine enge rechtliche und tatsächliche Gemeinschaft zwischen den Hansestädten und zahlreichen nichthansischen Seestädten bestand. Die Maiversammlung vom Jahre 1407 zu Lübeck ist die erste rein hansische Tagfahrt.

Der Versuch, eine dauernde Bundespflicht oder gar eine hansische Bundespflicht von der Kölner Konföderation herzuleiten, ist gescheitert. Noch lange bleibt die „Ordonnanz“, das ist der Mehrheitsbeschluß der hansischen Versammlungen, die Form, in der die Hanse politisch sich band. Ein Bundesvertrag wurde bewußt abgelehnt. Weil es noch nie ein hansisches Bündnis gegeben hatte, glaubten die Hansestädte noch weiter mit dem Gehorsam aller Städte gegen die Beschlüsse der Hansetage auszukommen. In diesem Gehorsam der Minderheit (und der abwesenden) gegen die Beschlüsse der Mehrheit (d. h. der anwesenden) Städte sahen sie „das Fundament der Hanse“, also in den Ordonnanzen, nicht in den sonst üblichen urkundlichen Verträgen, die nur mit Zustimmung aller Teilnehmer zustande kommen können.

II. Kapitel.

Die ersten selbsttätigen Versuche, zu bündischen Formen zu gelangen, stammen nicht aus dem weiten Kreis der meerumspannenden Rechtseinheit der Hanse, sondern aus der landschaftlich isolierten einzelnen Hansestadt. Ihre Regungen setzen da ein, wo die territoriale Selbständigkeit der Hansestadt bedroht war, nicht aber ihre Rechte im Auslande; damit ist zugleich ausgesprochen, daß ihr Zweck nur mittelbar ein hansischer war. Wann setzen zuerst Bundesbestrebungen unter den einzelnen Städten oder Städtegruppen des hansischen Gebietes ein? Lange vor dem ersten Auftreten der „Städte von der deutschen Hanse“ (1358) gab es im niederdeutschen Heimatsgebiet der Hanse zahlreiche sogenannte Landfriedensbündnisse. Aus diesen entwickelten sich allmählig,

etwa seit der Mitte des 14. Jhs., politisch gefärbte Städtebündnisse. Diese städtischen Defensivverträge sind die Folgeerscheinungen der scharfen Spannung zwischen Städten und Landesherrn. Bis in den Anfang des 15. Jhs. tragen diese Bünde hansischer Städtegruppen, von denen die wichtigsten die der wendischen und die der sächsischen Städte sind, noch durchaus lokalen Charakter; mit der Hanse haben sie nichts zu tun. Trotzdem sind diese landschaftlichen Schutz- und Trutzbündnisse die Wurzeln der hansischen Tohopesaten. Das wachsende Mißtrauen gegen die Landesfürsten bewog die Städte, ihren Bundeskreis immer weiter zu spannen. Die Bundesidee, gestützt auf die landschaftlichen Bündnisse, beginnt seit dem ersten Jahrzehnt des 15. Jhs. von der wendischen Kerngruppe ausgehend ihre Fühler über das ganze hansische Gebiet zu strecken.

III. Kapitel.

War bisher nur von einer Bedrohung der Freiheit und politischen Selbständigkeit der Hansestädte durch äußere Feinde die Rede, so richtet sich jetzt der Blick auf eine Parallelerscheinung, das ist die Bedrohung der städtischen Verfassung durch innere Unruhen. Die Flut des Umsturzes, die durch das 14. Jh. bis tief ins 15. Jh. sich über das ganze Gebiet der Hanse ergoß und die ihre höchsten Wogen in Lübeck, dem Haupt der Hanse, schlug, bereitete den Boden endgültig für die neue Idee der hansischen Tohopesate vor. Seit der Lübecker Revolution von 1408—1416 kann man erst den zielbewußten Plan verfolgen, ein politisches Bündnis aller Hansestädte zu schaffen. Der Tohopesatenplan des Lübecker neuen Rats vom Juli 1411 macht den Anfang. Ich glaube mit einiger Sicherheit nachgewiesen zu haben, daß die führenden Männer der Lübecker Revolution die geistigen Väter der hansischen Tohopesate sind, wenn auch ihre Gedanken erst lange nach ihrem Sturze verwirklicht wurden. Die Reaktion hat die hansische Bundesidee übernommen. So kam der erste Vorläufer der hansischen Tohopesaten in Gestalt der wendischen „Tosate" vom 25. Januar 1417 in Lübeck zustande. Und geboren aus der doppelten Bedrohung der städtischen Freiheit von außen und innen folgte ihr schon im Sommer 1418 der erste Entwurf eines allgemein-hansischen Bundes. Wir bezeichnen ihn als einen bedeutsamen Schritt zur Politisierung der ursprünglich rein wirtschaftlichen Organisation der Hanse. Noch war der aus der Natur der Hanse entspringende Widerstand stark genug, die Verwirklichung des großen

Bundesplanes aufzuhalten. Selbst der Druck des hansisch-dänischen Krieges von 1426, der unmittelbar die Unabhängigkeit der großen Hansestädte bedrohte, führte zwar zu engerem politischen Zusammenschluß der wendischen und sächsischen Gruppe, nicht aber zum Abschluß der geplanten hansischen Tohopesate.

IV. Kapitel.

Wir hatten hervorgehoben, daß die „Ordonnanz", der durch Abstimmung erzielte Mehrheitsbeschluß der hansischen Versammlung — im Gegensatz zum urkundlichen Bundesvertrag —, die typisch-hansische Einigungsform war. Jedes Bündnis zeigt drei Entwicklungsstufen: Vorbesprechung, Beschluß, Abschluß. Die Ordonnanz ist die zweite Stufe. Man hat bisher nicht scharf genug zwischen ihr und der dritten Stufe, dem Abschluß durch „Brief und Siegel" unterschieden. Nach mittelalterlicher Rechtsanschauung hat aber der urkundliche Abschluß entscheidende Bedeutung, er ist der Schlußakt. Nach ihrem ersten Mißlingen griff die von Lübeck seit dem Anfang des 15. Jhs. zielbewußt ausgehende Bundespolitik auf die der Hanse eigentümliche Ordonnanz, also die Vorstufe zum Bündnis zurück. 1430 und 1434 wurden die politischen Einheitspläne im Gegensatz zum Bündnisentwurf von 1418 wieder völlig als Ordonnanz behandelt; diese ist eine geschickte Auswertung der grundsätzlichen Anerkennung der Hansestädte, daß der im Auftrage der Allgemeinheit kriegführenden Zentralgruppe von allen Hansestädten Hilfe zu leisten sei; sie ist der Versuch, durch Abstimmung den zähen Widerstand vieler Hansestädte gegen die Bundespolitik zu überwinden. Theoretisch wurde damit die Notwendigkeit politischen Zusammenschlusses anerkannt, aber die Praxis zeigte bald, daß es doch nicht ohne die umständlichere und festere Bundesform ging. Erst gegen die Mitte des 15. Jhs. hielt man den Boden für genügend vorbereitet zur letzten Stufe, zum urkundlichen Bundesvertrage. Der Entwurf von 1441 führte 1443 zur ersten hansischen Tohopesate. Durch augenblickliche Bedrohung der städtischen Freiheit war ihr Abschluß beschleunigt, praktisch war sie unwirksam. Unter dem Druck neuer Gefahren von außen und innen wurde die Tohopesate 1447 erneuert und auf den größten Teil der Hansestädte erweitert, bis sie 1451 ihren endgültigen Abschluß fand; eine Folgeerscheinung des allerorts in und außer Deutschland beginnenden Kampfes zwischen Fürsten und Städten.

Schluß.

Der Schlüssel zum Verständnis der Schwierigkeiten, mit denen hansische Bundesbestrebungen immer zu kämpfen hatten und die sie nie recht zu Kräften kommen ließen, liegt im Wesen der Hanse. Die Bundesbestrebungen bedeuten das Eindringen des politischen Elements in die rein wirtschaftliche Rechtseinheit der Hanse. Diese Politisierung mußte praktisch unwirksam bleiben, weil sowohl die eigenartige geographische Zerrissenheit als auch der einseitige Handelscharakter der Hanse mit ihr unvereinbar waren. Die Hanse hatte lange ohne die Tohopesaten bestanden und wurde durch sie nicht wesentlich beeinflußt. Zu keiner Zeit haben Bezeichnungen wie „Hansebund" oder „Bund der Hansestädte" irgendwelche Berechtigung. Selbst zur Blütezeit der Tohopesaten scheiden die Hansestädte scharf zwischen der zeitlich unbegrenzten Hanse als solcher und ihren immer in Zeit und Teilnehmern begrenzten Tohopesaten.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

MITTLERE UND NEUERE GESCHICHTE.

JAHRGANG 1920
Nr. 3.

WOLFGANG SELLO,
geb. 13. April 1891 zu Oldenburg.

Die Häuptlinge von Jever.

Ein Beitrag zur friesischen Territorial- und Verfassungsgeschichte.

Referent: Professor Stein.
Tag der mündlichen Prüfung: 29. Oktober 1919.

Die volle Dissertation erscheint im nächsten Bande des Jahrbuchs für die Geschichte des Herzogtums Oldenburg, herausg. vom Oldenburger Verein für Altertumskunde und Landesgeschichte.

In den friesischen Territorien des deutschen Nordseeküstengebiets entstanden am Ende des Mittelalters zwei selbständige Staaten monarchischer Regierungsform, die Grafschaft Ostfriesland und die Herrschaft Jever. Letztere, durch die ehemalige Harlebucht im Westen, durch die Jade im Osten von den Stammesgenossen geschieden, bestand nach ihrer endgültigen Gestaltung aus dem vom Sendbezirk Jever gebildeten Teil des alten Gaues Östringen, dem nicht im Jadebusen untergegangenen Rest des sogenannten Viertels Rüstringen im bovenjadischen Teile des alten gleichnamigen Gaues und dem Wangerland nebst der Insel Wangeroge. Vorort dieses Territoriums war schon früh die erst im 16. Jahrhundert zur Stadt erhobene Siedelung Jever mit ihrem „Glockenschlag" und der Burg; von ihr entlehnte im Laufe der Zeit, im Amtsstil nicht vor 1592, die ganze Herrschaft den Namen.

Zwischen Ostfriesen und Östringern bestand Feindschaft von altersher; im Kampf gegen ostfriesische Übermacht standen Jeverands Einwohner allezeit treu zu ihren erwählten Herren. Ihr staatsrechtliches Verhältnis zu diesen aus lückenhaftem Quellen-

material zu ermitteln und festzustellen, wie aus verschiedenartigen, immer mehr zerbröckelnden friesischen „Landdistrikten" der kleine, bis heute in dem bisherigen Großherzogtum Oldenburg seine landschaftliche Sonderstellung behauptende jeverländische Staat sich bildete, das ist ein anziehendes Geschichtsproblem.

Die Dynasten Jeverlands bis zu ihrem Aussterben im Mannesstamme, und die Ostfrieslands bis zu ihrer Erhebung in den Reichsgrafenstand nannten sich „Häuptlinge". Da ihre Herrschaften monarchisch-erblichen glichen, hat man umgekehrt verallgemeinernd die friesischen Häuptlinge schlechthin für „erbliche Dynasten" erklärt, und die etwa in der Mitte des 14. Jahrhunderts beginnende Periode friesischer Geschichte, in welcher solche markant hervortreten, kurzweg als „Häuptlingszeit" charakterisiert. Den Ursprung dieser „erblichen Dynasten mit dem Häuptlingstitel" hat man dann in dem alten friesischen Geburtsadel gesucht (v. Richthofen) oder im erblich gewordenen Besitz des Richteramts (Suur), des Schulzenamts (Heck) oder des Kokaramts (Jaeckel) und sie aus der darauf beruhenden „Bezirks- oder Landesführerschaft" sich entwickeln lassen. Gegenüber diesen rechtssystematischen Konstruktionen hat Pauls den methodisch richtigen Weg eingeschlagen, indem er, zunächst für Ostfriesland, die urkundlich nachweisbaren Häuptlingsrechte zusammenstellte; da er aber diese in erster Linie sachlich statt persönlich-örtlich gruppierte und die erbliche Dynastenqualität der Häuptlinge als gegeben annahm, mußte er das Ziel verfehlen.

Im oldenburgischen Friesland, besonders im Jeverland, ergibt sich quellenmäßig ein anderes Bild. Die an vielen Orten oft in größerer Zahl gleichzeitig erscheinenden Häuptlinge schließen für diese die Landesführerschaft auf der Grundlage eines erblich gewordenen Volksamtes aus; es begegnen uns im Jeverland neben den regierenden Dynasten mit dem Häuptlingstitel genug Häuptlinge, welche Dynastengewalt nie besessen oder nur beansprucht haben; die Dynasten Jeverlands verdanken ursprünglich, wie auch die Ostfrieslands, ihren Prinzipat der Volkswahl; sie werden durch diese nicht zu „Häuptlingen", sondern zu „Vorstehern", „Vormunden", „Obersten" berufen.

Die Häuptlinge, die übrigens schon seit dem 13. Jahundert in Friesland, in anderen Gegenden Deutschlands noch früher, auftreten, müssen daher von anderer Art und Bedeutung gewesen sein.

Wir erkennen in ihnen die principales, potentes, meliores, die „gude mans“, die Adeligen, welche in Urkunden unseres Gebietes seit der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts und in den chronistischen Quellen des 16. Jahrhunders häufig zwischen den regierenden Volksbeamten oder den Dynasten und der „mene mente“ genannt werden. Nach jeverländischen Definitionen des 16. Jahrhunderts leisteten diese wie alle Angehörigen der höchsten Censusklasse Ritterdienst mit Roß und Harnisch, unterschieden sich aber von ihren Standesgenossen durch die Befreiung ihres „Heerdes“ von den öffentlich-rechtlichen Leistungen, denen alle übrigen „Hausleute“ ausnahmslos unterworfen waren. Diese Steuerfreiheit wird als erblich gewordene Entschädigung für die Verwaltung der höchsten Volksämter anzusehen sein; die so Bevorrechteten waren die Besitzer der zum Richteramt berechtigenden Höfe. Als solche und um ihrer Begüterung willen (divites seu capitanei) genossen sie und ihre Geschlechter naturgemäß eine faktische Vorzugsstellung in der Gemeinde, deren „Häupter“, „hovetlinge“ sie waren. Aus ihrer Zahl erwählte man selbstverständlich die „Bezirks- und Landesführer“, deren Amtsgewalt der Natur der Sache nach im wesentlichen den alten Schulzenfunktionen entsprechen mußte. Unter günstigen Umständen in politisch erregter Zeit konnte sich aus dieser Landesführerschaft eine durch Volkswillen mehr oder weniger beschränkte persönliche Landeshoheit entwickeln, die in der Weise zur bedingt erblichen wurde, daß bei dem Tode des Regenten die Neuwahl auf den successionsfähigen Descendenten gelenkt, resp. die Gehorsamsleistung von der Gewährung gewisser verfassungsmäßiger Bedingungen, einer förmlichen Wahlkapitulation, abhängig gemacht, oder daß wenigstens das Einverständnis mit der Succession des Leibeserben durch Acclamation der „mene mente“ bekundet wurde. Alle diese Entwicklungsphasen treten uns bei Betrachtung des jeverschen Staatsrechts im 15. und 16. Jahrhundert entgegen.

In Ermangelung eines landesüblichen Titels für die neue, eigenartige Würde, vielleicht auch aus Rücksicht auf die Empfindlichkeit ihrer Landsleute behielten die Erwählten ihre alte, ererbte Häuptlingsbezeichnung bei; so erhielt diese im Einzelfalle wohl die Sonderbedeutung von „Landesherr“. Man sollte daher unterscheiden zwischen „Kirchspielshäuptlingen“ und „Landeshäuptlingen“. Nur von letzterer Kategorie handelt unsere Untersuchung.

Die Darstellung erörtert weiter in kritischen Ausführungen eingehend und mit besonderer Berücksichtigung der verfassungsrechtlichen Entwicklung die Geschichte der mit Hayo Harlda, einem Sohne des 1419 aus Butjadingen vertriebenen Burhaver Häuptlings Lubbe Sibets, beginnenden jeverschen Dynastie sowie ihrer beider Vorgänger Edo Wimeken d. Ä. und dessen Tochtersohn Sibet, in denen spätere Volksüberlieferung irrtümlich Ahnherren der auf sie folgenden Dynastie sah: Edo Wimeken d. Ä. († zwischen 1414 und 1416), Sibet Lubbenson († 1433), Hayo Harlda († 1441), Tanno Duren († 1468), Edo Wimeken d. J. († 1511), Junker Christoph († 1517) und Fräulein Maria († 1575).

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

HISTORISCHE HILFSWISSENSCHAFTEN.

JAHRGANG 1920.
Nr. 4.

HERMANN HENZE,
Studienreferendar in Göttingen,
geb. 31. März 1890 zu Gr. Döhren (Kreis Goslar).

Die kartographische Darstellung der Westgrenze des deutschen Reiches in karolingischer Zeit.

Eine methodologische Untersuchung.

Referent: Prof. Brandi.
Tag der mündlichen Prüfung: 12. Mai 1920.

Die volle Dissertation ist, in Maschinenschrift geschrieben, von der Universitäts-Bibliothek in Göttingen und der Staatsbibliothek in Berlin leihbar.

I. Das Problem. Die deutsche Reichsgrenze in der Karolingerzeit wird in den bisherigen kartographischen Darstellungen wiedergegeben mit denselben Mitteln (Liniengrenze, Flächenkolorit) wie moderne, im Boden versteinte und in Katasterblättern eingetragene Grenzen. Eine neue Untersuchung über die deutsche Westgrenze im 9. Jahrhundert muß demgegenüber — nach dem jetzigen Stande der „Grenz"forschung — erfolgen unter folgender Problemstellung:

1. Wie war die Auffassung der Karolingerzeit von der „Grenze" und die Methode der Grenzsetzung?

2. Wie weit läßt sich nach den Quellen der Karolingerzeit der Verlauf der Reichsgrenze von 843, 870 und 879/80 mit Sicherheit ermitteln, und was bleibt problematisch?

3. Wie lassen sich die gewonnenen Ergebnisse auf der Karte darstellen?

II. Die Quellen. Das Material für diese Untersuchung bieten die Reichsteilungen des 9. Jahrhunderts, in erster Linie die Teilungsurkunden von 806, 817, 831 und 870, die über die offizielle

Auffassung von Grenze und Grenzsetzung die beste Auskunft geben müssen. Daneben sind die historiographischen Quellen der Karolingerzeit in weitem Umfange herangezogen sowie Königs- und Privaturkunden im wesentlichen des 9. Jahrhunderts [1]).

III. Die Methode und wesentlichen Ergebnisse der Arbeit. Da die kartographischen Darstellungen der in Frage stehenden Grenzen [2]) letzten Endes auf die Gaukarten von Spruner-Menke, Longnon und Piot zurückgehen, ist eine kritische Auseinandersetzung mit den Grundlagen dieser Arbeiten — soweit sie das deutsch-französische Grenzgebiet betreffen — vorangestellt; zumal da die Beschreibung der Grenzen bei den karolingischen Teilungen in der Hauptsache erfolgt durch Aufzählung der zugeteilten Grafschaften oder Gaue. Gegen Longnons Methode — Rekonstruktion „genauer" Gaugrenzen nach Archidiakonats- und Dekanatsgrenzen — ergeben sich gewichtige Bedenken nach drei Richtungen. 1) Die Archidiakonate und Dekanate sind in den einzelnen Diözesen zu ganz verschiedenen Zeiten eingerichtet, z. T. lange nach Verfall der alten Gauverfassung [3]). 2) Die Quellen für diese kirchlichen Grenzen — in der Hauptsache kirchliche Register — stammen aus sehr viel jüngerer Zeit: vorwiegend aus dem 14.—15. Jahrhundert, gelegentlich erst aus dem 16.—18. Jahrhundert [4]); Register schon aus dem 13. Jahrhundert gehören zu den Ausnahmen (vgl. Fabricius, Erl. z. gesch. Atlas d. Rheinprov. 5, 2, 178). Bis dahin waren vielfache Grenzverschiebungen erfolgt durch Rodungen, neue Siedelungen, Wüstungen, Einführung der Reformation u. a. 3) Auch wenn es gelingt, aus den späten Quellen Archidiakonatsgrenzen mit einiger Sicherheit zu rekonstruieren, ist damit für die alten Gaugrenzen nicht viel gewonnen; denn eine kirchliche Grenze konnte in karolingischer Zeit ebenso unbestimmt und vage sein wie die Gaugrenze, der sie entsprechen sollte; ein methodischer Grundsatz, der bei Benutzung jeder Art jüngerer Grenzen für die Ermittlung der Gaugrenzen zu beachten ist.

Gegen Menkes — im Vergleich zu Longnon stark generalisierte — Gaugrenzen ist geltend zu machen: die neuere deutsche Gauforschung hat für das innere Deutschland die Unmöglichkeit der Zeichnung fester Gaugrenzen erwiesen [5]); auch für das deutsch-französische Grenzgebiet, wo auf dem Boden altrömischer Provinzialkultur zunächst andere Voraussetzungen für Siedelung und Abgrenzung vorlagen, lassen sich weithin durchaus gleiche Verhältnisse nachweisen, wie sie etwa Curs für die deutschen Gaugrenzen präzisiert.

Eine Untersuchung der sprachlichen Bezeichnungen für „Grenze" in den Nachrichten über karolingische Teilungen ergibt: nur selten lassen sich limes, terminus, fines und confinium auf Liniengrenze deuten; häufig bezeichnen sie aber einen breiteren Grenzsaum, die drei letzteren oft auch Grenzgebiet und Gebiet schlechthin [6]).

Reichsgrenzen kartographisch als Liniengrenzen wiederzugeben, ist nur da möglich, wo eindeutige Flußläufe die Grenze bildeten. Flüsse werden bei den Grenzsetzungen häufig genannt, sind aber nicht immer als eigentliche Grenzen anderweitig zu belegen; meist greifen die daneben genannten Gaue über die Flüsse hinaus. Es fällt auf, daß stets nur von den wenigen großen Flüssen die Rede ist (einzige Ausnahme die Ourthe in der Teilungsurkunde von 870); das ist charakteristisch für die geographische Orientierungsweise der Karolinger: die Flüsse sind Leitlinien für das eigentliche Mittel der Grenzbeschreibung, die Aufzählung der zugeteilten Landschaften, Grafschaften, Bischofsitze, Klöster usw. [7]).

Ein Flußtal ist an sich Flächengebilde, doch faßt man schon als ideelle Grenze die Strommitte [8]). Bildet aber ein Fluß Altwässer und Stromarme [9]), so ist eine eindeutige Grenzlinie kaum festgesetzt gewesen, kann zum mindesten heute nicht mehr ermittelt werden; die Flußgrenze ist hier „Grenzsaum".

Als Grenzsaum sind fast immer auch die Gebirge aufzufassen, gelegentlich bezeichnet als Grenzwall (macheria), heremus u. ähnl. [10]). Ebensowenig kann eindeutiger Grenzverlauf angenommen werden, ist zum mindesten nicht mehr sicher zu ermitteln in den großen Waldgebieten (Carbonaria, Arduenna, Fania u. a.) und in den Hochmoorgebieten an der Sachsen-Friesengrenze. Diese Gebiete zeigen auch fast durchweg eine geringe Besiedelungsdichte; darüber geben die Gaukarten, auch wenn sie nicht alle damaligen Orte verzeichnen, ein wenigstens relativ zuverlässiges Bild.

Völlig abweichend vom modernen Grenzbegriff sind: das häufige Übereinandergreifen der zugeteilten Herrschaftsrechte; die Überschneidungen der kirchlichen Sprengel durch die Reichsgrenze; die Zuteilung von Metropolen, Bischofsitzen, Klöstern und anderen Titeln in dem fremden Teilreich.

Es ergibt sich aus allem, wie wenig die Karolingerzeit eine Vorstellung hatte von einer genauen Reichsgrenze im modernen Sinne oder die Ansetzung exakter Liniengrenzen erstrebte.

Die kartographische Darstellung muß durch Anwendung verschiedener Signaturen zur Bezeichnung der dargelegten Grenzqualitäten das Problematische der Grenzen erkennen lassen. Sie

muß zum mindesten unterscheiden zwischen eindeutig fixierbaren Liniengrenzen und den nicht eindeutigen Grenzsäumen und Gaugrenzen; einen Vorschlag dazu gibt die beigegebene Karte. Bischofsitze und Klöster im fremden Teilreich können dargestellt werden durch Eintragung mit den konventionellen Signaturen und den Ortsnamen in verschiedenen Farben oder durch farbige Unterstreichung zur Bezeichnung der Reichszugehörigkeit. Zweifelhafte Zugehörigkeit: bei Gebieten durch gestreiftes Kolorit, bei einzelnen Orten (Klöstern u. a.) durch unterbrochene Unterstreichung.

Im zweiten Teil der Arbeit wird auf Grund der bisher gewonnenen Erkenntnisse der Verlauf der Reichsgrenze von 843, 870 und 879/80 im einzelnen untersucht. Die Wiedergabe muß sich hier beschränken auf knappe Anmerkungen zu der beigefügten Karte.

1. Die Grenze von Verdun (843)[11]. Der Rhein, als Grenze genannt bei Regino (Chron. 842) und in Ann. Bert. 843, ist durch anderweitige Zeugnisse als eigentliche Grenze nur zu erweisen zwischen Aval- und Nahegau und oberhalb Basel bis zur Aar; als Grenzsaum östlich des Elsaß. Er ist aber nicht Grenzfluß gegen Friesland, das zu Lothars Reich gehört (Ann. Bert. 855, Teilungsurk. 870). Für die Gaue Thrente, Thwente, Salland, Hamaland, Felua, Flethetti, Hattuariensis rechts des Rheines, Rurak-, Keldag-, Tuizih- und Avalgau ist die Zugehörigkeit zum deutschen oder lotharischen Reich zweifelhaft; die Untersuchung kommt hier im Resultat nicht über die vorsichtige Darstellung Parisots hinaus[12].

Im Osten reichte Friesland nur bis an die Weser; das Land Wursten, das fast alle Karten zu Friesland ziehen[13]), war damals noch nicht friesisch[14]). Die Sachsen-Friesengrenze verlief durch Hochmoore[15]) und dünnbesiedelte Gebiete[16]); sie kann nicht als eindeutige Liniengrenze gezeichnet werden.

Dünne Besiedelung findet sich streckenweise auch an den Grenzen der drei fränkischen Gaue (Nahe-, Worms- und Speyergau).

Für Kloster Weißenburg im deutschen Speyergau macht Pückert[17]) nach Datierungszeilen in Weißenburger Privaturkunden wahrscheinlich, daß es 843 zunächst an Lothar I. fiel und erst zwischen 847 und 851 an Ludwig den Deutschen kam.

2. Die Grenze von Mersen (870)[18]). Für die Teilungsurkunde von 870 bestehen mehrfach Schwierigkeiten der Interpretation und Identifizierung[19]). Da zudem der größte Teil der Grenze lediglich durch Aufzählung der Grafschaften beschrieben wird, ist ihr Verlauf nicht überall mit Sicherheit zu ermitteln. Die

Urkunde setzt im Prinzip ein breites Band von Herrschaftsrechten, die den teilenden Königen zufallen, aber keine Grenze.

Hervorgehoben sei hier nur die Darstellung der Klöster, die dem einen König zugeteilt wurden, aber im Gebiet des anderen lagen. Ludwig der Deutsche erhielt in der französischen Grafschaft Portensis: Faverney, Lure, Luxeuil; Offonis villa der Urkunde ist nicht sicher zu identifizieren und muß für die kartographische Darstellung ausscheiden. Darnach teilen fast alle Karten den Portensis durch eine Grenzlinie, die verschieden ausfällt je nach Identifizierung von Offonis villa. Aber gerade die Urkunde von 870 teilt mehrere Grafschaften und gibt jedesmal die Demarkationslinie an; nicht aber für den Portensis. Außerdem erhält umgekehrt Karl der Kahle die Klöster Senones in der deutschen Grafschaft Calmontensis und S. Servatii in Maastrecht, das deutsch war, falls die Lesart „Trectis" der Urkunde gesichert ist[20]). Kartographisch kann die Zugehörigkeit dieser Klöster nur durch farbige Eintragung oder Unterstreichung zum Ausdruck gebracht werden. Nicht anders liegt es bei der Karl dem Kahlen zufallenden Metropole Besançon im deutschen Warrasch- (oder Amaus-)gau und der Sedes von Utrecht im französischen Teil von Friesland. Hier handelt es sich nicht um Zuteilung territorialer Gebiete, sondern um königliche Rechte, die begründet liegen in der Stellung der Karolinger zur Kirche.

3. Die Grenze von 879/80 (Ribemont)[21]). Sie entspricht der lothringisch-französischen Grenze von 843 und zeigt am typischsten die Rolle der großen Flüsse als „Leitlinien"[22]). Mehr als 100 km springt die Grenze von der Schelde zurück an die Maas; diese bildet aber vielleicht nirgends die eigentliche Grenze, die deutschen Grafschaften greifen z. T. weit nach Westen über sie hinaus.

Demgegenüber scheint die Rücksichtnahme auf kirchliche Grenzen, die Schulte als „innersten Kern" der Teilung von Verdun hinstellt[23]), doch nur eine sekundäre Rolle zu spielen; die mannigfachen Abweichungen der Reichsgrenze von der kirchlichen Einteilung sind u. E. charakteristischer als die Übereinstimmungen[24]).

Als Liniengrenze bis an den Cameracensis ist anzusetzen die Schelde; sie erfährt in der Grenzbeschreibung Ann. Bert. 843 keine Modifizierung und ist auch durch sonstige Belege als Grenzlinie gesichert[25]). Nur an der Mündung greift Friesland mit einem schmalen Randgebiet bis an den Sinkfal über die damals noch schmale Westerschelde.

Der weitere Verlauf der Grenze (zwischen Schelde und Maas

durch dünnbesiedelte Waldgebiete) bis zur Saône ist nur nach Gaugrenzen anzusetzen und nicht sicher zu ermitteln[26]. Hier, wo sich nach der kurzen französischen Episode (911—925) in den nächsten Jahrhunderten mit Ausbildung der Territorialherrschaften die Grenze zunehmend konsolidiert, könnte man gewiß mit rückläufiger Methode einen exakteren Verlauf für 880 ermitteln, — ob aber damit der wahre Stand der Karolingerzeit gewonnen würde, erscheint fraglich.

Von den Maasgrafschaften sind nach 880 als deutsch belegt: Dulmensis (BM² 1883 a), Virdunensis (BM² 1896, 1958, 1985, 2024) und Barrensis (Parisot 524 Anm. 9). Doch liegt kein Anhaltspunkt vor, daß auch der Castricius, Mosominsis und die nördliche Odornensisgrafschaft 879/80 nicht abgetreten seien.

Die von Regino (Chron. 879) erwähnte Abtretung der Abtei St. Vaast zu Arras beruht offenbar auf Verwechselung mit 843[27].

Nicht ganz sicher ist aber die Abtretung des Portensis, da vielleicht das französische Lothringen nur soweit an Ludwig den Jüngeren abgetreten wurde, wie nach den Teilungen des deutschen Lothringens 877 und 878 sein Anteil reichte[28].

Südlich des Portensis waren deutsch seit 870 die Grafschaften Amaus, Scudingus und Warrascus. Hier bildet die Saône streckenweise die Grenzlinie: sie erfährt als solche in der Gebietsbeschrei-Ann. Bert. 843 keine Einschränkung wie Maas und Rhône.

Anmerkungen zu der beigegebenen Karte.

Die Karte gibt nur einen Ausschnitt wieder aus der der Dissertation beigegebenen Karte. Mit Rücksicht auf das Druckverfahren mußte auf farbige Darstellung verzichtet und versucht werden, durch Anwendung verschiedener Schriftarten die bei den einzelnen Teilungen genannten Grenztitel zu unterscheiden. — Die Signaturen ×××, <> <> <>, ooo bezeichnen im Gegensatz zu der Grenzlinie (an Flüssen hier aus technischen Gründen punktiert wiedergegeben) unsicher fixierbare Gaugrenzen und Grenzsäume. Sie bedeuten nicht: an dieser Stelle verlief die Grenze, sondern: in dieser Gegend setzten sich die Herrschaftsrechte voneinander ab.

Anmerkungen.

1) Wichtigste ältere Literatur zu finden bei A. Schulte, Frankreich und das linke Rheinufer (1918). — Umfangreiches Quellen- und Literaturmaterial verarbeitet Parisot, Le royaume de Lorraine (833—923) (1898); noch ganz in der älteren Auffassung der Grenzen als Liniengrenzen.

2) Spruner-Menke, Handatlas [3] (1880). — Longnon, Altlas historique de la France (1884); ein methodischer Vorzug gegenüber Spruner-Menke liegt in der Beigabe des „texte explicatif". — Piot, Les pagi de la Belgique (Mémoires couronnés ... par l'académie Royale, Bd. 39, 1879). Piot nimmt wie Longnon — wenn auch mit Einschränkungen — Koinzidenz von Gau- und Archidiakonatsgrenzen an. Seine Einteilung in grands pagi, pagi moyens und petits pagi ist in den Quellen nicht genügend begründet. — Vgl. auch die Karten bei: Droysen, Allg. Hist. Handatlas (1886); Mühlbacher, Deutsche Gesch. (1896); Parisot, Le royaume de Lorraine (1898); Poole, Historical Atlas (1902), — für die karolingische Zeit lediglich Kopie von Spruner-Menke. — Gaukarten einzelner Gebiete bei: Duvivier, Recherches sur le Hainaut ancien (1865); d'Herbomez, Cartulaire de l'abbaye de Gorze (1898); Le Glay, Glossaire topogr. de l'ancien Cambrésis (1849); von Richthofen, Unters. über Fries. Rechtsgesch. II (1882); Schultze, Die fränkischen Gaugrafschaften Rheinbayerns usw. (1897).

3) Nachweisungen bei: Fabricius, Erl. z. gesch. Atlas d. Rheinprovinz 5, 1, 3 f., 129 u. s.; — Parisot, 701; — Duvivier, Recherches, pass.

4) Longnon, texte 115 f.

5) Vor allem Karten zu: Philippi, Osnabrücker UB, I (1891); — Curschmann, Diözese Brandenburg (1906); — Curs, Deutschlands Gaue im 10. Jahrh., Diss. Göttingen 1908.

6) Auch hier findet sich keinerlei Beleg für die von Rübel (Die Franken, ihr Eroberungs- und Siedelungssystem im deutschen Volkslande, 1904) diesen Begriffen beigelegten bestimmten technischen Bedeutungen, die eingehende Kritik und Zurückweisung schon erfahren haben durch K. Brandi, Gött. Gel. Anz. 1908, 1.

7) Typische Beispiele: Ann. Bert. 843, (die „Maasgrenze"); Nithard IV, 3 (SSrG [3] 44), — die vorgeschlagene Grenze erscheint hier anfangs durchaus als Liniengrenze im Sinne Rübels, erhält aber sofort einen ganz anderen Charakter durch den Zusatz: „omnes videlicet episcopatus, abbatias, comitatus, fisca".

8) Zusammenkünfte der Könige fanden gern statt mitten auf den Grenzflüssen (vgl. J. Grimm, Deutsche Grenzaltertümer, Kl. Schriften II, 41); so 859 bei Andernach (Ann. Fuld. 859), 921 bei Bonn (M. G. Const. I, 1).

9) Typisch dafür der Rhein in der oberrheinischen Tiefebene, der erst durch Regulierungen des 19. Jahrhunderts in ein Hauptstrombett gezwungen, früher ein Gewirr von Stromarmen bildete.

10) „macheria" für die Alpen (Monach. Sangall. Gesta Karoli I, 24); „heremus": öfter Bezeichnung für die Vogesen; — Einhard Vita Karoli c. 7 charakterisiert die „montium juga und silvae majores" deutlich als Grenzwall, Schutzgrenze.

11) Material bei BM [2] 1103 a.

12) Parisot, 96 ff.

13) Spruner-Menke, 31, 37. — Droysen, 21. — Karten zu Mühlbacher und Parisot.

14) Nach Adam von Bremen, Hamburgische Kirchengeschichte, Schol. 3 (SSrG. [3] 16), bilden die Ostgrenze Frieslands „Wirrahae fluvii ostia". Vgl. auch von Richthofen, Unters. II, 145 und Karte.

15) Adam von Bremen, a. a. O. 15.

16) Spruner-Menke, 31; — Karte zu: Curs, Deutschlands Gaue.

17) Aniane und Gellone, 308.

18) Material bei BM[2] 1480. Teilungsurk. MG. Cap. II, 193 ff.; Ann. Bert. 870.

19) Einige davon behandelt Pückert, Die Klöster und Chorherrenstifte (Festschr. z. deutschen Historikertage 1894). Verschiedene Auffassung besteht auch hinsichtlich der beiden Odornensisgrafschaften der Urkunde („Odornense, quod Bernardus habuit" und „aliud Odornense, quod Tetmarus habuit"). Spruner-Menke 32 und 35 (Nebenkarte) zeichnet danach außer dem Odornensis am Oberlauf des Ornain zwischen Solocensis und Basiniacus einen zweiten Odornensis nordöstl. Verdun am Oberlauf der Orne; dieser erscheint bei Longnon als Ornensis und wird von d'Herbomez (Cartulaire de Gorze) an den Unterlauf der Orne verlegt (im Cartulaire nur einmal belegt: Nr. 40). Nach der Stellung der Ordonensisgaue in der Grafschaftsliste (Urk. 870: in Ludwigs des Deutschen Anteil neben Basiniacus und Solocensis; noch deutlicher in Karls des Kahlen Anteil zwischen Tullensis und Barrensis) scheint die Darstellung bei Longnon die richtige Lösung zu bieten; vgl. auch Parisot 372.

20) Pithou (Script. coetanei, 488) gibt nach einem von ihm benutzten Codex „Tectis", das heutige Theux. Die Entscheidung zwischen beiden Lesarten muß — gegen Pückert, Klöster und Chorherrenstifte 96, Anm. 2 — unsicher bleiben.

21) Material bei BM[2] 1563 b, 1564 f; 1103 a. Die deutschen Grenzgrafschaften in der Teilungsurk. 870 (MG. Cap. II, 193 ff.), die französischen im Cap. miss. Silvacense 853 (MG. Cap. II, 275).

22) Ihre Beschreibung in Ann. Bert. 843; vgl. besonders: „et eos comitatus, qui Mosae citra contigui habentur; ... Rodani ... cum comitatibus similiter sibi utrique adherentibus". Eine ähnliche Grenzbeschreibung bei Nithard IV, 3 (842).

23) Frankreich und das linke Rheinufer 55.

24) Getrennt wurden: Bm. Cambrai vom Ebm. Reims; vom Bm. Cambrai das damals damit vereinigte Bm. Arras; vom Sprengel Reims die drei „Reimser Gaue" (Castricius, Mosominsis, Dulcomensis); vom Bm. Langres der Basiniacus; vom Ebm. Lyon kam Metropole und der Lugdunensis an Lothar I., der größte Teil der Provinz an Karl d. K.; usw.

25) Als lothringisch-deutsch sind belegt: Antoing und Condé (Teilungsurk. 870); Valenciennes (BM[2] 1290); die ostscheldischen Grafschaften (Teilungsurk. 870). Französisch sind: Tournai (Böhmer Reg. 1650), Gent und Landschaft Waes (van Lokeren, Chartes et documents de l'abbaye de St. Pierre ... à Gand I, 19, Nr. 13).

26) Vgl. die im einzelnen verschiedenen Darstellungen bei: Spruner-Menke 30 (Nebenkarte 32); Longnon VI, 843 und 880; Karten bei Parisot; u. a.

27) Vgl. Dümmler, Ostfrk. Reich [2] III, 132, Anm. 4. — Regino bietet auch sonst mehrfach chronologische Unstimmigkeiten.

28) Die Bestimmung von Ludwigs d. Jüng. Anteil ist unsicher; vgl. Parisot 424 ff.

DIE DEUTSCHE WESTGRENZE von 843, 870 und 879/80.



JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

KLASSISCHE ARCHÄOLOGIE.

JAHRGANG 1920.
Nr. 5.

ERNA LANGE
in Berlin-Wilmersdorf,
geb. 15. Februar 1886 zu Berlin,

Die Entwicklung der antiken Brunnenplastik.

Referent: Prof. Thiersch.
Tag der mündlichen Prüfung: 23. Juli 1919.

Die volle Dissertation ist, in Maschinenschrift geschrieben, von der Universitäts-Bibliothek in Göttingen und der Staatsbibliothek in Berlin leihbar.

Die antiken Brunnenfiguren haben bis jetzt ein ziemlich unbeachtetes Dasein geführt, da ihre Ausführung meist roh und handwerksmäßig und ihr künstlerischer Wert gering ist. Nur Ernst Curtius hat ihnen bisher eine zusammenfassende Betrachtung geschenkt, besonders in einem Aufsatz in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften 1876, über „Die Plastik der Hellenen an Quellen und Brunnen"; ohne indes eine Trennung zwischen griechischem und römischem Gut vorzunehmen.

Die älteste Form des Wasserspeiers ist der Löwenkopf, der um 600 v. Chr. zuerst auf ionischem Gebiet auftaucht und sich in kürzester Zeit von Ionien aus über das übrige Griechenland verbreitet. Die Idee, einen Tierkopf zum Ausfluß von Flüssigkeiten zu verwenden, ist auf griechischem Gebiet alt und einheimisch. Auf Kreta sind Trinkgefäße in Gestalt von Tierköpfen, bei denen sich der Ausfluß in einem kleinen Loch in der Unterlippe befindet schon im zweiten Jahrtausend v. Chr. häufig. Altkretische Traditionen haben sich auf ionischem Boden noch lange erhalten, und so ist es nur ein Fortleben der alten Sitte, wenn man jetzt das Tiermaul als Ausgußöffnung auch auf die Brunnen und ebenso auf die Traufsimen der Tempel übertrug. Die Wahl gerade des Löwen zum Wasserspeier beruht auf seiner apotropäischen Bedeu-

tung, die er auch schon in Ägypten und Mesopotamien besaß. Als Wächter, Hüter und Beschützer sollte er den kostbaren Bau vor Unwetter und Beschädigung und den Quell vor Verunreinigungen bewahren.

Die griechischen Brunnen sind uns nach Aufbau und Anlage hauptsächlich aus Vasenbildern bekannt, monumentale Überreste haben sich nur vereinzelt und trümmerhaft erhalten. Eine erste Übersicht über die Entwicklung und die verschiedenen Typen hat jetzt Th. Wiegand gegeben bei der Publikation des Nymphäums von Milet in dem Abschnitt „Zur Entwicklung der antiken Brunnenarchitektur“ (S. 73—88). Die Brunnen, an denen die Löwenköpfe angebracht sind, zeigen verschiedene Gestalt: natürliche Felsen, Pfeiler, Säulen und säulentragende Brunnenhäuser. Neben den Löwenköpfen sind als Wasserspeier am häufigsten Pantherköpfe, seltener kommen Maultier-, Eber- und Widderköpfe vor. An Stelle der Tierköpfe werden vereinzelt auch Köpfe von Satyrn und Panen verwendet. Tiervorderteile mit Bruststücken und Vorderbeinen lassen sich nicht nachweisen, dagegen hatte man in archaischer Zeit ganze Löwenfiguren als Brunnen, wie Funde aus Smyrna (Athen. Mitt. 1906, S. 155. Abb. 4) und Olympia (Bd. III S. 26, abg. Tf. V nr 1—2) und ein etruskisches Wandgemälde (Tomba dei Tori in Corneto, abg. Antike Denkm. II Tf. 41) beweisen, und als deren spätere Abbreviatur die obengenannten Löwenköpfe zu verstehen sind. Aber es gibt kein einziges Beispiel dafür, daß die Griechen bereits menschliche Gestalten als Brunnenfiguren verwendeten.

Auch in den großen Zentren des Hellenismus haben sich menschengestaltige Brunnenfiguren nirgends gefunden. Nichts berechtigt uns also, den griechischen Osten für die Erfindung der menschengestaltigen Brunnenfiguren in Anspruch zu nehmen. Ihre Heimat ist der Westen, ist Rom.

Wenige Städte besaßen eine so reiche Wasserversorgung wie Rom. Dieser aus zahllosen Leitungen strömende Wasserreichtum führte zu allerhand Spielereien und Künsteleien. Zunächst bediente man sich nach griechischem Vorbild noch der Tiermasken als Wasserspeier, dann aber ging man dazu über, andere Gestalten, die in irgend einer Beziehung zum Wasser standen, das kühle Naß mittelbar oder unmittelbar spenden zu lassen. Neue Kunstformen schuf der Römer für diesen Zweck nicht, sondern bediente sich zu Brunnenfiguren griechischer Kunstwerke, die er durch z. T. recht unschöne uud ungeschickte Änderungen für die neue Be-

stimmung passend machte. Die Zeit der Einführung menschengestaltiger Brunnenfiguren scheint das 2. oder 1. Jahrhundert v. Chr. zu sein.

Die Römer benutzten im Unterschied von den Griechen auch die Gestalten von selteneren Raubtieren und von Haustieren, Vögeln und Reptilien zu Wasserspeiern. Doch behält der Löwe auch weiterhin seine vorherrschende Stellung. Daneben sind Sphingen und Silensmasken als Brunnenmündungen sehr beliebt.

Zu all diesen Tieren, zu Gorgoneien und Masken, die, auf griechischer Tradition beruhend, für Wandbrunnen die allgemein übliche Form der Verzierung bilden, tritt nun die große Masse der ganzen, freistehenden, menschengestaltigen Brunnenfiguren im römischen Reich als etwas Neues hinzu. Man wählte zu diesem Zweck vorwiegend Gestalten, die an und für sich in Beziehungen zu Quellen, Brunnen und Flüssen standen, doch waren bei vielen Figuren auch Erwägungen rein äußerlicher Art, wie die Verbindung mit einem zum Wasserspeien geeigneten Tier oder Gefäß, maßgebend.

Sehr beliebt waren Nymphenstatuen, und zwar entweder stehende, halbbekleidete Nymphen, die mit beiden Händen vor sich eine große Muschel halten, aus der das Wasser strömte, oder gelagerte Nymphen, die auf ihre Urne gestützt, ruhen. Aus der Urne sprudelte das Wasser. Neben diesen beiden Typen, die in römischer Zeit für die Nymphendarstellung kanonisch geworden waren, tritt nun eine Fülle anderer weiblicher Gestalten, die ursprünglich wenig oder garnichts mit Brunnen und Quellen zu tun haben und erst durch den römischen Kopisten zu Brunnennymphen umgeschaffen sind. Gelegentlich wählte man Figuren, die in irgend einem ideellen Zusammenhang mit dem Wasser standen, wie Aphrodite, oder solche, die durch die Situation, in der sie sich grade befinden, zur Aufstellung an einer Quelle und zu einer Verbindung mit dem Wasserstrahl selbst geeignet erschienen. Oft fügte man auch zu einer beliebigen Frauengestalt einfach ein Gefäß hinzu oder änderte ein Attribut willkürlich um, und verwandelte sie auf diese Weise in eine „Brunnennymphe“.

Die männlichen Gegenbilder der Nymphen sind die Silene und Satyrn. Auch sie sind Dämonen des fließenden Wassers und werden an Quellen und Brunnen heimisch gedacht. Ihre Darstellung ist ein Lieblingsthema der hellenistischen Kunst; sie wurden besonders gern ihres derben Humors wegen von den Römern zu Brunnenfiguren gewählt. Das Wasser floß bei ihnen

meist aus ihrem Schlauch, mit dem sie fast unzertrennlich verbunden sind.

Seinen engen Beziehungen zu den Nymphen verdankt Pan seine Verwendung als Brunnenstatue. Von den beiden Typen, die in seiner Darstellung nebeneinander hergehen, dem menschlich-jugendlichen und dem mischgestaltigen Ziegenpan, wird für Brunnenfiguren der letztere seiner derbkomischen Wirkung wegen bevorzugt. Der dem Pan wesensähnliche Priap kommt gelegentlich auch als Brunnenstatue vor.

Pan und den Nymphen verwandt in seiner Eigenschaft als Herdengott ist Hermes; daher wurden auch Bildwerke von ihm zum Brunnenschmuck benutzt. Von den andern Göttern wählte man dazu nur Dionysos, den Anführer der Satyrn und Silene, und Poseidon, den Herrn der Gewässer; neben ihm noch Tritone und Meerkentauren.

Wichtig ist endlich die Reihe der Flußgötter. Meist sind es Büsten und Masken dieser Götter, aus deren weitgeöffnetem Munde das Wasser strömte, daneben aber auch ganze Gestalten von gelagerten Gottheiten, die sich auf ihre durchbohrte Urne stützen, ein Typus, den erst die hellenistische Kunst geschaffen hat.

An der Spitze der wenigen in Betracht kommenden Heroen steht Herakles, der schon im 5. Jh. v. Chr. als Beschützer und Finder von Quellen galt, ganz vereinzelt Theseus im Kampf mit Minotaurus, aus dessen Maul gleich einem Blutstrom das Wasser schießt (Athen, Magazin d. Nat. Mus., v. Sybel S. 53 nr. 290; abg. Einzelverkauf 704) und Bellerophon, der mit einer bestimmten Quelle, Hippokrene, verbunden ist (Paus. II 3,5; abg. auf Münzen, Imhoof-Gardner Tf. C, 32).

Von Sterblichen wählte man für Brunnen Bildwerke von Fischern, ferner Jünglinge, die träumerisch neben der Quelle stehen, und vor allem Kinder in immer wechselnden Stellungen, ruhig stehend und laufend, wachend und schlafend, mit den verschiedensten Gefäßen oder mit ihren Lieblingstieren zusammen. An Stelle der sterblichen Kinder treten häufig Eroten.

Neben den Einzelfiguren als Brunnenschmuck kommen auch zuweilen Gruppen vor. Gern verbindet man Satyrn miteinander oder mit Nymphen, Pan oder Tritonen in heiteren Situationen. Auch Kampfgruppen und Jagdszenen waren beliebt.

Im Gegensatz zu den freistehenden Figuren, die als Brunnenschmuck erst im römischen Reich auftauchen, waren Brunnenreliefs schon in den hellenistisch-griechischen Städten im Gebrauch. Sie

entwickeln sich aus den Weihreliefs an die Nymphen, in die man zunächst Brunnenöffnungen einfügte, ohne diese vorerst in irgend einer Weise in die Reliefdarstellung hineinzubeziehen, bis schließlich die Brunnenmündungen in organischer Weise mit der im Relief dargestellten Handlung verknüpft wurden. An Stelle der griechischen Votivreliefs zeigen dann die römischen Brunnenreliefs irgend eine beliebige Darstellung, die Gelegenheit gab einen Wasserausfluß unterzubringen.

Reliefgeschmückt waren auch die pompejanischen Straßenbrunnen und ihnen ähnlich die öffentlichen Brunnen im römischen Nordafrika. Über die öffentlichen Brunnen in Rom selbst läßt sich mit Sicherheit vorerst nichts sagen.

Der Überblick über die römischen Brunnenfiguren zeigt eine Tatsache mit voller Deutlichkeit: wenn auch die Idee der menschengestaltigen Brunnenfiguren römisch ist, so hat sich doch hier in Rom kein großer Künstler gefunden, der sich mit Eifer und Erfolg dieser neuen Aufgabe der Plastik angenommen und neue originelle oder monumentale Werke für die Brunnen geschaffen hätte. Das Charakteristische der römischen Brunnenplastik ist, daß sie vollständig in den Händen der Handwerker lag; handwerksmäßig, z. T. roh gearbeitet sind die meisten Figuren. Kulturhistorisch also interessant als ein neuer Beweis für die Unproduktivität und mangelnde Originalität der Römer auf künstlerischem Gebiet, sind diese Brunnenstatuen kunsthistorisch im allgemeinen wertlos.

In der Hauptsache benutzte man zu den Brunnen Werke der hellenistischen Kunst; aus dem 4. Jahrhundert vor allem Aphrodite- und Frauenstatuen verschiedener Art, ferner Bildwerke des Dionysos und Poseidon, die dem praxitelischen und lysippischen Kreise angehören. Dem vorausgehenden ernsteren 5. Jahrhundert wurde dagegen nur wenig für die Brunnenplastik entnommen.

Die beliebte Umwandlung eines schon vorhandenen Bildwerkes zur Brunnenfigur konnte auf mannigfache Weise geschehen. Entweder man durchbohrte ein zu der Figur bereits gehöriges Gefäß oder Tier, eine Stütze oder dgl. oder man fügte solche, wenn sie noch nicht vorhanden waren, hinzu, oder man änderte irgend ein Attribut willkürlich um.

Neben die Verwendung von Tieren und Masken als Wasserspeier tritt in römischer Zeit als etwas neues der Gebrauch von Gefäßen aller Art, Urnen, Kantharoi, Schläuchen, Füllhörnern, Mu-

scheln, sowie die realistische Durchbohrung der Felsen. Vereinzelt treten an Stelle von Gefäßen auch Weintrauben. Auch die menschliche Gestalt selbst wird zuweilen zum Wasserdurchlaß unmittelbar benutzt. Das ist der Fall bei den Flußgottköpfen, aus deren Mund das Wasser rinnt, einem Satyr, der es mit aufgeblasenen Backen ausstößt, einer Nymphe, deren Brüsten es entströmt, und den pueri mingentes.

Die meisten Brunnenfiguren sind römische Kopien nach griechischen Werken, von den Kopisten erst für Brunnen bestimmt und gearbeitet worden, während die Originale selbst, die ihnen als Vorbilder gedient haben, mit Brunnen und Quellen in den meisten Fällen garnichts zu tun haben. So ist es der Grundfehler von Curtius' anfangs erwähntem Aufsatz, daß er nach den zu Brunnenfiguren umgewandelten römischen Kopien eine griechische Brunnenplastik konstruierte, die es nie gegeben hat. Nicht an den Quellen, wie Curtius meint, ist der Anfang dessen zu suchen, was wir das antike Genre nennen, sondern das damals schon vorhandene Genre ist erst sekundär für Brunnen und Quellen benutzt worden. Die nachträgliche Benutzung von griechischen Originalwerken selbst zu Brunnenzwecken ist zwar selten, läßt sich aber doch einige Male nachweisen. (Z. B. Barberinischer Faun, München, Glypt. 218; Bulle, Schöner Mensch [2], Text zu Tf. 178; Papposilen mit kleinem Dionysos, Athen. Nat. Mus. Staïs, Marbres et Bronzes du Mus. Nat. S. 88, nr. 257; Aphrodite auf der Gans, Boston, Br.-Br. Tf. 577; Flußgott, Vatikan, Amelung I, S. 239, nr. 101 abg. Tf. 27.) Auch reinrömische Werke, die ursprünglich gleichfalls nicht für Brunnen bestimmt waren, wurden in späterer Zeit in roher, geschmackloser Weise zu Brunnenfiguren umgewandelt.

Das Material der Brunnenfiguren ist überwiegend Marmor, seltener Bronze; an ihrer Stelle auch schwarzer Basalt oder schwarzer Granit. In Ländern, die keine Marmorbrüche besaßen, begnügte man sich meist mit einheimischen Steinarten, in Gallien meist mit Kalkstein oder Sandstein, in Germanien mit Jurakalk.

Die Größenmaße der Figuren sind, da sie überwiegend zum Schmuck von Privathäusern dienten, bescheiden; selten erreichen sie die Höhe von 1 m. Größer sind naturgemäß die Brunnenstatuen, die sich in öffentlichen Gebäuden, Nymphäen und Thermen befanden, die muscheltragenden Nymphen und andere dort aufgestellte Frauenstatuen sowie Götterbilder. In kolossalem Maßstabe erscheinen nur die Köpfe und Masken der Flußgötter.

Für die Aufstellung der Brunnenfiguren in den Privathäusern

kommen nur Atrium und Peristyl in Betracht. Im Atrium standen sie neben oder im Impluvium, im Peristyl konnten sie überall zwischen den Säulen und den blühenden Beeten verteilt werden. Am beliebtesten aber war ihre Aufstellung in Nischen an der Rückwand der Peristyle. Bisweilen hatten sie auch ihren Platz im Wasserbecken selbst mitten im flachen Wasserspiegel. Außer den Wohnhäusern kommen für die Aufstellung der Brunnenfiguren vor allem die Nymphäen, die Thermen und die Wasserschlösser in Frage. Auch bei ihnen wurde die Nischenaufstellung bevorzugt. Das jetzt am vollständigsten bekannte Beispiel ist das Nymphäum von Milet in J. Hülsen's Publikation (1919); vgl. dazu das Nymphäum von Ephesos, Oesterr. Jahreshefte 1915, Beiblatt S. 77 ff. Ebenso wurden in Heiligtümern, die zu sakralen Zwecken fließenden Wassers bedurften, und in den Peristylen der Theater Brunnenfiguren aufgestellt.

Die Aufstellung in Nischen bot den Vorteil, daß sich die Einmündung des Brunnenrohres hinten in die Figur leicht verdecken ließ. Bei freistehenden Figuren half man sich dadurch, daß man sie in ganzer Höhe von unten nach oben durchbohrte; doch leitete man lieber, falls irgend eine Stütze neben der Figur vorhanden war, das Wasser in dieser hoch.

Das Verbreitungsgebiet der Brunnenfiguren umfaßte das ganze römische Reich. Aus Rom und Pompeji stammt naturgemäß die Hauptmasse der Funde, aber auch in den übrigen Teilen des Reiches sind sie zu Tage getreten.

Nach dem Untergang des weströmischen Reiches lebte die alte Sitte in Byzanz noch weiter fort. Doch scheinen hier, bezeichnender Weise älterer griechischer Norm folgend, in der Hauptsache nur wieder Tiere als Wasserspeier gedient zu haben.

Neuen Aufschwung nahm die Brunnenplastik erst wieder in ihrer alten Heimat, in Italien, vor allem in Rom nach der Wiederherstellung der alten, verfallenen Wasserleitungen durch die Päpste. Auch antike Brunnenfiguren wurden bei den Anfängen der römischen Renaissancebrunnen wieder verwendet. Ihre stolzeste Höhe erreichte die italienische Brunnenplastik zur Zeit des Barock durch Bernini. Dabei bleibt die eigentliche Brunnenplastik immer von der Antike abhängig, sowohl in den Figuren, die nur dekorativ als Brunnenschmuck dienen, als auch in den selbst wassergebenden Gestalten. Ganz neue Motive, die sich in der antiken Plastik bis jetzt nicht nachweisen lassen, sind oft gekünstelt und gesucht.

Auch heute noch leben die Formen weiter, die, auf griechischer Tradition weiterbauend, das alte Rom geschaffen, welche das Rom der Renaissance und des Barock mit neuem Leben erfüllt hat. Selbst in unserer Zeit gibt es nur wenige Brunnen, die so reich und vielgestaltig ihre Anordnung und ihr Aufbau sein mögen, nicht letzten Endes doch in einzelnen Elementen oder Motiven auf das Altertum zurückgingen.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

MITTLERE UND NEUERE GESCHICHTE.

JAHRGANG 1920. Nr. 6.

GERHARD AENGENEYNDT
aus Hannover,
geb. am 18. April 1892 zu Hannover.

Die Okkupation des Kurfürstentums Hannover durch die Franzosen im Jahre 1803.

Referent: Prof. Brandi.
Tag der mündlichen Prüfung: 31. Juli 1920.

Die volle Dissertation ist, in Maschinenschrift geschrieben, von der Universitäts-Bibliothek zu Göttingen und der Staatsbibliothek zu Berlin leihbar; ferner wird die Arbeit voraussichtlich 1921 mit einigen Kürzungen in der Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen erscheinen.

Die Okkupation des Kurfürstentums Hannover durch die Franzosen im Jahre 1803 spielt in der Landesgeschichte Hannovers eine entscheidende, in der deutschen Geschichte eine bedeutende Rolle. Sie ist daher schon oft untersucht und beschrieben, aber keine der Monographien entspricht dem Stande der Forschung, und die Werke größeren Umfangs behandeln die Ereignisse durchweg nur kurz, oft allzu knapp. Daher ist in der vorliegenden Arbeit der Versuch einer neuen Darstellung gemacht; sie beruht in erster Linie auf den Akten des Staatsarchivs zu Hannover. Andere Archive konnten nicht benutzt werden. Aber die in Betracht kommenden Akten sind bereits größten Teils erschlossen, besonders durch die Arbeiten von Bailleu, Ulmann und Ford. Nur die Unterhandlungen zwischen Preußen und England bedürfen noch der Aufklärung; es bestehen da noch Unklarheiten, die auch hier nicht aufgehellt werden konnten.

Der Arbeit ist eine Darstellung der Zustände des Kurfürstentums Hannover zu Anfang des 19. Jahrhunderts vorausgeschickt.

Die innerpolitische Lage Hannovers war sehr ungünstig. Das Kurfürstentum wurde sehr schlecht regiert, der König wohnte seit der Personalunion mit England in London und bekümmerte sich nur wenig um die Geschicke seines Stammlandes. In Hannover führte das Kabinettsministerium die Geschäfte. Alles stagnierte oder war im Rückgang begriffen, so besonders in der Armee.

Die äußere Politik Hannovers wurde am stärksten durch sein Verhältnis zu England beeinflußt, immer wieder hat das Kurfürstentum unter der Personalunion leiden müssen, oftmals wurde es in Händel hineingezogen, die nur Englands Interessen berührten. Umgekehrt hat die britische Politik kaum jemals Rücksicht auf Hannover genommen oder Unterstützung geleistet. In zweiter Linie hat Preußen die Politik des Kurfürstentums beeinflußt. Das frühere gute Verhältnis wurde gestört, als Preußen im Jahre 1801, von Frankreich und Rußland gezwungen, Hannover zum ersten Male besetzte; seitdem beherrschte die hannoverschen Staatsmänner das tiefste Mißtrauen gegen Preußen, nicht ganz mit Unrecht; denn es gab in der Tat in Berlin eine einflußreiche Partei, welche die Annektion des Kurfürstentums anstrebte. Als dritte Macht kam noch Rußland in Betracht, aber die große Entfernung erschwerte die Beziehungen und stellte den Wert einer etwaigen Unterstützung in Frage.

Im März des Jahres 1803 rückte die Kriegsgefahr wieder in bedrohliche Nähe, der Bruch des Friedens von Amiens schien bevorzustehen. König Georg III. und der Chef der deutschen Kanzlei in London, Minister von Lenthe, hofften zunächst, daß der Frieden erhalten bliebe, besonders, daß Rußland eine Verschiebung der Machtverhältnisse in Europa nicht dulden würde. Sie bemühten sich daher für Hannover um diplomatische Unterstützung Rußlands, dagegen war ihnen ein etwaiges Eingreifen Preußens unerwünscht, da man seine Annektionsgelüste fürchtete. Verteidigungsmaßnahmen wurden nicht angeordnet, auch das Ministerium in Hannover und der Befehlshaber der Amee, Feldmarschall Graf Wallmoden, ließen beinahe fünf Wochen ungenützt verstreichen.

Inzwischen hatte Napoleon in Berlin sondieren lassen, wie Preußen sich zu einer französischen Okkupation Hannovers stellen würde. Preußen hätte sie keinesfalls dulden dürfen, aber in unverzeihlicher Schwäche wagte Friedrich Wilhelm III. kein energisches Auftreten, sondern legte sich aufs Vermitteln. In London schlug er vor, England möchte Malta räumen, sonst wenigstens

Freiheit der Meere zugestehen, dafür werde Preußen Hannover besetzen, einerseits um es vor Napoleon zu sichern, andererseits um sich für etwaige Verluste seiner Schiffahrt schadlos zu halten. In Petersburg erbat Preußen Zustimmung zu einer etwaigen Okkupation Hannovers. In diesem Falle würde Napoleon, so hoffte man in Berlin, auf eine französische Besetzung des Kurfürstentums verzichten. Aber sowohl in London wie auch in Petersburg wurden die preußischen Vorschläge abgewiesen. Ohne russische Zustimmung wagte Preußen keine Besetzung Hannovers und gab daher seine diesbezüglichen Pläne auf.

Als die Kriegsgefahr immer drohender wurde, hatte Lenthe endlich Anfang April angeordnet, die Truppen in Übungslagern zusammenzuziehen, aber leider hatte er nicht gleichzeitig dem Ministerium und dem Feldmarschall die nötigen Vollmachten gegeben. Daher stockten die Vorbereitungen in Hannover sofort wieder. Wallmoden wünschte energische Rüstungen, aber das Ministerium verbot alles, was „ombrage“ erregen könnte. Erst Anfang Mai, als Napoleon schon an der holländischen Küste Truppen aufmarschieren ließ, geang es dem fortwährenden Drängen Wallmodens, die Zustimmung des Ministeriums zur Mobilmachung zu erlangen. Freilich, was das wichtigste gewesen wäre, die Einziehung von Rekruten, wurde erst für das Ende des Monats in Aussicht genommen.

Gleichzeitig schickte das Ministerium den Major v. d. Decken nach Berlin, um preußische Unterstützung zu erbitten. Das war ein entscheidender Schritt, da die hannoversche Politik bisher ausgesprochen gegen Preußen orientiert war. Decken konnte indessen nicht viel ausrichten, der König sträubte sich gegen das Eingreifen Preußens; Haugwitz schlug vor, Hannover solle versuchen, die drohende französische Okkupation durch eine Geldsumme abzukaufen.

Am 21. Mai begann endlich in Hannover die Aushebung von 15000 Rekruten; da sie ungenügend vorbereitet war, stieß sie vielerorts auf Schwierigkeiten. Nichts war fertig, als am 22. in Hannover bekannt wurde, daß die französische Armee unter General Mortier den Vormarsch angetreten habe; am 16. Mai hatte England Frankreich den Krieg erklärt.

Das Ministerium erbat nochmals dringend Hülfe in Berlin. Decken und Haugwitz reisten zusammen nach Körbelitz bei Magdeburg, wo der König weilte, um an Manövern teilzunehmen. Haugwitz verlangte eine teilweise Mobilmachung zum Schutze der

preußischen Neutralität, er schlug ferner vor, die hannoverschen Anträge auf Abkauf der französischen Okkupation durch eine Geldzahlung in Paris zu unterstützen und einen Offizier an Mortier zu schicken, um vorläufig den Vormarsch der Franzosen aufzuhalten. Der König gestand aber nur diplomatische Unterstützung zu.

Inzwischen hatte sich die französische Invasionsarmee den hannoverschen Vortruppen, die an der Hunte aufmarschiert waren, genähert. Nach einigen Vorpostengefechten hatten sich die Hannoveraner auf die Weserlinie zurückgezogen. Das Ministerium hatte an Mortier Bevollmächtigte geschickt, die möglichst eine Konvention abschließen sollten. Die Bedingungen Mortiers waren: Besetzung des Landes durch die Franzosen, Ablieferung der gesamten Artillerie und der Munition, Rückgang der Armee hinter die Elbe.

Währenddem hatte sich in Berlin die diplomatische Lage vollständig geändert. Rußland hatte seinen Widerspruch gegen eine preußische Besetzung Hannovers aufgegeben, Preußen wurde sogar russische Unterstützung für den Schutz des Kurfürstentums angeboten. Verhängnisvoll war, daß der König gerade jetzt auf Reisen war; ohne seine ausdrückliche Zustimmung, erklärte Haugwitz, könne er nichts tun. Ehe seine Antwort eintreffen konnte, war es schon zu spät für Hannover; außerdem stand er, fern von seinem ersten Minister, vollständig unter dem Einfluß der Partei, die gegen das Eingreifen Preußens war — und so blieb denn trotz hoffnungsvoller Aussichten alles beim alten.

Auf Hilfe des Auslandes konnte demnach Hannover nicht mehr rechnen, militärischen Widerstand erklärte Wallmoden für aussichtslos, da er die Stärke des Gegners sehr überschätzte. So wurde denn am 3. Juni die Konvention von Sulingen auf Grund der Vorschläge Mortiers abgeschlossen. Der französische Oberbefehlshaber setzte vor seine Unterschrift die Worte: sauf l'approbation du premier Consul.

Wallmoden erhielt von den hannoverschen Bevollmächtigten nur einen Auszug aus der Konvention, der die militärischen Bedingungen enthielt, in dem insbesondere die genannte Klausel fehlte. Er glaubte daher, die Konvention sei bereits rechtsgültig und führte die Bestimmungen auf das gewissenhafteste aus. Napoleon dagegen machte seine Zustimmung von der vorherigen Ratifikation durch den König von England abhängig. Als dieser sie verweigerte, erklärte er die Konvention für null und nichtig

und wies Mortier an, Kapitulation und Kriegsgefangenschaft der hannoverschen Armee zu verlangen.

Diese war inzwischen jenseits der Elbe angelangt. Wallmoden wies das Verlangen Mortiers zurück, auch die milderen Bedingungen, die nur Auflösung der Armee verlangten. Er war zum Widerstande entschlossen, jeden Augenblick konnte der französische Angriff erfolgen. Da meuterte ein Teil der hannoverschen Truppen. Unter diesen Umständen sah sich der Feldmarschall gezwungen am 5. Juli die Konvention von Artlenburg zu unterzeichnen, in der die gänzliche Auflösung der Armee festgesetzt wurde.

In Berlin hatte man die Vorgänge an der Elbe mit Besorgnis verfolgt, aber wieder konnte sich der König nicht zum Eingreifen entschließen, trotzdem er jetzt der russischen Unterstützung sicher war. Er sandte schließlich einen Offizier an Mortier, um sich für das Kurfürstentum zu verwenden, aber dieser traf erst nach Abschluß der Konvention im französischen Hauptquartier ein.

Dieses in kurzen Zügen der Gang der Ereignisse. In einer Reihe von Einzelheiten hat die vorliegende Arbeit die bisherigen Forschungsergebnisse berichtigen können, die einzeln aufzuzählen und zu begründen der Raummangel verbietet. Es ergibt sich jetzt eine teilweise andere Auffassung der Schuldfrage. Unzweifelhaft hat das Kurfürstentum sein Unglück in erster Linie selbst verschuldet. Am richtigsten hatte noch der König selbst die Lage beurteilt, aber er interessierte sich zu wenig für sein Stammland und ließ daher den Dingen ihren Lauf. Lenthe hatte einen weniger klaren politischen Blick als sein königlicher Herr, er unterschätzte die Gefahr, versäumte rechtzeitige Rüstungen, gab dem Ministerium und dem Feldmarschall nicht die nötigen Vollmachten und verhinderte den rechtzeitigen Anschluß an Preußen. Das Ministerium machte dieselben Fehler wie Lenthe, es stemmte sich gegen die vernünftigen Vorschläge Wallmodens und kam mit allem zu spät. Am ehesten kann man noch das Verhalten des Feldmarschalls billigen. Zwar ist auch ihm manches vorzuwerfen, so besonders die Überschätzung des Gegners vor Sulingen, aber vieles wäre anders gekommen, wenn man ihm früher freie Hand gelassen hätte.

In zweiter Linie tragen England, Preußen und Rußland die Schuld an dem Untergange Hannovers. England hat das Kurfürstentum, das nur um seinetwillen in den Krieg hineingezogen wurde, schmählich im Stich gelassen. Ebenso hat Preußen Hannover seinem Schicksal überlassen. Es hat damit sich selbst am

meisten geschadet, 1803 ist die Vorgeschichte von 1806. Endlich hat Rußland gleichfalls mit zu dem Unglück des Kurfürstentums beigetragen; es verhinderte durch seinen Einspruch die Besetzung Hannovers durch Preußen, das allein hätte helfen können, und als es dann seinen Widerspruch fallen ließ, war es zu spät.

England, Preußen und Rußland bildeten später den Kern der Koalition, die Napoleon gestürzt hat. Wie anders hätte der Gang der Weltgeschichte sein können, wenn sie sich schon 1803 um das Kurfürstentum geschart hätten! Auch Hannover selber hätte besser daran getan, wenn es seine Söhne, die später in Spanien und bei Waterloo bluteten, schon an der Weser oder an der Elbe geopfert hätte; es hätte die Keimzelle werden können, aus der der Widerstand gegen Napoleon erwachsen wäre.

Im Anhange der Arbeit ist die sehr umfangreiche zeitgenössische Publizistik besprochen, die hauptsächlich in Flugschriften ihren Niederschlag gefunden hat. Das Niveau dieser Flugschriften ist im allgemeinen ziemlich niedrig, sie sind von dem Geiste einer etwas verwässerten Aufklärung erfüllt, von revolutionären Tendenzen ist wenig zu bemerken. Als Quelle kommt die Publizistik neben den Akten kaum in Betracht, sie ist eigentlich nur für die Geschichte der öffentlichen Meinung von Interesse. Endlich sind noch einige Briefe und Aktenstücke angefügt, darunter zwei bisher nicht veröffentlichte Briefe Scharnhorsts an Wallmoden.

Die Ereignisse des Jahres 1803 sind wohl an sich schon interessant und wichtig genug, um die vorliegende Arbeit zu rechtfertigen; reizvoll sind sie besonders dadurch, daß sie von der großen Auseinandersetzung zwischen England und Frankreich überschattet werden. Der eigentliche Wert der Abhandlung für den Verfasser beruht aber in etwas anderem: sie könnte der methodische Ausgangspunkt werden für die Bearbeitung zweier großer Entwicklungsreihen, des Verhältnisses Hannovers zu England und zu Preußen. Ob es dem Verfasser möglich sein wird, diese beiden Probleme, deren Bedeutung bis in unsere Tage hineinreicht, selbst einmal aufzurollen oder gar zu lösen — das ist eine Frage, deren Beantwortung nicht von seinem Wollen allein abhängig ist.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

ENGLISCHE PHILOLOGIE.

JAHRGANG 1920.
Nr. 7.

MARGARETE THIMME,
Studienrat in Emden,
geb. 25. Dezember 1881 zu Nordhausen.

Marlowes 'Jew of Malta'.
Stil- und Echtheitsfragen.

Referent: Prof. Morsbach.
Tag der mündlichen Prüfung: 9. Juli 1919.

Die volle Dissertation ist in Morsbachs „Studien zur englischen Philologie" LXI [1921] erschienen.

Die Überlieferung: Die Überlieferung ist gut, d. h. der einzig erhaltenen Quarto sind an sich keine erheblichen Mängel nachzuweisen.

Der Druck: Ein alter Druck von 1594 ist anzunehmen; diesen druckte Heywood ab. Eine über Kleinigkeiten hinausgehende Überarbeitung seinerseits ist aber anscheinend nicht erfolgt. Die kritische Ausgabe Wagners hat die berechtigten Lesarten der Quarto zu wenig berücksichtigt.

Die metrische Untersuchung: Durch das ganze Stück sind die gleichen Typen des Versbaues verbreitet; die Caesurstellung ist äußerst mannigfaltig, verbunden mit der Taktumstellung erhöht sie die Lebendigkeit des Versflusses. Der stumpfe Versausgang weicht nur bisweilen dem klingenden, und zwar zeigt sich in Edward II. eine Steigerung in der Anwendung. Auch in der volltönenden Silbenmessung der Ableitungssilben verrät sich Marlowes Vorliebe für feierlichen, wuchtigen Versabschluß; aus diesem Grunde wird die schroffe Versverknüpfung gemieden.

Die Epitheta: Sie sind weniger auf das Charakteristische als auf das Rhetorisch-klangvolle gerichtet. In großer Zahl zieren sie die Verse und wirken weniger durch Eigenart als durch Fülle und treffende Verwendung.

Die Komposition: Die Substantivkomposita liefern zu wenig charakteristisches Material, als daß ein Beweis für Marlowes Verfasserschaft daraus gefolgert werden könnte, allerdings auch nicht dagegen. Die Adjektivkomposita lösen eine viel stärker poetische Wirkung aus. Die Genitivgruppe entspricht Marlowes Neigung zu breitem, mächtigem Redeschwall.

Die Syntax: Die Ergebnisse der syntaktischen Untersuchung weisen ebenfalls keinen Grund gegen Marlowes Verfasserschaft auf. Der Satzbau bewegt sich meist in einfacher, klarer Konstruktion, dem parataktischen Gefüge, das nur um eines künstlerischen Zweckes willen von reiner Parataxe und Hypotaxe unterbrochen wird. Die vorwärtsschreitende Handlung der letzten Akte meidet die kompliziertere Form des Satzbaues, die dagegen in der ruhiger ausgesponnenen Exposition auftritt. Insofern sich die Satzkonstruktion über den gewöhnlichen, ruhigen Bau der Sätze erhebt, ergibt sich ein doppeltes Prinzip, das hypotaktische und das antithetisch-parallelistische. Alle vorhandenen Unterschiede in der Zahl der Ausrufe, Aufzählungen, Kontrastierungen und dergl. mehr werden bedingt durch die Volksszenen des dritten und vierten Aktes.

Zusammenfassendes Resultat: Das vorliegende Drama zeigt in bezug auf Metrik, Diktion und Syntax im großen Ganzen ein einheitliches Gepräge. Unterschiede finden sich der Zahl aber nicht der Art nach; erklärt werden sie einmal durch den Inhalt des dritten und vierten Aktes und dann durch die entschieden hastigere Ausführung der letzten Akte. Es läßt sich somit nichts gegen die Einheitlichkeit der Verfasserschaft einwenden.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

MITTLERE UND NEUERE GESCHICHTE.

JAHRGANG 1920.
Nr. 8.

GÖTZ VON SELLE
aus Göttingen,
geb. am 28. Januar 1893 zu Torgau.

Die Gravamina der brandenburgisch-preußischen Stände von 1740.

Referent: Professor Max Lehmann.
Tag der mündlichen Prüfung: 2. Juni 1920.

Die volle Dissertation ist, in Maschinenschrift geschrieben, von der Universitäts-Bibliothek zu Göttingen und der Staatsbibliothek zu Berlin leihbar.

Gravamina sind Beschwerden und Wünsche, die Untertanen d.h. Stände bei ihrer Obrigkeit auf Reichs- oder Landtagen (in schriftlicher oder mündlicher Form) anzubringen pflegen. Der Nerv aller solcher Beschwerden liegt fast immer auf dem Gebiete des Finanzwesens. Steuerbewilligungsrecht und Beschwerderecht sind die Pole ständischer Macht. Mit der Verdrängung der Stände aus dem politischen Leben braucht deren Bedeutung für das Werden eines Staates noch nicht getilgt zu sein, wie eine Betrachtung der brandenburgisch-preußischen Gravamina, die im Jahre 1740 Friedrich dem Großen bei Gelegenheit der Erbhuldigung überreicht wurden, lehren kann.

Die Entstehung der Gravamina ist in den meisten Provinzen an die Abhaltung eines Landtages geknüpft. In Preußen ist ein solcher 1740 abgehalten worden. Jede der drei Kurien hat Gravamina überreicht, die der Städte sind nicht erhalten, nur die der beiden ersten Kurien, »Herrenstand und Landräte« und »Adel und Ritterschaft«. Auch die Kölmer und Freien, die nichtadligen Grundbesitzer durften in Gefolgschaft des Adels

ihre Beschwerden anbringen. Der Kurmark wurde ebenfalls ein Landtag gestattet. Die Oberstände (Prälaten, Grafen und Herren) haben ihre Beschwerden getrennt von denen der Städte vorgetragen. Der Uckermärkische Adel reichte seine Gravamina nachträglich ein. In Minden erscheint 1740 der Adel als Repräsentant der Landstände, da das Domkapitel in Streit mit dem König lag. Ravensberg hat sich trotz der administrativen Vereinigung mit Minden sein ständisches Leben zu erhalten gewußt. Auch hier bildet den Kern der Stände die Ritterschaft. Auf dem Landtag in Cleve sind Adel und Städte vertreten, die sich meistens befehden. Nach außen hin sind sie freilich bemüht den Schein innerer Einigkeit zu erwecken. Nur in Magdeburg und Halberstadt sind keine Landtage abgehalten worden. Die Ausarbeitung der Magdeburger Gravamina lag in den Händen des engeren Ausschusses. In Halberstadt begegnen wir den vier Landräten, die um 1740 die eigentliche Ständeversammlung darstellen. In ihrer Hand lag die Bearbeitung der Gravamina, die ein fast so umfangreiches Schriftstück geworden sind wie die Magdeburger Desiderien.

Der Inhalt der Gravamina:

Magdeburg. A. Landschaftsverfassung und Privilegien. Wiederherstellung der ständischen Verfassung und Wiedereinberufung des Landtages steht an der Spitze der ständischen Forderungen. Indigenat und Vorschlagsrecht der Landräte erwünschen sie nachdrücklich. Gesetze und Instruktionen müssen den Ständen mitgeteilt werden. Das gesamte Steuerwesen muß wieder unter ständische Verwaltung. B. Kirchliche Angelegenheiten. Dem König wird Dank ausgesprochen für Freigabe der lutherischen Kirchenzeremonien. Das Patronatsrecht erscheint zu stark beschränkt. Schulen und Universitäten sind bei ihren Privilegien zu erhalten. Das Armenwesen ist besserungsbedürftig. C. Justizwesen. Die Stände sind nicht genügend an der Gesetzgebung beteiligt. Verschiedene Bräuche des Prozeßverfahrens sind zu beseitigen z. B. das Konstitutionieren, die Beschränkung der Aktenversendung. Die Vielheit der Gesetze, der Einfluß des römischen Rechtes und die schlechten Besoldungsverhältnisse haben das Zustandekommen der Justizreform verhindert. Eine Verbesserung des Landrechtes nach den Grundsätzen des Naturrechtes und der Landesverfassung erscheint erstrebenswert. Die Rücksichtnahme auf die Zahlungen zur Rekrutenkasse bei der Besetzung der Stellen ist von großem Nachteil. Das Ein-

greifen der Kammerjustiz wie auch der Militärgerichtsbarkeit ist eine Ursache gewesen für die Zerrüttung des Justizwesens. Himmelschreiend sind die Eingriffe des Militärs. Der Richter hat nicht mehr die Freiheit den Prozeß rechtsgemäß zu führen. Der »Regierung« muß wieder alle Justiz überlassen werden. Kommissionen zur besonderen Untersuchnng strittiger Rechtsfälle dürfen nicht mehr eingesetzt werden. D. Heerwesen. Militärgerichtsbarkeit, allgemeines Verpflegungswesen und Enrolement erscheint in erster Linie reformbedürftig. Ein Kriegsgericht, das entweder nur aus Zivilräten oder aus Zivil- und Militärräten besteht, ist einzurichten. Zur Regelung des militärischen Verpflegungswesens, bei dem bisher auch zu einseitig auf Wohl und Wehe des Soldaten gesehen ist, wird die Einrichtung eines Provinzial-Kriegskommissariats vorgeschlagen. Das Enrolement ist eines der Hauptübel des Landes; der Einfluß dieser Einrichtung auf die Jugend äußerst bedauerlich. Um diesem Zustand ein Ende zu machen, möge der König neben einer Miliz, die aus Landeskindern besteht, ein stehendes Heer von geworbenen Ausländern halten. Kann das Enrolement aber nicht aufgegeben werden, so muß eine Reihe von Exemtionen durchgeführt werden. E. Cameralia. Der Ertrag des Landes und die auf ihm lastenden Abgaben stehen nicht mehr in gesundem Verhältnis zu einander. Die Kavalleriegelder sind viel zu hoch bemessen. Das Salzmonopol ist äußerst lästig; das Brauwesen sehr reformbedürftig. Auch der Vorspann ist Gegenstand lebhafter Klage. Das Fehlen der Handwerker auf dem Lande ist eine schwere Last, wenn auch eine Stärkung der Städte im Interesse der Stände liegt. Zur Reguliernng der Getreidepreise schlagen die Stände die Einrichtung von Magazinen vor, deren System sie eingehend entwickeln. Die Lage der kleinen Landstädte ist verzweifelt. Vor allem leiden sie durch das Militär, einmal infolge der Einquartierung, dann aber auch durch die gewerbetreibenden Soldaten. F. Handel. Ängstliche Rücksicht auf die Akzise-Einkünfte wie die ständige Erhöhung der Auflagen haben den Handel außerordentlich geschädigt. Handel und Industrie müssen nach dem Grundsatz des freien Handels eingerichtet werden. Die Hauptsache ist viel Geld ins Land zu ziehen. Der Kornhandel muß wieder in Aufnahme gebracht werden, besonders nach Berlin. Am empfindlichsten ist der Wollhandel geschädigt seit dem Wollausfuhrverbot. Die Manufakturen sind zu fördern. Das Lagerhaus ist eine schädliche Einrichtung, da hierdurch die Tuch-

macher in Nachteil kommen. Magdeburg soll Handelsstadt werden im Stile von Leipzig. G. Angelegenheiten des Adels. Sie bitten um Aufrechterhaltung ihrer Steuerprivilegien unter eingehender Begründung. Der Lehenskanon wird als eine Ungerechtigkeit empfunden. Die Zollfreiheit des Adels muß auch auf dessen Pächter ausgedehnt werden. Die gutsherrliche Rechtsstellung wird langatmig deduziert.

Halberstadt. A. Privilegien und Rechte. Die ständischen Landräte sollen an der Justiz interessiert werden. B. Konsistorial-Angelegenheiten. Kirchen und Schulbediente sollen unter ordentliche Justiz gestellt werden. Freiheit des Studierens auf ausländischen Universitäten wird nachdrücklich gefordert. C. Justiz. Appellationsfreiheit an die Reichsgerichte möge gewährleistet werden. E. Cameralia. Die Trennung von Stadt und Land soll in Steuersachen aufgehoben werden; denn diese macht die Kluft zwischen beiden nur noch größer. G. Städtische Verhältnisse. Solange Magistrat und Bürgerschaft freie Wahl der Ratspersonen hatten, standen die Finanzen der Stadt gut. Durch den Commissarius loci ist alles verdorben.

Preußen. A. Geistliche Angelegenheiten. Die Regelung des Examens und der Ordination der Pfarrer ist anders einzurichten. Schulmeister und Pfarrer auf dem Lande sind für den Adel nichts anders als eine finanzielle Belastung. B. Justiz und Verwaltung. Die Stellung des Amtshauptmanns muß gehoben werden. Der Pächter versteht nichts von Justiz. Der Stand der Verweser ist gänzlich heruntergekommen. Es geht nicht an, daß der König die Amtshauptmannschaften als Sinekuren für Fremde betrachtet. D. Klagen der Cölmer. Sie sind vom Ritterstande ausgeschlossen und unter die Jurisdiktion der Generalpächter gestellt.

Kurmark. Die Einnahmen aus den Gerichtskosten mögen den Richtern erhalten bleiben, bis für sie neue Einnahmequellen sich eröffnet haben. Die Uckermärker sind der Meinung, daß das Schulwesen sehr darniederliegt. Sie beschweren sich über die Anmaßungen des Militärs.

Cleve-Mark. Mit der niederen Gerichtsbarkeit sind die Drosten zu betrauen. Die Privatjurisdiktionen erscheinen seit 1736 zu stark beschränkt. Steuererpressungen durch das Militär sind zu unterlassen.

Minden. Die verächtliche Behandlung der Advokaten muß unterbleiben.

Ravensberg. Die Vereinigung mit Minden ist Gegenstand lebhafter Klage. Die Justiz der Pächter ist empörend, sie sehen in ihrem Amt nur eine Erwerbsquelle. Bei den Enrolierungen kommt es den Werbern nur darauf an, Geld herauszuschlagen. Die Allodification der Lehen möge von dem Entscheid des Einzelnen abhängig gemacht werden. —

Die Bedeutung der Gravamina besteht in einer Kritik der Regierungszeit Friedrich Wilhelms I. seitens der Stände.

Heerwesen. Friedrich Wilhelms I. Leidenschaft für die Armee mußte bei den Ständen auf große Abneigung stoßen. Landstände sind immer gegen stehende Heere, denn sie belasten das Land. Ihr Ideal ist die Miliz. Dem Vorschlag Magdeburgs hätte der König folgen können, wenn er die Wehrpflicht prinzipiell durchgeführt hätte. Die willkürliche Handhabung des Enrolements bedeutete hingegen eine schwere Belastung des Landes. Aber der Offizier und der Soldat hatten im Staatswesen Friedrich Wilhelms den unbedingten Vorzug; so im Gerichtswesen, so im Wirtschaftsleben. Die Beurlaubungen, welche die Härten des Systems mildern sollten, verschärften diese nur noch. Die gewerbetreibenden Soldaten beeinträchtigten das Erwerbsleben des Bürgertums empfindlich. Alles in allem durchzieht die Klagen der Stände hinsichtlich der militärischen Verhältnisse der eine Vorwurf gegen den König: Benachteiligung der Bevölkerung zugunsten des Soldatenstandes. Hatten die Stände von ihrem Standpunkt aus wohl recht, so übersahen sie doch dabei manche Vorteile des Systems. Wie hätte es wohl ohne das Kantonsystem in den preußischen Landen ausgesehen? Vor allem aber zog durch das Enrolement ein Staatsgefühl in die Bevölkerung ein. Freilich ist zuzugeben, daß der König vielleicht eine andre Form hätte finden können, um seine Landeskinder dieser Segnungen teilhaftig werden zu lassen.

Finanzen, Wirtschaft, Handel. Wie die Heeresmacht, so mußten die Stände natürlich auch die Steuern als zu hoch bemessen empfinden. Im allgemeinen erscheint die Klage der Stände als berechtigt, daß in der Steuerpolitik nicht genügend auf die Leistungsfähigkeit des Einzelnen gesehen würde; wird diese Tatsache doch auch von andrer Seite mitgeteilt. Trotzdem wird Friedrich Wilhelm I. hinsichtlich seiner Salz- und Mühlenpolitik geglaubt haben, daß er auf dem richtigen Wege war. Man kann auch hier nur die Frage stellen: wie mag es ohne diesen Zwang zugegangen sein? Härten konnten wohl kaum vermieden werden. Die Klagen über den Vorspann würden Friedrich Wilhelm als gerechtfertigt er-

schienen sein, hat er sich doch selbst bemüht, Mißbräuchen hier zu begegnen. Daß für die Brauerei Gewerbefreiheit gefordert wird, erscheint richtig. Weniger das Verlangen nach Aufhebung des Landhandwerkerverbotes; wären dadurch doch die Städte geschädigt worden. Daß dem Landmann die Akzise zur Last fällt, ist gewiß richtig, aber im Interesse der Städte eine kaum zu umgehende Notwendigkeit. Servis und Nahrungsgeld sind gewiß hart, aber kaum zu entbehren. Der Abschoß ist für die in Preußen Wohnenden eine Ungerechtigkeit. Hinsichtlich des Handels gingen des Königs und der Stände Meinung stark auseinander. Von dem Verkehr nach auswärts wollte er nichts wissen; er wollte den eigenen Handel selbständig machen. Daß das Wollausfuhrverbot auf große Abneigung der Stände stieß, kann daher kaum wundernehmen, die Freiheit des Handels war unmöglich gemacht. Wenn die Stände die Einrichtung von Getreidemagazinen befürworten, so ist dies nur scheinbar eine Inkonsequenz; denn sie zielen mit diesem Vorschlag auf eine Aufhebung des Getreideausfuhrverbotes. Ebenso wie auf dem Gebiete des Heerwesens kann man auch in der Wirtschaftspolitik König Friedrich Wilhelms beobachten, wie er gleichsam sein Ziel verdunkelt, und nach außen hin nur die rauhen Formen sichtbar werden; nur sein Trieb zum »Plusmachen« erscheint deutlich erkennbar. Als Symptom möchte man die »Rekrutenkasse« ansehen.

Justiz. Mit Recht bildet die Rekrutenkasse Gegenstand lebhafter Klage der Stände. Obwohl der König Zeit seines Lebens für eine Justizreform eingenommen war, so hat er doch an diesem Institut mit der ihm eigenen Zähigkeit festgehalten. Er brauchte eben Geld für seine Soldaten; über die Herkunft des Geldes machte er sich keine allzu großen Gewissensbisse. Daß die Besoldungsverhältnisse sehr schlecht waren, kann nicht wundernehmen. Im Staate Friedrich Wilhelms zu dienen, konnte sich eigentlich nur der leisten, der von Hause aus begütert war. So konnte auch das Sportelwesen, über das die Stände mit Recht sich beklagen, nicht verbessert werden, denn in ihm lagen die fast einzigen Einnahmen der Untergerichte. Inkonsequent aber war es von den Ständen, wenn sie gegen die Abkürzung der Prozesse waren. Im allgemeinen erkennen die Stände die Gründe für die schlechten Justizverhältnisse, und doch durften ihre Gerechtsame durch eine Justiz-Reform nicht berührt werden. Schlimm stand es um die Advokaten; mit Recht wird gefordert, daß sie von ihrer Tracht befreit werden. Die Eingriffe der Kammer empfinden die Stände als unzulässige

Eingriffe des Königs in die Justiz, der auf diese Weise der Ausdehnung provinzieller Sonderinteressen vorbeugen wollte. Nur der Wunsch selbständig und ohne vorherige Anmeldung beim König zusammenzukommen, konnte Friedrich Wilhelm I. mehr reizen, als das Ersuchen um Freiheit der Appellation an die Reichsgerichte. Auch das Vorgehen der Stände gegen die Jurisdiktion bei der niederen Gerichtsbarkeit ist berechtigt. Konzentration dieser in Preußen beim Amtshauptmann, in Cleve beim Drosten hätte diese Schwierigkeiten beheben können. Wünsche nach Kodifikation des Rechtes kamen der allgemeinen Stimmung entgegen, hat der König doch selbst diesen Gedanken oft erwogen. Vereinheitlichung des Prozeßganges erschien ebenso wünschenswert. Der Stände Teilnahme an der Gesetzgebung war nicht so illusorisch, wie sie es darstellen.

Kirche und Schule. Aus der Forderung der Stände nach Duldung gewisser dem Luthertum eigentümlichen Bestandteile des Kultus wird man nicht auf religiöse Unduldsamkeit des Königs in religiösen und kirchlichen Dingen zu schließen haben. Hinter den kirchlichen Forderungen der Stände verbirgt sich in erster Linie ein politischer Kern, so ist z. B. die Opposition der Preußen gegen das Kirchendirektorium zu verstehen. Kirchen- und Schulbediente unter weltlicher Jurisdiktion zu wissen, ist an sich wohl eine gerechtfertigte Forderung der Stände, wenn damit nicht die Pfarrer und Lehrer dem Einfluß des Staates entzogen wären. Wie das religiöse Problem, so stand auch das der Bildung nicht im Vordergrund des königlichen Interesses. Soldat sein war mehr als studieren. Die Klagen der Uckermärker über den Verfall des Bildungswesens mögen berechtigt erscheinen. Indes hatte der Adel am Schulwesen genau so wenig Interesse wie der König selber.

Ständische Verhältnisse. Mochte Friedrich Wilhelm I. davon überzeugt sein, daß die Konservation des Adels in seinem Interesse lag, so hat er doch sehr oft wenig nach diesem Grundsatz gehandelt. Man denke nur an das Bestreben des Königs die Domänen auf Kosten des Adels zu vergrößern. Freilich dachte er zum Schlusse seiner Regierung milder über diese Frage, während er in Sachen der Lehnsallodifikation seine starre Ansicht beibehielt. Denn auch die Allodifikation bedrohte den adligen Grundbesitz. Daß der Adel sich dem Lehnskanon zu entziehen trachtete, kann bei seinem Bestreben, sich der Besteuerung zu entziehen, nicht Wunder nehmen. Sonst hat der König, wenn er den Adel auch keineswegs so begünstigt hat, wie Friedrich der

Große, das Steuerprivileg nicht angetastet, wenn man vom Generalhubenschoß in Preußen absieht. Auswüchsen dieser Tendenz ist freilich auch er entgegengetreten. Die Klagen der Stände über Beschränkung ihrer Jurisdiktionen können nicht berechtigt erscheinen, da das Vorgehen des Königs nichts anderes war als ein Schritt auf der Bahn, auf der die Rechtseinheit der Staatsuntertanen allmählich entstehen konnte.

Das Problem der Beteiligung der Bevölkerung an der Regierung ist von Friedrich Wilhelm I. nicht gelöst worden; darin haben die Stände recht. Ja, man kann sagen, es bestand kaum für ihn. Die Stellung des Landrats kann diese Tatsache beleuchten. Das Präsentationsrecht der Stände für die Besetzung des Landratpostens hat der König oft genug umgangen, wenn er es prinzipiell auch nicht aufgehoben hat. Es war sein Bestreben, dieses Organ der ständischen Selbstverwaltung unschädlich zu machen, indem er den Landrat von der Kammer abhängig machen wollte, ohne ihm, worüber die Stände mit Recht klagen, Sitz und Stimme in der Kammer zu geben. Ähnlich wurde den Städten das Recht der Ratswahl, den Klöstern das der Abtswahl genommen. Auch die Amtshauptmannschaften und Drosteien wurden zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückt. Und nicht genug damit. Der König nahm allen diesen Ämtern nicht nur den ursprünglichen politischen Wert, sondern er vertrat außerdem noch den Standpunkt, daß königliche Beamte nicht in ihrer Heimat beschäftigt werden dürften. Das Recht des Indigenats wahrte er nicht. Ist die Klage der Stände über diese Zurückdrängung nicht gerechtfertigt? Daß der König den Landtag, auch wo er noch bestand, nicht respektierte, kann nicht wunder nehmen. Doch hat diese Politik des Königs auch ihr Gutes. Er wollte vor allem mit solcher Einschränkung so vieler historischer Gerechtsame die Erweckung des Staatsgefühls erreichen. Näher gekommen ist er seinem Ziel freilich nur durch die Vernichtung der selbständigen Teilnahme des Volkes an der Regierung, in erster Linie der Stände. Der König wie die Stände haben sich ein gegenseitiges Verstehen erschwert. Wie der König in seinen oft geradezu rohen Mitteln sein Ziel den Blicken entzog, so erfüllte andrerseits die Form der ständischen Wünsche nicht der Inhalt, den sie glauben machen wollten. Beide Teile hingen zu sehr an privatrechtlichen Anschauungen. Und man wird sagen müssen, daß in diesem absolutistischen halbsozialistischen Staatswesen die Grundlage des Staatslebens fehlte, der gesunde und harmonische Ausgleich zwischen Regierung und Regierten.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

ROMANISCHE PHILOLOGIE.

JAHRGANG 1920. Nr. 9.

FRIEDRICH KORNITZKE,
geb. am 5. Dezember 1892 zu Hannover,

Umschreibungen des verb. fin. im Französischen durch Hilfsverben in Verbindung mit Infinitiven, Adjektiven, Partizipien, Substantiven und verwandte Konstruktionen.

Referent: Prof. Stimming.
Tag der mündlichen Prüfung: 30. Juni 1920.

Die volle Dissertation ist, in Maschinenschrift geschrieben, von der Universitäts-Bibliothek in Göttingen und der Staatsbibliothek in Berlin leihbar.

Die Aufgabe des Verfassers bestand darin, eine zusammenfassende Darstellung aller im Französischen gebräuchlichen Umschreibungen zu geben, mit Ausnahme der bereits in den Göttinger Arbeiten von Assmann, Pfeiffer und Schwake behandelten. Ihre Entwicklung von den ältesten Zeiten bis zum Neufranzösischen zu untersuchen, vor allem sie vom psychologischen Standpunkt aus zu erklären und nach ihren Verwendungsmöglichkeiten festzulegen, ist in jedem einzelnen Falle versucht worden. Soweit es möglich war, ist auch das Verhältnis der französischen Umschreibungen zu denen der lateinischen und germanischen Sprachen klargestellt.

Folgende Umschreibungen sind in der Arbeit behandelt:

Erstes Kapitel:

Umschreibungen des Verb. fin. durch Hilfsverb + Infinitiv:

A) Hilfsverben, welche mit dem Infinitiv unmittelbar verbunden werden:

1. devoir + Infinitiv:

   Li enfes Guis se lieve, quant *il dut esclairier.*
   Gui de Bourgogne 1484

2. soloir + Infinitiv:

   Amer te *souloie* (= ich liebte Dich einst), mais or va ta voie
   Romanz. u. Past. 153 12

3. cuidier + Infinitiv:

Aegëus, après avoir essayé toutes sortes de pières .... pour le *cuider divertir* de ce propos .... tira au sort les autres enfants. Amyot VIII 68

4. pooir + Infinitiv:

Ohi Balçons, jo vus *poi* tant *amer.* Chans. Guilh. 1936.

5. savoir + Infinitiv:

Et la rëine s'est dreciee Si li est a l'ancontre alee, ... Et cele vient, qui mont a gre Li *sot* son message *conter.* Karre 5925

6. faire + Infinitiv:

Desus le capel *fist* un vert elme *fremer* (= er ist allein). Fierabras 617

7. venir + Infinitiv:

.... ainçois, tout remply d'une fureur poétique, *vint dire* promptement à la dame: Que .... Desperiers II 234

Anhang: aller + Infinitiv zur Umschreibung des Futurums.

Ecrivez ce que je *vais* vous *dicter* (= dicterai); je ferai porter la lettre .... A. France, Le lys rouge 251

B) Hilfsverben, welche selten mit dem Infinitiv unmittelbar verbunden, sondern meist durch eine Präposition angeschlossen werden.

1. commencer und prendre (de, à) + Infinitiv:

Commencez donc, seigneur, *à* ne *m'en parler* plus. Allez voir Herminone. Racine, Andromaque II 5.

Les François de laiens *a prins a apeller*: Seigneur, dont estes vous? Fierabras 2102

2. chaloir (à, de) + Infinitiv:

Por deu voz pri, ne vos *chaut d'esmaier.* Jourdain de Blaivies 2630

C) Hilfsverben, welche stets durch eine Präposition mit dem Infinitiv verbunden werden:

1. avoir à + Infinitiv:

.... Que nul vivant, sur peine de la mort, *n'aye a piller* la valeur liard. Cl. Marot V 144

2. estre à + Infinitiv:

Ne vos puis mie toz cels nomer qui *a* ceste oeuvre *faire furent.* Villeharduin 114

Zweites Kapitel:

Umschreibungen des Verb. fin. durch Hilfsverb + Adjektiv.

1. faire + Adjektiv:

Je prie, Sire, *fai prospre,* je prie. Cambr. Psalter 117 26
(Obsecro, Domine, *prosperare,* obsecro)

2. rendre + Adjektiv:

L' Alleman .... *rendit* le tonnerre *imitable.* Du Bellay II 367

3. estre + Adjektiv:

Prent ton espee et si restreing tes armes, Fier m'en l'escu, ja n'en *serai muables.* Cor. Loois 894

Drittes Kapitel:

Umschreibungen des Verb. fin. durch Hilfsverb + Part. praet.

A) Umschreibungen des Aktiv:

1. rendre + Part. praet.:

Mais je puis bien vous *rendre avertie* Combien de dueil j'ay de la departie Cl. Marot II 55

Anmerkung: tenir + Part. praet.:

Tandis, Seigneurs, *tenez* Evescippe *excusée,* Qui va devant ouvrir la porte mal aisée. Hardy, Scedase 77

2. faire + Part. praet.:

Quant Gautiers l'oit, si le *fist embracié,* Plorant le baise, la face en a mouillé. Amis et Amiles 3161

Anhang: faire + Part. praes.:

Or *face* l'en le cors et les tymbres *sonans.*
Folc. de Candie II p. 444

B) Umschreibungen des Passivs:

1. aller und s'en aller + Part. praet.:

Tant *est* par le reaume *alee* la nouvele *dite et contee* Qu'ele vint chiés un seneschal. Karre 5444

Les Paisans et les Rois semblables à la fin *S'en vont* tous peslemesle *engloutis* du Destin. Garnier Cornélie 100 474

2. devenir + Part. praet.:

Le ciel à celle odeur *devient* plus *éclaircy.* Motin 67

3. demeurer und rester + Part. praet.:

C'est pourquoi tout-à-coup je me suis retiré, Voulant dorénavant *demeurer asseuré.* Mathurien Regnier 230

Il rougit davantage et *resta effaré.* Zola Nana 31

Viertes Kapitel:

Umschreibungen des Verb. fin. durch Hilfsverb. + Substantiv:

1. estre + Substantiv:

Aujourd'hui ... *Ert* de nous deus *la departie.* (= werden wir uns trennen). Fabl. I. 254

2. faire + Substantiv: T'avons-nous *fait offense,* ô douce mort? Jodelle, Cleopatra 130

Anhang: mettre + Subst; prendre + Subst. und avoir + Subst. (avoir nom):

Et se metent a grant pooir Ou chemin, s'oirrent longement sans *metre* nul *delaiement.*
Chev. as 2 espees 11540

Tes arbres vertz *prennent accroissement*, o Seigneur Deu
Cl. Marot IV, 145

Li vallés *avoit nom* Gautiers. Fabl. I. 21

Fünftes Kapitel.

Umschreibungen des Verb. fin. durch andere Wendungen:

A) durch Verb. + Praep. + Substantiv:

1. avoir + Praep. + Substantiv:

Et li Hebreu respunt et dit: Sire evesques *l'ad en despit.* Adgar 234

2. estre + Praep. + Substantiv:

Li rois en vot aller I. jour, Que plus ne vot *iestre a sejour.* Richard li Biaus 214

3. mettre + Praep. + Substantiv:

N'est merveille se j'afoibli, Quant celi *ai mise en oubli.*
Violette 2332

4. venir + Praep. + Substantiv:

Seoir porra el grant palais vautis Et les sa mere, se lui *vient a plaisir.* Bueve II 891

5. tenir + Praep. + Substantiv:

Mout l'ama l'emperere et *tint en* grant *chierté.*
Florence de Rome II 36

6. prendre und donner + Praep. + Substantiv:

Quant Solimas l'entent, pres n'a le sens desvé: Ahi! Mahomés, sire, Com m'*avez pris en he.*
Chans. d' Antioche III 532

.... Qui li *a en conseil doné,* Que li presist ceste mescine.
Wilhelmsleben 90 22

Anhang: avoir pour agréable:

Je vous supplierai *d'avoir pour agréable,* Que je me fasse un peu grâce sur votre arrêt. Mol. Mis. I 1

B) durch sonstige Wendungen:

1. être sans + Infinitiv:

Il *n'avait pas été sans remarquer* que le duc, depuis son retour, s'occupait beaucoup de Claire. Maître de Forges 353

2. avoir cure (soing) de + Infinitiv: (stets negiert):

n'aiés cure d'autrui feme *enamer.* (= verliebt Euch nur ja nicht) Aiol 169

Alés seurement, *n'aiés soing de doubter.*

Baud. de Sebourg 16_{502}

3. penser de + Infinitiv:

Boeves li dist: Or *pensez de fraper.*

agn. Boeve 2173

Aus rein äußerlichen Gründen, um Werden, Sich-Ausbreiten und Vergehen der einzelnen Umschreibungen in übersichtlicher Weise verfolgen zu können, mußte Einzeluntersuchung an Einzeluntersuchung gereiht werden. Überblicken wir nun die ihnen zugrunde liegenden syntaktischen Erscheinungen im Zusammenhange, so lassen sich, wenn auch ohne einheitliches System nach Wesen und Gründen geordnet, gewisse gemeinsame Hauptzüge gewinnen, auf die diese verbalen Umschreibungen zurückzuführen sind.

Die Umschreibungen des Verb. fin. im Französischen sind der konsequenteste Ausdruck einer allgemeinen sprachlichen Neigung, die ihre mannigfaltigen Quellen bereits im Lateinischen und Parallelen in den übrigen romanischen und in den germanischen Sprachen hat. Sie besteht im wesentlichen darin, daß gewisse Verben infolge häufig auftretender, formelhaft gebundener Verbindungen ihre eigentliche Bedeutung einbüßen. Sie sinken zu einer Kopula herab, deren Aufgabe lediglich darin besteht, ein Nomen oder einen nominalen Ausdruck soweit zum Verbum zu wandeln, daß sie als Prädikat dienen können. Sie bilden neben dem eigentlichen Formenkreis des Hauptverbs einen zweiten, jedoch so, daß der ursprüngliche neben dieser Aushülfe völlig selbständig und unverändert bleibt. Sie ersetzen und ergänzen ihn nicht, sondern unterstützen ihn nur. Den echten Verbalformen kommen sie sehr nahe, können aber zunächst doch mit keiner solchen vertauscht werden, da die umschriebene Form eine Nebenbedeutung behält, die durch das Hauptverb allein nicht ausgedrückt werden kann.

Der charakterisierende Begriff (eben das Hilfsverb) verursacht an dem Bedeutungsinhalt des Grundbegriffs eine Verengerung oder Bereicherung, ohne seine selbständigen Beziehungen zu anderen Begriffen aufgegeben zu haben. In vielen Fällen wird dadurch nicht nur lediglich eine objektive Aussage gemacht, sondern der Sprechende gibt durch den Gebrauch der Umschreibung das Verhältnis zu einem fremden Verbalinhalt, seine subjektive Meinung, kund.

Im Laufe der Zeit und infolge häufigen Gebrauchs ändert oder verwischt sich aber die einem solchen Ausdrucke zugrunde liegende Anschauung; die syntaktischen Beziehungen, die ursprünglich die Prägung des Ausdrucks bedingt haben, sind völlig verschoben, während die Form des Ausdrucks erhalten geblieben ist.

Das natürlich und unbewußt sprechende Volk, das die ursprüngliche Bedeutung des Ausdrucks nicht mehr versteht, verwendet ihn ohne Not auch da, wo dem Sinne nach die finite Verbform genügen würde. Die Schriftsprache übernimmt die geläufige Ausdrucksweise und bedient sich ihrer, und zwar mit Vorliebe in der Poesie, zur bequemen Erlangung des Reimes. So werden die umschriebenen Formen schließlich ganz als gleichartige Glieder des verbalen Formenkreises empfunden, gelten als einfache Ausdrücke von Tempus oder Modus und können als solche jede beliebige Form umschreiben. Unter Aufgabe ihrer ursprünglichen Modifikation sind die periphrastischen Formen schließlich den einfachen völlig gleich geworden.

Selbstverständlich sind diese so entstandenen syntaktischen Verbindungen nicht alle gleich eng; es trennt sie vielmehr eine quantitative Verschiedenheit, insofern der Grad der Verschmelzung verschieden ist. Zwischen Anfang und Ende des Vorganges gibt es eine Menge von Zwischenstufen. Eine scharfe Abgrenzung erscheint hier unmöglich, da die einzelnen Stadien gelegentlich sogar formell von einander verschieden sind. Für die syntaktische Behandlung ist diese Tatsache von großer Bedeutung.

Die aus dem Bestreben nach Auffrischung der Sprache und durch Funktionsverschiebung hervorgegangenen verbalen Umschreibungen sind im Neufranzösischen zum größten Teil ausgestorben oder werden nur noch ganz selten angewandt. Das Absterben der neuen und Bevorzugen der alten Formen ist zumeist eine Folge des im Neufranzösischen stark hervortretenden Zuges nach Prägnanz und Schematisierung der Sprache. Man wählt für eine bestimmte Funktion nicht mehr eine Form, die den Hörenden zu einer anderen Auffassung verleiten könnte. Allerdings hat das Neufranzösische durch das Aufgeben vieler umschreibenden Formen auf die das Altfranzösische kennzeichnende Freiheit der Wahl zwischen mehreren Ausdrucksmöglichkeiten verzichtet und ist nicht mehr wie in alter Zeit fähig, gewisse feine Bedeutungsschattierungen zu verdeutlichen.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

ROMANISCHE PHILOLOGIE.

JAHRGANG 1920.
Nr. 10.

HERMINE KETTLER,
Hilfsbibliothekarin an der Städtischen Volksbücherei zu Schöneberg,
geboren am 1. November 1881 zu Lahr in Baden.

Sprache und Metrik der Destruction de Rome.

Referent: Prof. Stimming.
Tag der mündlichen Prüfung: 21. Januar 1920.
Die volle Dissertation ist, in Maschinenschrift geschrieben, von der Universitäts-Bibliothek in Göttingen und der Staatsbibliothek in Berlin leihbar.

Einleitung.

Zweck der hier im Auszug mitgeteilten Arbeit war die Bestimmung der mundartlichen Eigenart der Destruction de Rome (Hs. 578 der vormals Kgl. und Provinzialbibliothek zu Hannover).

Gröber, der das Denkmal 1873 (Romania II, 1 ff.) herausgab, hielt seine anglonormannischen Sprachformen durchweg für Schreiberzutat, das Gedicht selbst für pikardisch. Es sollte nun hier untersucht werden, ob die anglonormannischen Züge wirklich nur graphisch sind, ob nicht vielmehr ein Teil von ihnen durch die Reime als untrennbar zum Text gehörig nachzuweisen ist. Demgemäß war vor allem festzustellen, ob die Destruction de Rome auf Grund festländischer oder anglonormannischer Lautgebung und Flexion gereimt ist (s. vollständ. Diss. S. 1 ff. u. 27 ff.) Daran schließt sich eine Beschreibung ihrer graphischen Verfassung (ebda S. 138 ff.). Nachdem in den bisher erwähnten Abschnitten der vollständigen Dissertation über Wert bezw. Nichtwert des tonlosen e Aufschluß gewonnen war, wurde es möglich, die Silbenzählung unseres Gedichtes auf anglonormannische Eigenarten zu prüfen (ebda S. 236 ff.). Ergab sich aus dem allen, daß die vorliegende Destruction de Rome ein anglonormannisches Gedicht ist, so blieb noch übrig, den einzigen durch den Reim verbürgten Pikardismus zu werten.

Eine Beschäftigung mit der Frage nach der Herkunft des Stoffes der Destruction lag ursprünglich nicht im Rahmen dieser Arbeit. Jedoch kam ich nachträglich, angeregt durch K. v. Ettmayers Aufsatz „Zur Destruction de Rome“ (Zeitschr. f. rom. Phil. XXXVIII, S. 663 ff.) und A. Stimmings Aufsatz „Die Entwicklungsgeschichte der Destruction de Rome“ (ebda XL S. 1 ff.), zu einer eigenen Stellungnahme. Vgl. die vollständige Dissertation teils in einer Bemerkung zur Einleitung, eingehender in Bemerkungen zur Metrik (S. 256 ff.) sowie in den Abschnitten „Literarhistorische Stellung“ und „Zusammenfassung“ (S. 263 ff. und 282 ff.).

Die Abhandlung

selbst umfaßt folgende Untersuchungen:

Lautlehre.

Vokale.

e

entspricht 1) franzischem ẹ, 2) franzischem ié, dagegen wahrscheinlich nicht franzischem i, das vielmehr analog durch e ersetzt ist außer etwa in zwei Eigennamen: Sauaris 1139 (: reposés; wegen assis, des anderen Reimwortes, s. vollst. Diss. S. 10), Dynee, Dynés 1107. 1124. 1409; vgl. jedoch zu diesen auch S. 9. 10. 18 ff. der vollst. Diss.

ẽ

reimt nie mit ã, war also diesem nicht gleich.

i

entspricht 1) franzischem i, 2) franzischem ié in der Endung -iee.

u

entspricht 1) franzischem ọ (ou), 2) franzischem ü: mure < murum 913 (: jor : jour), 918 (: delaiour : baudur), 935 (: entour; wegen a bone hure s. vollst. Diss. S. 21).

Konsonanten.

Erkennen des Wertes auslautender Konsonanten wird gelegentlich erschwert durch die agn. Neigung zu Suffixvertauschung sowie dadurch, daß oft nicht entschieden werden kann, ob sekundärer Obliquus oder eine Form mit verstummtem (wenn auch graphisch oft erhaltenem) Auslaut vorliegt. Suffixvertauschung: z. B. baldree 430 neben baudrer 791, wohl auch principee 888 (: lessee : benee) für principel, da andererseits auch principer 1313

(: demorer) vorkommt. Sek. Obl.: jour 927 (: tresor : baldour), soiour 697, entour 678, tree 419 u. a.

r

im allgemeinen hörbar, aber nach e schwach artikuliert, so daß gelegentliche Bindung von Wörtern auf -er mit solchen ohne r nicht störte.

s

Auslautendes s war stumm: Plur. Fem. asceré reimt auf Sing. Fem. demoree 944/5.

Formenlehre.

In der Behandlung der grammatischen Formen zeigt sich das anglonormannische Streben nach Vereinfachung des Paradigmas, doppelt verständlich bei geborenen Nichtfranzosen, die in England in einer nicht in England heimischen Sprache dichteten.

Deklination.

Die Destruction de Rome zeigt das historische Deklinationssystem in voller Auflösung: die Obliquusform hat die Funktion des Nominativs mit übernommen. Nur wo der Nom. Sing. sich auffallend abhob, in der Deklination der Imparisyllaba, ist er einzeln formal erhalten, nun aber nicht mehr auf Nominativverwendung (wie in beer 796) beschränkt; denn wir haben — allerdings im Versinnern — auch: Obl. Sing. sir(e) 1372 (das zweite sire im Verse). 1384, Nom. Plur. traitres 1245, Obl. Sing. soer < soror 1180; vgl. das Neufrz.

War durch Eintreten des Obliquus für den Nominativ die alte Kasusunterscheidung aufgehoben, so war infolge Verstummens des Flexionszeichens auch der Numerus lautlich nicht mehr wahrnehmbar.

Die Adjektivflexion wurde noch besonders durch das Verstummen des unbetonten e betroffen, durch das der Unterschied der Genera wie der einzelnen Deklinationstypen verwischt wurde.

Konjugation.

Unsicherheit in der Abwandlung der Verba zeigt sich 1) in seltenen Übertritten aus der Isw. zu anderen Konjugationen, 2) in häufigen Übertritten aus anderen Konjugationen zur Isw., besonders beim Infinitiv und p. p.

Schreibung.

Als wichtigste Abweichungen von normaler Wiedergabe finden sich für

franz. a: nur vor Ton 1) e, 2) o, 3) au, 4) vielleicht ai;
„ ã: 1) bes. vor Ton au, 2) nur vor Ton u, 3) nur vor Ton e, 4) nur vor Ton ai (ay);
„ ẹ < vlt. ā: 1) ee, 2) ai;
„ ẹ: 1) ie, 2) ee, 3) ei, 4) i;
„ ə: vor Ton 1) a, 2) i, 3) o (u);
nach Ton u in der Endung der 1. Plur. sumus 1002. 1069. Auslassung von organischem, Einfügung von unorganischem ə, beides infolge lautlicher Nichtgeltung von ə;
„ ẽ: 1) bes. vor Ton a, 2) ei (ey), auch vor Ton, 3) vor Ton i (y);
„ i: (y häufig, aber nicht überwiegend) 1) ei, auch vor Ton, 2) e;
„ ĩ: (hier y seltener als bei oralem i);
„ ọ < au: 1) ou (ow), 2) oi, 3) vielleicht u;
„ ọ < ọ̆: 1) u, 2) ou; für o < ọ̄: eu (ew); für o < ọ̆: ui (uy);
„ o: vor Ton < ọ̆, auch < ọ̄: 1) u, 2) ou, 3) e, 4) oe, 5) aw; vor Ton < ǫ̆: 1) u, 2) ou, 3) vielleicht oi;
„ õ: 1) u, 2) ou, 3) e in der Endung der 3. Plur. Fut. mouerent 531, aurent 753, ev. retornerent 753;
„ ü: 1) ou, 2) iu, 3) ui (uy), 4) vor Ton o;
„ ü̃: 1) ou, 2) vor Ton o;
„ ai: 1) e, auch vor Ton, 2) ei, auch vor Ton, 3) ee, 4) ae, 5) nur vor Ton a;
„ a͠i: 1) ei (ey), auch vor Ton, 2) a, auch vor Ton;
„ ei > oi: 1) ai (ay), auch vor Ton, 2) o, 3) einmal oai, 4) vor Ton e;
„ e͠i: 1) ai, 2) nur vor Ton a, 3) nur vor Ton e;
„ ié: 1) e, 2) ee, 3) i;
„ i͠e: 1) e, 2) i, 3) ei; alle bei venir, tenir;
„ ọi: 1) uy, 2) vor Ton o, 3) vor Ton ou (ow), 4) u, auch vor Ton;
„ o͠i: o, auch vor Ton;
„ ue: nie erscheint das normale ue, dafür 1) oe, 2) o, 3) u, 4) eo, 5) oo, 6) oi, 7) oei, 8) e;
„ u͠e: nie erscheint das normale ue, dafür 1) oe, 2) uie bezw. ie;
„ ui: 1) uiy, 2) u, auch vor Ton, 3) vor Ton o;
„ ieu (eu): 1) u, 2) ue.

Einzelheiten s. vollst. Diss. S. 138 ff.

Bei den Konsonanten ist hervorzuheben: 1) Vorliebe für etymologisch nicht berechtigte Doppelung, 2) graphische Vernachlässigung der Mouillierung und Darstellung oraler Konsonanten

durch die Bezeichnung, die sonst für mouillierte üblich; 3) gelegentliche Bezeichnung stimmhafter Konsonanten durch stimmlose (v durch f: iofne 1029, iofenes 1500, nafrés 1257, naferés 1482 neben nauerer 51 u. ö.; s durch ss: luissant 415, lussoient 676 neben lusoient 254, lusāt 1335, fressee für frisee(s) 1418. 1429; s durch c: chacee für chasé 584, enbracee 446 u. ö.

Einzelheiten s. vollst. Diss. S. 202 ff.

Metrik.

Der Vers der Destruction de Rome ist der Alexandriner mit den aus jüngeren anglonormannischen Denkmälern bekannten Abweichungen. Es finden sich:

I. festländisch korrekte Verse;

II. Verse, die vom festländischen Standpunkt nicht korrekt sind. Unter diesen sind:

1) solche, die sich leicht durch geringfügige — oft durch Parallelstellen nahegelegte — Änderungen in festländisch korrekte verwandeln lassen;

2) solche, die bei Berücksichtigung der agn. Vernachlässigung und der daraus folgenden Nichtzählung des unbetonten e als anglonormannisch korrekte angesprochen werden können. In diesen zählen z. B. fra 146 für eine Silbe, feseint 59 u. ö., durement 498 für zwei Silben, retorneromes 1072 für drei Silben, einerlei, ob e graphisch beibehalten ist oder nicht;

3) solche, bei denen Silben in Überzahl in folgender Weise entstanden sein können: Die Cäsur im Alexandriner wurde im Agn. nicht streng nach der sechsten Silbe verlangt, daher ungleiche Vershälften; diese wurden dann nicht immer so zusammengekoppelt, daß sie zusammen zwölf Silben ergaben (5 + 7, 7 + 5), sondern man verband auch 6 + 5, 5 + 6, 6 + 7, 7 + 6, ja sogar 5 + 5, 7 + 7!

4) Verse, die auch vom agn. Standpunkt fehlerhaft sind.

Die durch Reime in Laissen gruppierten Verse reimen vorwiegend auf ẹ (mit ié). Außerdem kommen vor: 1 ent-Laisse (384—407), 2 ur (= franz. ọr)-Laissen (673—698. 908—940), 2 ie-Laissen (314—383. 503—576). In der zweiten ur(ọr)-Laisse findet sich dreimal mure < murum 913. 918. 935; dieser Reim weist nach Nordengland.

K. v. Ettmayer nimmt in seinem oben erwähnten Aufsatz an, der Destruction de Rome habe ein nur auf ẹ assonierendes Ge-

dicht in 12-zeiligen Strophen zugrunde gelegen. Indessen scheint mir die von ihm vorgenommene Stropheneinteilung durch die inhaltliche Gliederung nicht bestätigt zu werden; die gleiche Ablehnung der Stropheneinteilung finde ich in Stimmings erwähntem Aufsatz. Das einstige Vorhandensein eines nur auf ẹ assonierenden Gedichtes, dessen Möglichkeit ich nicht von vornherein bestreite, nimmt Stimming als erwiesen an. Näheres s. vollst. Diss. S. 256 ff.

Literarhistorische Stellung.

Kern der Destruction de Rome ist eine Behandlung des historischen Sarazeneneinfalls von 846, Reflex einer Tradition, die sich auch in lateinischen Chroniken spiegelt; die Anknüpfung an Karl d. Gr. ist sekundär (s. Voretzsch, Einführg. in das Studium der afz. Lit., 2. Aufl., S. 213 ff.). Elemente dieses Kernes finden sich auch 1) in Phil. Mouskets Chronique rimée 4664—4717 und also in dem hieraus zu erschließenden „Balan", 2) im Fierabrasepos, dessen Daten allein aber nicht zum Aufbau der Destruction ausgereicht haben würden; es muß also ein nicht durch das uns bekannte Fierabrasepos gebildetes Bindeglied zwischen der alten Tradition und der Destruction gegeben haben.

Der Kern wäre nach K. v. Ettmayer ein „Savarislied", hervorgegangen aus einer „Savarisballade", endend mit dem Tode des Helden. Da Savaris in der Destruction de Rome vor der eigentlichen Zerstörung Roms fällt, würde somit die Schilderung gerade der Zerstörung Roms ursprünglich nicht zum Thema gehört haben! Dies stimmt mich bedenklich gegen das „Savarislied". Bei dem Eindruck, den die Zerstörung Roms nachweislich auf die Zeitgenossen gemacht hat, möchte ich mir als erste Entstehungsursache unseres Gedichts nicht das Interesse an einer Einzelperson denken, sondern das Entsetzen der damaligen Christenheit über eine ungeheure Katastrophe. Ist dies richtig, so gehörte die Zerstörung Roms unbedingt zum ältesten Bestande. Savaris' feudale Betrachtungsweise steht zwar in schroffem Gegensatz zu jeder Leidensbetonug. Aber muß denn, wenn schon Savaris' Verteidigerrolle alt gewesen sein kann, die Ausgestaltung dieser Rolle alt sein? Hier wurde ich durch Stimmings a. a. O. S. 572 ausgesprochenen Hinweis auf das Rolandslied an Ähnlichkeiten zwischen Roland und Savaris erinnert, denen ich seinerzeit zu wenig Bedeutung beigelegt hatte. Durch Nachprüfung meiner Beobachtungen bin ich jetzt zu der Überzeugung gelangt, daß Savaris' ganzes Gebaren von Ro-

land stammt (s. vollst. Diss. S. 273 ff.). Aus dem alten Klagebericht von der Zerstörung Roms wurde also erst im Anschluß an die Karlsepik, speziell das Rolandslied, ein der Tendenz des Heldenepos angepaßtes Gedicht. Eine fernere (III.) Stufe wird gekennzeichnet durch Zutaten aus dem Fierabrasepos, Betonung des unterhaltenden Elements. Einzelheiten s. vollst. Diss. S. 263 ff.).

Zusammenfassung.

Die Destruction de Rome ist ein Denkmal, dessen Charakter wesentlich durch agn. Züge (darunter einen nach Nordengland weisenden, anglonormannischen) bestimmt wird. Daraus schließe ich, daß:

1) ein Festländer als alleiniger oder hauptsächlicher Verfasser nicht in Betracht kommt;

2) mindestens ein Anglonormanne ihr das sprachliche Gepräge gegeben hat;

3) ein nordenglischer Anglonormanne mindestens die zweite ur(ọr)-Laisse (908—940) verfaßt hat.

In diesem Zusammenhang könnte das Vorkommen des Pikardismus íe = iee entweder auf Import einer sprachlichen Einzelheit (s. Stimming, Boeve de Haumtone S. 202) oder auf Entlehnung der betreffenden Stelle aus pikardischer Quelle beruhen.

Aus den Feststellungen der „Metrik" (s. o.) schließe ich, daß ein Anglonormanne der Verfallszeit das ganze Gedicht einmal überarbeitet hat, da Verse der dort unter II, 2 u. 3 besprochenen Art in keinem Teil des Gedichts ganz fehlen.

Aus der Betrachtung der literarhistorischen Stellung schließe ich, daß die Destruction de Rome aus mindestens drei Schichten besteht:

I. einem chronikartigen Bericht von der Zerstörung Roms (Leiden der Christen betont);

II. einer Umgestaltung dieses Berichts zum Heldenepos unter Einfluß des Rolandsliedes (Taten der Christen betont);

III. einer romanhaften Umgestaltung nach dem Fierabrasepos (Unterhaltendes betont).

Der Dialekt der III. Schicht war anglonormannisch. Vielleicht war der Verfasser aus Nordengland, da die Stelle, an der die dorthin weisenden Reime vorkommen, von Stimming a. a. O. S. 567/8 als späte Ausführung von Andeutungen aus Fierabras erwiesen ist, mithin zur III. Schicht gehört.

Die II. Schicht kann sprachlich unter dem Einfluß einer Hs.

des Rolandsliedes gestanden haben, also anglonormannisch gewesen sein.

Der Dialekt der I. Schicht kann, was Ettmayer und Gröber nicht für unmöglich halten, normannisch gewesen sein.

Dem Verfasser der III. Schicht lagen mindestens vor:

1) Schicht II der Destruction,

2) Fierabras.

Stimmings Ausführungen schließe ich mich an, wo sie nicht auf Annahme von Ettmayers „Savarislied“ basieren. Siehe die vollständige Dissertation S. 291 ff.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

ROMANISCHE PHILOLOGIE.

JAHRGANG 1920
Nr. 11.

WALTHER BAMME,
aus Gr. Salze-Elmen bei Magdeburg,
geb. am 26. Februar zu Güsten in Anhalt.

Die Stellung des attributiven Adjektivs im Französischen.

Referent: Prof. Stimming.
Tag der mündlichen Prüfung: 27. Oktober 1920.

Die volle Dissertation ist, in Maschinenschrift geschrieben, von der Universitäts-Bibliothek in Göttingen und der Staatsbibliothek in Berlin leihbar.

Die Dissertation, von der hier ein kurzer Auszug gegeben werden soll, behandelt in 17 Kapiteln die Frage der Adjektivstellung im Französischen. Kap. I—III bilden den allgemeinen, Kap. IV—XVII den speziellen Teil.

Der Verfasser ist mit Gröber „Grundriß" I (1886), S. 213 ff. der Ansicht, daß die empirische Forschung ihre Aufgabe mangelhaft löst, wenn sie bei der vergleichenden Betrachtung und Zergliederung der Sprache mehr Unterscheidungen setzt, als Verschiedenheiten in ihr bestehen. Eine Willkür gibt es in der Sprache nicht, sondern jede Sprache ist nach psychologischen Gesetzen aufgebaut (cf. Deutschbein „System der neuengl. Syntax", Cöthen 1917, § 1, S. 3). Wo sich eine Freiheit im Gebrauch zeigt, da folgt sie psychologischen Gesetzen, die aber in den einzelnen Sprachen verschieden sein können. Ebenso falsch wie die Aufstellung eines komplizierten Regelwerkes, das nach mehr oder weniger äußerlichen Gesichtspunkten aufgebaut ist, ist es aber, ein Stellungsprinzip solange zu verwerfen, als sich von ihm noch Abweichungen finden. Diejenigen, die dies tun, verkennen vollkommen, daß die Sprache etwas historisch Gewordenes ist, daß, ähnlich wie Lautgesetze nur allmählich entstehen, sich nur langsam durchsetzen

und zahlreichen Störungen durch die Analogie u. a. unterworfen sind, so auch die Syntax sich allmählich verändert und weiterentwickelt, daß in erstarrten Ausdrücken sich der alte Sprachgebrauch noch lange erhalten kann und daß auch in der Syntax die Analogie ihre Macht zeigt. Während der Periode der Entstehung eines neuen syntaktischen Gesetzes, also während des Überganges von einem syntaktischen Gebrauch zu einem anderen, zeigt sich allerdings oft ein starkes Schwanken, das aber nur der als reine Willkür bezeichnen wird, der die Tendenz der Ausbildung des neuen syntaktischen Gesetzes nicht erkannt hat. Eine historische Betrachtung ist also ebenfalls für unsere Frage unumgänglich nötig.

Kapitel I. Die Stellung im Neufranzösischen.

Wie bei der Wortstellung überhaupt das Zusammenwirken von Affekt und Logik von großer Bedeutung ist, so spielen auch bezüglich der Stellung des attributiven Adjektivs im Französischen diese beiden Faktoren eine große, ja die ausschlaggebende Rolle. Jedem attributiven Adjektiv kommt, im Satzzusammenhang betrachtet, eine gewisse Kraft der Kennzeichnung, die es dem Substantiv verleiht, und zugleich ein gewisses Maß affektischer Kraft, zu, Kräfte, die, für sich genommen und darum auch in ihrem Verhältnis zu einander, je nach dem Zusammenhang auch bei demselben Adjektiv ganz verschieden sein können. Der Begriff Affekt soll in diesem Falle als etwas Subjektives, Wertendes aufgefaßt werden, das zum Gegensatz eine rein objektive Feststellung von Tatsachen hat, und das von der einfachen subjektiven Meinungsäußerung bis zur stärksten Gemütsbewegung schwanken kann. Während einerseits die affektische Kraft des Adjektivs ganz gering, die Kennzeichnung, die es dem Substantiv verleiht, dagegen sehr stark sein kann *(Bordeaux est une ville de la France méridionale)*, kann andererseits die kennzeichnende Kraft des Adjektivs ganz gering sein, sodaß es lediglich eine Eigenschaft, die nach allgemeiner Auffassung schon von vornherein in dem Begriff des Substantivs liegt, noch einmal wertend hervorhebt *(le cruel Néron)*. Objektiv-kennzeichnend wollen wir die Adjektiva nennen, wenn sie in ihrer Bedeutungskraft keinen individuellen oder durch die Stimmung veranlaßten Schwankungen unterworfen werden können. In dem Satz: *Il cracha, il repartit derrière son cheval somnolent, après l'avoir attelé aux berlines vides.* (Zola „Germinal" 6) — ist das Adjektiv *vide* insofern objektiv-kennzeichnend, als die leeren Förderwagen die Eigenschaft der Leere genau so auch für

jeden anderen haben, der sie sieht, und welche Stimmung auch der Schriftsteller darstellen will, immer sind die Förderwagen schlechthin leer. Dagegen können in dem Beispiel: *Ainsi ferez-vous, vous qui tenez ce livre d'une main blanche, vous qui vous enfoncez dans un moelleux fauteuil.* (Balzac „Père Geriot" 4) die Adjektiva *blanc* und *moelleux* sehr wohl in ihrer Bedeutungskraft individuellen und durch die Stimmung veranlaßten Schwankungen unterworfen sein. Es liegt in den Adjektiven eine Empfindung, die je nach der Stimmung in ihrer Stärke schwanken kann. Obwohl es affektlose Adjektiva garnicht gibt, mögen doch alle nicht objektiv-kennzeichnenden Adjektiva unter der Bezeichnung „affektisch verwandte Adjektiva" zusammengefaßt werden. Zwischen den extremen Fällen starker objektiver Kennzeichnung einerseits und fast rein affektischer Verwendung andererseits steht nun die weit größere Zahl von Fällen, wo Affekt und Kennzeichnung beide in stärkerem Maße in dem Adjektiv enthalten sind.

Das Verhältnis zwischen Affekt und Kennzeichnung ist für unsere Frage insofern wichtig, als die kennzeichnende Kraft das Adjektiv hinter das Substantiv zu ziehen, der Affekt dagegen ihm die Stellung vor dem Substantiv zu geben sucht. Diese Neigung ist psychologisch sehr verständlich; denn die Logik, die bei verstandesmäßiger, objektiver Feststellung von Tatsachen am unumschränktesten in die Erscheinung tritt, verlangt, daß erst der selbständigere Bestandteil eines Begriffes genannt wird (Substantiv) und dann erst der Teil, der den selbständigeren näher bestimmt, ihn einschränkt (Adjektiv). Dem wirkt der Affekt entgegen, der den Teil, der bei dem Sprechenden im Vordergrunde des Interesses steht, in dem am stärksten dessen Anteilnahme an dem Gegenstand, von dem er spricht, zum Ausdruck kommt, voranzustellen sucht. Nach dieser Feststellung ist es von vornherein einleuchtend, daß bei objektiver Kennzeichnung, wo also die kennzeichnende Kraft des Adjektivs am unumschränktesten herrscht, diese dem Adjektiv die Stellung hinter dem Substantiv anweist. Daher finden sich im Neufranzösischen die objektiv-kennzeichnenden Adjektiva in Nachstellung. Ferner ist es verständlich, daß bei fast rein affektischer Verwendung des Adjektivs Voranstellung eintritt. Dieser extreme Fall zeigt sich besonders deutlich bei den mit Eigennamen verbundenen Adjektiven, wenn es von der durch den Eigennamen bezeichneten Person oder Sache nur ein Exemplar gibt und wenn das Adjektiv nicht einzelne Teile des Substantivbegriffes kennzeichnet. In diesem Falle dient

das Adjektiv allermeistens nur zur Ausschmückung oder zum Ausdruck eines persönlichen Werturteils und tritt daher fast regelmäßig voran *(le* c r u e l *Néron).* In den weit zahlreicheren Fällen jedoch, in denen beide Kräfte in größerem Maße in dem Adjektiv enthalten sind, ist dessen Stellung großen Schwankungen unterworfen, je nachdem die eine von den beiden Kräften oder die andere überwiegt. Als oberstes Stellungsprinzip gilt für solche Adjektiva folgendes: In jedem einzelnen Fall der Verwendung eines Substantivs mit einem attributiven Adjektiv ist die affektische Kraft des Adjektivs gegenüber seiner kennzeichnenden Kraft bei der Voranstellung größer als bei der Nachstellung. Stellt man in einer Verbindung eines Substantivs mit einem ursprünglich nachgestellten Adjektiv dieses voran, so ist die Folge eine Steigerung der affektischen Kraft des Adjektivs, und dasselbe gilt für die kennzeichnende Kraft bei Nachstellung eines ursprünglich vorangestellten Adjektivs. So hat der Franzose jederzeit die Möglichkeit, auch durch die Stellung der Adjektiva bald mehr ihre affektische, bald mehr ihre kennzeichnende Kraft hervortreten zu lassen und dadurch sprachliche Feinheiten, die wir Deutsche nur durch den Ton ausdrücken, auch durch die Stellung der Adjektiva zum Ausdruck zu bringen. Nicht der Affekt für sich entscheidet über Voran- oder Nachstellung der Adjektiva, sondern das Verhältnis von affektischer und kennzeichnender Kraft zueinander. So kommt es, daß die Adjektiva auch in der Nachstellung starke affektische Kraft haben können, wenn nämlich auch die kennzeichnende Kraft entsprechend groß ist, z. B.: *O nuit* d é s a s t r e u s e! *ô nuit* e f f r o y a b l e, — — — ! (Bossuet „Oraisons fun." 79). Ja, so kann selbst bei Eigennamen, wo doch der Substantivbegriff schon ohne das Adjektiv genau bestimmt ist, und wo das Adjektiv meist nur zur Ausschmückung oder zum Ausdruck eines Werturteils dient, Nachstellung eintreten, wenn der Sprechende oder Schreibende die Kenntnis von der durch das Adjektiv ausgedrückten Eigenschaft der betreffenden Person oder Sache bei dem Hörer oder Leser nicht voraussetzen kann. Dies ist z. B. der Fall, wenn die betreffende Eigenschaft dem Substantivbegriff nicht als allgemeines Charakteristikum, sondern nur zeitweise zukommt; z. B.: *C'est ça, tu fais mieux de te taire, reprit la Maheude* i m p l a c a b l e. (Zola „Germinal" 259). — Die Voranstellung, die natürlich wohl denkbar wäre, würde hier die kennzeichnende Kraft des Adjektivs vermindern und dadurch seine affektische Kraft mehr in die Erscheinung treten lassen.

Wir wollen diejenigen Adjektiva, die aus einer Anzahl von

Exemplaren der durch das Substantiv bezeichneten Personen oder Sachen eine Auswahl treffen, die den Substantivbegriff einschränken, determinierend nennen; z. B.: *Sous le couvert de tilleul est plantée une table ronde peinte en vert.* Balzac „Pere Geriot“ 6 (objektiv-determinierend). — *Deux tyrans l'opprimèrent d'une manière horrible vers l'an 1520.* Voltaire „Charles XII“ 17 (affektisch-determinierend). — Dagegen mögen diejenigen Adjektiva, die eine Eigenschaft des Substantivbegriffes, der schon ohne Nennung des Adjektivs genau bestimmt ist, nur noch einmal erläuternd hervorheben, explizierend heißen; z. B.: — — —, *selon le contenu du vieux proverbe italien, Chi ha fatto la legge, ha trovato l'inganno.* Brantôme I, 99 (objektiv-explizierend). — — —: *il porta d'abord ses armes en Pologne, où il gagna la célèbre bataille de Varsovie, qui dura trois jours.* Voltaire „Charles XII“ 18 (affektisch-explizierend). — Der Begriff „explizierend“ braucht jedoch nicht identisch zu sein mit dem Begriff „fast rein affektisch“, mit nur ganz schwacher Kennzeichnung, wie das obige Beispiel aus Zola „Germinal“ 259 (*la Maheude implacable*) deutlich zeigt. Jedoch gibt das determinierende Adjektiv, das doch den Substantivbegriff auf ein Exemplar oder eine Gruppe von Exemplaren beschränkt, dem Substantiv weit häufiger eine stärkere Kennzeichnung als das explizierende. Wenn also unser Stellungsprinzip richtig ist, dann muß sich bei Determinierung viel häufiger Nachstellung der Adjektiva finden als bei Explizierung. Das wird durch die Tatsachen vollauf bestätigt. Weiter wird unser Stellungsprinzip dadurch bestätigt, daß in Geschichtswerken und wissenschaftlichen Abhandlungen, in denen die Verfasser sich bemühen, die Dinge möglichst objektiv darzustellen, und in denen viel mehr der Verstand als das Gemüt zur Geltung kommt, die Voranstellung weit seltener ist als z. B. in einem Roman; doch immer ist die Nachstellung gegenüber der Voranstellung viel häufiger bei Determinierung als bei Explizierung.

Mit der Änderung der Adjektivstellung ist also im Neufrz. stets eine Änderung des Sinnes verbunden, die meist nur eine feine Gedankenschattierung, oft aber auch von stärkerer Wirkung ist. Jeder Versuch, feste Regeln nach äußerlichen Gesichtspunkten zu geben, muß scheitern. Während in zahlreichen Fällen die Adjektivstellung nicht zweifelhaft ist und auch dem Ausländer die Wahl der Stellung keine großen Schwierigkeiten bereitet, so überwiegen doch die Fälle, wo nur das Sprachgefühl zur Anleitung dienen kann.

Kapitel II. Die Stellung im Altfranzösischen.

Im Vulgärlatein scheint die Voranstellung, aus den ersten französischen Denkmälern zu schließen, weitaus das Übergewicht gehabt zu haben. Auch Schöningh stellt dies in seiner Dissertation „Die Stellung des attributiven Adjektivs im Französischen", Kiel 1898, S. 31—35 für die Adjektivstellung im Mittellatein fest, das bzgl. der Wortstellung dem Vulgärlatein sicher sehr nahe stand. Das Altfranzösische ist inbetreff unserer Frage eine Übergangsperiode vom Vulgärlateinischen zum Neufranzösischen. Die Voranstellung überwiegt stark, nimmt aber bis zum Neufranzösischen allmählich ab. Auch objektiv-kennzeichnende Adjektiva stehen häufig voran. Das neufranzösische Stellungsprinzip, das unter anderem bei objektiver Kennzeichnung Nachstellung verlangt, unterwirft allmählich immer mehr Adjektiva seiner Herrschaft, bis es mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts vollständig zum Durchbruch kommt. Die Nachstellung objektiv-kennzeichnender Adjektiva dringt umso eher durch, 1. je stärker ihre kennzeichnende Kraft ist, 2. je seltener sie daneben auch affektisch verwandt vorkommen und 3. je seltener sie überhaupt verwandt, je weniger sie also mechanisch, aus Gewohnheit vorangestellt werden. Daher rücken in objektiv-kennzeichnender Verwendung zuerst die Partizipia, die von Länder-, Städte- und Personennamen abgeleiteten Adjektiva und die Adjektiva der Wissenschaft, Kunst, Technik, des Handels und der Politik, darauf die des Standes und Berufes, sowie die der Theologie und Kirche hinter das Substantiv. Von den übrigen Adjektiven in objektiv-kennzeichnender Verwendung leisten besonders die der sinnlichen Wahrnehmung und von diesen wieder hauptsächlich die Farbenadjektiva, als die am häufigsten verwandten, dem neuen Gesetz am längsten Widerstand, weil die Kraft der mechanischen Voranstellung wegen der häufigen Verwendung hier ziemlich stark war und weil sie nicht selten auch mit einer gewissen Empfindung verwandt wurden. Auch die häufige Voranstellung der Adjektiva der Gruppe *bon*, *mauvais*, *méchant* usw. in objektiv-kennzeichnender Verwendung findet z. T. ihre Erklärung durch ihren häufigen Gebrauch und ihre daneben sehr häufig vorkommende affektische Verwendung (cf. Kapitel VII).

Kapitel III. Besprechungen.

In diesem Kapitel werden folgende Arbeiten über unser Thema besprochen: § 1. J. Cron „Die Stellung des attributiven Adjektivs im Altfranzösischen", Dissertation, Straßburg 1891. — § 2. Schö-

ningh „Die Stellung des attributiven Adjektivs im Französischen", Dissertation, Kiel 1898. — § 3. Hofer „Die Stellung des attributiven Adjektivs im Französischen, in ihrer geschichtlichen Entwicklung dargestellt", Programm, Zweibrücken, 1898/99. — § 4. Buck, Herrigs Archiv, 103, 1899, S. 442. — § 5. Kalepky, Zeitschrift für romanische Philologie XXV, 1901, S. 322 ff. — § 6. Fein „Die Stellung des französischen attributiven Adjektivs", Neues Korrespondenzblatt für die Gelehrten- und Realschulen Württembergs, X, Stuttgart 1903, Heft 9, 10, 11, 12. — § 7. Von den Driesch „Die Stellung des attributiven Adjektivs im Altfranzösischen", Romanische Forschungen XIX, 1906, S. 641 ff. — § 8. J. Haas „Die Stellung des attributiven Adjektivs im Neufranzösischen", Romanische Forschungen XX, 1907, S. 538 ff. und „Französische Syntax", Halle 1916, § 534. — § 9. K. Arnholdt „Die Stellung des attributiven Adjektivs im Italienischen und Spanischen", Romanisches Museum, hersg. von Gustav Thurau, IX. Heft, Greifswald 1916. — § 10. Eugen Lerch, Herrigs Archiv, Bd. 139. 1919. — § 11. Fritz Strohmeyer „Französische Stilistik für die oberen Klassen höherer Lehranstalten mit Übungen"[4], Berlin 1919, § 50. —

Im speziellen Teil der Dissertation sind folgende Punkte behandelt worden:

Kap. IV. Adjektiva in objektiv-kennzeichnender Verwendung.

§ 1. Adjektiva, die von Länder-, Städte- und Personennamen abgeleitet sind.

§ 2. Stand und Beruf bezeichnende Adjektiva.

§ 3. Adjektiva der Wissenschaft, Kunst, Technik, des Handels und der Politik.

§ 4. Adjektiva der Theologie und Kirche.

§ 5. Adjektiva, welche sinnfällige Eigenschaften, wie die Farbe, Gestalt usw., bezeichnen.

§ 6. Sonstige Adjektiva.

Kap. V behandelt in derselben Weise und mit gleicher Einteilung die Stellung der affektisch verwandten Adjektiva.

Kap. VI. Die attributiv verwandten Partizipia.

A. in objektiv- kennzeichnender Verwendung.

B. in affektischer Verwendung.

Kap. VII erklärt die Abweichungen in der Stellungsweise der Adjektiva der Gruppe bon, mauvais, méchant, beau, joli, vilain, grand, gros, vaste, haut, petit, menu, long, vieux, jeune, sot. Drei Gründe sind für ihre (weit überwiegende) Voranstellung maßgebend:

1. Die schon im Altfranzösischen weit überwiegende Voranstellung hat sich bei ihnen als den Adjektiven des täglichen Lebens, die sehr häufig gebraucht wurden, erhalten (mechanische Voranstellung).

2. Sie stehen auch unserem Stellungsprinzip entsprechend sehr häufig voran, da sie häufig zum Ausdruck eines Werturteils und weniger zur Kennzeichnung des Substantivs dienen.

3. Verschiedene dieser Adjektiva bilden mit bestimmten Substantiven sehr häufig verwandte Komposita, in denen sich die Voranstellung des Altfranzösischen erhalten hat.

Kap. VIII. Die Adjektiva in übertragener Bedeutung.

Kap. IX. Die Adjektiva bei Eigennamen.

Kap. X. Komposita, in denen sich die im Altfranzösischen übliche Voranstellung erhalten hat.

Kap. XI. Mit Adverbien verbundene Adjektiva. Das neufranzösische Stellungsprinzip erweist sich auch bei ihnen als gültig.

Kap. XII. Mehrere Adjektiva mit einem Substantiv verbunden.

Kap. XIII. Ein Adjektiv als Attribut zu mehreren Substantiven.

Kap. XIV. Das attributive Adjektiv ist von seinem Substantiv getrennt.

Kap. XV. Von dem attributiven Adjektiv ist eine Präposition + Infinitiv, Substantiv oder Pronomen abhängig.

Kap. XVI. Adjektiva mit mehrfacher Bedeutung, deren Stellung nach der Bedeutung differenziert ist.

Kap. XVII. Weitere einzelne Adjektiva.

In allen behandelten Fällen ergibt sich fast ausnahmslos die Richtigkeit der oben aufgestellten Regel.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

KLASSISCHE PHILOLOGIE.

JAHRGANG 1920. Nr. 12.

✠

KURT BUDDE
aus Wernigerode,
geb. am 12. März 1892 zu Pritzwalk,
gefallen als Leutnant der Reserve und Kompagnieführer,
geschmückt mit dem Eisernen Kreuz I. und II. Klasse,
vor St. Auguste bei Lens.

Quaestiones Laertianae.

Referent: Prof. Pohlenz.
Korreferent: Prof. Wendland †.
Tag der mündlichen Prüfung: 25. Februar 1914.

Das Originalmanuskript (mit lateinischem Text) verwahrt die Universitäts-Bibliothek in Göttingen. Der Auszug wird der Güte des Referenten verdankt.

Bei Diogenes Laertius finden wir in der Darstellung der Sokratiker Dispositionsangaben, die, wie längst gesehen, zu der jetzigen Anordnung des Werkes nicht passen. II 65 verweist mit *ὡς ἐν ἄλλοις εἰρήκαμεν* auf etwas, was wir jetzt III 36 lesen, setzt also voraus, daß die Vita Platos vor der Aristipps steht. Aus der Kombination von II 85 und VI 19 ergibt sich, wie schon Gercke feststellte, daß in einem Diogenes vorausliegenden Stadium zunächst die Viten der Schulgründer, unter ihnen Phaidon, Antisthenes und an letzter Stelle Aristipp behandelt waren und dann erst die Schulen folgten, die Kyrenaiker in unmittelbarem Anschluß an Aristipp. Wieder eine andere Anordnung setzt II 47 voraus: *τῶν δὲ διαδεξαμένων αὐτὸν* (sc. *Σωκράτη*) *τῶν λεγομένων Σωκρατικῶν οἱ κορυφαιότατοι μὲν Πλάτων Ξενοφῶν Ἀντισθένης, τῶν δὲ φερομένων δέκα οἱ διασημότατοι τέσσαρες, Αἰσχίνης Φαίδων Εὐκλείδης Ἀρίστιππος. λεκτέον δὲ πρῶτον περὶ Ξενοφῶντος, εἶτα περὶ Ἀντισθένους [ἐν τοῖς Κυνικοῖς], ἔπειτα περὶ τῶν Σωκρατικῶν, εἶθ' οὕτω περὶ Πλάτωνος, ἐπεὶ κατάρχει τῶν δέκα αἱρέσεων καὶ τὴν πρώτην Ἀκαδημίαν αὐτὸς συνεστήσατο. ἡ μὲν οὖν ἀκολουθία τοῦτον ἐχέτω τὸν τρόπον.* Be-

merkenswert ist hier zunächst, daß unter den sogenannten Sokratikern zwei Gruppen unterschieden werden, die *κορυφαιότατοι* und die Sokratiker im engeren Sinne, die 'kleinen' Sokratiker. Deutlich ist dann auch hier, daß die Darstellung der Schulen von den Viten der Gründer abgetrennt werden sollte; aber diesmal ist Plato als Führer der 10 *αἱρέσεις* unmittelbar vor diese gerückt.

Auch in Buch IX findet sich eine große Schwierigkeit. In § 58 wird Anaxarch an die italische Reihe der Philosophen durch Vermittlung des Diogenes von Smyrna angeknüpft. Vorher lesen wir aber nicht dessen Vita, sondern diejenige des zur jonischen Reihe gehörigen Diogenes von Apollonia, so daß also zwischen dem letzten Vertreter der italischen Diadoche, Protagoras, und Auaxarch eine Lücke klafft, die fälschlich durch die Vita des Apolloniaten ausgefüllt ist.

Für die Lösung dieser Schwierigkeiten erhalten wir einen Fingerzeig dadurch, daß nach II 47 Plato seinen Platz erhält, *ἐπεὶ κατάρχει τῶν δέκα αἱρέσεων.* Hier stoßen wir auf ein Einteilungsprinzip, das dem im allgemeinen von Diogenes befolgten Diadochieschema widerspricht. Denn wenn auch das uns besonders durch Diog. I 18 bekannte System der 10 *αἱρέσεις* aus der Diadochie die Scheidung der jonischen und italischen Philosophie und die Ableitung des Sokrates aus der jonischen übernimmt, so unterscheidet sie sich doch nicht nur durch die Konzentration des Interesses auf die ethische Philosophie und die damit zusammenhängende Bevorzugung der kleinen Sokratiker, sie weicht auch darin ab, daß sie Epikur nicht von den Demokriteern, sondern durch Vermittlung Aristipps (Euseb. pr. ev. 763d. 768c) und ebenso Pyrrhons Skeptizismus durch die elische Schule (z. B. Suidas s. Sokrates) von Sokrates ableitet. Sobald aber diese beiden (nebst Anaxarch, der mit seinem Schüler Pyrrhon untrennbar verbunden ist) von den Italikern abgelöst waren, mußte deren Reihe mit Protagoras schließen, wie wir das z. B. bei Pseudo-Galen 3 nach der nicht anzutastenden Überlieferung lesen. Damit ergibt sich aber ohne weiteres die Erklärung für die bei Diogenes Laertius IX herrschende Unordnung. Denn wenn hier die italische Reihe glatt bis Protagoras durchgeführt wird, und dann eine Lücke vor Anaxarch klafft, so müssen wir folgern, daß ein Vorläufer des Werkes nach dem Haireseisschema angeordnet war, und deshalb die italische Reihe bei Protagoras abbrach, während Anaxarch und Pyrrhon in anderem Zusammenhang behandelt waren. Wenn diese jetzt bei Diogenes Laertius unter die Italiker eingereiht werden, so ist das eine

ungeschickte Kontamination mit der gewöhnlichen Anordnung der Diadochie.

Dasselbe Schema der 10 Haireseis liegt aber offensichtlich II 47 zugrunde, und von da aus begreifen sich nun auch die übrigen Dispositionsangaben als die Stadien eines Entwicklungsprozesses, bei dem das ursprüngliche Schema dadurch modifiziert wurde, daß teils die eine umfassendere Behandlung erheischenden vier großen Schulen an das Ende gerückt und dabei Antisthenes mit den Kynikern zur Stoa gestellt wurde (VI 19, das dabei an falsche Stelle kam), teils auch die Scheidung der Viten der Schulgründer von der Diadochie sich als unpraktisch erwies und aufgegeben wurde. Die ursprüngliche Anordnung war nach II 47, I 19, IX 57 A. Jonische Philosophie: Thales — Sokrates | Xenophon, Antisthenes, Aischines, Phaidon, Eukleides, Aristippos, kleine Sokratiker, Plato; dann (διαδοχή + δόξαι) Akademiker, Kyrenaiker, Eleer, Megariker, Kyniker, Eretriker (von hier an auch wieder Viten), Dialektiker, Peripatetiker, Stoiker, Epikureer; B. Italische Philosophie: Pythagoras — Protagoras. Im nächsten Stadium wurden, wie aus II 85 + VI 19 zu schließen ist, die kleinen Sokratiker sowie Plato und die Akademie von ihrer Stelle entfernt und vor die Peripatetiker und die anderen großen Schulen versetzt. Nachdem auf diese Weise Aristipps Vita unmittelbar vor die Kyrenaiker gelangt war, wurden auch die Viten des Antisthenes, Phaidon und Eukleides mit ihren Schulen verbunden und dabei Antisthenes mit den Kynikern an die Stoa herangerückt. Endlich wurde unter dem Einfluß des Diadochieschemas Epikur aus der jonisch-sokratischen Reihe in die italische versetzt, so daß wir bei Diogenes Laertius jetzt die Anordnung haben: Sokrates, Xenophon, Aischines, Aristipp + Kyrenaiker, Phaidon + Eleer, Eukleides + Megariker, kleine Sokratiker (Menedemos, der nachträglich zugefügt ist, II 105), Plato + Akademiker, Aristoteles + Peripatetiker, Antisthenes + Kyniker + Stoa. Das letzte war dann, daß die ganze Anordnung von dem Diadochieschema aufgesogen wurde (IX 58).

Zugrunde liegt also letztlich ein Werk, für dessen Disposition die Einteilung in die 10 Haireseis maßgebend war. Daß dieses den Titel *π. αἱρέσεων* führte, müssen wir nach II 47. 105 annehmen. Über den Charakter der Werke *π. αἱρέσεων* wissen wir freilich wenig durch direkte Zeugnisse. Aber daß sie nicht ausschließlich, wie man gewöhnlich annimmt, die Lehren der Philosophen behandelten, ist aus einer Notiz bei Diogenes Laert. II 65 zu schließen, und wenn auch die Aufnahme der Bioi nicht direkt erweisbar ist,

so begegnet jedenfalls die Verbindung mit dem chronologischen Gesichtspunkt, die wir für Diogenes' Vorläufer nach II 47 ansetzen mußten, uns wieder bei dem Pythagoreer Herakleides (Doxogr. 149). Auch Hippobotos entwickelte seine Ansicht über die Haireseis in einem Werke π. αἱρέσεων (D. L. I 19).

Für den Vorläufer des Diogenes ist nun besonders bezeichnend die Reihenfolge der Sokratiker II 47, wo als κορυφαιότατοι Plato, Xenophon, Antisthenes und als die hervorragendsten unter den übrigen Aischines, Phaidon, Eukleides, Aristipp genannt werden. Nun begegnen uns mit Ausnahme Aristipps dieselben Namen wieder II 64 (schon von Wilamowitz Herm. XIV 187 herangezogen), wonach Panaitios von den sokratischen Dialogen für echt gehalten hat die des Plato, Xenophon, Antisthenes, Aischines, während er bei Phaidon und Eukleides schwankte. Danach liegt der Gedanke nahe, daß die Anordnung der Sokratiker II 47 auf Panaitios zurückgeht, der für diese das Fundament durch Untersuchungen über die Echtheit der Schriften gelegt hatte und deshalb die vorausstellte, von denen es sokratische Dialoge gab, während Aristipp, von dem er nur andere Schriften als echt anerkannte (s. u.), sich mit einem Platze hinter diesen begnügen mußte. Dann müssen wir aber weiter fragen, ob nicht Panaitios auch der Urheber des II 47 zugrundeliegenden Systems der 10 Haireseis ist. Tatsächlich hat dieser ja ein Werk περὶ αἱρέσεων geschrieben (D. L. II 87). Einen Teil von diesem bildete wohl die umfangreiche Erörterung über Sokrates und die Sokratiker, aus der wir manche Notizen haben. Denn die dort geübte Literarkritik kehrt genau ebenso mit Bezug auf den Stoiker Ariston wieder (D. L. VII 163), und mit dem Urteil über dessen Schriften ist D. L. I 16 das über den Nachlaß des Pythagoras so verbunden, daß wir auch dieses auf Panaitios zurückführen dürfen. Diese Kritik kann dann aber nicht in dem Werke über die Sokratiker, sondern nur in π. αἱρέσεων gestanden haben. Und daß solche literarische Kritik in den Werken dieser Literaturgattung eine Stelle hatte, läßt sich wahrscheinlich machen. Denn die bei Diogenes Laertius sicher eingeschalteten §§ 16. 17 des Prooemiums erweisen sich durch einen Vergleich mit dem Pythagoreer Herakleides und Pseudo-Galen 7 als Bestandteil einer Einleitung zu einem Werke π. αἱρέσεων (vielleicht des Herakleides selber), und hier treffen wir dieselbe Literarkritik wie bei Panaitios.

Wir können also von da aus Panaitios' Literarkritik dem Werke π. αἱρέσεων zuweisen, und nichts steht mehr im Wege,

dieses als die Quelle für das System der 10 Haireseis und den Vorläufer des Diogenes anzusehen. Zu Panaitios stimmt ja auch die ganze Tendenz, Sokrates und die Ethik in den Mittelpunkt zu rücken.

Es gilt nun, die Nachwirkung von Panaitios' Werk weiter zu verfolgen. Mit Recht hat aus diesem nach andern besonders Crönert (Kolotes und Menedemos S. 177) die literarischen Urteile bei D. L. II 60. 105 VI 73. 80 I 23 V 59. 80 abgeleitet. Sonst treffen wir seine Spur zunächst überall da, wo Pyrrhon an die Sokratik angeschlossen wird. Ursprünglich geschah das auf dem Wege über die elische Schule (so z. B. bei Artemidor-Strabo p. 393). Wenn wir statt dessen später nicht selten die Anknüpfung an die Megariker finden, so geht das zurück auf Hippobotos, der nach D. L. I 19 eine elische Hairesis ebensowenig anerkannte wie die kynische (und die der Dialektiker), und der aus demselben Grunde den Stoiker Zenon statt an den Kyniker Krates an die Dialektiker anschloß (D. L. VII 25; ähnlich schon Herakleides Lembos D. L. II 120, der Stilpon als Lehrer nennt; Suidas s. Sokrates in dem — von *Βρύσωνα* an — interpolierten Schluß folgt wohl Hippobotos). Hippobotos selber hat Panaitios' System der 10 Haireseis, wie D. L. I 19 zeigt, bekämpft und seinerseits Einfluß auf Antiochos geübt, der (Cic. Luc. 129) auch keine elische Schule kennt und deshalb Menedemos zum Megariker macht, während er in der Anknüpfung Zenons an Polemon eignen Tendenzen nachgeht. Hippobotos gehört also in die Zeit zwischen Panaitios und Antiochos. (Gerckes Ansicht, Hippobotos sei Quelle für Pseudo-Galen und Klemens, scheitert daran, daß Zenon von Hippobotos mit den Megarikern, von Galen mit den Kynikern, von Klemens mit der Akademie verbunden wird; Klemens weicht von Galen auch in der Reihe Demokrit—Pyrrhon—Nausiphanes—Epikur ab.)

Besonders spüren wir aber den Einfluß des Panaitios und des Systems der 10 Haireseis in der Darstellung der kyrenaischen Lehre und können auf diesem Wege auch zu größerer Klarheit über die Entwicklung dieser Schule gelangen. In dem offenbar aus mehreren Quellen zusammengeflossenen Berichte des Diogenes II 85 ff. wird Panaitios' Werk ausdrücklich in § 87 zitiert. Eine Analyse des ganzen Abschnittes zeigt aber, daß dieses Zitat den integrierenden Bestandteil eines geschlossenen Gedankenganges bildet, zu dem 87 *ἡδονὴν μέντοι* — 88 *κατὰ μέρος ἡδονάς*, 89 *ἡ δὲ* — 90 *ἁμαρτάνοντας* (ohne *δύνασθαι* — *διαστροφήν* und das inhaltlich freilich mögliche, aber den Zusammenhang unterbrechende

μέσας — ἀπονίαν), vielleicht auch 88 πίστιν — ἀλγηδόνα gehört. Wir müssen also dieses ganze Stück aus Panaitios ableiten, der in seinem Werke π. αἱρέσεων die kyrenaische und die epikureische Lustlehre konfrontierte. Eng verwandt mit diesem Abschnitt ist Klemens strom. II 130 ff., wo der so oft von Panaitios beeinflußte Antiochos die nächste Quelle ist. Wenn dort dieselben Lehren nicht den Kyrenaikern, sondern den Annikereern zugeschrieben werden, so erklärt sich das dadurch, daß auch anderweit (Cic. Off. III 116 Strabo 837) Annikeris als der echte Erbe Aristipps und der eigentliche Vertreter der kyrenaischen Lehre in der späteren Zeit erscheint. Freilich müssen wir dann an die Kyrenaiker als Gesamtschule denken, während sie bei Diogenes Laertius in engerem Sinne gefaßt sind und eine einzelne Richtung neben den Amikereern darstellen; aber das stimmt zum System der 10 Haireseis, das nach D. L. I 18 nur eine kyrenaische Schule kennt, während die bei Diogenes Laertius vorliegende Scheidung der verschiedenen kyrenaischen Schulen uns bei Hippobotos wieder begegnet (D. L. I 19). Das gibt einen Hinweis für die Herleitung des sonstigen Materials bei D. L. II 85 ff.; nach 92 ἀφίσταντο κτλ. müssen wir auch mit dem Einfluß Sotions (Sext. math. VII 15) rechnen.

Für die 10 Haireseis war es besonders charakteristisch, daß hier auch Epikur von Sokrates abgeleitet wurde (D. L. I 18). Das konnte am ehesten auf dem Wege über Aristipp geschehen. Der einzige Autor, der in unserer Überlieferung dies tut, ist Aristokles bei Euseb. pr. ev. 763d. 768c (der freilich das System sonst nicht rein bietet). Auch hier müssen wir Panaitios' Einfluß anerkennen. Dann wird ihm aber Aristokles auch die ungeheuer wichtige Angabe verdanken, die er dort über die Entwicklung der kyrenaischen Schule macht: Der alte Aristipp hat die Lehre, daß die Lust das Lebensziel sei, nur δυνάμει vorgetragen; systematisch hat erst sein Enkel sie ausgebildet. Wenn Aristokles dabei an der Lehre des Enkels besonders hervorhebt, daß neben Lust und Schmerz ein neutraler Zustand anzuerkennen ist, der der γαλήνῃ gleicht, so steht das in scharfem Gegensatz zu D. L. II 86 δ ύ ο πάθη ὑφίσταντο, πόνον καὶ ἡδονήν. Und wenn wir nun bedenken, daß Plato Phileb. 42c ff. (cf. Rep. 583) gegenüber einer fremden Ansicht, die nur von Lust und Schmerz weiß, die Notwendigkeit nachweist, einen dritten neutralen Zustand anzuerkennen, so liegt der Schluß nahe, daß Plato hier an den alten Aristipp denkt, der eben nur die δύο πάθη vorausgesetzt hatte, und daß die Lehre von den drei καταστάσεις,

die der jüngere Aristipp ausgebildet hat, eine Korrektur darstellt, die er selbst oder schon sein Großvater unter dem Drucke Platos an der ursprünglichen Lehre vorgenommen hat.

Wenn Panaitios annahm, der ältere Aristipp habe noch kein ausgebildetes Lehrsystem gehabt, so könnten wir ihm auch die z. B. von Sosikrates vertretene Ansicht zutrauen, wonach Aristipp seine Lehre noch gar nicht schriftlich fixiert habe. Tatsächlich erkannte Panaitios nach D. L. II 64 keine sokratischen Dialoge des Aristipp an. Immerhin schließt das nicht aus, daß er, wie D. L. II 85 berichtet, andere Schriften Aristipps, auch kurze Gespräche, in denen wohl Sokrates nicht vorkam, als echt ansah, und wir haben kein Recht, dort den Text zu ändern.

So weit die 1914 eingereichte Dissertation. Nach einem 1917 kurz vor dem Tode niedergeschriebenen Nachtrage wollte der Verfasser diese durch Betrachtungen über das Diadochieschema, mit dem Diogenes das der 10 Haireseis kontaminiert hat, ergänzen. Die Scheidung von italischer und jonischer Philosophie, die wir nach der Einleitung erwarten, wird in IX durch die Einführung der Eigenbrödler (*οἱ σποράδην*) durchbrochen. Dabei zeigt sich bei jeder Abweichung, daß sie unter dem Einfluß des Sotion vorgenommen ist (IX 5. 18. 21), der es nach V 86 auch veranlaßt hat, daß Herakleides Pontikos nicht wie gewöhnlich zur Akademie, sondern zum Peripatos gerechnet ist.

Es ist also einmal versucht worden, ein altes, schon durch Sotion modifiziertes Diadochieschema mit dem System der 10 Haireseis zu verbinden, und da dieser Versuch scheitern mußte, so hat man dann unternommen, wenigstens äußerlich das reine Diadochiesystem wiederherzustellen (IX 58).

ÜBERSICHT
ÜBER DIE 1920 HIER VERÖFFENTLICHTEN DISSERTATIONS-AUSZÜGE DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG:

A. NACH DER ALPHABETISCHEN REIHENFOLGE IHRER VERFASSER:

Aengeneyndt, Gerhard (1920)	Seite 35,	Laufd. Jahres-Nr. 6
Bamme, Walter (1920)	„ 65,	„ „ 11
Bode, Wilhelm (1919)	„ 9,	„ „ 2
Budde, Kurt † (1914)	„ 73,	„ „ 12
Henze, Hermann (1920)	„ 18,	„ „ 4
Kettler, Hermine (1920)	„ 57,	„ „ 10
Kornitzke, Friedrich (1920)	„ 51,	„ „ 9
Lange, Erna (1919)	„ 27,	„ „ 5
Linke, Hermann (1920)	„ 1,	„ „ 1
Selle, Götz von (1920)	„ 43,	„ „ 8
Sello, Wolfgang (1919)	„ 14,	„ „ 3
Thimme, Margarete (1919)	„ 41,	„ „ 7.

B. NACH FÄCHERN GEORDNET:

Klassische Philologie:	1. Budde, K. †	Seite	73	Laufd. Jahres-Nr. 12
Romanische Philologie:	1. Bamme, W.	„	65,	„ „ 11
	2. Kettler, H.	„	57,	„ „ 10
	3. Kornitzke, Fr.	„	51,	„ „ 9
	4. Linke, H.	„	1,	„ „ 1
Englische Philologie:	1. Thimme, M.	„	41,	„ „ 7
Mittlere und Neuere Geschichte:	1. Aengeneyndt, G.	„	35,	„ „ 6
	2. Bode, W.	„	9,	„ „ 2
	3. Henze, H.	„	18,	„ „ 4
	4. Selle, G. von	„	43,	„ „ 8
	5. Sello, W.	„	14,	„ „ 3
Klassische Archäologie:	1. Lange, E.	„	27,	„ „ 5.

Ausgegeben am 31. Dezember 1920.

JAHRBUCH

DER

PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT

DER

GEORG AUGUST-UNIVERSITÄT

ZU

GÖTTINGEN

1921

(ERSTE HÄLFTE: JANUAR—JUNI)

I.

HISTORISCH-PHILOLOGISCHE ABTEILUNG



GÖTTINGEN

DRUCK DER DIETERICHSCHEN UNIV.-BUCHDRUCKEREI (W. FR. KAESTNER)

VORWORT.

Zur Übersicht über die seit dem Erscheinen der letzten Universitätschronik, also innerhalb der letzten fünf Jahre, eingetretenen Veränderungen in den beiden Abteilungen der Fakultät sei hier folgende Zusammenstellung vorangeschickt. Sie beschränkt sich auf die Veränderungen im Personalbestand der Dozenten. Ein zusammenfassender Überblick über die zur Fakultät gehörigen Institute und ihre in diesen Jahren erfolgte Entwicklung wird in der demnächst zu erwartenden neuen Chronik der Gesamt-Universität erscheinen.

Dekane der Gesamtfakultät

waren 1916 im 1. Halbjahr: Prof. Sethe
im 2. Halbjahr: Prof. Wallach
1917 im 1. Halbjahr: Prof. Heinrich Maier
im 2. Halbjahr: Prof. Voigt
1918 im 1. Halbjahr: Prof. H. A. Schmid
im 2. Halbjahr: Prof. v. Seelhorst
1919 im 1. Halbjahr: Prof. Reitzenstein
im 2. Halbjahr: Prof. Hartmann
1920 im 1. Halbjahr: Prof. Hermann
im 2. Halbjahr: Prof. Stille
1921 im 1. Halbjahr: Prof. Sethe.

Vorsteher der Historisch-philogischen Abteilung

waren 1916 im 2. Halbjahr: Prof. Heinrich Maier
1917 im 2. Halbjahr: Prof. H. A. Schmid
1918 im 2. Halbjahr: Prof. Reitzenstein
1919 im 2. Halbjahr: Prof. Hermann
1920 im 2. Halbjahr: Prof. Thiersch.

Durch Tod verlor die Abteilung

im Jahre 1916: (14. VIII.) Prof. ord. J. Baumann (Philosophie)
1917: (9. III.) Prof. ord. Wilh. Meyer (mittelalterl. Latein)
(16. VIII.) Prof. ord. Gustav Körte (klass. Archäologie)

im Jahre 1917: (16. XI.) Privatdozent Dr. Adolf Reinach (Philosophie)
1918: (7. I.) Prof. ord. J. Wellhausen (Semitische Philologie)
1919: (17. IX.) Prof. ord. Gustav Cohn (Nationalökonomie)
1920: (17. III.) Prof. ord. Hermann Oldenberg (Indologie)
(1. IX.) Prof. ord. G. Busolt (Alte Geschichte)
(30. IX.) Prof. ord. W. Stein (Mittlere Geschichte)

Berufungen an andere Hochschulen leisteten Folge

im Jahre 1917: (1. IV.) Prof. ord. E. Littmann (Semitische Philologie) nach Bonn
(6. XII.) Privatdoz. H. Lommel (Indogermanische Sprachwissenschaft) als Prof. extr. nach Frankfurt a. M.
1918: (1. X.) Prof. ord. Heinrich Maier (Philosophie) nach Heidelberg
1919: (1. V.) Prof. ord. H. A. Schmid (Kunstgeschichte) nach Basel, als Konservator der öffentlichen Kunstsammlung.

Neu berufen wurden

im Jahre 1916: (1. XI.) A. Wihlfahrt als Lektor für Italienisch, aus Freiburg i. Br.
1917: (1. IV.) Prof. ord. Ed. Hermann (Vergleichende Sprachwissenschaft) aus Frankfurt a. M.
(1. IV.) Prof. ord. M. Lidzbarski (Semitische Philologie) aus Greifswald
(1. IV.) Prof. extr. G. Jachmann (klass. Philologie) aus München
(1. X.) Prof. extr. G. Misch (Philosophie) aus Marburg
1918: (1. X.) Prof. ord. H. Thiersch (klass. Archäologie) aus Freiburg i. Br.
1920: (1. IV.) Prof. ord. G. Graf Vitzthum (Kunstgeschichte) aus Kiel
(1. I.) Prof. extr. Fr. Ludwig (Musikwissenschaft) aus Straßburg
(1. I.) Prof. extr. H. Nohl (Philosophie und Pädagogik) aus Jena

im Jahre 1920: (1. I.) Dr. J. Beifus als Lektor für Englisch, aus Zürich

(1. I.) Bibliothekar W. Grimm als Lektor für Russisch aus St. Petersburg

(1. IV.) Privatdoz. Dr. A. Walther als nichtplanmäßiger Extr. für Soziologie, aus Berlin

(1. X.) Prof. ord. E. Sieg (Indische Philologie) aus Kiel

(15. X.) J. M. Juillard als Lektor für Französisch, aus Heidelberg

(1. X.) R. Lorenz als Lektor für Vortragskunst, aus Meiningen.

Ernannt wurden

im Jahre 1917: (26. II.) Privatdoz. Dr. H. Willrich (Alte Geschichte) zum ord. Honorarprofessor

(28. II.) Prof. extr. F. Andreas (iranische Philologie) zum ord. Professor

1919: (9. V.) Prof. extr. G. Misch (Philosophie) zum ord. Professor

(26. IX.) Prof. extr. W. Stein (Mittlere Geschichte) zum ord. Professor

1920: (16. VII.) Prof. extr. H. Nohl (Pädagogik) zum ord. Professor

(16. VII.) Prof. extr. G. Jachmann (klass. Philologie) zum ord. Professor

(17. VII.) Prof. extr. R. Weißenfels (Deutsche Philologie) zum ord. Professor

(17. VII.) Prof. extr. F. Ludwig (Musikwissenschaft) zum ord. Professor.

Der Professortitel wurde verliehen

im Jahre 1917: dem Privatdozenten Dr. F. Ranke (deutsche Philologie)

dem Privatdozenten Dr. Suchier (Romanische Philologie)

1918: dem Privatdozenten Dr. Kurt Müller (klass. Archäologie)

dem Lektor A. Wihlfahrt (Italienisch).

Lehraufträge:

Im Jahre 1919 wurde dem Prof. extr. P. Darmstädter (Wirtschafts- und Kolonialgeschichte) sein Lehrauftrag auf Auslands- und Staatenkunde ausgedehnt.

Im Jahre 1920 wurde der Studienrat Prof. Ssymank, Leiter des Hochschularchivs der Deutschen Studentenschaft, mit der Abhaltung von Vorlesungen über Hochschulkunde beauftragt.

Habilitiert haben sich

im Jahre 1918: (4. VII.) Dr. O. Hagen für Kunstgeschichte
1919: (1. II.) Dr. F. Focke für klassische Philologie
(31. V.) Dr. A. Hessel (früher Straßburg) für mittlere und neuere Geschichte
1920: (10. I.) Dr. G. Hübener für englische Philologie
(3. III.) Dr. H. Schmalenbach für Philosophie
(30. X.) Dr. Hermann Fränkel für klass. Philologie.

Preisaufgaben:

Im Jahre 1917 wurde das Stipendium der Petsche-Stiftung dem stud. philol. Erich Barthel aus Barmen verliehen.

Staatliche Preisaufgaben:

1920: Ludwig Stegen, Hannover.

DER PROKANCELLAR
H. Thiersch.

ÜBERSICHT
ÜBER DIE IM ERSTEN HALBJAHR 1921 HIER VERÖFFENTLICHTEN DISSERTATIONS-AUSZÜGE DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG:

A. NACH DER ALPHABETISCHEN REIHENFOLGE IHRER VERFASSER:

Bakoš, Johann (1920)	Seite 51,	Laufd. Jahres-Nr.	9
Baumert, Paul (1920)	„ 75,	„ „	13
Bleich, Otto Ernst (1920)	„ 1,	„ „	1
Fissen, Karl, (1921)	„ 97,	„ „	16
Lange, Ernst (1921)	„ 29,	„ „	5
Meyer, Herbert (1920)	„ 58,	„ „	10
Müller, Günther (1921)	„ 69,	„ „	12
Schaafhausen, Friedrich Wilhelm (1921)	„ 105,	„ „	17
Schomburg, Hans (1921)	„ 33,	„ „	6
Schrader, Hermann (1915)	„ 112,	„ „	18
Stegen, Ludwig (1920)	„ 41,	„ „	7
Steindamm, Alfred (1919)	„ 17,	„ „	3
Töpperwien, August (1921)	„ 89,	„ „	15
Trupp, Paul (1919)	„ 25,	„ „	4
Veeck, Walther (1919)	„ 11,	„ „	2
Voß, Fedor (1921)	„ 47,	„ „	8
Vloemans, Anton (1921)	„ 83,	„ „	14
† Windmann, Gustav (1914)	„ 65,	„ „	11.

B. NACH FÄCHERN GEORDNET:

Philosophie:

1. Vloemans, A.	Seite 83,	Laufd. Jahres-Nr.	14

Klassische Philologie:

1. Baumert, P.	„ 75,	„ „	13
2. Trupp, P.	„ 25,	„ „	4

Orientalische Philologie:

1. Bakoš, J.	„ 51,	„ „	9

Romanische Philologie:

1. Fissen, K.	„ 97,	„ „	16
2. Meyer, H.	„ 58,	„ „	10
3. Schomburg, H.	„ 33,	„ „	6
4. Schrader, H.	„ 112,	„ „	18

Deutsche Philologie:

1. Müller, G.	„ 69,	„ „	12
2. † Windmann, G.	„ 65,	„ „	11

Englische Philologie:
1. Bleich, O. E. . . . . Seite 1, Laufd. Jahres-Nr. 1
2. Lange, E. . . . . „ 29, „ „ 5
3. Stegen, L. . . . . „ 41, „ „ 7
4. Steindamm, A. . . . . „ 17, „ „ 3
5. Töpperwien, A. . . . . „ 89, „ „ 15

Mittlere und neuere Geschichte:
1. Schaafhausen, F. W. . . . . „ 105, „ „ 17
2. Veeck, W . . . . „ 11, „ „ 2
3. Voß, F. . . . . „ 47, „ „ 8.

Ausgegeben am 15. Juli 1921.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

ENGLISCHE PHILOLOGIE.

JAHRGANG 1921.
Nr. 1.

OTTO ERNST BLEICH,
Studienreferendar in Erfurt,
geb. 5. Dezember 1889 zu Gotha.

Die Quellen der Estorie des Englés.

Referent: Prof. Stimming.
Tag der mündlichen Prüfung: 1. Dezember 1920.

Die volle Dissertation ist, in Maschinenschrift geschrieben, von der Universitäts-Bibliothek zu Göttingen und der Staatsbibliothek zu Berlin leihbar.

A. ÜBER DEN VERFASSER DER ESTORIE DES ENGLÉS[1]).

Wie bei den meisten Dichtern des Mittelalters, einer Zeit, in welcher die Person des Autors völlig hinter seinem Werke zurücktrat, so ist auch von Geffrei Gaimar, dem Verfasser der ältesten uns überlieferten französischen Reimchronik, und seinem Leben wenig bekannt. Zur Sicherung seines literarischen Eigentums nannte der Dichter seinen Namen in den Versen 2925, 3893, 6438, 6483, 6508. Einige weitere persönliche Angaben fügte er seinem Werke im Epilog der Hs. R.[2]), die dem Original am nächsten steht, ein. Jene Angaben sind besonders wertvoll für die nähere Bestimmung der Abfassungszeit der Estorie und ermöglichen daneben einige Schlüsse auf den Aufenthaltsort und die Heimat des Dichters. G. verfaßte sein Werk im Auftrage der „dame Custance", der Gemahlin eines gewissen Raul le fiz Gilebert. Über diesen hat Martin[3]) Untersuchungen angestellt, ohne jedoch zu sicheren Ergebnissen zu kommen. Es ist gleichwohl recht wahrscheinlich, daß jener Raul mit dem im Dienste Gilberts von Ghent, des Grafen von Lincoln, stehenden Radulfus filius Gilberti identisch

1) Abkürzungen: G. = Gaimar; S.Chron. = Sachsenchronik (Edit. Thorpe).
2) Vgl. die Verse 6435 ff.
3) Vgl. hierüber Martin, Vorwort seiner Gaimarausgabe, vol. II, p. XIII ff.

ist. Von letzterem Baron wissen wir, daß er von seinem Dienstherrn Gilbert, dessen natürlicher Sohn er vermutlich war, für treue Dienste mit Scampton in Lincolnshire belehnt wurde und noch im Jahre 1163 am Leben war. Wir haben ferner Kenntnis von einer Gemahlin dieses Radulfus, deren Name uns leider nicht überliefert ist, und zwei Söhnen dieses Paares, von denen der eine, nicht mit Namen genannte bereits zu Lebzeiten des Vaters starb, der andere Ralf hieß. Gaimar scheint im Dienste jenes Radulfus filius Gilberti gestanden zu haben. Sehr wahrscheinlich ist Lincolnshire auch als seine engere Heimat anzusehen, denn zahlreiche Zusätze in seiner Reimchronik setzen eine nähere Kenntnis dieser Gegend voraus[1]). Auf eine nördliche Heimat unseres Dichters weist ferner seine Vertrautheit mit der Überlieferung Nord-Englands, die sich aus vielen weiteren Zusätzen mit Sicherheit ergibt[2]). Andere legen uns die Vermutung nahe, daß G. die Städte York[3]) und Winchester[4]), sowie die lokale Überlieferung dieser Orte genau gekannt hat. Über den Stand des Dichters kann kaum ein Zweifel herrschen. G. war sicher ein Geistlicher und mag am Hofe seines Gönners Raul das Amt eines Caplans bekleidet haben. Auf den geistlichen Stand G.'s weist außer den zahlreichen Zusätzen frommen Inhalts, die er in sein Werk eingestreut hat[5]), vor allem seine eingehende Kenntnis der lateinischen Heiligenleben jener Zeit hin[6]). Über das Alter unseres Dichters zur Zeit der Abfassung der Estorie des Englés lassen sich nur Vermutungen anstellen. Ein gereifteres Mannesalter setzen die Betrachtungen voraus, welche G. in den Versen 6055—76 über die Vergänglichkeit alles irdischen Glücks und über die Nähe des Todes anstellt. Da wir nun einigen Anhalt dafür haben, die Abfassung seines Werkes in die Jahre 1145—1151 zu verlegen, so dürfte G.'s Geburt um die Wende des 11. Jahrhunderts anzusetzen sein.

G.'s Sprache war der anglonormannische Dialekt. Mit der Volkssprache, dem Angelsächsischen, war er gleichfalls, wenn auch in beschränktem Maße[7]), vertraut.

---

1) Vgl. 939—942, 1595—1608, 2164, 2185—86, 2582.

2) 4647—70, 5085—98, 5101—04, 5359—74.

3) 4162—68, 5210, 5380—98.

4) 2333—40, 2964—71 (Groß, p. 98), 6433—34.

5) Reimfüllsel und Flickverse frommen Inhalts; vgl. 962, 1046, 1954, 3976, 5730, 5740 u. a. m.

6) 1637—39, 5731—32, 2880—2924, 3989—4074, 4648.

7) Vgl. hierüber unter D, c.

B. DIE VERMUTLICHE ZEIT DER ABFASSUNG DER ESTORIE DES ENGLES.

Für die Datierung der Reimchronik sind G.'s eigene Angaben im Epilog der Hs. R. von größter Bedeutung. Der Dichter teilt uns dort unter anderem mit, er habe eine seiner Quellen, die sich aus dem Zusammenhang als die „Historia Regum Britanniae" des Galfried von Monmouth ausweist, durch die Vermittelung seiner Gönnerin Constanze erhalten. Dieses wertvolle Exemplar war erst auf Umwegen in die Hände seiner Herrin gelangt; denn diese hatte es von ihrem Gemahl Ralf bekommen, dem es von dem normannischen Baron Walter Espec[1]) geliehen war, welchem es wiederum Graf Robert von Glocester auf Wunsch zugesandt hatte. Von Walter Espec, der nach G.'s Angabe anscheinend noch am Leben war, als die Reimschronik geschrieben wurde, wissen wir, daß er 1153 oder 1154 gestorben ist. Mithin fiele die Abfassung der Estorie des Englés in den Zeitraum vor 1153. Nun hat der nicht bekannte Verfasser des Epilogs der Handschriften D. L., in welchem er einen kurzen Auszug aus dem ursprünglichen Epilog G.'s, wie er uns in R. vorliegt, unter Streichung alles Persönlichen gegeben hat, die Königin Aelis de Luvain als noch lebend aufgeführt, sodaß wir wahrscheinlich auch G.'s Angaben über jene den gleichen Sinn unterlegen dürfen. So ergibt sich als terminus ad quem das Todesjahr der Königin Aelis, das Jahr 1151. Es handelt sich weiterhin darum, den frühesten Zeitpunkt festzustellen, an dem die Abfassung der Reimchronik möglich war. Die Angabe G.'s, Walter Espec habe das Werk Galfrieds von Monmouth aus der Hand des Grafen Robert bekommen, gibt uns hierüber keinen sicheren Aufschluß, weil daraus nicht klar hervorgeht, ob jener Graf von Glocester noch als lebend zu betrachten ist oder nicht. Nehmen wir ersteres an, so würden sich, da Roberts Tod in das Jahr 1146 oder 1147 fällt[2]), als Grenzen der Abfassungszeit der Reimchronik die Jahre 1145—1151 ergeben. Falls aber Graf Robert bereits tot war, so würden hierfür die Jahre 1146(47)—1151 an-

1) Walter Espec, ein angesehener Baron in Yorkshire, der Gründer der Abteien Kirkham, Rievaulx, Wardon. Er starb zu Rievaulx in dem Jahre 1153 oder 1154. Seine Besitzungen fielen seinen drei Schwestern zu, von denen die zweite, Albreda, Nicolas de Trailli heiratete. Dieser war einer der Barone des Exchecquer, daher sich G. auch in den Versen 6481—82 auf dessen Zeugnis als das eines hochangesehenen Mannes beruft.

2) Vgl. hierzu den 76. Bd. der Jahrbücher der Lit. p. 271, Anm.

zusetzen sein. Nach G.'s weiterer Angabe verwandte er auf seine Dichtung ein volles Jahr[1]).

C. DIE ÄUSSERE FORM UND DER INHALT DER REIMCHRONIK.

Die „Estorie des Englés" umfaßt 6532 paarweise gereimte Achtsilblerverse in anglonormannischem Dialekt. Metrisch zeigt sie alle bekannten Eigenheiten dieser Mundart.

G.'s Werk umfaßte ursprünglich die gesamte englische Geschichte von ihren sagenhaften Anfängen bis zum Jahre 1100, dem Todesjahr König Wilhelms II. Rufus. Der Dichter erhebt indessen keinen Anspruch auf den Namen eines Historikers, vielmehr will er seinen Lesern nebeneinander Belehrung und Unterhaltung bieten. So erklären sich die zahlreichen Zusätze aus anderen Quellen romantischen oder religiösen Inhalts, die G. in sein Geschichtswerk eingestreut hat, um seinen Lesern den trockenen Stoff mundgerechter zu machen. Wie sich aus den Versen 6529—31 ergibt, setzte G.'s Bericht bereits vor dem Zeitpunkte ein, mit dem die Hauptquelle des ersten Teils seiner Chronik, die „Historia Regum Britanniae", anfängt. Der Dichter scheint seinem Werke einen kurzen Bericht der sagenhaften Kriegszüge der Griechen und des Kampfes um Troja vorausgeschickt zu haben. Leider können wir G.'s Angaben nicht auf deren Richtigkeit hin nachprüfen, da der erste Teil seiner Reimchronik, die sogenannte „Estorie des Bretons", bis auf wenige Bruchstücke verloren gegangen ist[2]). Der zweite, erhaltene Teil des Werkes umfaßt die Erzählung vom Einfall der Sachsen in England unter Certics Führung bis zum Todesjahr König Wilhelms II. Rufus; sie beginnt mit dem Verse 819 und endigt mit dem Verse 6434. Diesem eigentlichen historischen Teile geht die romantische Erzählung von Haveloc dem Dänen voraus. Die betreffenden Verse (41—818) sind vermutlich von einem Copisten G.'s aus dem ersten Teil der Reimchronik herübergenommen und nicht eben geschickt in die „Estorie des Englés" eingefügt worden. Die Verse 1—40 stammen wahrscheinlich von dem gleichen Copisten, der durch diese eine Verbindung zwischen den beiden Teilen der Reimchronik herzustellen versucht hat[3]).

D. GAIMARS QUELLEN UND ARBEITSWEISE.

a. Ergebnisse der Abhandlung von M. Groß.

Vor achtzehn Jahren hat Max Groß in seiner Dissertation: Geffrei Gaimar. Die Komposition seiner Reimchronik und sein

1) Vgl. v. 6438—39. 2) Vgl. hierüber meinen Kommentar zu den Hss. D. L. 3) Vgl. hierüber die Anm. zu dieser Stelle in der Einleitung meiner Arbeit.

Verhältnis zu den Quellen, einen Teil der „Estorie des Englés", die Verse 819—3974, einer genauen Untersuchung unterworfen.

Er hat für den von ihm behandelten Teil als Hauptquelle G.'s die Sachsenchronik nachgewiesen. Doch kommt nach ihm keine der uns überlieferten Handschriften jener angelsächsischen Vorlage für unseren Dichter in Frage, sondern eine Fassung, welche der nördlichen Hss.-Gruppe nahegestanden, d. h. die meisten Berührungen mit D und E gehabt haben muß. Groß hat für die Ähnlichkeit der angelsächsischen Vorlage G.'s mit D E und anderseits für manche auffallende Abweichung von ihnen, woraus sich sein berechtigter Schluß auf eine nicht erhaltene Vorlage des Dichters ergab, eine ganze Reihe von Belegen angeführt [1]). An sonstigen Quellen G.'s hat Groß nachgewiesen:

1. eine listenartige Zusammenstellung von Heiligen mit Angabe des Ortes ihrer Bestattung und gelegentlich des Aufbewahrungsortes von Reliquien von ihnen;
2. lateinische Lebensbeschreibungen von Heiligen;
3. eine nicht erhaltene Quelle, die dänische Sagen enthielt;
4. sagenhafte Erzählungen;
5. eine nicht erhaltene Fassung des Gormundepos;
6. die mündliche Überlieferung [2]).

Ich füge dem nur hinzu, daß die von Groß genannte dritte Quelle m. E. in weit größerem Umfange als für die wenigen Stellen des zweiten Teils der Reimchronik, für den ersten Teil, die „Estorie des Bretons" G.'s, inbetracht kommt. Die kurzen Zusätze des Dichters in der „Estorie des Englés", die sich auf eine ehemalige dänische Dynastie in England beziehen, sind wahrscheinlich nur als wiederholende Erinnerungen aus dem ersten Teil der Reimchronik aufzufassen. Im Zusammenhang mit jenen Ausführungen G.'s wird wahrscheinlich auch die oben erwähnte Haveloc-Episode gestanden haben. Mithin beginnt der eigentliche historische und ursprüngliche Teil der „Estorie des Englés„ erst mit dem Verse 819, an welcher Stelle die Untersuchung meines Vorgängers einsetzte.

b. Des Dichters eigene Quellenangaben.

G. gibt im Epilog der Hs. R. [3]) zunächst an, auf welche Weise sich die Abfassung seiner Dichtung vollzog, wie viel Zeit er aufgewandt, und durch welche Personen er seine Quellen er-

1) Vgl. Groß, p. 1—2. 2). 64; 36, 96; 10, 62; 91, 130 ff.; 6, 109 f., 122; 2.
3) Vgl. V. 6436—81 der Hs. R.

halten hat[1]). Er erwähnt sodann folgende Quellen, zunächst ganz allgemein (v. 6442—43):

Liveres Engleis e par grammaire
E en Romanz e en Latin . . . ,

dann werden folgende näher bezeichnet:

1. ele [scil. Custance] enveiad a Helmeslac | pur le livere Walter Espac.
Robert, li quens de Gloucestre, | fist translater icele geste, solum les liveres as Waleis | k'il aveient des Bretons reis[2]).

Unter dem „livere" ist die bekannte „Historia Regum Britanniae" des Galfried von Monmouth zu verstehen, G.'s Hauptquelle der verlorenen „Estorie des Bretons".

2. „Li bon livere de Oxeford"[3]). Gemeint ist vermutlich Galfrieds welsche Vorlage zur „H. R. B.", welche der Dichter angeblich zu Verbesserungen von Galfrieds Text benutzt hat.

3. „L'estorie de Wincestre", die Hauptquelle unseres Dichters für den zweiten Teil seines Werkes: eine nicht erhaltene Fassung der Sachsenchronik[4]).

4. „De Wassingburc un livere Engleis"[5]). Es ist bisher nicht gelungen, zu ermitteln, welche Chronik der Dichter hiermit gemeint hat. In Washingborough, einem kleinen Dorfe östlich von Lincoln, also inmitten der anglodänischen Mischbevölkerung gelegen, konnten sich leicht Überlieferungen auf mündlichem Wege fortgepflanzt haben, welche sich auf die Dänen und möglicherweise auch auf eine uralte dänische Dynastie in England bezogen. Diese Überlieferungen mögen dann an Ort und Stelle, vielleicht zu Washingborough, aufgezeichnet worden und G. dort tatsächlich zugänglich gewesen sein. Jenes Dörfchen lag nämlich dicht bei Lincoln, wo unser Dichter sich wahrscheinlich im Dienste des Radulfus filius Gilberti aufgehalten hat. Falls meine Vermutung zutreffen sollte, hätten wir es in der Tat mit einer weiteren englisch abgefaßten Quelle G.'s zu tun, welche unter anderen Angaben aus der römischen Geschichte[6]) auch dänische Überlieferungen enthielt. Dann könnte man also jenes „livere de Wassingburc" der von Groß angesetzten dritten Quelle gleichsetzen. Eine völlig sichere Entscheidung wird sich kaum treffen lassen.

1) Vgl. hierzu auch Martin II, Preface p. IX ff.; ferner Bd. 76 der „Jahrbücher der Lit.", p. 266 ff.

2) Vgl. 6447—52 der Hs. R. 3) Vgl. 6459—66 ib.

4) Vgl. 6467—68 ib.; ferner 2331—40; Plummer II, p LX. 5) Vgl. 6469—6480 ib.

6) Vgl. hierzu Plummer II (Two Saxon Chron. Parall)., p. LX.

Eine Zusammenstellung von weiteren Quellenangaben, welche G. hier und da in sein Werk eingestreut hat, findet sich bei Martin II, Preface, p. XX — XXI.

Groß hat mit vollem Recht diesen vereinzelten Angaben des Dichters wenig Wert beigemessen, da sie teils aus Reimzwang, teils in der Absicht eingefügt sind, der Reimchronik in den Augen der Leser größere Glaubwürdigkeit zu sichern, ein Kunstgriff, dessen sich viele mittelalterlichen Dichter bedient haben. Das Gleiche gilt von der Angabe G.'s „ço dist mi meistre"[1]). Mit einer weiteren Quellenangabe des Dichters haben wir es im Verse 1296 zu tun, in welchem G. seine Quelle „bref" genannt hat[2]). Eine ähnliche Vorlage nennt der Dichter auch im Verse 5911 (5853?). In beiden Fällen ist darunter wohl eine Liste zu verstehen, und zwar das erste Mal eine listenartige Zusammenstellung von Heiligen, das andere Mal eine ähnliche Aufzählung der normannischen Barone zur Zeit Wilhelms II. Rufus[3]).

c. Gaimars Arbeitsweise.

G. hat sich im ersten Teile seiner „Estorie des Englés" durchweg mit großer Treue und Ausführlichkeit an die Sachsenchronik angeschlossen. Der Dichter ist sich zunächst noch nicht darüber klar, in welcher Weise er seine neue Quelle, die S.Chronik, benutzen soll. Noch in den Versen 855—872 hat er auf seine bisherige Hauptquelle, die Historia Regum Britanniae, zurückgegriffen. Erst etwa vom Jahre 560 der S.Chronik an folgt der Dichter der Darstellung seiner nunmehrigen Hauptquelle weniger sprunghaft als bisher. Indessen beginnt sich bereits vom Jahre 882 an das Verhältnis G.'s zur Sachsenchronik zu lockern. Der Grund hierfür lag wohl einerseits darin, daß sein Interesse an der recht trockenen Darstellungsweise der angelsächsischen Vorlage zu erlahmen anfing; anderseits war ihm der angelsächsische Text sicher nicht immer verständlich[4]). Deshalb zog er von jetzt an, „par grammaire", wie er im Verse 6442 sagt, die lateinischen Chronisten Henry of Huntingdon, William of Malmsbury und Simeon of Durham zurate, deren Angaben zudem oft weit reichhaltiger waren als die der Annalen der Sachsenchronik. So bildet denn für die Beutzung seiner geschichtlichen Quellen die romantische Geschichte von Aelfthryth, Aethelwald und Edgar einen Wendepunkt

1) G. 3241; vgl. hierzu Groß, p. 110. 2) Vgl. p. 64, Groß.
3) Vgl. den Kommentar der genannten Verse.
4) Vgl. auch Groß, p. 4.

in G.'s Chronik. Groß hat vermutet, der Dichter habe letztere Erzählung einer uns nicht bekannten schriftlichen Quelle entlehnt[1]). Dieser recht wahrscheinlichen Vermutung möchte ich noch Folgendes hinzufügen: Jene schriftliche (oder mündliche?) Quelle G.'s war zweifellos eine angelsächsische Ballade. Das beweist eine Stelle der „Gesta Regum Anglorum" des Chronisten William of Malmsbury, in der es nach einigen abfälligen Bemerkungen über die üblen Folgen des Fremdenzuzugs nach England unter König Edgar heißt: ... nam ceteras infamias, quas post dicam, magis resperserunt cantilenae. Da nun der Chronist unter Edgars Untaten auch jene Geschichte Aelfthryths anführt, ist wohl anzunehmen, daß William eine solche cantilena über Aelfthryth und König Edgar gekannt hat. Sicher war auch unserem Dichter eine solche Ballade bekannt.

Nach der Beendigung jener weitausgesponnenen Erzählung, der G. alle übrigen Tatsachen, welche er von Edgar noch nach der S.Chronik hätte berichten können, geopfert hat, hat der Dichter das tragische Ende König Edwards, des Sohnes Edgars, nach einer weiteren unbekannten Quelle geschildert, die eine nicht erhaltene Fassung einer „Vita Sancti Edwardi" gewesen sein muß. Der Dichter nähert sich sodann wieder seiner Hauptquelle, ohne sich ihr jedoch so eng anzuschließen wie zuvor. Dafür entlehnt er von jetzt ab zahlreiche Einzelheiten, die sich nur bei den genannten lateinischen Chronisten fanden, indem er sie geschickt mit dem Berichte der angelsächsischen Vorlage verknüpft. So entstand die eigenartige Vermengung von Angaben, die den verschiedenen Quellen oft gleichzeitig entnommen sind, ein Verfahren G.'s, das für den zweiten Teil der „Estorie des Englés" charakteristisch ist. Aus Simeon of Durham's Chronik[2]) stammt m. E. auch bereits der Inhalt des Verses 3972: Saint Esswitune donc transit. Groß' Annahme, G. habe diese irrtümliche Angabe in derselben Quelle, welcher die Geschichte Aelfthryths entlehnt ist, gefunden, halte ich für durchaus unwahrscheinlich; denn ist es schon wenig glaubhaft, daß der Tod dieses Heiligen in einer romantischen Erzählung, die nicht das Geringste mit ihm zu tun hatte, vorgekommen sein sollte, so gibt es für den Irrtum des Verses 3972 eine weit einfachere Erklärung. Wir haben es vermutlich mit dem Versehen eines Copisten G.'s zu tun, welcher zwei Verse darauf (3974) die Worte „donc transit" inbezug auf Edgars Tod fand, und dem durch

1) Vgl. hierzu Groß, p. 133. 2) Vgl. Sim. Dun. II, § 112.

Abirren des Auges bereits im Verse 3972 die gleichen Worte in die Feder glitten für die richtigen „fu defuit", wie unser Dichter richtig geschrieben haben wird [1]). Derartige Copistenirrtümer sind ja durchaus nichts Seltenes. G.'s Benutzung seiner lateinischen Vorlagen war indessen durchaus nicht sklavisch. Der Chronik Simeons of Durham hat er wohl zahlreiche Zusätze ohne weitere Veränderung entnommen; mit den Chroniken Henrys of Huntingdon und Williams of Malmsbury ging er dagegen oft derartig frei um, daß wir das entlehnte Material in völlig anderer Gestalt aus seiner Geistesschmiede kommen sehen. Einen Anlaß hierzu bot teils das Bedürfnis, einen passenden Reim zu finden, teils haben andere Gründe hierbei mitgespielt, auf die ich an der entsprechenden Stelle meines Kommentars stets hingewiesen habe. Oft sind die Änderungen der Vorlagen durch G. lediglich seinem Bestreben entsprungen, der Darstellung ein eigenartiges Gepräge zu verleihen.

Unser Dichter, der über einen reichen Schatz an Sagen und legendären Erzählungen, welche ihm teils auf dem Wege mündlicher Überlieferung, teils aus schriftlichen Aufzeichnungen zugeflossen sein mögen, verfügte, hat diese Kenntnisse an mehreren Stellen seiner Reimchronik eingegliedert, um hierdurch das Interesse seiner Leser zu beleben. So läßt sich für den von Groß behandelten Abschnitt außer der Benutzung einer uns nicht erhaltenen Gestalt des Epos von Gormund und Isembart [2]) und der Ballade von Aelfthryth und Edgar auch die Verwendung einer ursprünglicheren, nicht überlieferten Fassung der „Narratio de uxore Aernulfi ab Ella rege Deirorum violata" nachweisen [3]).

Auch im zweiten Teile der „Estorie des Englés" läßt sich die Benutzung von sagenhaften Erzählungen deutlich erkennen. Ich verweise auf meinen Kommentar zu den Versen 4867—5026, 4834—38, 4503 ff.

Eine weitere schriftliche Quelle scheint dem Dichter für die Verse 5463—72, 5486, 5502—5614, 5615—5700, die Herewardepisode, vorgelegen zu haben. Die erhaltene „Gesta Herwardi Saxonis" kommen als Quelle G.'s nicht in Frage, wie schon Freeman [4])

---

1) G. gebraucht die gleichen Worte im Verse 5729 bei der Schilderung eines ähnlichen Ereignisses, der Überführung Waltheofs nach Cruland.

2) Vgl. Groß, p. 6, 109 ff., 122. Unser Dichter scheint übrigens im Verse 6443 seine Quelle angedeutet zu haben: L i v e r e s . . . e n r o m a n z.

3) Vgl. Groß, p 93.

4) Vgl. Freeman, Norman Conquest V, Anhang.

überzeugend nachgewiesen hat. G. hat m. E. eine nicht bekannte ausführlichere Fassung dieser Herewardgeschichte benutzt [1]).

Nach dem Zeitpunkte der normannischen Invasion (1066) hat G. nur noch die wichtigsten Ereignisse aus der Regierungszeit der beiden ersten normannischen Könige berichtet. Die grundlegende Quelle seiner Reimchronik blieb bis zuletzt die Sachsenchronik, doch entnahm ihr G. hauptsächlich solche Ereignisse, die sich im Norden oder Nordosten Englands abgespielt hatten, sodaß er die Angaben seiner Vorlagen oft durch Zusätze aus der Überlieferung erweitern konnte [2]). Neben der Sachsenchronik blieben die oben genannten lateinischen Chronisten seine Quellen. Ihnen verdankte er manche Einzelheiten, Anekdoten und Stoffe aus der Überlieferung, die er in der Sachsenchronik nicht fand. Im zweiten Teil der „Estorie des Englés“ (d. h. der normannischen Zeit nach 1066) zeigt G.'s Darstellung eine gewisse Flüchtigkeit [3]). Am ausführlichsten hat er die Gegenstände behandelt, die ihn am meisten interessierten, Festlichkeiten am Königshofe und Anekdoten, von denen ein Teil seinen bekannten lateinischen Chroniken, ein Teil der mündlichen Überlieferung entlehnt ist. Neben den bekannten Quellen kommt für die normannische Periode eine unbekannte normannische Chronik in Betracht, was aus zahlreichen Zusätzen hervorgeht, die nicht der Art sind, daß sie Bestandteile der mündlichen Überlieferung bilden konnten. Nachteilig auf G.'s Darstellung der Regierung Wilhelms II. Rufus hat seine loyale normannische Gesinnung eingewirkt. Diese Neigung zur Schönfärberei veranlaßte ihn, viele Ereignisse entgegen der historischen Wahrheit und wider besseres Wissen zu schildern.

Über G.'s Verhältnis zu seiner Hauptquelle, der Sachsenchronik, füge ich noch hinzu, daß er Kirchengeschichtliches und Berichte über Sonnen- und Mondfinsternisse meist fortläßt, um seine Leser nicht durch die eintönige Erzählung von sich im wesentlichen gleich Bleibendem zu ermüden [4]). Auch war er bemüht, durch zahlreiche Zusätze oder durch Reflexionen aller Art seine Darstellung anschaulich und interessant zu gestalten.

Durch häufige Reimfüllsel endlich suchte er den Erfordernissen des Reims zu genügen.

---

1) Vgl. hierzu meinen Kommentar auf p. 124 ff.

2) G.'s Heimat und Aufenthaltsort zur Zeit der Abfassung der Estorie war ja Nordengland (Lincolnshire).

3) Vgl. hierüber meinen Kommentar auf p. 115. 4) Vgl, hierzu Groß, p. 2.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

MITTLERE UND NEUERE GESCHICHTE.

JAHRGANG 1921
Nr. 2.

WALTHER VEECK
aus Bremen,
geboren am 28. Juni 1886 zu Wickenrodt im Fürstentum Birkenfeld.

Graf Heinrich von Schwarzburg, Administrator des Erzstifts Bremen (1463—1496) und Bischof von Münster (1466—1496)

Referent: Prof. Stein.
Tag der mündlichen Prüfung: 3. Dezember 1919.

Die volle Dissertation ist, in Maschinenschrift geschrieben, von der Universitäts-Bibliothek in Göttingen und der Staatsbibliothek in Berlin leihbar.

Der schwachen Regierung des Habsburgers Friedrich III. sind wenig Erfolge beschieden gewesen. Nur einmal, als er Karl dem Kühnen mit den Waffen entgegentrat, konnte er alle deutschen Stämme aus Süd und Nord unter dem Reichsbanner vereinen. Der Führer des starken niederdeutschen Heeres, das vor Neuß dem Kaiser zuzog, war Graf Heinrich von Schwarzburg, Administrator des Erzstifts Bremen und Bischof von Münster. In seiner Person verkörpert sich ein gut Teil Zeitgeschichte Nordwestdeutschlands.

Heinrich, der zweite Sohn des Grafen Heinrich von Schwarzburg-Blankenburg und der Herzogin Elisabeth von Cleve, ist am 13. November 1440 geboren. Früh wurde er zum geistlichen Stande bestimmt. Schon 1449 erhielt er die Propstei Jechaburg, später Kanonikate in Köln, Würzburg und Halberstadt. 1458 bekleidete er die Rektoratswürde der Universität Erfurt. 1463 wurde er, erst dreiundzwanzigjährig, auf den Bremer Erzstuhl berufen. Sofort nach seinem Einzuge ins Stift nahm der junge Administrator — den erzbischöflichen Titel gestand ihm der Papst erst für das vollendete siebenundzwanzigste Lebensjahr zu — den Kampf gegen

den berüchtigten Grafen Gerd von Oldenburg energisch auf und zwang ihn 1465 zu einem Vergleich, durch den die Schlichtung der Streitigkeiten einem schiedsrichterlichen Verfahren vorbehalten wurde. Ein Friede kam aber nicht zustande, da sich Gerd weiteren Verhandlungen entzog.

1466 erhielt Heinrich auf Betreiben seines Oheims, Herzogs Johann von Cleve, auch das Bistum Münster. An seine Wahl hatte das münstersche Domkapitel die Bedingung geknüpft, daß er den Titel eines Bischofs von Münster vor dem eines „Administrators" von Bremen führen, auch vorwiegend im Stifte Münster residieren solle. Die Vereinigung der beiden Bistümer Bremen und Münster machte Bischof Heinrich zu einem der mächtigsten Territorialherrn Nordwestdeutschlands.

Kaum war der Bischof im Besitz des münsterschen Stuhls, als er durch Johann von Cleve in die gelderschen Wirren hineingezogen wurde. Mit dem Herzog stellte er sich auf die Seite Arnolds von Geldern, der von seinem Sohne Adolf gefangen gehalten wurde. In der Fehde trat Heinrich nicht besonders hervor. Sie endete damit, daß Karl der Kühne von Burgund, als Schiedsrichter angerufen, Adolf von Geldern gefangen setzen ließ und Arnold befreite. Nach dem Tode Arnolds nahm Karl selbst 1473 Geldern in Besitz. Er trat mit Bündnisangeboten an Bischof Heinrich heran, die aber abgelehnt wurden.

Karls Pläne in Nordwestdeutschland, besonders auf Friesland, liefen den bischöflichen Interessen zuwider. Der Gegensatz zwischen beiden Fürsten sollte sich schon in der seit 1470 wiederaufgelebten Oldenburger Fehde zeigen. Um den Bischof hatten sich inzwischen alle Gegner Gerds gesammelt. 1474 holte er zu einem Hauptschlage wider den Grafen aus. Im großen und ganzen hatte er Erfolg; ein kleiner Mißerfolg bewog ihn jedoch, die Friedensvermittlung einiger Fürsten und Herren anzunehmen, zumal Gerd sich genötigt gesehen hatte, die Herrschaft Delmenhorst den Grafen von Hoya zu übergeben, die sie sich wieder für den unmündigen Neffen Gerds, den Grafen Jacob von Oldenburg, von Bischof Heinrich als bremisches Lehen übertragen ließen. Endgültigen Friedensverhandlungen ging Gerd wieder aus dem Wege; er hatte sich inzwischen seinem Bruder Christian und Karl dem Kühnen genähert.

Solange Graf Gerd Ansprüche auf Holstein erhoben hatte, hatte König Christian in Verbindung mit Bischof Heinrich gestanden und mit ihm ein Bündnis wider Gerd abgeschlossen. Zu

gemeinsamen Unternehmungen war es zwar nicht gekommen, aber Christian war doch verhindert, für Gerd Partei zu ergreifen. Nicht nur der Verlust des oldenburgischen Stammgutes Delmenhorst führte den König an die Seite des Bruders. 1474 hatte er selbst sich Ditmarschen unter falschen Vorspiegelungen vom Kaiser als Lehen übertragen lassen. Nun gehörte Ditmarschen nominell zum Erzstifte Bremen. In der Not wandten sich die Ditmarschen an ihren Lehnsherrn. Mit Freuden ergriff Bischof Heinrich die Gelegenheit, alte Gerechtsame seines Erzbistums wieder zu festigen. Er bestärkte die Ditmarschen in ihrem Widerstand und verhieß ihnen seine Hilfe. Allein wagte König Christian nicht gegen sie vorzugehen. Mit seinem Bruder Gerd begab er sich zu Karl dem Kühnen von Burgund, der damals vor Neuß lag. Gerd warf sich dem Herzog gleich in die Arme, der ihn zum bürgerlichen Statthalter in dem noch zu erobernden Friesland erhob, ihm auch Hilfe gegen seine Widersacher verhieß. Christian hielten doch Rücksichten auf den Kaiser ab, offen für den Burgunder Stellung zu nehmen. Für Bischof Heinrich erstand also jetzt eine neue ernste Gefahr; ihr zu begegnen, entschloß er sich, des Kaisers Ruf zur Heerfahrt vor Neuß Folge zu leisten.

Der Kaiser hatte den Winter 1474/5 im Kölner Oberstift verbracht. Er wagte nicht, Karl dem Kühnen selbst entgegen zu treten; noch fehlte ihm der Zuzug aus Niederdeutschland. Ihn zu erhalten, trat er mit Bischof Heinrich in Verbindung, der bei den niederdeutschen Städten ein besonderes Ansehen besaß und ein großes Interesse an der Durchkreuzung von Karls Absichten hatte. Erst am 1. Mai 1475 kamen die Verhandlungen zum Abschluß. Neben anderen Zusicherungen finanzieller Art erhielt Bischof Heinrich den Pfandbesitz der Grafschaft Zütfen zugesagt, die sich allerdings noch in burgundischer Hand befand; außerdem versprach der Kaiser, keinen Frieden zu schließen, ohne den Bischof und seine Helfer darin aufzunehmen. An der Spitze eines Heeres von 8000 Mann stieß Bischof Heinrich als kaiserlicher Feldhauptmann über die niederdeutschen Aufgebote zum Kaiser. An den wenigen kleinen Gefechten vor Neuß hatten der Bischof und seine Niederdeutschen einen hervorragenden Anteil. Der Kaiser zögerte, verhandelte, schreckte vor der Entscheidung mit den Waffen zurück, trotzdem eine starke Kriegspartei im Lager, an ihrer Spitze Bischof Heinrich, zum Handeln drängte. Mit dem Abzuge Karls von Neuß glaubte Friedrich III. sein Ziel errreicht. So kam es zu einem Vergleich, wobei der Kaiser seines Feldhauptmanns vergaß.

Ein gütiges Geschick hat Heinrich davor bewahrt, den Kampf mit Karl dem Kühnen allein austragen zu müssen. Vor Nancy fand Karl 1477 den Tod. — Aber er mußte sich noch auseinandersetzen mit König Christian und Graf Gerd. Kampflos behauptete er die Lehnshoheit über Ditmarschen. Weder Christian, noch sein Nachfolger Johann wagten ein bewaffnetes Vorgehen. Gegen Gerd führte er den Kampf anfänglich mit Erfolg, aber eine schwere Niederlage der Bremer zwang ihn 1476 zum Frieden von Quakenbrück, der ihn um das bisher Erreichte brachte. Gerd ging neugestärkt aus dem Kampfe hervor.

Zunächst hatte Bischof Heinrich aber doch die Hände frei bekommen, um noch einmal in die gelderschen Wirren einzugreifen, die nach dem Tode Karls des Kühnen und dem bald darauf erfolgten Ableben Adolfs von Geldern neu aufgelebt waren. Zwei Parteien standen sich in Geldern gegenüber, eine burgundische, die zu Maximilian von Österreich, dem Gemahl Marias von Burgund, hielt und an Bischof Heinrichs Oheim, Johann von Cleve, einen Rückhalt fand, und die der gelderschen Patrioten, die den Besitz Gelderns Herzog Adolfs unmündigen Kindern sichern wollten. Die Statthalterschaft führte Adolfs Schwester Katharina; da sie den Burgundern nicht gewachsen war, übertrugen die Patrioten 1479 die Vormundschaft über Adolfs Kinder und die Statthalterwürde in Geldern an Bischof Heinrich, der bereits ein Jahr die Pfandherrschaft über Zütfen angetreten hatte. Der Bischof überschätzte seine Kräfte; gegen die Partei des Kaisersohnes konnte er nicht aufkommen. Ein Teil seiner münsterschen Stände versagte ihm die Gefolgschaft. Ein Bündnis mit Ludwig IX. von Frankreich blieb auf dem Papier. Der Kaiser trat gegen ihn auf. Auch Graf Gerd war wieder zu einer feindlichen Haltung übergegangen. Wenn Heinrich nicht wieder den Bund zwischen Oldenburg und Burgund neuerstehen lassen wollte, mußte er mit Maximilian Frieden schließen. Erst am 14. September 1482 kam er endgültig zustande. Bischof Heinrich wurde die Zahlung von 12000 Goldgulden versprochen, außerdem wurde ihm zugestanden, den kaiserlichen Pfandbrief auf Zütfen vor Kaiser, Papst oder den Erzbischöfen von Köln oder Trier geltend zu machen. Die Hoffnung auf Ausdehnung seines Einflusses auf den Niederrhein war damit begraben. Inzwischen hatte er Graf Gerd endgültig geschlagen.

1479 war Graf Jacob von Oldenburg mündig geworden, und Bischof Heinrich hatte ihm Delmenhorst zu Lehen gegeben. Jacob aber trat bald in innige Verbindung mit seinem Oheim Gerd.

Mit ihm begann er die Bedrückung des Handels. Daher schloß Bischof Heinrich 1481 mit Lübeck und Hamburg ein neues Bündnis. Im Januar 1482 nahm er Delmenhorst. Graf Jacob irrte seitdem als landloser Flüchtling umher. Später erschien Heinrich vor Oldenburg, Gerds letzter Zuflucht. Notgedrungen schlossen die Söhne Gerds mit ihm Frieden, Gerd mußte auf auf die Herrschaft verzichten. Heinrich war am Ziele, in dem jahrzehntelangen Kampfe mit Gerd war er Sieger geblieben.

Bischof Heinrich stand damals auf der Höhe seiner Macht trotz des Fehlschlags in Geldern. Aber seiner Erfolge sollte er nicht recht froh werden. Seine Unternehmungen hatten viel Geld verschlungen. Um sich die nötigen Mittel zu verschaffen, hatte er immer wieder zur Verpfändung von Gütern und Gerechtsamen greifen müssen. Andere Mißhelligkeiten kamen hinzu. Unter Nichtachtung der Rechte seines Erzstiftes hatte er Delmenhorst dem Bistum Münster einverleibt. Daraus erwuchs ein Gegensatz zwischen Bremen und Münster, der nur äußerlich überbrückt wurde. Jahrelang blieb Heinrich manchmal dem Erzstift fern, das er durch einen Amtmann verwalten ließ. Als er 1486 seinen Bruder Günther zum Statthalter machte, erzwangen die über dessen Mißwirtschaft empörten Stände seine Abberufung. Erst 1490 kam es zu einer Verständigung zwischen ihnen und Heinrich. Des Bischofs Verhältnis zu seinen münsterschen Ständen hatte sich nach der Abkehr von den gelderschen Händeln gebessert.

Über den Fragen der Politik hat Bischof Heinrich die kirchlichen Angelegenheiten nicht ganz vernachlässigt, vor allem beschäftigte er sich mit einer Reformation der Frauenklöster. Nicht immer konnte er sie durchführen. Als er sie 1482 bei dem Kloster Harvestehude in Hamburg versuchte, vertrieb ein Aufruhr der Hamburger Bürger seine Abgesandten aus der Stadt.

Durch eine große Reihe von Landfriedensbündnissen mit seinen Nachbarn erstrebte der Bischof die Sicherheit der Handelswege. Die achtziger Jahre sind die friedlichsten seiner Regierung. 1482 einigte er sich gütlich mit seinem Oheim Johann von Cleve. Auch Streitigkeiten mit den Friesen des Stadlandes, Butjadingens und des Landes Wursten führten zu keinen kriegerischen Verwicklungen. Einen Zwist mit den Grafen von Tecklenburg entschied er unter geschickter Ausnutzung von Familienstreitigkeiten im Tecklenburger Grafenhause zu seinen Gunsten.

Bischof Heinrichs Frieden mit den Söhnen Gerds war die ihm verbündete Gräfin Theda von Ostfriesland nicht beigetreten,

angeblich weil sie sich nicht mit dem Bischof über die Beute einigen konnte. Schnell erkalteten die Beziehungen zwischen beiden. Bald kam es zur Reibereien wegen des Emdener Stapelrechts, das Theda nun auch gegenüber Bischof Heinrichs Untertanen handhaben ließ. Um seine Münsterlande von dem Emdener Zwischenhandel unabhängig zu machen, verabredete Heinrich daher mit Groningen den Bau eines Kanals von Heede bis Groningen, der aber wegen Geldmangels in seinen Anfängen stecken blieb. Nun suchte Bischof Heinrich erst recht die Aufhebung des Stapelrechts zu erzwingen. 1486 erhob er selbst Ansprüche auf Emden und die friesischen Emslande, vor allem gestützt auf einen Lehnsbrief König Wilhelms von Holland aus dem Jahre 1253. 1492 erfolgten bewaffnete Zusammenstöße zwischen Untertanen Bischof Heinrichs und den mit den Grafen von Oldenburg verbündeten Söhnen Thedas. Bevor die Fehde allgemein wurde, kam es noch einmal zu einem Waffenstillstand. 1494 schlossen die Oldenburger Frieden mit Bischof Heinrich, dem bald ein Schutz und Trutzbündnis beider Teile gegen Edzard von Ostfriesland folgte. Unter diesen Umständen ließ sich Edzard 1495 zum Friedensschluß bewegen, der aber keinen endgültigen Ausgleich brachte. Schon im folgenden Jahre lebten die Gegensätze wieder auf. Bischof Heinrich dachte an die Wiedereröffnung der Feindseligkeiten. Mitten in den Rüstungen setzte der Tod am Weihnachtsabend 1496 seinem an Erfolgen, aber auch an bitteren Enttäuschungen reichen Leben ein Ziel.

Bischof Heinrich war der kräftige Sproß eines tüchtigen Geschlechts, mehr Weltmann als Geistlicher. Vor allem eigneten ihm hervorragende kriegerische Eigenschaften: Mut, Entschlossenheit und Tatkraft. Zeit seines Lebens blieb er ein Freund der Städte, die der Kampf mit Graf Gerd an seine Seite geführt hatte. Nicht allein der Ruf seiner militärischen Tüchtigkeit, sondern auch das Ansehen, das der Bischof bei den Hansestädten genoß, haben den Kaiser bewogen, ihn an die Spitze der Niederdeutschen zu stellen, als er sie zum Kampf gegen Karl den Kühnen aufrief. Erst durch Heinrichs Erscheinen war Friedrich III. in den Stand gesetzt, den Zug vor Neuß wirklich auszuführen. Trotz mannigfacher Erfolge ist Bischof Heinrich im Ganzen wenig glücklich gewesen. Er besaß zu geringen Wirklichkeitssinn, als daß er seine eigenen Machtmittel immer richtig eingeschätzt hätte[1]).

1) Die Arbeit beruht auf der erschöpfend herangezogenen sehr umfangreichen gedruckten Literatur, sowie von Akten usw. der Archive von Düsseldorf, Hannover, Münster, Bremen, Oldenburg und Sondershausen.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

ENGLISCHE PHILOLOGIE.

JAHRGANG 1921. Nr. 3.

ALFRED STEINDAMM
aus Stettin,
geb. 17. August 1893 zu Stettin.

Umschreibungen der Adverbialbildung durch einen verbalen Ausdruck im Französischen.

Referent: Prof. Stimming.
Tag der mündlichen Prüfung: 23. Juli 1919.

Die volle Dissertation ist, in Maschinenschrift geschrieben, von der Universitäts-Bibliothek in Göttingen und der Staatsbibliothek in Berlin leihbar.

Der Verfasser versucht in der vorliegenden Arbeit einen Beitrag zu der Bezeichnung des Adverbialbegriffs im Französischen zu liefern. Er sucht die Fälle historisch zu behandeln, in denen im Französischen ein verbaler Ausdruck — sei er rein verbal oder mit einem Nomen, Adverbium usw. verbunden — zur Umschreibung eines Adverbs dient. Dabei verfolgt er den Werdegang jeder derartigen Ausdrucksweise durch die ganze Zeit des Französischen. Ausgeschlossen von der Behandlung sind die Fälle, in denen ein Verb im Inf. + Präpos. zur Umschreibung eines Adverbs dient.

Wie kam der Franzose zu einer solchen Umschreibung? Nicht immer lag ein Adv. zum Ausdruck einer bestimmten Vorstellung vor. In den Fällen aber, wo der Franzose ein Adv. und daneben die verbalen Umschreibungen zur Verfügung hat, ist der Unterschied zwischen beiden Gebrauchsweisen der, daß das reine Adv. das bloße „Wo, Wann, Wie“ angibt, dagegen die verbale Ausdrucksweise mehr die näheren Umstände, unter denen die Handlung vor sich geht, kennzeichnet. In einigen hier in Betracht kommenden Fällen ist ein erheblicher Unterschied zwischen beiden Gebrauchsweisen festzustellen, z. B. zwischen *volontiers* und *aimer à.*

Wie hat nun eine verbale Konstruktion zur Umschreibung eines Adv. dienen können? Es ist klar, daß die Formen der syntaktischen Verbindung eines Verbs mit einem von ihm abhängigen Begriff sehr mannigfaltig sind, insofern der Grad der Verschmelzung der einzelnen Verbindungen verschieden ist. Diese Abstufungen sind mitunter so unmerklich, daß eine strenge Einteilung sich nicht immer durchführen läßt. Immerhin ist es wichtig, diejenigen, die eine geringere Zusammengehörigkeit aufweisen, zu unterscheiden von jenen, in denen die Verschmelzung der beiden Bestandteile viel inniger ist. Für diese Unterscheidung ist der Hauptsache nach maßgebend die Bedeutungsänderung des konstanten Bestandteiles der Komposition. Je nach der Enge der Verschmelzung können wir 3 verschiedene Grade unterscheiden. Als 1. Grad ist die Komposition zu betrachten, in der das Grundwort noch seinen vollständigen Bedeutungsumfang bewahrt hat. Als 2. Grad diejenige, in der die Bedeutung des Grundwortes zwar noch nicht geschwunden ist, aber doch gegenüber der durch den Infinitiv bezeichneten Vorstellung zurücktritt, z. B. *aimer à, ne pas cesser, continuer de.* Als 3. kommen die Fälle in Betracht, in denen die Bedeutung des Grundwortes volltändig geschwunden ist, und der Ausdruck zu einer Temporal- oder Modalkomposition geworden ist, z. B. *aller, venir de, faillir, manquer de, penser* usw. Schließlich möchte ich noch darauf hinweisen, daß das Franz. eine besondere Vorliebe für die verbalen Konstruktionen hat, während im Deutschen mehr ein entsprechendes Adverb gebraucht wird. Ein Unterschied zwischen Afrz. und Nfrz. ist im allgemeinen nicht festzustellen. Aber im Nfrz. hat sich die Zahl der in Betracht kommenden Fälle bedeutend vermehrt.

Folgende Umschreibungen sind in der Arbeit behandelt:

I. KAPITEL: ADVERBIA DER ZEIT.

Sogleich, eben, bald (in Bezug auf die Zukunft)

1. (s'en) aller

cette maison va tomber à l'envers. Lafont., F. I, 14,44

2. s'en aller + Part. Prät.

aujourd'hui que *mes années* Vers leur fin *s'en vont terminées,* ...
Malh. I, 210.

3. devoir

Quant le *dut prendre* (le guant), si le caït a terre Rol. 333.

4. être sur le point de, être près de (prêt de, à)

elle y oublie *qu'elle est prête d'accoucher.* Sèv. V, 246.

Noch lange nicht (in Bezug auf die Zukunft)

n'être pas près de; être long

Ce qu'on voit de succès peut bien persuader Qu'*ils ne sont pas encor fort près de s'accorder.* Mol., Et. V, 6.

Eben (in Bezug auf die Gegenwart)

être sur le point de, être pour

ils allèrent avec lui voir les comédiennes, *qui étaient sur le point de dîner.* Scarron 327.

Sogleich, sofort, — bald, in kurzem (in Bezug auf etwas Vorangehendes)

1. ne pas tarder à,(de), ne pas demorer à, ne pas se feindre de

Ce prêtre plébéien ne tarda pas à être jugé ... par son curé. Coppée, Rich. 7.

2. n'être pas long, longtemps à

la verité ne fut pas longue à découvrir. Journ. (Plattner Erg. II, 147).

Soeben, gerade, — eben erst (in Bezug auf die Vergangenheit)

1. venir de, revenir de, sortir de

il venait d'être surpris en faute. Maup,. B. A. 39.

2. ne faire que(de)

il ne fait que sortir d'une maladie. Mol., Préc. XI.

Schließlich — zuletzt

1. (en) venir à, (en) arriver à

l'on en vient souvent *à s'accuser* tous deux. Mol., Fem. sav. V, 4.

2. finir par

l'assemblée, qui avait commencé par sourire, *finit par verser* des larmes. Dider., Rel. 217.

Anfangs, zunächst

commencer par

Ou croira que *je commençai par me livrer* à un désespoir. Rouss., Conf. I, 48.

Zu früh

se hâter trop, se presser trop.

Elle se hâte trop de triompher. Rac., Brit. IV, 3 (1313)

Unaufhörlich, fortwährend

1. ne (pas) cesser de, ne (pas) finer de

les autres ne cessèrent pas de lui crier aux oreilles. Scarron 202.

2. ne faire se — non, ne faire que, fors.

La Rancune ne faisait autre chose que de remplir les deux verres. Scarron 50.

3. se tuer de

Je me tue d'en écrire en Provence. Sév. II, 426.

Stets

ne (pas) cesser de, ne (pas) finer de

il n'avait pas cessé de s'intéresser ... aux curiosités de la littérature. Bourg., Crime 44.

Weiterhin, fernerhin

1. continuer de, à

il continuait à donner ses ordres. Boss., Or. fun. 136.

2. ne (pas) cesser de, ne (pas) finer de.

Elle . . ne cessa de s'entretenir paisiblement avec le monde. Rouss., Conf. 58.

Nicht länger, nicht weiter

cesser de, laisser à

Je cesseray de suivre un enfant pour mon maistre. Desper. 81.

II. KAPITEL: ADVERBIA DER QUALITÄT UND DER WEISE.

Gern

1. aimer (à, de)

Comme *il eût aimé regarder* dans ce souvenir. Maupass., B. A. 115.

2. plaire (à, de), se plaire à, de

Et *me plairoit* entre les vieux tombeaux De mes ayeux *bastir* des murs nouveaux. Ronsard 199.

Ungern, nicht gern

on n'aime pas à voir ceux à qui l'on doit tant. Corn. Nic. II, 1.

nous sommes assez gênés de devoir à un à qu'*il nous déplaît d'être obligés.* Malh. II, 32.

„Gern", verstärkt durch ein Gradadverb: sehr, äußerst, so, ebenso gern

Quoique *je me plaise beaucouq de causer.* Rac. VI, 468.

Le bon vin me paraît une excellente chose, et *je ne hais point à m'en égayer.* Rouss., Hél. I, 23 (Li).

lieber

1. aimer mieux, plus, plaire plus

j'aime mieux prendre que demander. Rouss., Conf. 25.

2. choisir (de, à) (plus, plutôt), préférer de (plutôt)

les enfants préfèrent marcher. Bordeaux, yeux 431.

lieber, verstärkt durch ein Gradadverb

j'ayme trog mieulx le vous descrire en metre, que pour le veoir

aucun de vous soit mys En telle peine. Marot I, 49.

z u f ä l l i g

1. venir à

Myrtil venoit à s'offrir à ma vue. Mol., Mél. II, 2. (372)

2. se trouver (à)

il appela un gardien de la paix *qui se trouvait à passer.* Plattner 182.

r a s c h, s c h n e l l, e i l i g s t, e i l e n d s, s c h l e u n i g s t

1. se hâter de, (soi) esploitier de

hâte-toi de me trouver une chambre. Desc., S. O. 142.

2. se dépêcher de, s'empresser de, se presser de

dépêchez — vous de le prendre. Dider., Rel. 129.

3. penser de.

pensez de moy tirer d'icy, C. N. N. II, 111.

4. courir

Rainouars cort son tinel *saisir.* Alisc. 4312.

o h n e B e d e n k e n, u n b e d e n k l i c h.

ne pas (se) feindre de, ne pas hésiter de, à

il n'hésitait pas à les faire valoir. Muss., Conf, 101.

s o r g f ä l t i g, g e n a u

avoir, prendre soin

j'avois eu soin de le (l'arbre) choisir. Rouss., Conf. 174.

l e i c h t, o h n e M ü h e

n'avoir pas de peine à, ne pas faire difficulté

ce qui n'a pas peine à gagner la croyance. Mol., D. G. V, 1.

h a r t n ä c k i g, b e h a r r l i c h

s'obstiner à, (de), s'opiniâtrer à, persister à

je m'obstinois à chercher follement ma fortune dans la musique. Rouss., Conf. 147.

a l l m ä h l i c h, a n d a u e r n d

(s'en) aller + Gerundium

le bruit alla s'affaiblissant. Balz., P. G. 41.

o h n e U n t e r b r e c h u n g, u n u n t e r b r o c h e n

ne (pas) cesser de, ne (pas) finer de

je . . . n'ay cessé de courir jusques à tant que me suis trouvée en ce lieu. Lariv., Laq. III. 6.

III. KAPITEL: ADVERBIA DER MODALITÄT.

m ö g l i c h e r w e i s e, v i e l l e i c h t, e t w a

1. pouvoir

l'infante *qui pouvait être* héritière de tant d'États.
Volt., L. XIV, 83.

2. venir à

Si ton voisin vient à mourir, C'est sur toi que le fardeau tombe.
Lafont., F. VI, 16, 2.

Ungefähr, (circa)

1. pouvoir

la dame pouvait avoir cinquante ans. Mirb., F. d. ch. 397.

wahrscheinlich, vermutlich

2. devoir

nos femmes doivent nous attendre. Daudet, Fr. j. 119.

Natürlich, sicher, bestimmt

1. ne pas faillir de, à, ne pas manquer de

on ne manquait pas d'en chercher la cause. Montesq., Rom 253.

2. n'être pas sans

tu n'as pas été sans remarquer que ma chère aînée est jalouse.
Prévost, lettres d. f. 172 (Noth).

3. ne pas laisser que ... ne

il ne laira ke il ne viegne Sour vous a ost. Chev. 2 esp. 378.

Bei weitem nicht, auf keinen Fall, keineswegs.

1. tant s'en faut que, il s'en faut (de) beaucoup, bien que ... ne.

Il s'en faut beaucoup qu'il fût si a plaindre que moi.
Rac. VI, 428.

2. il s'en manque bien, beaucoup que

il s'en manquait beaucoup que je sentisse pour elle tout l'attrait qu' elle éprouvait pour moi Dider., Rel. 180.

3. être loin, éloigné de

cette lettre est loin d'exprimer. Muss. Nouv. 130.

4. n'avoir garde de

on n' avoit garde de se persécuter. Montesq., Rom. 256.

5. ne pas aller

n'allez point là-dessus *me consulter* ici. Mol., Mis. V, 3.

(Nun, doch) einmal

tant faire que de

j'ai tant fait que de l'épouser. Loti, Chrys. 116.

Doch, dennoch, jedoch, immerhin

ne pas laisser (que) de

elle n'aurvoit pas laissé de se servir toujours des dites drogues.
Boil., S. 247.

Absichtlich, geflissentlich

1. affecter de

on affectait de s'en éloigner. Dider., Rel. 48.

2. prendre à tâche de

elles prirent même à tâche de consoler leur cadette. Lafont., VIII, 98.

E i n s t i m m i g, g e m e i n s a m

s'accorder à, pour, être d'accord de, pour, s'entendre pour

quoique *tout le monde s'accordât à crier* contre Mazarin. Volt., L. XIV, 60.

K a u m, m i t M ü h e, m i t k n a p p e r N o t, s c h w e r

avoir (de la) peine à

On a peine à croire le chemin. Mol., Am. méd. II, 3.

B e i n a h e

1. petit, peu (s') en faut (que) . . . ne, il ne s'en faut (de) guère que . . ne

faut en petit Que il meïsmes *ne s'ocit* Troie 26111.

2. (se) tenir à peu que . . ne

mult se tint a pou que il ne furent tuit mort. Villeh., 216.

3. faillir (à), manquer de

Rose manque d'étouffer. Mirb., F. d. ch. 69.

4. cuidier, penser, croire

Le prince d'Orange, *qui pensa être pris . . .* Rac. VII, 106.

5. devoir

La duchesse s'en dut d'ire . . . desver Rou. I, 1217.

6. être près de, être sur le point de, aller

je m'en allois les vendre. Corn., Gal. du Pal. IV, 13.

N u r, b l o ß

ne faire se — non; ne faire que, fors, mais, sauf

un homme *qui* du matin jusqu'au soir *ne fait que jouer et que boire* Mol., Méd. m. l. I, 2.

IV. KAPITEL: ADVERBIA DER INTENSITÄT ODER DES GRADES.

S o g a r

1. (en) venir à, en arriver à

Il vint à s'ennuyer de cette triste vie. Lafont., F. VIII, 10, 11.

2. aller à, s'avancer jusqu'à

Elle alloit jusqu'à leur porter Vivres. Lafont., F. XI. 9. 26.

N o c h s o s e h r

avoir beau faire

On a beau avoir les jambes faibles. Goncourt, Ph. 151.

Vollends, völlig, — vollständig

1. achever de, finir de

Son succès achevait de griser Georges. Daudet, Fr. j. 73.

2. faire de

ses baisers . . . avaient vite fait de casser les ailes.
Mirb., F. ch. 470.

V. KAPITEL: ADVERBIA DER QUANTITÄT.

Nicht genug

ne pas se soûler de, ne pas se sazier de

Si ne pvoit söeler Ne de baiser ne d'acoler. Chev. 2 esp. 4927.

VI. KAPITEL: ADVERBIA DES ORTES.

Weiter.

continuer de, à

En continuant de suivre le chemin. Loti, Chrys. 106.

VII. KAPITEL: ADVERBIA DER NEGATION.

Nicht

1. laisser à, de, être sans

se fusse dix ans Sans vous veoir. Christ. d. Pis. II, 130, 626.

2. demeurer, rester sans; s'abstenir de, se dispenser de

Je demeurai assez longtemps *sans entendre.* Dider., Rel. 18.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT ZU GÖTTINGEN.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

KLASSISCHE PHILOLOGIE.

JAHRGANG 1921.
No. 4.

PAUL TRUPP,
Studienassessor in Frankfurt a. M.,
geb. am 1. Mai 1891 zu Gelnhausen.

Plato quae disserat de inspiratione divina[1]).

Referent: Prof. Pohlenz.
Tag der mündlichen Prüfung: 30. Juli 1919.

Die volle Dissertation ist, in Maschinenschrift geschrieben, von der Universitäts-Bibliothek in Göttingen und der Staatsbibliothek in Berlin leihbar.

In der Apologie, im Ion und Menon erkennt Plato an den Stellen, an denen er auf die Inspiration und den durch sie bewirkten Enthusiasmus eingeht, an, daß die Inspirierten (besonders die Dichter) im Zustand der Ekstase Bedeutendes leisten. Trotzdem weist er ihnen eine untergeordnete Stellung zu, da sie in Ermangelung des Wissens (ἐπιστήμη) nichts zur Erkenntnis der Wahrheit beitrügen. Während in der Apologie (22 b/c) der Inspiration nur kurz entsprechend der Volksanschauung Erwähnung geschieht, wird die Frage im Ion[2]) (bes. 533 d — 534 e) ausführlich erörtert und an der Praxis des Lebens gemessen. Im Menon (99 c ff) bringt Plato das, was er über den Enthusiasmus der Dichter, Seher und Weissager ausgesprochen hatte, in Anwendung auf die Staatsmänner, und findet damit Gelegenheit zu einer Palinodie auf das im Gorgias Gesagte. Daß sich hier genau das wiederfindet, was schon in der Apologie und im Ion über die

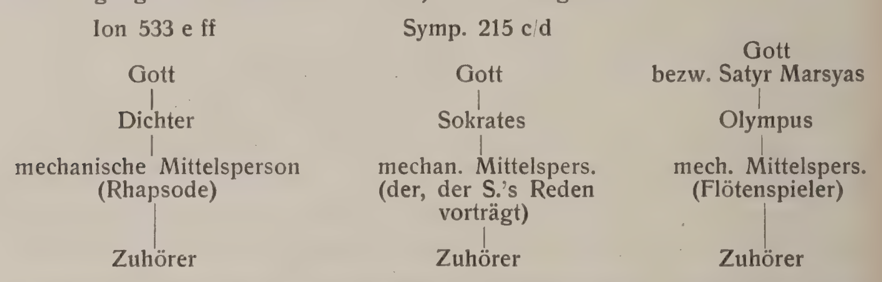
1) Ich hatte die Abhandlung über die Inspirationstheorie bei Plato bereits beendet, als Wichmann's Buch „Platos Lehre von Instinkt und Genie" und Wilamowitz' „Platon" erschienen, habe aber beide Werke, soweit es nötig schien, noch berücksichtigt.

2) In einem Exkurs bin ich auf die Echtheitsfrage des Ion eingegangen und auf Grund der Interpretation des Inhalts der Schrift selbst und der gedanklichen Zusammenhänge, die zwischen dem Ion und anderen Dialogen Platos bestehen, zu dem Schluß gekommen, daß er platonisch ist. Eine Über-

Inspiration gesagt war, fast aufs Wort genau, könnte vielleicht auffallend sein. Es wird ohne weiteres verständlich, wenn wir bedenken, daß eine Veranlassung dazu der „Alkibiades" gab, in dem Aeschines die θεία μοῖρα [1]) und das, was Plato im Ion über den Enthusiasmus gesagt hatte, auf Sokrates und seine Liebe übertragen hatte. Dadurch sah sich Plato gezwungen, seine Meinung noch einmal zu präzisieren. Im Kratylus (396 d, al.) wird zwar der Enthusiasmus in gleicher Weise wie in den vorher erwähnten Schriften in Gegensatz zum Wissen gestellt, aber für die Gesamtbeurteilung der Inspirationstheorie kommt diese Schrift nicht in Betracht, da die Etymologien nur im Scherz auf die Gottesbegeisterung zurückgeführt werden. — Während in allen seitherigen Schriften, wie eben gesagt, der Enthusiasmus zur ἐπιστήμη

---

einstimmung zwischen Symposion und Ion, die sich in der Schilderung der Übertragung des Enthusiasmus findet, sei hier angeführt:



Zur Datierung des Ion werden wir durch die Ähnlichkeit, die in Inhalt und Komposition mit dem Kleinen Hippias besteht, in die Abfassungszeit dieses Dialogs gewiesen. Hierfür spricht auch, daß der Sokratiker Aeschines in seinem „Alkibiades" bereits auf den Jon Bezug nimmt. Daß Aeschines von Plato abhängt und nicht umgekehrt, habe ich im Gegensatz zu Pohlenz (A. Pl. W. 188 f) dadurch zu beweisen gesucht, daß das Gleichnis von den Bakchen, das sich in beiden Schriften findet, sich im Ion viel ursprünglicher und folgerichtiger in den Gedankenzusammenhang einfügt als im Alkibiades. Auf das Jahr läßt sich unser Dialog nicht datieren, als wahrscheinlich kommt die Zeit zwischen 399 und 395 in Betracht.

1) In einem Exkurs bin ich kurz auf den Begriff θεία μοῖρα eingegangen, der sich aus der Bedeutung „göttlicher Anteil" zur Bedeutung „göttliche Inspiration" oder „Enthusiasmus" wandelt.

Auch auf die Benennung „θεῖος" bin ich kurz zu sprechen gekommen, die Plato ironisch, als epitheton ornans oder in lobendem Sinne verwendet. Zuweilen hat θεῖος die Bedeutung von ἔνθεος (inspiriert, gottbegeistert), die vermutlich aus religiösem Brauch stammt und die ursprüngliche ist. In den Schriften, in denen Plato der Inspiration das höchste Gewicht beilegt, nimmt auch das Wort θεῖος eine bevorzugte Stellung ein, und in den Schriften der mittleren und letzten Periode, in denen die Inspiration den Philosophen zugesprochen wird, werden diese in erster Linie θεῖοι genannt.

in Gegensatz gestellt wird, tritt im Phädrus plötzlich eine Wandlung in Platos Auffassung ein. Hier wird nämlich dem Enthusiasmus die höchste Weihe zuteil: er wird für Sokrates und die Philosophen in Anspruch genommen. Damit kommt ein neues Moment in die platonische Lehre: neben dem Rationalen wird das irrationale Element, das Unbewußte, anerkannt und mit der ἐπιστήμη auf eine Stufe gestellt. Daß in der Beurteilung der Inspiration ein Gegensatz zwischen dem Phädrus und den früheren Schriften besteht, liegt klar zu Tage, und wir können die Differenz nur begreifen, wenn wir eine Weiterentwicklung in der Auffassung Platos annehmen. Im Phädrus, in welchem Plato aufgrund inneren Erlebens die Inspiration der Philosophen zum ersten Mal zum Bewußtsein kommt, ist diese noch mit der Inspiration der Dichter u. s. w. in Zusammenhang gebracht, wenn auch dem philosophischen Enthusiasmus die erste Stelle eingeräumt wird. Diese Zusammenstellung konnte nicht von Dauer sein. Ein scharfer Trennungsstrich wird denn auch im Staat gezogen. Während es Plato zur festen Überzeugung geworden ist, daß das Streben der Philosophen nach der Erkenntnis der Wahrheit auf göttliche Eingebung zurückzuführen ist, wird in diesem Buche die Inspiration der Dichter mit keinem Wort erwähnt, obwohl das Wesen der Dichtkunst bis ins Kleinste erörtert wird. Hier, wo der ethische Maßstab an die Poesie angelegt und nach ihrem Nutzen für die Jugenderziehung gefragt wird, wird das hervorgezogen, was an den Dichtern nicht zu billigen ist, und da ist es nur natürlich, daß von der göttlichen Inspiration keine Rede ist, auf die nur Gutes zurückgeführt werden kann.[1]) Hieraus erkennen wir aber, daß Plato zu der Überzeugung gekommen war, daß das gesamte dichterische Schaffen aus der Inspiration allein nicht hergeleitet werden konnte. Auf die göttliche Eingebung der Dichter kommt er auch in den späteren Schriften nicht mehr zu sprechen mit Ausnahme der Gesetze, in denen er sie noch einmal kurz streift (III, 682 a u. IV, 719 c). In dieser Schrift, in der er wieder versöhnlicher gegen die Dichter gestimmt ist, ist es aber lediglich eine Reminiscenz aus den Schriften der frühen Periode. Wenn er hierbei die Inspiration mit der Mimesistheorie verknüpft und die Dichter einer Zensur unterwirft, so erwächst daraus ein Widerspruch, der nicht zu lösen ist. Denn wie ist's möglich, daß man

1) Die verschiedene Auffassung der Inspiration im Phädrus und Staat können wir so, wie sie uns entgegentritt, kaum begreifen, wenn wir den Staat in seiner Abfassung vor den Phädrus setzen.

Leuten, deren Schaffen nicht aus eigener Kraft entspringt, sondern im Zustand der Ekstase aufgrund göttlicher Eingebung entsteht, Vorschriften über Art und Inhalt des zu Schaffenden macht? Überhaupt ergeben sich aus der Art, wie die Inspiration bei Plato erwähnt wird, Unausgeglichenheiten und Widersprüche. So oft von ihr die Rede ist, geschieht nur des Guten und Schönen in den Werken der Dichter Erwähnung (vgl. Apol. 22 c; Ion 533 e, 534 a b d; Menon 99 d; Gesetze III, 682 a). Daß die Dichter aber auch sehr viel Schlechtes geschrieben, dessen ist sich Plato wohl bewußt. Wie er sich die Entstehung hiervon denkt, darüber spricht er sich nicht aus. Natürlich kann er es nicht auch auf die göttliche Eingebung zurückführen. Und doch sieht er wieder in dem gesamten dichterischen Schaffen einen Ausfluss göttlichen Geistes, der dem Dichter im Zustand des Enthusiasmus zuteil wird (vgl. Ges. IV, 719 c, Ion 534 d). Es bleibt uns nur eine Möglichkeit der Erklärung: Plato hat das, was er aus der Volksanschauung geschöpft und selbst im Innern gefühlt hat, mit seinen philosophischen Grundsätzen nicht in Einklang gebracht. Die Diskrepanz entstände nicht, wenn er nicht die gesamte Poesie auf die göttliche Inspiration zurückgeführt hätte. Den Dichtern konnte er Weisungen geben, wenn er nicht ihr gesamtes Schaffen aus der göttlichen Eingebung hergeleitet hätte, sondern sie an ihrem Stoff sich hätte entzünden lassen. Von Gott kann nur Gutes stammen (Staat II, 379 f.). Wurden also die Dichter als von Gott inspiriert betrachtet, so mußten ihre Werke als gut anerkannt werden, oder die Theorie von der göttlichen Eingebung mußte in den späteren Schriften, in denen das Verderbliche der Gedichte in den Vordergrund gerückt wurde, endgültig — wie im Staat — aufgegeben werden.

Während also, wie wir sehen, in der Darstellung des dichterischen Enthusiasmus Unklarheiten bestehen, an deren Beseitigung Plato kein großes Interesse hat, steht uns die Frage der Philosophen-Inspiration klar vor Augen. Ihr legt Plato in den späteren Schriften (Phädrus, Staat, Kritias, Timäus, Philebus, Gesetze) den höchsten Wert bei aus der Überzeugung heraus, daß durch sie den Menschen das höchste Gut zuteil wird, das Streben nach Erkenntnis der Wahrheit.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOSOPHISCHEN ABTEILUNG.

ENGLISCHE PHILOLOGIE.

JAHRGANG 1921.
No. 5.

ERNST LANGE,
geb. am 21. Juni 1896 zu Hüsede, Bez. Osnabrück.

Die Verwendung des Akkusativs außer als Objekt im Französischen.

Referent: Prof. Stimming.
Tag der mündlichen Prüfung: 19. Januar 1921.

Die volle Dissertation ist, in Maschinenschrift geschrieben, von der Universitäts-Bibliothek in Göttingen und der Staatsbibliothek in Berlin leihbar.

Der Verfasser hatte die Aufgabe, eine zusammenfassende Darstellung des Accusativus modi — d. h. des Akkusativs, soweit er nicht als Objekt verwandt ist, sondern die verbale Tätigkeit in irgendeiner anderen Weise ergänzt — von den frühesten Anfängen bis in die neueste Zeit zu geben.

Auf die Erklärung, Werden und Vergehen der einzelnen Konstruktionen einzugehen, ist hier nicht möglich. Allgemein läßt sich sagen, daß die Verwendung des Accusativus modi, ausgenommen als Zeitbestimmung, in der neueren Sprache immer mehr eingeschränkt worden ist, z. T. deshalb, weil man in neuerer Zeit die alten, kurzen Konstruktionen oft nicht mehr verstand.

Die Arbeit ist folgendermaßen angelegt:

1. KAPITEL: Der Accusativus modi besteht aus einem einfachen oder mit attributiven Zusätzen versehenem Substantiv.

A. Der Accusativus modi dient zur Angabe eines Ortes.

1. Abschnitt: Der Accusativus modi dient zur Angabe des Ortes, an dem eine Tätigkeit stattfindet.

a. Wendungen mit part, partie, lieu.

nulle part; autre part; quel part; quel part que (konzess.); ceste p.; celle p.; tutes pars; la part où (que); quelque part; quelque part que (konzess.).

Car lors serai hors de jonece issus Et ne serai *nulle part* cognëus; Froiss. I. 356. 277.

b. Ortsangaben in Briefen, Berichten u. dergl.

c. Wohnungsangaben, bei diesen steht die betreffende Straße im Akkusativ und zwar ohne Artikel.

La voiture s'arrêta *rue d'Artois.* Balzac 229.

d. Angaben von Stellen in Büchern, dazu dient page mit folgender Cardinalzahl.

Voyez la note 2, *page 14.* Régnier 80.

2. Abschnitt: Der Accusativus modi bezeichnet den Gegenstand, das Ziel, zu dem das Subjekt sich hinbewegt.

a. Wendungen mit part.

Cele part cort, ou il la vit. Erec 4864.

b. Wohnungsangaben, die nach der Straße, in der die Wohnung liegt, gemacht sind; sie begegnen als Accusativus modi besonders nach den Verben der Bewegung.

B. Der Akkusativ dient zur Angabe eines Zeitpunktes.

1. Abschnitt: Als Accusativus modi steht eine Zeitangabe mit oder ohne den bestimmten bezw. unbestimmten Artikel.

1. le (un) main, 2. le demain, 3. l'endemain nfr. le lendemain, 4. le surlendemain, 5. l'autrier, 6. le (un) matin, daneben matinée, 7. l'après-midi, 8. le (un) soir, 9. la (une) nuit, der best. Art. kann bedeuten: in jener, in der vorhergehenden, in der folgenden Nacht, 10. le (un) jour, 11. la veille, l'avant-veille, 12. une heure, 13. un instant (moment), 14. une fois, 15. Wochentage, 16. Monatsdaten, 17. Jahreszeiten, 18. Jahreszahlen.

2. Abschnitt: Die Zeitangabe ist näher bestimmt.

Die nähere Bestimmung ist:

1. Ein Pronomen; α. ein Demonstrativpronomen ceste, cel, celui, icel, ce (best. Bedeutg.); β. ein unbestimmtes Fürwort autre (verschiedene Bedeutungen), quelque, chacun, chaque, nul, même, aucun; γ. ein Possessivpronomen.

Janin s'étoit marié *la sienne fois;* .. Periers 259.

2. Ein Adjektiv.

3. Ein Zahlwort: 1. eine Cardinalzahl; 2. eine Ordinalzahl.

4. Ein Partizip: 1. Part. Präs.; 2. Part. Prät.

5. Ein Adverb: 1. adverbial gebrauchte Präpositionen wie: après, avant, devant; 2. die Ortsadverbien ci und là.

6. Ein Substantivum, das ein Ereignis, Fest, Jahreszeit oder dergl. bezeichnet.

7. Ein Relativsatz.

C. Der Accusativus modi dient zur Angabe des Maßes. Der Accusativus modi drückt aus:

I. Eine räumliche Ausdehnung.

a. Nach Verben. —

b. Nach Adjektiven, die eine räumliche Beziehung ausdrücken .. lonc, gros, le, haut; 1. beim Positiv; 2. beim Komparativ.

Et Briens, ses frere, fu *graindre* Ou *demi pié* ou *plaine paume.* Erec 1999. —

c. Bei Adverbien loing, près.

La puet on veoir et esmer *Cent liues loing,* quant il fait cler. Flore et Bl. 1178.

II. Eine zeitliche Ausdehnung.

a. Auf die Frage: wie lange?

I. Bei transitiven Verben: α) wenn bereits ein Objekt folgt; β) im Passiv; II. bei reflexen Verben; III. bei intransitiven Verben; IV. bei être.

b. Auf die Frage: wie lange nachher? wie lange vorher?

Es folgt dem Accusativus modi ein Adverb (bezw. adverbial gebrauchte Präpos.) oder ein Komparativ (après, auparavant, plus tard, plus tôt).

Trois jors aprés joious et liez Ont tuit li douze pris congiei; .. Beaudous 449.

III. Der Accusativus modi gibt den Wert, Preis oder das Gewicht eines Seienden an,

bei valoir, prisier. Bei beiden kann der Accusativus modi

a) eine wirkliche Wertangabe

Le destrier prent, qui *vaut cent livres.* Roman de Troie 9021;

b) einen geringfügigen Gegenstand bezeichnen.

Ne vos *prise. I. bouton.* Otinel 61.

Ferner bei coûter, acheter, vendre, peser, payer, louer.

D. Der Accusativus modi steht als Ausdruck modaler Beziehungen.

1. mon (u. a.) vuel, wenn es nach mir (u. a.) ginge.

„Nenil“ fet ele, „mes *mon vuel* Seroie je morte d’ennui“. Yv. 1602.

2. gre. a) In Verbindung mit einem Possessivpronomen mon (. .) gre; Por co n’est pas raisons ne biens Qu’il ait desor ma pöesté: Nen avra il ja mais, *mon gre.* Roman de Troie 10544. b) In Verbindung mit Adjektiven; bon gre, mal gre.

3. merci; vostre merci = durch Eure Gnade (ist es geschehen).

4. escïent; daneben escïentre.

Mien enciant bien sont quatre millier. Jourd 3787. Meines Wissens, soviel ich weiß.

5. témoin.

Estranglé et vif et pendu Le trova on, *tiegmoing cel conte.* Fabl. IV. 39.

6. foi in formelhaften Wendungen.

7. Adverbia, die allerdings in ihrer ursprünglichen Geltung in der Sprache nicht mehr empfunden wurden.

8. Gangart.

le pas „im Schritt"; Abstufungen durch grand, petit, grandisme; plus (meins) que le pas; grant (bone) oirre; cors; eslés; amblëure; alëure; trot; troton; les galos; saut; bon (grand) train.

9. Wendungen: crainte de „aus Furcht vor", faute de, manque de „aus Mangel an, in Ermangelung von".

2. KAPITEL: Der Accusativus modi besteht aus der Bezeichnung eines Seienden, dem in prädikativer Stellung die Bestimmung seines Verhaltens in Bezug auf die Aussage des Hauptsatzes beigefügt wird.

1. Abschnitt: Bestimmungen zu einem an der Tätigkeit des Haupt- bezw. Nebensatzes beteiligten Seienden.

1. Bestimmungen zum Subjekt.

a. Des Hauptsatzes.

Die prädikative Bestimmung ist α) ein Part. Perf.

Tant i ferons, ainçois que vienne l'avespree, Que devant Dieu porrons aler *teste levee.* Buev. 3893;

β) ein Part. Präs.; γ) ein Adjektiv; δ) ein Adverb oder adverbialer Komplex.

b. Des Nebensatzes. (Dieselbe Einteilung.)

Dann werden adverbiale Redewendungen behandelt wie: cors a cors, les a les, front a front, coste a coste, espaule contre espaule u. a.

2. Bestimmungen zum Objekt. (Dieselbe Einteilung wie oben).

On y entassa les condamnés, *les mains liées.* Les dieux 317.

Quant il virent un chevalier Venir armé sor son destrier *L'escu au col, la lance el poing.* Erec 139.

2. Abschnitt: Bestimmungen zum Inhalt des Hauptsatzes als einem Ganzen. (Einteilung wie oben.)

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

ROMANISCHE PHILOLOGIE.

JAHRGANG 1921.
Nr. 6.

HANS SCHOMBURG
aus Göttingen,
geb. 1. Oktober 1896 zu Emmerstedt (Braunschweig).

Der Gebrauch der Kardinalzahlen im Französischen.

Referent: Prof. Stimming.
Tag der mündlichen Prüfung: 26. Januar 1921.

Die volle Dissertation ist, in Maschinenschrift geschrieben, von der Universitäts-Bibliothek in Göttingen und der Staatsbibliothek in Berlin leihbar.

TEIL I: Zur Form verschiedener Zahlen.

Es wird u. a. neben ambesas, ambesar, auch amparz nachgewiesen: maint braç et poing i sont *d'amparz* descoupez. Destruction de Rome 749.

Der Obliquus von tres wird als *trei, troi* nachgewiesen z. B. in: Guillelme 1557, 1561, 1665; Gormont 410. Joinville 139 (troi paire).

Doch erscheint andrerseits auch schon sehr früh die Form *treis*: E s'il aver nes pot, aut (: eat) a la juise a *treis duble* Lois § 15 (duble ist nach Tobler I, 178 als Neutrum aufzufassen). Bei dem beschränkten Vorkommen von trei, troi als obl. plur. sehe ich in ihm den Versuch einer gelehrten Neubildung.

Von der alten Rechnung mit Zwanzigern findet sich im jetzigen Französisch quatre-vingt; doch bei Rostand auch:

Vous contez *six-vingts fois* par jour la même histoire. Romanesques II, 1.

Am Schluß dieses Teils wird darauf hingewiesen, daß auch andere Kardinalzahlen als die ersten drei mit Flexions-s erscheinen:

o bien *quarantes chevaliers* fervestis. Garin 217 v. 17.

TEIL II: Die Bildung zusammengesetzter Zahlen.

Z.B.: et si ne pooit pas avoir plus *de ·II· ans avoecques ·XX·* chevaliers as *·II·* espees 1519.

Durch Multiplikation:

puis lor ont fet le pris por deniers *treis feiz dis.* Joseph 413.

Der Multiplikator wird nur einmal gesetzt:

il a *sept ou huit mille* femmes avec lui. Taine, Révolution I, 131.

Bei Jahreszahlen fehlen mitunter Tausender und Hunderter:

l'an *·IIII·c et ·XXVIII·* fuit ceste rime fayte... Bulletin 1876 S. 122.

escript l'ay l'an *soixante et ung.* Villon Gr. Test. 81.

TEIL III: Die Behandlung des Zahlworts bei einem Substantiv.

Das Zahlwort, adjektivisch gebraucht, geht dem Substantiv voran:

dis et set anz Alexius 161.

Im Altfrz. folgt es zuweilen nach;

so im Reim: au mangier sont assis *chevalier quatre cent : gent.* Berte 2028.

innerhalb des Verses: li *chevalier trente* chevalchent aprés. Ille et Galeron 5754.

Dem Substantiv, das der Kardinalzahl vorangeht, wird de (des) vorangesetzt:

et aveuc iax *de chevalliers ·III· mil.* Raoul 6330.

Das Substantiv tritt zwischen die Zahlglieder:

et jo ferai et *mil colps et set cenz.* Rld. 1078.

Die Zahlglieder werden durch mehrere Worte getrennt:

·VII·xx testes i ot et ·III· tos fius de contes et de rois. Desconnu 1985.

Zu dem bei einer Kardinalzahl stehenden Substantiv tritt ein Adjektiv. Wir finden naturgemäß 2 Stellungen:

1) En sun un tertre desuz *dous arbres bels.* Rld. 2267.
2) *Dis blanches mules* fist amener Marsilies Rld. 89.

Seltener ist folgende Stellung: *Grans set jornees...* Boeve III 4168.

Treten mehrere Adjektive hinzu, so findet sich:

1) J'ai ceens *·II· bués gros et cras.* Octavien 1018.
   ... li a donez *·II· cops et mauz et perilleuz* Escanor 5110.
2) .. et fist donner *deux grans et merveilleux assaulx.* Scandal I, 281.
3) .. et *quatre petits signes bleus ...* Main gauche 19.

Steht eine Zahl bei mehreren Substantiven, so erscheint:

1) *dis que chevaliers que serjanz* . . . Erec 1861.
2) *Seize tant archevêques qu'évêques.* Racine, Bd. IV, 430.
3) . . de *deus toriaus* ou de *deus bués.* Ivain 311.

Ebenso verschiedenartig ist auch die Ausdrucksweise, wenn mehrere Zahlen bei einem Substantiv stehen (s. d. folgenden Abschnitt).

TEIL IV: Zahlwort ohne Substantiv.

Ohne Substantiv erscheint die Kardinalzahl bei Rechnungsarten, z. B. beim Zählen:

Son esprit, d'ailleurs, était simple, comme *deux* et *deux* font *quatre.* Fifi 87.

Auch in der kaufmännischen Sprache, bei Wetten, Angabe von Prozenten u. ä. Ferner in Fällen, wo ein Substantivbegriff, aus dem Zusammenhange erkenntlich, hinzuzudenken ist:

1) beim Würfelspiel:

Sains Pieres n'ot a cele voie fors *·V·* et *·IIII·* et *·I·* seul *troie* Fabl. V, 75.

2) Der Begriff »Schlag« ist zu ergänzen:
sur sun helme l'en duna *treis.* Gorm. + Isemb. 97.

3) Es ist die Bezeichnung einer kleinen Münze zu ergänzen:
Ce n'est mie vins *a ·IIII·* que je bui ier. Jubinal 41.

4) Bei Stundenangaben werden im Nfrz. mitunter die Substantiva heure oder minute unterdrückt: A *dix heures quarante sept* elle entrait en fonction Rire 9.

Das Zahlwort erscheint auch sonst ohne Substantiv; das Substantiv kann im Vorhergehenden genannt sein oder nicht, auch kann es durch en beim Zahlwort vertreten werden:

A Paris, le nombre des *indigents* a triplé: il y *en* a *trente mille.* Taine II, 7.

Zu dem substantivischen Zahlwort tritt eine Ergänzung:

1) es ist ein Genitiv abhängig:
aussi quelquefois *quatre ou cinq de chascun costé* commencerent à contester. Noel II, 78.

2) auf den zu ergänzenden Begriff bezieht sich ein Relativsatz:
nous sommes *dix huit cents qui* devons . . . a votre mari. Forges 359.

Ferner fehlt das Substantiv nach Präpositionen:

1) nach en, wo der Begriff »Teile« zu ergänzen ist:
Ah! mes enfants, ça vous coupe *en deux.* Assomoir 230.

2) Im Neufranzösischen in einigen bildlichen Ausdrücken, z. B.:

D'Albert *piqua des deux* (éperons) et l'eut bientôt rejointe. Maupin 187.
Et je grimpai *quatre à quatre.* Rois en exile 278.
Et de six! ça va bien Ramollot 30.

TEIL V: Das Verhältnis des Zahlworts zum Substantiv.

Vor das Substantiv tritt de, wenn

1) eine Anzahl ausgeschieden werden soll:
ensemble od vous *quinze milie de Francs.* Rld. 3019.
2) im Afr. auch sonst; die Zahl kann dem Substantiv folgen:
Girbers emmena *de chevaliers set vint.* Garin 25,6.

Auch kann in diesem Falle der bestimmte Artikel zu dem de hinzutreten:

j'ai encor *des ans quarante* Fabl. VI, 38.

Der bestimmte Artikel tritt zum Zahlwort, wenn die Zahl die Gesamtheit der in Rede stehenden Gattung bezeichnet:

Li duze per mar i serunt jugiét Rld. 262.

Er fehlt aber vor deus hinter entre:

Entre deus ex avoit un pié bien pres. Moniage Guillaume 2580.

Im Afrz. steht der bestimmte Artikel, wenn die Kardinalzahl aus einer größeren vorhergenannten oder sonst bekannten Gesamtzahl einen Teil ausscheidet:

Des *douze* pers *li dis* en sunt ocis. Rld. 1303.

Seltener fehlt er in diesem Falle:

De dis mil homes ne li laissent que *cent.* Guillelme 556.

Im Afrz. steht der Artikel stets in den Bezeichnungen von Brüchen:

les deus parz ($^2/_3$) en ot bien pris. Thèbes 7609.

Im Nfrz. steht der Artikel ebenfalls bei Bruchzahlen. Er kann fehlen, wenn das den Bruch erläuternde Substantiv de vor sich hat:

Les deux tiers de la population soient restées calvinistes. Vie de Province 64.
il ne me reste plus que *trois quarts d'heure.* Bohème 5.

Der Artikel steht vor dem Zahlwort bei Angabe der Tagesstunden:

1) nach vers:
Enfin, *vers les trois heures*, toute cette foule fut agitée. Rouge et Noir II, 98.
2) oft auch nach sur:
... sur *les deux heures*, Marcel le front bas ... rencontra. Rodolphe. Bohème 60.
3) nach sonstigen Präpositionen:
Le maire le fit appeler *dès les cinq heures* du matin. Rouge et Noir I, 63.

4) nach dans = binnen (afrz. u. nfrz.):
Si l'on me rend à mon mari, je suis pendu *dans les vingt-quatre heures.* Rouge et Noir II, 43.

5) In einigen Redensarten:
Il fait *les cent pas* en vous attendant. Femme de chambre 75.
.. tu peux faire *les quatre cents coups* dans la cité. Mystère 5.
On pouvait prendre Mme d'Hermi et sa fille pour *les deux sœurs* = (für 2 Schwestern). Femme gênante 8.

Der Teilungsartikel bei Kardinalzahlen hat eingehende Behandlung erfahren von Tobler V. B. II[2], 157. Tritt das Zahlwort in Verbindung mit einem persönlichen Fürwort auf, so steht das Fürwort vor dem Zahlwort:

ci n'a que *nous trois* Fabl. IV, 171.

Das Personalpronomen der dritten Person in betonter Form erscheint selten vor dem Zahlwort: mais je n'ai pas trové *iaus dis.* Baudouin v. Condé S. 32, 26. Zur Vertretung eines vorangehenden mit einer Kardinalzahl verbundenen Substantivs wird das Personalpronomen in satzunbetonter Form unmittelbar vor das Verb gestellt:

toz ·V· les a ocis et detrenchiés. Otinel 1945.

Die Verbindung von Zahlwort und Possessivum ist bereits von Kramer behandelt (Diss. Göttingen 1905), die von Zahlwort und Demonstrativum von Lemme (Diss. Göttingen 1906).

TEIL VI: Stützt sich auf dieselben Arbeiten.

TEIL VII: Der Zahlbegriff kann Einschränkungen erfahren:

1) durch Präpositionen oder Adverbien:
Vienent *dusc'a ·II·* chevalier Cheval. as *·II·* espées 6524 u. a.
durch adjectivisches quelque:
Quelques cent mille francs chez les Rothschild de Naples. Rois en exile (s. Ohlhoff 1912).

2) durch ein Attribut zum Substantiv:
bien ot d'aages *deus cens ans acomplis.* Gaydon 10534 (voll erreicht);
et quant il ont *·XV· ans passeiz.* M. Brut 371 (: mehr als)
auch durch Adjektive, wie plein, entier, plenier und quite:
il a passé *dis ans tous quites* Fabl. VI, 121.

TEIL VIII: Die Wahl des Zahlwortes.

Die Beschränkung wird nicht ausgedrückt; große Zahlen werden zum Ausdruck einer unbestimmt großen Menge benutzt.

Hierbei werden zahlreiche verschiedene Zahlen verwandt. Beispiele erübrigen sich. Unter Hundert wird häufig die Zahl 40 verwendet:

N'ot plus prodome en *quarante päis.* Garin 105,6.

17 u. 15 in Verbindung mit Fuß bei der Beschreibung von Riesen:

. . li maufés *dix sept piés* avoit. Huon de Bordeaux 4928.

Dieselben Zahlen erscheinen auch häufig zur Bezeichnung von Wunden: *en ·XV· lieus* avoit le cors navré. Alis. 6996; der Umgebung eines Fürsten: *dis e set reis* aprés le vunt siwant. Rld. 2649.

Als kleinste Zahl zum Ausdruck großer Mengen wird 7 verwendet:

Il avoit *·VII· larons* en la contree. Aiol u. Mirabel 783.

Andrerseits wird eine kleine Zahl zur Angabe einer in Wirklichkeit größeren Menge verwendet:

je dois dire *un mot* du milieu. La 628—E 8,113.
. . vous ne refuserez pas de dire *deux mots* . . Bohème 238.
. . li dist *·III· mos* en reproçant. Alexandre pg. 32,22
Il renferme toujours son conte en *quatre vers.* La Fontaine, VI, 1 v. 15.

Kleine Zahlen werden zum Ausdruck einer übertriebenen Verkleinerung gebraucht:

Il ne se prise *·I· ail pelé.* Macaire 108.
C'est pour men povre abit qui ne vault *·II· tournois.* Capet 118,6.
Ne doute assaut *trois deniers* mouneés. Bueve II, 5893.
O altrement ne valt *quatre deniers.* Rld. 1880.

In dem Streben, eine möglichst große Genauigkeit und damit Glaubhaftigkeit herbeizuführen, werden die Zahlen hin und wieder scheinbar ganz genau angegeben: Aagié estoit de *LXIII ans.* Nouvelles XV[e].

Mit ironischem Einschlag: *Quatre mille trois cent septante neuf livres douze sols huit deniers à votre* marchand. Bourg. gent. III, 4.

Es werden die einzelnen Faktoren angegeben, welche die Gesamtzahl ausmachen: *Set cenz cameilz* et *mil osturs* muiers, d'or et d'argent *quatre cenz muls* cargiez. Rld. 3/2.

Um eine ungefähre Angabe zu machen, gibt der Autor mehrere mit ou oder ähnlich aneinandergereihte Zahlen an:

quatre ou cinq folles têtes s'inclinèrent gravement devant lui. Madeleine 35.

Die zweite (oder letzte) Zahl ist aus reimtechnischem Grunde gewählt:

·V· foiz la baise, voire *sis*, puis se sont au mangier *assis.* Fabl. IV, 61.

TEIL IX: Das Verhältnis des Zahlworts zum Verbum.

Zuweilen steht das Verb im Singular, obwohl das substantivische Zahlwort ein anderes als 1 ist. Tobler I, 193 und Krafft (Göttinger Diss. 1904) geben die Erklärung.

Das Verbum geht voran:

en un jour *mourra dix mil combattant.* Doon 7222.

Das Zahlwort geht voran:

descy *jusqu'a ·V·*[c] en ce jour y *entra*, et quant *ils furent* ens. Cygne 8117.

Im Neufranzösischen ist diese Freiheit aufgegeben, hier tritt bekanntlich ein neutrales il als sogen. grammatisches Subjekt hinzu:

il en *sort douze petits garçons.* Oiseau bleu 5.

Jedoch steht nach pluralischem Subjekt das Verb im Singular, wenn das Prädikat aus être und singularischem Substantiv besteht:

Cinquante domestiques *est* une étrange chose. Sévigné VI, 401.

TEIL X: Die Vertretung anderer Zahlgattungen durch die Kardinalzahl.

Die Kardinalzahl steht in folgenden Fällen statt der Ordinalzahl:

1) bei Aufzählungen wird »der Erste« im Afrz. meist durch l'un wiedergegeben:

. . Salfadins fu *li uns*, sen arme soit damnee, Turniquans *li secons.* Fierabras 744.

2) Zur Unterscheidung von Personen gleichen Namens, besonders Fürsten, Päpsten, im Nfrz. Le Roy *Louis XI* disoit. Nöel I, 291.

3) Zur Angabe von Monatsdaten wird nfrz. ebenfalls die Kardinalzahl verwendet, während afrz. auch hier — wie bei 2 — die Ordinalzahl üblich war:

Nous étions, alors, au mois d'octobre, exactement *le six octobre.* Femme de chambre 192.

In der Apposition fehlt der Artikel: . . et ce jour là, *2 décembre*, fut livrée la terrible bataille de Champigny. D'Hérisson pg. 73.

4) Zur Bezeichnung des Aktes oder der Szene eines Theaterstückes:

J'ai un joli décor neuf de Rubé, que je réservais: je vais vous le donner pour *le trois.* Fleuron 445.

Die Distributivzahl wird im Afrz. ausgedrückt:

1) Durch zweimaliges Setzen der betreffenden Kardinalzahlen, zwischen welche et tritt:

dui et dui orent une coche. Ider 1097.

Es kann par hinzutreten: *par un et un* les fist trebuchier. Otinel 935.

2) Die betreffenden Kardinalzahlen werden durch a verbunden:
..celes qui i sont *doi a doi* son service font Fl. u. Bl. 1678.

Auch hier kann par davortreten: il estuet que je voie toz vos avoirs *par un a un.* Wilh. v. Engl. 2447.

3) Die Kardinalzahl wird mit davorgesetztem Artikel wiederholt:
les cinc a destre et *les cinc* a senestre. Q. L. d. R. 43.

4) Durch ensemble und Kardinalzahl:
et si compaignon avuec lui, *ansanble quatre, troi et dui.* Cliges 251.

5) Durch ça, das vor die einzelnen Kardinalzahlen tritt:
Il les voit sordre de val et de larris *ça XX, ça XL* ça *dis.* Mttlg. 179, 3.

Im Neufranzösischen wird:

1) die Kardinalzahl zweimal gesetzt und durch à verbunden:
Ils filent *un à un,* je reste en dernier. Feu 106.

2) die zweimal gesetzte Kardinalzahl durch par verknüpft:
Je les vis passer *deux par deux,* les petites en tête. Bonnard 270.

3) die erste Kardinalzahl kann auch fehlen:
Nous étions arrangés *à huit* par plat; Mémoires d'un paysan bas-breton 10.
Ils entraient *par deux* ou *par trois.* Germinal 200.

Die Kardinalzahl beim Ersatz für die Multiplikativzahl wird behandelt von Tobler V. B. I², 276. Anführen möchte ich ein Beispiel, wo com den Vergleichsatz einleitet:

de traviers sor les piés a mis le prestre, *ki ·II· tans li* prise *con* s'il fust de vive esprise. Fabl. IV, 35.

Im Neufranzösischen ist nur der Ersatz durch Kardinalzahl in Verbindung mit fois übrig geblieben.

les exercices . . m'avaient rendue *deux fois plus robuste que* je *n*'étais. Maupin 377.

Die Kardinalzahl ist hin und wieder, und zwar teils in Verbindung mit Appellativen, teils allein zum Appellativ geworden:

Vous aimez *les petites cinq heures.* Mariage 83.

. . . et faire de moi un *M. Nonante cinq.* Rouge et Noir 149.

Le ménage irait à la *six-quatre-deux.* Assommoir 437.

Quel *trente-et-quarante* que la mort! Goriot 214.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

ENGLISCHE PHILOLOGIE.

JAHRGANG 1921.
Nr. 7.

LUDWIG STEGEN
aus Hannover,
geb. 26. Januar 1895 zu Hannover.

Die Sprachformen und Schreibungen der Handschriften des Poema morale und ihr Wert für die Bestimmung der Sprache des Originals.

Referent: Prof. Morsbach.
Tag der mündlichen Prüfung: 27. Oktober 1920.

Die Arbeit erhielt den Staatspreis von 1919.

Die volle Dissertation ist, in Maschinenschrift geschrieben, von der Universitäts-Bibliothek zu Göttingen und der Staatsbibliothek in Berlin leihbar.

HEIMAT UND ENTSTEHUNGSZEIT.

Das Poema morale ist um 1170 im südlichen Hampshire entstanden.

CHARAKTERISTIK DER SECHS WICHTIGSTEN HANDSCHRIFTEN.

Hs. e: Sprache des mittleren Südens; nur wenige dialektische Abweichungen. Diese Hs. gibt Sprache und Orthographie des Originals am treuesten wieder.

Hs. E ist etwas jünger; bunte Orthographie; größerer französ. Einfluß. Dialekt weist etwas mehr nach Norden und Osten als Hs. e, läßt aber noch deutlich Züge des Originals erkennen.

Hs. L. Der Kopist ist südmerzisch. Die Orthographie zeigt größere Abweichungen vom Original.

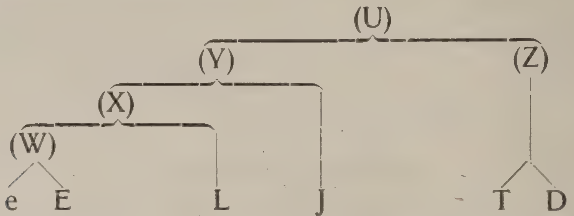
Hs. J ist textlich, sprachlich und orthographisch schlecht überliefert. Der Kopist ist südmerzisch. Es ist die jüngste Hs.

Hs. T. Die Orthographie ist konsequent aber stark fortschrittlich. Der Dialekt ist südöstlich-sächsisch.

Hs. D: Textlich schlecht überliefert. Die Orthographie hat altertümliche Züge, die hs. ist aber stark dialektisch gefärbt: kentisch.

VERHÄLTNIS DER HANDSCHRIFTEN ZU EINANDER.

An der Aufstellung Zupitzas in Anglia I, 5 ff. ist im Prinzip festzuhalten:



Der Stammbaum, den Anna C. Paues (Anglia XXX, 233 ff.) aufstellt, um Hs. M einzuordnen, ist abzulehnen, da diese Hs., wie A. C. Paues selbst sagt, wahrscheinlich „was taken down from memory". Es ist also widersinnig, eine bestimmte Vorlage anzunehmen.

EINFLUSS DES ANGLOFRANZÖSISCHEN AUF DAS POEMA MORALE.

Der Einfluß des Anglofranzösischen auf Schreibung und Wortschatz des Poema morale war gering. Für U ist nur anzunehmen:
1) e neben æ.
2) u neben y = [ü].
3) ch für [č] im Anlaut und Inlaut
   [im Auslaut steht englisches c].
4) für [g] steht g. [Die Spirans ist ʒ].
5) für cʒ = [dž] steht gg.
6) für ts steht c [seltener Fall].
7) neben f steht v, u in stimmhafter Stellung.
8) wahrscheinlich qu neben cw.
9) [k] im Inlaut vor Vok. = k [sonst c].

Der EINFLUSS DES ALTNORDISCHEN UND DES LATEINISCHEN auf den Wortschatz des Poema morale ist gering.

SPRACHE UND ORTHOGRAPHIE DES ORIGINALS.

HAUPTTONIGE VOKALE.

I. Ae. kurze und gekürzte Vokale.

ae. *a [außer vor Nasalen]* = a [ă]; Kein u/a⁰-Umlaut.
ae. *a vor Nasalen* = a [ă]; vor dehnd. Konss. = a [ā⁰].
ae. *æ und gekürzte ǣ¹, ǣ²* = æ neben e [æ].
ae. *e und gekürztes ē* = e [ẹ̆]; vor dehnd. Konss. = e [ē̦].

U-Umlaut vor Labialen und Liquiden; kein a⁰-Umlaut.
ae. *i und gekürztes ī* = i [ĭ]; vor dehnd. Konss. = i [ī]
[einzeln Rundung zu u [ü]; aber i und ursprüngliches ags. y = [ü] sind scharf geschieden. Der u/a⁰-Umlaut ist durchgeführt].
ae. *o und gekürztes ō* = o [ǫ̆]; vor dehnd. Konss. = o [ō].
ae. *u und gekürztes ū* = u [u] vor dehnd. Konss. = u [ū].
ae. *y und gekürztes ȳ* = u daneben noch y = [ü].
[ü] ist von i streng geschieden.

II. Lange Vokale.

ae. *ā* = a [ā⁰].
ae. *ǣ¹ und ǣ²* = æ daneben schon e = [ǣ].
ae. *ē* = e [ẹ̄].
ae. *ī* = i [ī]: ī und ȳ sind streng geschieden.
ae. *ō* = o [ǭ].
ae. *ū* = u [ū].
ae. *ȳ* = u daneben noch y(?) = [ǖ].

III. Kurze Diphthonge.

Brechungs-ea: ea [æ]; vor dehnd. Konss. = ea [ǽ].
[Brechung findet auch statt vor ll, l cons.].
Brechungs-ea + i-Umlaut = ws. *ie, i, y:*
a) = e [ĕ]: vor dehnd. Konss. = e [ẹ́].
b) daneben höchstwahrscheinlich u, y = [ü]; vor dehnd. Konss. = u, y = [ǘ]; [Dialektmischung].
ae. *eo [durch Brechung und u/a⁰-Umlaut von e, i]* = eo [ö]; vor dehnd. Konss. = eo [ő].

IV. Lange Diphthonge.

ae. ēa = ea [ǣ].
ae. *ēa + i-Umlaut: īē, ī, ȳ* =
a) = e [ẹ̄]. } Dialektmischung
b) daneben einzelne u (y) = [ǖ]. }
ae. *ēo* = eo [ȫ].
ae. *ēo + i-Umlaut* = *īe, ī, ȳ:* es finden sich nur wenige Formen; in diesen ist Regel u = [ǖ].

V. Frühurenglische Diphthongierung durch palatale Konsonanten.

Diphthongierung hat im Poema morale allgemein stattgefunden [gegen Cornelius].

VI. Jüngere Diphthongierungen.

Es handelt sich um die Diphthongierung sekundärer [durch i-Umlaut entstandener] Palatalvokale und velarer Vokale. Im Poema morale findet sich keine Spur mehr davon.

VII. Einfluß von anlautendem w.

Im Poema morale haben Rundungen unter Einfluß von anlautendem w in ziemlich großem Umfange stattgefunden.

VIII. Vokal + Spirans.

1. Vokal + palatal. h, ht.

ae. *y* + *ht* > ae. *-iht*
ae. *ie, i, y* + *ht* > ae. *-iht* } = - iht [-iχt].
ae. *ĕo* + *ht* > ae. *-iht*
ae. ǣ + *ht* = -æht, -eht [eⁱχt].
ae. *ĕa* + *h* > ae. *-eh* = -eh [eⁱχ].

2. Vokal + velar. h, ht.

Die Entwicklung eines u̯-Gleitlautes hat in U bereits begonnen:
ae. *ā* + *h, ht* = -ah, -aht = [au̯χ], [au̯χt].
ae. *ō* + *h, ht* = -oh, -oht = [ou̯χ, ou̯χt].

3. Vokal + ȝ + Dental.

ae. *eȝ dental* = ei [ei̯].
ae. *æȝ dental* = e [ǣ].
ae. ǣ*ȝ dental* = æi, ei [ǣi̯].

4. Vokal + palatal. ȝ.

a) Auslaut: i-haltige Diphthonge; ȝ ist geschwunden.
b) Inlaut: i-haltige Diphthonge; aber ȝ ist [besonders wenn aus velar. ȝ] noch nicht geschwunden.

5. Vokal + velar. ȝ.

ȝ ist graphisch erhalten, aber wohl schon auf dem Wege zu w; etwa = [ȝu̯].

IX. Vokal + w.

Vor w hat sich bereits [u] entwickelt, das jedoch graphisch noch nicht ausgedrückt wird.

VOKALE IN MINDER BETONTER WORT- UND SATZSTELLUNG.

Wort- und satznebentonige Vokale sind in großem Umfange erhalten oder haben dieselben Entwicklungen durchgemacht wie die haupttonigen Vokale.

Schwachtonige Vokale sind geschwächt. Graphisch sind in einer gewissen Anzahl von Fällen die alten vollen Mittel- und Endsilbenvokale erhalten.

In der 3. pers. sing. präs. und im part. prät. stehen synkopierte neben nichtsynkopierten Formen.

KONSONANTISMUS.

1. Velare und palatale Konsonanten.

Der Verschlußlaut c [k]:
a) Anlaut und Auslaut. = c [k].
b) Inlaut: vor Kons. = c [k].
vor Vokal = k [k].

Die Affrikata c [č]
a) Anlaut und Inlaut = ch [č].
b) Auslaut = c [č].

ae. *cc* = cch [čč].

ae. *sc* = sc [š].

ae. *ʒ*:
a) Anlaut: velar. ʒ = g [g].
palat ʒ = ʒ [j].
b) Inlaut: vel. ʒ = g [g^{w}].
pal. ʒ: meist zu i geworden; z. T. vor Dental geschwunden.
c) Auslaut: vel. ʒ > ae. h = h [χ].
pal. ʒ > i.

ae. *cʒ* = gg [dž].

ae. *nʒ* = ng [ŋg]. Vor stimmlosen Konsonanten und im Auslaut hat -ng die Neigung, in [ŋk] überzugehen.

Die ae. *Spirans h* = h [χ].

Der Hauchlaut h:
a) vor Vokal = h [h]; durchaus erhalten.
b) vor Konss. Regel: ae. hr > r [r].
ae. hl > hl [stimmloses l].
ae. hw > hw [stimmloses w].

2. Labiale Konsonanten.

ae. *p, b, w,* sind graphisch und lautlich erhalten.

ae. *f*: stimmlos = f [f],
stimmhaft = f neben überwiegendem v, u [w].

3. Dentale Konsonanten.

ae. *t, d:* sind graphisch und lautlich erhalten.

ae. *þ đ*: Die Spirans [þ] wird schon ae. in stimmhafter Umgebung stimmhaft = [đ]. Im Poema morale sind þ und đ abwechselnd gebraucht.

ae. *s* = s [s]; in stimmhafter Umgebung = [z].

[ae. þs > ae. ss; ae. ds > ts, im Poema morale graph. = c].

4. Nasale und Liquiden.

ae. *m* ist graphisch und lautlich erhalten: nur auslautendes *m* schwachtoniger Flexionssilben ist geschwunden.

ae. *n*: graphisch und lautlich erhalten. Auslautendes -*n* schwachtoniger Silben ist vielfach geschwunden; z. T. aber noch geschrieben und gesprochen.

ae. *l* ist erhalten; in der Regel auch in satztieftonigen ǣlc, hwilc, swilc.

ae. *r* ist erhalten.

ZUSAMMENFASSENDE BETRACHTUNG ÜBER DIE ORTHOGRAPHIE DES POEMA MORALE.

Die Orthographie war in U eine im großen ganzen einheitliche, doch sind in einigen Punkten französische neben englischen Schreibungen nachzuweisen. In einigen anderen Fällen ist die englische Schreibung ganz durch die französische verdrängt. [Vgl. das Kapitel über „Einfluß des Anglofranzösischen auf das Poema morale".]

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

MITTLERE UND NEUERE GESCHICHTE.

JAHRGANG 1921 Nr. 8.

FEDOR VOSS,
aus Stettin,
geb. 4. September 1892 zu Stettin.

Pommerns Anteil am Seehandel im hansischen Mittelalter (13.—15. Jahrhundert).

[Mit Ausschluß von Rügen, Stralsund, Greifswald.]

Referent: Prof. Brandi.
Tag der mündlichen Prüfung: 16. Februar 1921.

Die volle Dissertation ist, in Maschinenschrift geschrieben, von der Universitäts-Bibliothek in Göttingen und der Staatsbibliothek in Berlin leihbar.

Schon Anfang des 12. Jahrhunderts haben, wie Herbord[1]) berichtet, Bewohner der damals noch wendischen Städte Stettin, Julin, Clodona (in der Nähe des späteren Treptow an der Rega) und Kolberg zur See auswärtige Inseln besucht, doch anscheinend weniger zu Handelszwecken als wegen des Fischfangs und Seeraubs.

Regelmäßige Handelsfahrten der pommerschen Städte sind erst seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, nachdem sie deutsche Rechtsstädte geworden sind, sicher bezeugt. Vorpommern und Stettin treten zuerst in den Seehandel ein. 1278 erhält Stettin für den Markt Hviddinghered in Schleswig sein erstes Handelsprivileg. Stettin, Anklam und Demmin sichern sich, mit den wendischen Städten gegen Norwegen verbündet, 1283 Verkehrserleichterungen in Schonen, 1294 solche in Norwegen. Das gleichzeitige Stettiner Niederlagerecht von 1283, angebahnt seit 30 Jahren, das vor allem den Kornhandel auf der unteren Oder den Fremden endgültig entzieht und in Stettins Hand legt, bietet der Stadt die erste Möglichkeit einer größeren Kornausfuhr in jene

1) Monum. Germ., Scriptores XII, S. 774 ff.

nordischen Länder. Pommern, dessen Handelstätigkeit bisher mehr passiver Natur war (Julin im 10. und 11. Jahrhundert), geht jetzt zum aktiven Handel über, wobei jedoch der Zwischenhandel den Eigenhandel weit überwiegt.

Im Vordergrunde des Seeverkehrs steht die Schonenreise, an der sich fast alle pommerschen Küsten- und Flußstädte beteiligen, hauptsächlich durch Schiffahrt dahin, sowie Fischfang und Heringsalzen daselbst. Hinterpommern, das, gestützt auf eine gewisse Wohlhabenheit an Eichen und anderem wertvollen Holz, in seinen Städten und sogar auf dem Lande eine nicht unbedeutende Böttcherei betreibt, liefert nach Schonen Heringstonnen.

Eigene Fitten besitzen in dem großen Lager zwischen Skanör und Falsterbo Anklam (vor 1319), Stettin (vor 1354) und Kolberg (1372). Das Kolberger Fischlager erweitert sich Ende des 15. Jahrhunderts zu einem allgemeinen hinterpommerschen.

In Dragör haben Stargard und Treptow a. R. seit 1436 gemeinsam eine Fitte; hier besteht die älteste Stettiner Kompagnie sowie eine Kolberger Niederlassung.

Für den Schonenhandel am wertvollsten ist die Stettiner Ansiedlung zu Malmö, die 1448 die erste Grundlage erhält. Die dortige Stettiner Kompagnie, 1452 gegründet, besteht von vornherein selbständig neben der hansischen und gibt infolgedessen zu vielen Klagen der anderen Hansestädte Anlaß [1]). Der Heringshandel Stettins erhält durch Malmö einen größeren Aufschwung und bildet sich jetzt zum Eigenhandel aus, da die Stadt durch die gleichzeitige Erweiterung ihres Hinterlandes nach Polen, Schlesien und Böhmen (gesichert durch das verschärfte Niederlageprivileg von 1467) für den Schonenhering gesteigerte Absatzmöglichkeit erhält.

Der Handelsverkehr in der westlichen Ostsee hat seinen Mittelpunkt in Lübeck. Hierher und nach den anderen wendischen Städten liefern Vorpommern und die Stettiner Gegend Korn, Kolberg Waldprodukte und bis in den Anfang des 15. Jahrhunderts Salz aus seiner Saline. In Zeiten, wo die Schonenreise verboten ist, wie 1393, versorgt besonders Rügenwalde die wendischen Städte mit seinem Küstenhering.

Schiffahrt nach der Ostküste der Halbinsel Jütland unterhalten Stettin, Stargard, Kolberg, Stolp, Leba. Sie führen hierher Getreide und daneben Bier aus.

1) Hans. Urkunden-Buch VIII 191. Hans. Regesten II 7, 365.

Die Ordenslande werden nur von Stettin und Kolberg häufiger aufgesucht. Im Eigenhandel verkehrt Stettin mit Danzig und noch mehr mit Reval, mit dem es durch Familienbeziehungen verknüpft ist. Nach Riga kommen Stettiner Schiffe nur im Zwischenhandel. Kolberg hat im Osten das beste Absatzgebiet zur See für sein Salz, namentlich in Danzig und Reval. Für den Vertrieb der von dort bezogenen Waren nach den wendischen Städten ist Kolberg ein kleiner Umschlagsplatz. Von den übrigen Städten verdient nur Stolp wegen seines Seeverkehrs mit seiner Nachbarstadt Danzig Beachtung.

Handel nach Schweden ist nur für Kolberg quellenmäßig belegt. Nach der Insel Gotland segeln Stettiner, Kolberger und Rügenwalder Handelsschiffe, nach Bornholm Stettiner, Anklamer und Kolberger.

Die Seefahrten in der Nordsee und im Atlantischen Ozean dienen hauptsächlich dem Zwischenhandel. Der Stettiner Schiffsverkehr hat hier den Mittelpunkt in England. Sein englischer Handel beginnt sich erst im 14. und 15. Jahrhundert zu entwickeln, und zwar aus den primitivsten Anfängen heraus, wie sie für Schonen, da weit vor dem 13. Jahrhundert liegend, nicht erkennbar sind. Zunächst nimmt Stettin unter Lübecks Vermittlung nur indirekt durch Schiffspartenanteile am Englandhandel teil, dann berühren Stettiner Schiffer im Zwischenverkehr England (Jakob Bodeker um 1400). In den nächsten Jahrzehnten lassen sich Stettiner Kaufleute hier einzeln nieder. 1449 treten sie vor das dortige königliche Gericht mit Schadensersatzforderungen, haben sich also jetzt zusammengeschlossen, wenn auch nicht in straffer Organisation nach Art der Schonenkompagnie; denn hier fehlt der Rückhalt an der Heimat, da kein oder nur wenig Eigenhandel getrieben wird [1]).

Stettins Handelsverkehr in den Niederlanden beginnt früher als in England, tritt aber spätestens im Laufe des 15. Jahrhunderts gegen diesen zurück.

Nach Norwegen exportiert Stettin in geringem Umfange Korn.

Kolberg scheint durch Handelsbeziehungen mit englischen Kaufleuten in Norwegen zur Schiffahrt nach England und Schottland angeregt zu sein; Geschäfte in Schottland mit flämischen Kaufleuten haben Kolberg dann vielleicht nach Flandern hingewiesen [2]).

1) HUB. IV 856. V 621 § 6. HR. II 2, 92. 644 § 40. II 7, 515.

2) HR. I 2, 4 § 23. 348.

Der englische Handel Kolbergs, erst seit 1449 regelmäßiger, leidet unter einem durch die ganze zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts bis in das 16. Jahrhundert sich hinziehenden Handelskrieg.

Am Baiasalzhandel beteiligt sich Pommern fast gar nicht. In Lissabon, wo ein Stettiner Schiffer um 1400 Salz für preußische Rechnung holt[1]), findet die pommersche Schiffahrt ihr südwestlichstes Ziel.

Den nordwestlichsten Punkt erreicht sie in Aberdeen (Kolberg 1383), den nördlichsten in Bergen (Anklam 1420), den nordöstlichsten in Narwa (1443) und Abö (Stettin 1441).

Um 1450 nimmt die pommersche Handelsschiffahrt, nachdem sie sich in 200 Jahren langsam entwickelt hat, größeren Umfang an. Stettin verdankt diesen Aufschwung der Eröffnung eines größeren Hinterlandes, der Begründung des Malmöer Handelsplatzes und der ersten Niederlassung in England; Hinterpommern dem Kolberger Bürgermeister Johann Schlief und König Erich, dem einzigen Pommer auf dem nordischen Thron. Beeinflußt durch beide Persönlichkeiten ist der Seehandel Kolbergs und Rügenwaldes gerade um und nach Mitte des 15. Jahrhunderts stark mit Seeraub vermischt. Stettin dagegen widmet sich ehrlicher Hantierung zur See und seit 1446 energisch der Seebefriedung. Stettin bringt seine Beschwerden vor ordentliche Gerichte (England); Kolberg führt, mit bewaffneter Faust sich selbst Recht suchend, fast überall, wohin seine Schiffe kommen, Kaperkriege.

Im Vergleich zu der sonstigen spätmittelalterlichen Handelsschiffahrt Nordeuropas ist die Pommerns sehr dürftig, ebenso wie seine Schiffe an Zahl und Größe hinter denen der meisten anderen Ost- und Nordseeländer weit zurückstehen.

Das Land selbst hat wegen geringer wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit infolge Mangels an Bodenschätzen, mäßig ergiebigem Wachstum und wenig ausgebildetem Gewerbebetrieb keine Bedeutung als Exportland. Andererseits ist seine Aufnahmefähigkeit für Gebrauchsgegenstände, die meist in eigener Hauswirtschaft hergestellt werden, sowie für Luxusartikel, die die arme und bedürfnislose Bevölkerung nicht begehrt, äußerst gering.

Die Arbeit beruht auf den Hansischen Geschichtsquellen, den Pommerschen Urkunden (auch ungedrucktem Material der Stadt Stettin) und neueren Quellen, bes. Poelmann, Oostzeehandel, 1917.

1) Kunze, Hanseakten aus England 346 § 7. HUB. V 683.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

ORIENTALISCHE PHILOLOGIE.

JAHRGANG 1921
Nr. 9.

JOHANN BAKOŠ
Ev. A. B. Pfarrer in Preßburg (Bratislava),
geb. 2. März 1890 zu Modra (Modern), Slowakei.

Die Bezeichnung der Vokale durch Konsonantenzeichen in den nordsemitischen Sprachen.

Referent: Prof. Lidzbarski.

Tag der mündlichen Prüfung: 15. Dezember 1920.

Die Arbeit wurde 1914 mit dem Staatspreis gekrönt.

Die volle Dissertation ist, in Maschinenschrift geschrieben, von der Universitäts-Bibliothek zu Göttingen und der Staatsbibliothek zu Berlin leihbar.

Die den Semiten eigentümliche Schreibweise, daß sie in der Schrift die Worte nur durch Konsonanten darstellen, die Vokale aber dabei unbezeichnet lassen können, wurde in den nordsemitischen Sprachen schon in alter Zeit insofern aufgegeben, als man in gewissen Fällen lange Vokale in der Schrift zu bezeichnen versuchte. Da die Semiten für die Bezeichnung der Vokale ursprünglich keine besonderen Zeichen hatten, bedienten sie sich gewisser Konsonanten. Durch diese wurden zuerst lange Vokale nur im Auslaut, und auch da nur in seltenen Fällen bezeichnet. Allmählich erweiterte sich dieser Gebrauch, und zwar wurden Vokalbuchstaben verwandt sowohl für jeden auslautenden Vokal wie auch manchmal im Inlaut zur Bezeichnung eines aus einem Diphthong entstandenen langen Vokals. Diese Entwicklung ging sehr langsam vor sich. Es verflossen mehr als tausend Jahre, ehe man jeden Vokal ohne Rücksicht auf seine Quantität in der Schrift durch Konsonantenzeichen ausdrückte. Zu bemerken ist, daß dieser Gebrauch nur in e i n e m aramäischen Dialekt vollständig durchgeführt worden ist.

Die alte Gestalt der nordsemitischen Orthographie zeigen uns

die *phönizischen* Inschriften. In allen Beispielen der Pleneschreibung im Auslaut ist der lange Vokal entweder ursprünglich konsonantisch oder aus Verschmelzung zweier Vokale nach Synkopierung des ה entstanden. Die Bezeichnung der Vokale in diesen Fällen ist konsequent durchgeführt.

Im Auslaut bezeichnet das Jôd den Diphthong *ai*, dann das *î* im Nominalsuffix der 1. Pers. Sing., in den Nom. gentilic., in den Ordnungszahlen und in einigen Nom. propr., die selten vorkommen oder fremden Ursprungs sind. Unbezeichnet bleibt das *î* im Auslaut im Verbalsuffix der 1. Pers. Sing., in der Verbalendung der 1. Pers. Sing. und bei anderem *î*-Auslaut.

Die Phönizier verwandten das Jôd auch zur Bezeichnung des auslautenden *ê* im Nominalsuffix der 3. Pers. Sing. und im Verbalsuffix der 3. Pers. Sing. Unbezeichnet ist der Auslaut des Plur. masc. st. constr. Außer dem Jôd bezeichnen im Phönizischen keine anderen Konsonantenzeichen den auslautenden Vokal; der Auslaut ist sonst defektiv geschrieben. Ebenso wurden im Inlaut die Vokale nie durch Konsonantenzeichen bezeichnet; sogar die aus Diphthongen entstandenen langen Vokale sind stets ohne Vokalzeichen.

Das *Punische* verwendet neben dem Jôd auch das ʾĀleph im Auslaut zur Vokalbezeichnung. In den alten punischen Inschriften wird das Jôd im Auslaut noch in den aus dem Phönizischen bekannten Fällen gebraucht. Das ʾĀleph steht im Auslaut einiger Wurzeln tertiae Wāw und Jôd als Vokalzeichen. Von hier aus wurde es dann im Nominalsuffix der 3. Pers. Sing. masc., im Verbalsuffix der 3. Pers. Sing. masc. beim Perfekt und Imperfekt, dann selten im Plur. st. constr. zur Bezeichnung des auslautenden *ê* verwendet. Sonst sind die Vokale im Auslaut auch in den punischen Inschriften unbezeichnet. Eine Ausnahme bilden nur die einheimischen und fremden Nom. propr.

Die Bezeichnung der Vokale im Inlaut steht im Punischen auf derselben Stufe wie in den phönizischen Inschriften.

Als ein neues Vokalzeichen tritt im *Neupunischen* das ʿAjin auf. Es ist im Neupunischen ein sehr verbreiteter Vokalbuchstabe und steht als solcher wie auch das ʾAleph bei allen möglichen Variationen des Vokalklanges vom langen *ā* bis zum Schwa mobile.

Die Femininendung *ā* der 3. Pers. sing. fem. im Perfekt wird, obwohl nicht immer, durch ʾĀleph und ʿAjin ausgedrückt. Das ʾĀleph und ʿAjin bezeichnet weiter das reine auslautende *î*. Im Auslaut des Nominalsuffixes der 3. Vers. Sing. masc. finden wir

neben dem ʼĀleph und ʼAjin sogar auch Jôd + ʼAleph. Das ʻAjin steht im Inlaut für langes *ā*, für kurzes *ă*, dann in Worten, die den hebräischen Segolatformen entsprechen, weiter für langes *ī*, kurzes *ŭ*, und bei einem Vokale, der dem hebr. Schwa mobile entspricht. Im Inlaut finden wir sehr selten auch das Wāw. Die Setzung der Konsonantenzeichen für Vokale im In- und Auslaut geschieht willkürlich, ohne jede Regel.

In der *Mesainschrift* wird schon jeder auslautende Vokal durch Konsonantenzeichen bezeichnet. Auch im Inlaut sind schon einige Versuche gemacht, den aus einem Diphthong entstandenen naturlangen Vokal durch Beibehaltung des Konsonanten in der Schrift graphisch darzustellen. Im Auslaut finden wir das Jôd im Nominalsuffix der 1. Pers. Sing., in den Nom. gentil., im Plur. st. constr., dann für den Dipthong *ai̯*, weiter in der Verbalendung der 1. Pers. Sing., im Verbalsuffix der 1. Pers. Sing. und sonst für jedes auslautende *î*.

Das Hē als Vokalzeichen nimmt in unserem Dialekt, hauptsächlich aber später im Hebräischen eine dominierende Stellung ein. Es wurde auch im Altaramäischen und in einigen jüngeren aramäischen Dialekten, deren Heimat Palästina war, als Vokalbuchstabe oft gebraucht. In der Mesainschrift sind alle Entwicklungsstadien des Hē vertreten. Es steht im Nominalsuffix der 3. Pers. Sing. masc., im Verbalsuffix der 3. Pers. sing. masc., dann für anderes *ô*, weiter in den Wurzeln tertiae Wāw und Jôd und für anderes auslautendes *ā*. Die Femininendung ist noch ת geschrieben.

Zum ersten Mal finden wir hier das Wāw im Auslaut als Vokalzeichen. Im Inlaut steht das Jôd und Wāw, zwar nicht immer, für einen Diphthong oder einen kontrahierten Vokal. Die naturlangen Vokale sind defektiv geschrieben.

Auch im *Hebräischen* hatte die Bezeichnung der Vokale, wie in den Schwestersprachen, eine längere Entwicklungsgeschichte. Ursprünglich kannte auch die hebräische Schrift keine Vokalzeichen; das äußere Aussehen der ältesten alttestamentlichen Schriften war gleich den phönizischen Inschriften. Eine Festsetzung bestimmter Zeitpunkte in der Entwicklung der hebräischen Orthographie selbst aus dem Alten Testamente ist nicht möglich, weil der masoretische Text im großen und ganzen nur den Schluß der Entwicklung darstellt. Zur Beantwortung der Frage, in welcher Zeit alle auslautenden Vokale in der Schrift bezeichnet wurden und wieweit zur selben Zeit der Gebrauch der Vokalbuchstaben im Inlaut fortgeschritten war, muß man die Siloahinschrift heranziehen. Sie steht

auf derselben Stufe der Entwicklung wie die ältere Mesainschrift. Auch hier ist jeder auslautende naturlange Vokal plene geschrieben. Selbst im Inlaut ist die Vokalbezeichnung gleich. Danach muß man die vollständige Durchführung der Vokalbezeichnung im Auslaut für das Hebräische ungefähr ins 7. Jahrhundert v. Chr. setzen. In der Siloahinschrift bezeichnet das Hē, Wāw und Jôd die auslautenden Vokale. Nach dem Zeugnisse der Siloahinschrift hat die hebräische Sprache in der vorexilischen Zeit im Inlaut nur bei solchen Vokalen, welche aus Diphthongen entstanden sind, ein Vokalzeichen, und auch da wurden sie nicht regelmäßig gesetzt. Einen Einblick in die spätere Entwicklung der Vokalbezeichnung gewähren uns die Münzen der Fürsten aus dem Hause der Hasmonäer. Sie zeigen uns, daß der Gebrauch der Konsonantenzeichen bei naturlangen Vokalen im Inlaut noch im 1. Jahrhundert vor Chr. nicht allgemein war. Erst die Münzen des ersten Jahrhunderts unserer Ära haben zur Bezeichnung jedes naturlangen Vokals Konsonantenzeichen. Die letzte Stufe der Vokalbezeichnung im A. T. ist die häufige Verwendung des Wāw für ein ursprünglich kurzes *o*. In den hebr. Inschriften finden wir sie nicht. Sie ist unter dem Einfluß des Jüdisch-aramäischen entstanden. Eine weitere Entwickelung fand noch im nachbiblischen Schrifttum statt.

Im *Altaramäischen* wurde neben Hē, Wāw, Jôd auch 'Āleph zur Vokalbezeichnung gebraucht. Nach den altaramäischen Inschriften und Papyri ist die Verwendung des Hē als Vokalbuchstaben älter und ursprünglicher als die des 'Āleph. Das letztere aber gewann immer mehr an Bedeutung, bis es in den jüngeren aramäischen Dialekten das Hē gänzlich zurückdrängte.

Die Vokalbezeichnung hat im *Aramäischen* bedeutend raschere Fortschritte gemacht, als in der verwandten süd-westlichen Sprachgruppe. Der Gang der Entwicklung war aber auch hier derselbe, wie in jenen Sprachen. In den Inschriften aus Sendschirli ist die Vokalbezeichnung im Auslaut schon durchgeführt. Die alte Bezeichnung des auslautenden e im Imperfekt der Verba tertiae Wāw und Jôd wechselt im Aramäischen zwischen Jôd, Hē und 'Āleph, in den jüngeren aramäischen Dialekten zwischen Jôd und 'Āleph. Die Sendschirli-Inschriften haben hier das Jôd. Im Auslaut finden wir auch das Wāw als Vokalzeichen. Zur Bezeichnung des auslautenden *â* und *ā* wird das 'Āleph und Hē gebraucht. Die Verwendung der Vokalbuchstaben Wāw und Jôd im Inlaut ist in den erwähnten Inschriften noch im Anfangssta-

dium. Doch sind einige Fälle vorhanden, in denen auch der kontrahierte Vokal noch unbezeichnet ist. In der Panammu-Inschrift haben auch die reinen naturlangen Vokale im Inlaut ein Vokalzeichen. Doch ist die Bezeichnung derselben noch nicht konsequent. Die auslautenden Vokale sind durch Jôd, Wāw, Hē und einmal durch 'Āleph ausgedrückt. In der Bauinschrift von Sendschirli ist die Orthographie regelmäßig. Im Auslaut stehen als Vokalbuchstaben 'Āleph, Hē, Wāw und Jôd, im Inlaut Wāw und Jôd.

In den kurzen aramäischen Inschriften aus Assyrien und Babylonien ist die Vokalbezeichnung einheitlich. Der auslautende Vokal wird immer bezeichnet, ebenfalls der Diphthong oder der kontrahierte und einigemale auch der reine naturlange Vokal.

In den beiden aramäischen Inschriften von Nerab ist im Auslaut jeder Vokal bezeichnet, im Inlaut jeder kontrahierte und mit geringerer Ausnahme jeder reine naturlange.

In den aramäischen Inschriften des 6. Jahrhunderts steht die Vokalbezeichnung ungefähr auf derselben Entwicklungsstufe wie in den Inschriften von Nerab.

In den aramäischen Papyri und Ostraka aus Elephantine ist die Vokalbezeichnung noch konsequenter durchgeführt, als in den ältesten aramäischen Schriftdenkmälern. Im Auslaut zeigen sie in der Bezeichnung der verschiedenen auslautenden „*a*"-Vokale die alte aramäische Schreibweise. Die reinen naturlangen Vokale im Inlaut sind fast immer ausgedrückt. Einigemale haben auch die tonlangen Vokale (*ō*, *ē*) ein Vokalzeichen.

Eine gleiche Orthographie weisen die Inschriften und Papyri des 4. Jahrhunderts auf.

Die aramäischen Abschnitte des A. T.s weichen von der Regelmäßigkeit der alten Vokalbezeichnung des auslautenden *â* im Stat. emphat., des *ā* der Femininendung und der Verba tertiae Jôd, weiter des *ē* dieser Verben stark ab. Der Stat. emphat. wird im Buche Daniel und Esra neben 'Aleph häufig durch Hē ausgedrückt. Die Femininendung wurde in älterer Zeit nur durch Hē bezeichnet. In den at. aram. Stücken ist die Bezeichnung dieser Endung durch 'Āleph sehr verbreitet. Ebenso wechselt Hē und 'Āleph im Auslaute der Verba tertiae Jôd. Durch das völlige Zusammenfallen der Stämme tertiae 'Āleph und Jôd tritt uns hier neben dem auslautenden *ā* auch in der Bezeichnung des *ē* ein willkürlicher Gebrauch des 'Āleph und Hē als Vokalbuchstabe entgegen. In den älteren aramäischen Inschriften und Papyri sind diese zwei

Klassen von Stämmen noch getrennt. Im Inlaut stimmt die Bezeichnung der Vokale mit den Inschriften und Papyri des 5. und 4. Jahrhunderts überein.

Die Vokalbezeichnung in den *nabatäischen* Inschriften ist von der aus dem Biblisch-Aramäischen bekannten nur sehr wenig verschieden. Besondere Eigentümlichkeiten sind nur in der Behandlung der arabischen Nom. propr. zu finden. In den griechischen und lateinischen Nom. propr. wird mindestens ein Vokal immer bezeichnet (häufig das ι, seltener das ω).

Die *palmyrenischen* Inschriften zeigen neben der schon bekannten Vokalbezeichnung im Auslaut auch einige orthographische Besonderheiten, die wir bis jetzt noch nicht gefunden haben. Öfters kommen Unregelmäßigkeiten vor, im Inlaut häufige Weglassung der Vokalzeichen, selbst bei den aus Diphthongen entstandenen Vokalen. Das auslautende *ī* ist immer durch Jôd bezeichnet. Das häufige Fehlen des Vokalzeichens Jôd im Suffix 3. Pers. sing. masc. zeigt, daß dieses *î* nicht mehr gesprochen wurde. Oft kommt das durch Jôd bezeichnete *ī* im Nom. propr. vor (die entsprechende griechische Endung ist εις, εῖος). Die ursprünglich diphthongische Endung des Plur. st. constr. ist, auch bei den Palmyrenern, zu *ê* geworden. Dieses *ê* wurde neben Jôd auch durch 'Āleph bezeichnet. Öfters scheint die Endung *ajjâ* im Plur. masc. st. emphat., wie im Syrischen, ein *ê* zu sein. Das griechische „η" im Auslaut hat das 'Āleph zum Vokalzeichen. Wie in den nabatäischen Inschriften haben auch hier die arabischen Nom. propr. triptota im Auslaut gewöhnlich das Wāw. Plene geschrieben ist weiter, wie im Nabatäischen, die Form „*jaf'ilu*". Das Wāw fehlt gleich dem Nabatäischen in Eigennamen mit der Femininendung und der Form „*fa'lânu*". In der Vokalbezeichnung im Inlaut sind auffallend die Formen mit „*ê*" aus „*ai*" ohne mater lectionis, ebenfalls die mit einem „*ô*" aus „*aw*". In den griech. und lateinischen Wörtern ist die Anwendung der Vokalzeichen, namentlich des Wāw, sehr häufig.

Erst in den *jüngeren aramäischen* Dialekten gelangt die Anwendung der Vokalbuchstaben 'Āleph, Hē, Wāw, Jôd, im Samaritanischen und Mandäischen auch des 'Ajin zur Bezeichnung der inlautenden Vokale in der Schrift zur allgemeinen Gültigkeit, indem man mit diesen im Gegensatz zum Altaramäischen auch die tonlangen und kurzen Vokale in geschlossener und geschärfter Silbe, manchmal sogar auch die Halbvokale ausgedrückt hat. Diese Tendenz ist jedoch — abgesehen vom Mandäischen — nicht voll-

ständig durchgeführt. Es wurden hauptsächlich im Samaritanischen, seltener im christlich-palästinischen Dialekt neben den kurzen vereinzelt auch die aus Diphthongen entstandenen und sonstigen naturlangen Vokale unbezeichnet gelassen.

Ein festes und geschlossenes System zeigt die *syrische* Schreibweise: jedes auslaut. *â* und *ā*, weiter der *ē*-Vokal ist durch 'Āleph, jedes *î*, *û* und *ô* durch Jôd resp. Wāw bezeichnet. Im Inlaut mit wenigen Ausnahmen jedes *u* und *o* ohne Rücksicht auf seine Länge durch Wāw, sehr selten sogar das kurze *e* in geschärfter Silbe durch 'Āleph, das kurze *i* in geschlossener durch Jôd. Der Vorzug der syrischen Schreibweise gegenüber der altaramäischen liegt also in der konsequenten Bezeichnung des kurzen *u* und *o* im Inlaut durch Wāw.

Eine von den übrigen aramäischen Dialekten mehrfach abweichende Vokalbezeichnung weist das *Samaritanische* auf. Hier findet man die häufige Anwendung des 'Āleph (seltener ʿAjin) in bestimmten Formen zur Bezeichnung eines inlautenden *â* und *a*. Sehr häufig tritt auch das Hē auf als Vokalbuchstabe (*â* und *ā*). Der Diphthong „*ai̯*" wird durch zwei Vokalbuchstaben wiedergegeben. Die inlautenden *î*- und *ê*-Vokale haben Jôd, seltener 'Āleph; dieselben Vokalbuchstaben findet man auch für *i* und *e*.

Regelmäßiger als im Samaritanischen ist die Vokalbezeichnung im *christlich-palästinischen* Aramäisch; namentlich ist im Inlaut die Anwendung der Vokalbuchstaben im Ganzen reichlicher und konsequenter als im vorherbesprochenen Dialekt. Die Vokalbezeichnung in den jüdischen Targumen stimmt in wesentlichen Punkten mit der des Christlich-Palästinischen überein.

Der *babylonische Talmud* steht durch die häufige Bezeichnung auch des inlautenden *á* und *a* noch näher dem Mandäischen, wo endlich schon jeder volle Vokal in der Schrift durch Zeichen ausgedrückt wird.

Im *Mandäischen* ist das 'Āleph jedes „*a*" (im Anlaut auch Spiritus lenis). Das ʿAjin drückt das *i* und *e* im Anlaut aus (zugleich auch den Spiritus lenis), das Jôd jedes *i* und *e* im Inlaut. Das auslautende *i* und *e* ist stets doppelt durch Jôd und 'Āleph wiedergegeben. Für *i* und *e* im In- und Auslaut pflegt das ʿAjin an Stelle des Jôd oder Jôd + 'Aleph zu treten. Die Diphthonge werden voll geschrieben.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

ROMANISCHE PHILOLOGIE.

JAHRGANG 1921.
Nr. 10.

HERBERT MEYER,
geb. 11. November 1888 zu Halligdorf, Kreis Ülzen.

Sprache und Metrik des altfranzösischen »Roman de Galerent«.

Referent: Prof. Stimming.
Tag der mündlichen Prüfung: 24. März 1920.

Die volle Dissertation ist, in Maschinenschrift geschrieben, von der Universitäts-Bibliothek zu Göttingen und der Staatsbibliothek zu Berlin leihbar.

Kap. I. EINLEITUNG. Auf Grund einer sprachlichen und metrischen Untersuchung Heimat und Entstehungszeit des »Roman de Galerent« festzustellen und gleichzeitig die mundartliche Eigenart des letzten Kopisten und seiner Vorlage zu bestimmen, war die Aufgabe der eingereichten Arbeit. Diese wurde dadurch erschwert, daß der Roman nur in einer einzigen Hs. des 15. Jhs. überliefert ist (B. N. fr. 24042 herausgeg. v. Boucherie, Montpellier und Paris 1888).

Der 1. HAUPTTEIL (Kap. II. Lautlehre, Kap. III. Formenlehre Kap. IV. Metrisches) beschäftigt sich mit der Sprache des Kopisten, über die vor allem das Versinnere Aufschluß gibt. Die Formen sind größtenteils modernisiert. Doch finden sich daneben auch noch häufige dialektische Eigentümlichkeiten. Aus der überlieferten Mundart heben sich (Kap. V. Zusammenfassung) folgende charakteristische Züge hervor:

1) Einzeln Nachlaut-i, auch 2) hinter ę, ẹ (< vlt. ẹ̆, i), unbet. a, e. 3) Häufig -aige statt -age. 4) Einzeln Reduktion von ai zu a. 5) Einzeln ȃ für ãı. 6) Betontes ē, ĭ vor Nasal zu ai. 7) Betontes ę + i zu i, ǫ + i zu ui. 8) Oft a statt e nach Palatal. 9) ã und ẽ hauptt. und vorton. meist geschieden. Einzelne Vermischungen.

10) Häufig ẽ für ã. 11) Stets ẽ in den Formen von sembler. 12) Häufig ie statt e (aus a). 13) ie für vlt. ę̆ findet sich nicht. 14) ę + l^c zu iau^c, selten eau. 15) aqua zu eaue, einmal zu yaue. 16) -ilis, -ilius zu -ieus. 17) Einzeln ieu zu iu. 18) Einzeln õĭ statt ẽĭ. 19) ie bisweilen zu i, iée zu íe reduziert. 20) ai, oi, ei in vorton. Stellung vor palat. Kons. öfter zu i. 21) Einmal ei + l̇ zu oil. 22) l̇ und ṅ entwickeln vor sich ein sec. i. 23) Häufig Ausfall des unbet. Fem. -e. 24) Einschub eines Gleitlaut-e in menesterel. 25) Graph. Wiedergabe von ọ, õ durch ou, seltener u. 26) Unbet. e im Hiat zu o. 27) ue ist oft zu e reduziert. 28) Einzeln o statt ue. 29) Häufige Abschwächung vorton. Vokale zu e. 30) deut, receut, aperceut, queurt, puent statt pueent, peu (aus paucum). 33) oi bisweilen zu o reduziert. 32) reçuit (aus recepuit). 33) l, l̇ vor Kons. zu u, nach o meist gefallen. 34) Einzeln varłez. 35) Häufige Umstellung des r. 36) Verdoppelung des n nach i-haltigem Diphthong. 37) rr für r, ss für s und umgekehrt. ss für stimmh. s. 38) m vor Labial zu n. 39) Graph. Wiedergabe von n durch gn, ngn. 40) s vor n zu g. 41) Erhaltung des w. 42) t in isolierter Stellung im Auslaut bisweilen erhalten. 43) t hinter Kons. einzeln gefallen oder willkürlich hinzugefügt. 44) dont statt donc, service, ent statt en (aus inde), brant statt branc. 45) s vor Kons. ist verstummt. 46) c statt s und umgekehrt. 47) Häufig ch für c vor lat. e, i, tj, kj. 48) Einzeln c vor a, au oder e, ie (aus a). 49) Einschub eines hiatustilgd. h. 50) il, ill zweimal für elle. 51) Einmal chous (ecce illos). 52) Einzeln le für la des Pronom. 53) Für den Nom. Sing. Mask. des Demonstrativpronom. einzeln cilz, celi, cesti. Im Nom. Plur. Mask. einzeln cilz. 54) Im Obl. Mask. häufig ce mit Verlust des l. 55) que statt qui im Nom. Sing. 56) Im Nom. Plur. neben tuit auch tout. 57) Der mit Präpos. zusammengezogene Artikel erscheint als: del, dou, du, ou, u. 58) Einmal a + le (= la) zu au. 59) poursüir. 60) Im Impf. stets -oie, -oit, nie -oe, -ot. 61) In der 2. Plur. Praes. Futur. -ez, nie -oiz. 62) oit als 3. Sing. Praes. Ind. von öir. 63) laist als 3. Sing. Praes. Ind. 64) pouyst als 3. Sing. Impf. Konj. 65) Vorschlags-e vor s-impurum stets erhalten.

Diese Zusammenstellung ergibt, daß wir die Heimat des Kopisten im Norden Frankreichs zu suchen haben. Durch 1) 2) 11) 13) 42) werden wir auf den Norden von Pas de Calais, den Süden und Osten des Dép. du Nord, den Norden des Dép. Aisne und den Osten beschränkt. Durch Punkt 7) scheiden die

Gebiete östlich der Linie Mons-Reims, das eigentliche Wallonische noch durch 9) 14) 16) 33) 45) 48) 65) aus. Die vereinzelt auftretenden wallonischen und den östl. Mundarten angehörenden Züge 2) 18) 21) 26) 28) 31) 50) 51) 64) sind auf eine lothringische Vorlage zurückzuführen. Einzelne der nach Osten weisenden Züge 22) 25) 27) 33) 41) 46) sind zu zahlreich, als daß sie aus einer Vorlage stehen geblieben sein könnten. Wir werden sie deshalb dem letzten Kopisten zuschreiben müssen und seine Heimat wahrscheinlich im Süden des Dép. du Nord oder im Norden des Dép. Aisne zu suchen haben. Das Zurücktreten der mundartlichen Züge gegenüber dem gemeinfranzös. Gebrauch erklärt sich daraus, daß dieser zur Zeit des Kopisten auch bereits in dessen Heimat Platz gegriffen hatte.

Der 2. HAUPTTEIL (Kap. VI. Lautlehre, Kap. VII. Formenlehre, Kap. VIII. Metrisches) dient zur Bestimmung der Mundart und Zeit des Dichters. Neben Reim und fester Silbenzahl ist auch der reiche Reim, für den unser Dichter eine besondere Vorliebe zeigt, mitunter in Betracht gezogen worden. Die wichtigsten Ergebnisse (Kap. IX. Zusammenfassung) sind folgende:

1) -aticum zu -age. 2) Scheidung zw. ã und ẽ ist angestrebt. Der Dichter kennt dieAusspr. ẽ. 3) Der Diphthong ai ist noch nicht zu ę monophth. 4) a statt ę vor r in larme. 5) Keine Diphthongierung von vlt. ẹ̆ zu ie. 6) Nachlaut-i fehlt. vlt. ā zu e, nicht ei. 7) ain : ein. 8) a und e vor ṅ + e reimen miteinander. 9) a + l̇ : e + l̇. 10) Hiatus-e vor bet. Vokal in der Regel erhalten. Zweimal Kontraktion. 11) ẹ (aus vlt. ẹ̆, i) : ę (aus vlt. ĕ). 12) ẹ (aus vlt. ā vor r, l, s) : ę (aus vlt. ę̆). 13) vlt. ę̆ + i zu i. 14) vlt. ẹ̄, ẹ̆ + i zu oi : ǫi (vlt. au + i); oi hat den Lautwert ǫẹ́. 15) Einmal oi statt ai nach Labial. 16) ié (vlt. ę; ā nach Palatal) wird nicht mit e gebunden. 17) e (vlt. ā) reimt einmal mit ie (vlt. ę). 18) iée zu íe findet sich nicht. Kein Beweis gegen pikard. Mundart. Fehlt auch bei Gautier d'Arras, Jean Bodel und Conon de Béthune. 19) vlt. ọ̆ : vlt. ọ̄ vor r. 20) vlt. ọ̄, außer in der Endg. -orem, zu eu; -ọ̄sum zu -eus. 21) bos statt bois. 22) Germ. fĕhu zu fief. 23) ǫu hat sich zu eu entwickelt: peu (paucum), peu (potui). 24) leu (lupum). 25) liuz (locum + s), daneben jeu (jocum), feu (focum). 26) ǫ + l^c zu ieu. 27) ẹ̄ (vlt. ā) + l^c zu (i)eu. 28) ẹ̆ + l^c zu au. 29) ẹ̆ (aus i) + l^c zu au, eu. 30) ę̆ + l^c zu eau, iau. 31) i + l^c zu ieu. 32) -īvus zu -ius, -is. 33) Nur estrange, mençonge. 34) c : s, d. h. [ts] beginnt sein t-Element zu verlieren. 35) Ungestütztes auslautd. t meist nicht erhalten. Zwei Aus-

nahmen: acrut 5998, esmute 6538. 36) Zw. Liquiden sind Gleitlaute eingeschoben. 37) bl einmal zu ul. Daneben table etc. 38) s und z im Auslaut meist geschieden. 39) Stimml. s reimt einzeln: stimmh. s. 40) Nur zwei Beispiele für Verstummen des s vor Kons. 41) Die Palatale begegnen in zentralfranz. Lautgestalt. 42) Ein Zwitterreim: tache (v. *tacticare) 4140: cache (captiat). 43) antia zu -ance. 44) servitium zu servise. 45) tuit gesichert. dui oft im Reim. 46) Nur moi, toi, soi, nie das pik. mi. 47) el neben elle. 48) vo, no neben vostre, nostre. 49) moie durch Reim gesichert, nie siue. 50) suen nicht mehr im Reim. sien durch Reim gesichert. 51) mon, ton, son werden noch nicht statt ma, ta, sa vor vokal. Anlaut im Obl. Sing. Fem. gebraucht. 52) Im Nom. und Obl. Plur. Fem. des Demonstr.-Pron. steht cels. 53) Nur einmal d. Demonstr.-Pron. mit i-Vorschlag. 54) celui reimt mit i. 55) Verstärkung des Demonstr.-Pron. durch ci. 56) gié findet sich nicht im Reim. 57) Die Personal-Pron. le, les + ne, si, je zu nel, nes, sel, sil, jel, nicht mehr jes, ses. Einmal quel. Häufig getrennte Formen. 58) que als Nom. Sing. des Pron. rel. 59) Häufiges Eindringen des Casus obl. in den Casus rectus. 60) Bei den Subst. auf -e der lat. III. einzeln Formen mit s im Nom. Sing. 61) Die eingeschlechtigen Adj. zeigen e nur in den Worten, die auch in den ältesten Denkmälern belegt sind. 62) Einmal das Fem. des eingeschl. Adj. im Nom. ohne s gesichert. 63) Analoges e in der 1. Praes. Ind. I. begegnet selten. Selten s in andern Konjug. 64) Einmal die 3. Konj. Praes. Sing. I. mit analog e. 65) ert, iert, Impf. von estre finden sich nicht mehr im Reim. Die Formen vom Stamm est- und sera durch Reime und Silbenzahl gesichert. Sie überwiegen auch im Versinnern. 66) deduisent als 3. Plur. Praes. Ind. von deduire. 67) Die Endg. der 1. Plur. Praes. Ind. und Futur ist -ons. 68) Die Impf.-Endg. der 3. Sing. Ind. ist -oit, nie -ot. 69) Keine ie-Formen der -dedi-Perfekta. 70) -ïons, -ïez im Impf. Ind. und Kond. immer zweisilbig. 71) Die Endg. der 2. Plur. Fut. ist -ez, nie -oiz. 72) Im Fut. und Kond. vereinzelt pik. Bildungen. 73) siece, 3. Sing. Praes. Konj. von seoir durch den Reim gesichert. 74) Neben cheoir ist chäir durch den Reim gesichert.

Ehe die Schlüsse aus dieser Zusammenstellung gezogen werden, seien einige grundsätzliche Bemerkungen über den Wert verschiedener sprachlicher Merkmale für die Lokalisierung der altfrz. Denkmäler vorausgeschickt. In ihrer Arbeit: »Über das Verhältnis von Dialekt und Schrift-

sprache im Altfrz.«, sucht G. Wacker unter anderem nachzuweisen, daß einige pikardische Formen (Zwitterreime, iée zu íe, pik. Pronominal- und Infinitiv-Formen) für die Dialektbestimmung wertlos seien, da sie zur Schriftsprache gehörten. In der nach ihrer Ansicht falschen Wertung dieser sog. »literarischen Pikardismen« als sprachliche Kriterien glaubt sie den Grund dafür gefunden zu haben, daß die meisten literarischen Denkmäler des 13. und 14. Jhs. in der Pikardie und unverhältnismäßig wenige im Zentrum Frankreichs lokalisiert sind. Dies mag auffallend erscheinen, besonders wenn man bedenkt, daß Paris damals unbestritten der politische Mittelpunkt Frankreichs war. Die Ursache für dieses Mißverhältnis liegt in kulturellen Gründen. Als im 13. und 14. Jh. die Pflege der Dichtkunst vom Adel auf das Bürgertum überging, waren es besonders die mächtigen Bürgerstädte des Nordens, in denen sich infolge ihres wirtschaftlichen Aufschwungs reiches literarisches Leben entwickelte. Hier entstand wahrscheinlich unter dem Einfluß des Franzischen eine Literatursprache, die sich, vielleicht in Dichterschulen (Conon de Béthune wurde von einem artesischen Meister im Minnesang unterwiesen), von Geschlecht zu Geschlecht forterbte. Da die Verfasserin, statt sich nur auf fest lokalisierbare Denkmäler zu stützen, Werke von Dichtern zur Untersuchung heranzieht, deren Heimat zum größten Teil mit Hülfe der von ihr verworfenen Methode ermittelt ist, scheint mir der Beweis, daß diese pikardisch gefärbte Schriftsprache sich auch außerhalb des pikardischen Gebietes Geltung verschafft habe, nicht erbracht. Daß die »literarischen Pikardismen« dem vordringenden Franzischen nicht nur widerstanden, sondern ihrerseits in die franzische Schriftsprache eingedrungen sein sollen, scheint um so unwahrscheinlicher, als ja das Bestreben altfranzös. Dichter, möglichst reines Franzisch zu schreiben und jeden Anklang an ihren Dialekt zu vermeiden, aus dem Zeugnis Conons de Béthune bekannt ist. (Die Reduktion von iée zu íe fehlt z. B. wie beim Dichter des Galerent ebenfalls bei Gautier d'Arras, Jean Bodel und Conon de Béthune).

Die dem Franzischen fremden und mundartlichen Reime konnten nur im Norden Frankreichs, besonders im Pikardischen Anspruch darauf erheben, verstanden zu werden und da, wo die pikardische Grenze nicht allzu fern war. Das häufige Überwiegen der franzischen Eigentümlichkeiten deutet auf ein Gebiet, das dem vordringenden Einfluß des Franzischen besonders ausgesetzt war. Da hierbei Zeit und Bildung des Dichters eine nicht unwesent-

liche Rolle spielen, so liegt die Gefahr, die Heimat des Dichters zu weit südlich zu suchen, häufig näher als das Gegenteil. Die erwähnten Einwände können also nicht als beweiskräftig angesehen werden.

Auch der Dichter des Galerent hat sich bemüht, Franzisch zu schreiben und seinen Dialekt zu unterdrücken. Dennoch bieten sich zahlreiche Kriterien, um die Heimat und Mundart des Dichters zu bestimmen. Durch Punkt 7) 13) wird der Osten ausgeschieden; durch 13) 14) auch der ganze Westen des französ. Sprachgebietes. Hierdurch werden wir auf die östl. Normandie, Pikardie, Ile de France, Champagne und die südlichen Mundarten beschränkt. 2) 3) 14) 21) 31) sprechen gegen den Süden. Durch 6) 14) 26) 71) scheidet die Champagne, durch 11) 14) 20) 68) die Normandie aus. Gegen das Wallonische sprechen 1) 5) 6) 13) 40). Es bleiben somit nur die Ile de France und Pikardie. Daß unser Dichter kein Zentralfranzose war, beweisen 2) 3) 7) 21) 23) 24) 25) 29) 31) 32) 39) 42) 48) 58) 72) 73) 74. Eine Grenze nach Süden bildet eine Linie, die von Beaupré, Neuville-Roy nach Ourscamp, Noyon verläuft (Krause, a. a. O. S. 70, 84). Damit bestätigt sich die von Langlois S. XIX ausgesprochene Ansicht, daß die Heimat unseres Dichters zwischen dem Oisetal und dem Hennegau zu suchen ist. Da jedoch viele Punkte 25) 29) 32) 35) 37) 72) franzische und pikardische Formen nebeneinander zeigen, und andererseits manche charakteristische pikardische Eigentümlichkeiten fehlen (iée zu íe, tu zu te, estrainge, mençoigne, -lan aus laon u. a.), ferner eine Reihe von Eigentümlichkeiten gegen die eigentliche Pikardie sprechen: 19) 33) 34) 36) 41) 45) 49) 70), kommt somit nur der Norden des Dép. Oise und der Süden der Pikardie als Heimat des Dichters in Frage. Und zwar weisen die Punkte 3) 9) 10) 11) 28) 40) 68) auf den östl. Teil dieses Gebietes, nach Osten etwa begrenzt durch den Lauf der Oise (Morf, a. a. O. S. 28. 31; Krause, a. a. O. S. 18). Auf den Nordosten weist auch das Wort *aissin* (pik., besonders Soissons).

Der »Roman de Galerent« ist verschieden datiert worden (s. vollst. Diss. S. 129). Als einzige für die Datierung verwertbare Anspielung finden sich die Verse 6383 ff.

Mieulx vous vauldroit estre outre mer
Et estre esclaves au Kahaire.

Eine ähnliche Wendung steht im Lai de l'ombre V. 242. Nach Bédier ist dies eine Anspielung auf die Niederlage der Christen bei Gaza im November des Jahres 1239, in der diese

viele Gefangene verloren. Nach ihm ist daher der Lai in einer Zeit entstanden, in der die nationale Trauer über dieses Unglück häufig ihren Ausdruck in der Poesie fand, oder einige Jahre später, also etwa um 1250. Wie verhalten sich hierzu die sprachlichen Kriterien? Gegen das 12. Jh. sprechen die Punkte 10) 11) 12) 14) 22) 66) 69). Gegen das 14. Jh. 10) 16) 51) 61) 63) 64) 65). Es bleibt demnach nur das 13. Jh. Daß wir nicht in den Anfang dieses Jhs. zu gehen haben, zeigt ein Vergleich mit den Werken Jean Renarts: Escoufle, Guillaume de Dole und Lai de l'ombre. Für die 2. Hälfte des 13. Jhs. sprechen: 12) 34) 47) 54) 55) 57) 59) 60) 62) 63) 64) 65). Gegen diese Annahme spricht auch nicht Punkt 3, denn nach Suchier (Auc.[7] 69) lautet ai im Pikard. noch nach der Mitte des 13. Jhs. diphthongisch. Zu berücksichtigen ist ferner, daß sich in der altfranzös. Verskunst eine feste Tradition gebildet hatte, die von Geschlecht zu Geschlecht überliefert wurde und in den literarischen Denkmälern im Gegensatz zu der gesprochenen Sprache einen älteren Sprachstand erhielt.

Ein Vergleich mit der Sprache Philipp de Beaumanoirs (1270—1280) zeigt jedoch, daß wir nicht an das Ende des 13. Jhs. gehen dürfen, denn dieser zeigt in einigen Zügen, z. B. in der Vermischung von ie und e, dem Eindringen des Casus obliquus in den Casus rectus und in Bezug auf analoges -e, -s in der 1. Sing. Praes. Ind. einen jüngeren Sprachzustand als unser Gedicht. Der »Roman de Galerent« ist daher in der 2. Hälfte des 13. Jhs., wahrscheinlich im letzten Drittel des 13. Jhs. entstanden. Damit ist die Annahme Warrens, daß der Roman de Galerent vor den Werken Jean Renarts entstanden sei und diesem als Quelle und Vorbild gedient habe, hinfällig.

Die Ähnlichkeit mit einzelnen Stellen des Romans Floris und Liriopé des Robert v. Blois und die Verwendung gleicher Ausdrücke und Wendungen legen die Vermutung nahe, daß diese Stellen auf jenen Roman des Robert de Blois (Mitte des 13. Jhs.) zurückgehen (s. vollst. Diss. S. 131 ff.). Hierdurch würde das Ergebnis obigen Datierungsversuchs bestätigt.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOSOPHISCHEN ABTEILUNG.

DEUTSCHE PHILOLOGIE.

JAHRGANG 1921.
No. 11.

✠

GUSTAV WINDMANN,
geboren 11. Februar 1891 zu Evenhausen (Lippe),
gefallen am 21. Oktober 1914 bei La Bassée.

Studien zu den Vermischten Gedichten des Novalis, mit besonderer Berücksichtigung der ersten Versuche.

Referent: Prof. Weißenfels.
Korreferent: Prof. Schröder.
Tag der mündlichen Prüfung: 10. Juni 1914.

Das Originalmanuskript verwahrt die Universitätsbibliothek in Göttingen, der Auszug wird der Güte des Referenten verdankt.

Unter »Vermischten Gedichten« sind diejenigen verstanden, die Minor in seiner Ausgabe der Werke Bd. IV, S. 121—262 zusammengestellt, und einige, die Heilborn in der Deutschen Rundschau (37. Jahrg., 8. Heft, S. 249—273) veröffentlicht hat. Bei der literarhistorischen Untersuchung dieser Gedichte ging die Absicht dahin, nicht nur über das jetzt veraltete 4. Kapitel in Busses Buch »Novalis' Lyrik« (1898) hinauszuführen, sondern auch Minors Bemerkungen in seinen »Studien zu Novalis I: Zur Textkritik der Gedichte« (Sitzungsberichte der Wiener Akademie 1911) zu ergänzen oder zu berichtigen. Die entscheidende Wichtigkeit des Jahres 1797 (Tod der Sophie Kühn) für die Entwicklung des Romantikers hat die Unterscheidung von Gedichten vor und nach 1797 veranlaßt; jene sind viel ausführlicher als diese behandelt, weil sie bisher nur wenig untersucht waren. Sie zeigen Novalis stark abhängig von literarischen Vorbildern, von Dichtern des 18. Jahrhunderts, von denen aus er dann fortschritt zu romantischer Eigenart, und gewähren damit Einblick in die Entwicklung der ganzen Romantik aus der vorausgegangenen Literatur. Neben den Beziehungen der Gedichte zur früheren Li-

teratur werden die zu den übrigen Schriften des Novalis aufgedeckt. Endlich wird alles beigebracht, was zum Verständnis der Gedichte selbst erforderlich ist. Bei der Beobachtung der Motive, sprachlicher und stilistischer Erscheinungen war eine Nebenabsicht, durch Zusammenstellungen einen Beitrag zur deskriptiven Charakteristik der ganzen Literatur der Zeit zu liefern. In weiterem Umfang als bisher ist Novalis' unveröffentlichter Nachlaß herangezogen worden, der dem Verfasser allerdings nur aus den Angaben Heilborns in seiner Ausgabe und den Ergänzungen Minors in seinen Studien bekannt war.

Im I. Kapitel werden die anakreontisch-bukolischen Gedichte behandelt d. h. die, welche sich an die antikisierende, weltlich sinnliche Anakreontik, Grazien- und Schäferpoesie anschließen. Aus ihr, aber auch aus der antiken Poesie, auf die sie zurückgeht, wird eine Fülle von Parallelstellen zu den betreffenden Gedichten angeführt. Doch läßt sich nur selten bewußter Anschluß an bestimmte Stellen bestimmter Vorbilder nachweisen. Die weitaus stärksten Anregungen sind von Wieland ausgegangen. Der allgemeine Stil der hierher gehörigen Gedichte zeigt die für die Anakreontik charakteristische »kleine Manier«: in einer Vorliebe für Deminutiva, in der Wahl der Adjektive (süß, heiter, hold, sanft u. a.). Dieselben Adjektive kehren später häufig bei Novalis wieder, ebenso andere Äußerlichkeiten, auch Motive; von diesen aber manche in einem anderen höheren, im besondern romantischen Sinn. Die Natur, in den früheren anakreontischen Gedichten bloße Dekoration, tritt später in innere Beziehungen zum Menschen, spiegelt sein Gemütsleben wieder, so der Mond im Ofterdingen. Die Ferne, ursprünglich mit den Augen gesehen, wird in dem Roman mit der Seele gesucht, zum Symbol der romantischen Sehnsucht. An die Stelle der abgegriffenen anakreontischen Personifikationen der Naturdinge treten eigenartige; die konventionelle Beschreibung der Menschen, besonders der Mädchen, wird durch neue Beiwörter oder sonstwie zu individueller.

Für die im II. Kapitel behandelten Gedichte waren die Vorbilder Klopstock und die Hainbündler. Ihre Stimmung ist teils religiös-elegisch, teils deutsch national. In den religiösen Gedichten erscheint das Verhältnis des Menschen zur Gottheit noch mehr nur äußerlich als in den innigen Jesusliedern der späteren Geistlichen Lieder. Die elegischen Gedichte singen vom Tod mit manchen Anklängen an Hölty. Sie waren z. T. nur Übungsstücke, aus fingierter Situation heraus gesungen, Nachrufe auf noch lebende

Personen. Immerhin ist die frühe Beschäftigung mit dem Sterben charakteristisch für den späteren Sänger der Hymnen an die Nacht. Die Gedichte »Auf den Tod meines Onkels« und »An meine sterbende Schwester« müssen früher angesetzt werden als von Minor. Die national gestimmten Gedichte besingen die deutsche Vorzeit und Freiheit. In dem Gedicht »Der Harz« ist die zweite Strophe nur verständlich, wenn die handschriftliche Überlieferung gegen Minor hergestellt wird. In drei Gedichten an Kaiser Joseph II. verbinden sich mit Tönen Klopstocks und des Hainbunds allgemeine Ideen der Aufklärung.

Erörterten die beiden ersten Kapitel Novalis' Verhältnis zu früheren Dichtarten, so handeln die beiden folgenden von seinen Beziehungen zu zwei einzelnen Dichtern. Das III. Kapitel von seiner Bekanntschaft mit Bürger und den Gedichten an ihn, sowie an seinen Schüler A. W. Schlegel, der hier noch nicht als Führer der romantischen Schule erscheint. Noch mehr Bürgersches, als von Minor, wird in dem balladenartigen Gedicht »Der gefundene Schatz« aufgewiesen und seine Entstehung etwa ins Jahr 1789 zurückverlegt. Nach 1790 lassen sich, wie in Novalis' Leben, so in seiner Poesie Beziehungen zu Bürger nicht mehr feststellen. An ihre Stelle traten Beziehungen zu Schiller, der 1790 in Jena Novalis' Lehrer wurde. Von ihnen handelt das IV. Kapitel. Weniger von der Poesie ging der Eindruck aus, den Schiller auf den jungen Dichter machte, als von der Persönlichkeit, in der sich ihm die Idee der Pflicht, die Forderung gewissenhafter Arbeit und Selbstzucht verkörperte. Diese Ideen fanden einen Niederschlag in dem Gedicht »Klagen eines Jünglings« und haben bei Novalis nachgewirkt bis an sein Ende. Ein Fragment »Geschichte der Poesie« hat Zusammenhänge mit Schillers »Künstlern« und weist anderseits zu Stellen im Ofterdingen hin. Stärker erweist sich der Einfluß Schillers, auch seiner Poesie, erst auf den späteren Novalis. Da tritt aber zugleich der Unterschied zwischen beiden hervor. Nur was in Schiller selbst romantisch war, hat auf den Romantiker gewirkt. Vgl. darüber einen Aufsatz von Spenlé »Schiller et Novalis« in den »Etudes sur Schiller«, Paris 1905.

Die im V. Kapitel besprochenen Gedichte weisen auch Anklänge an frühere Poesie auf, lehnen sich aber nicht so an bestimmte Dichter oder Dichtarten an, daß sie einer der vier ersten Gruppen zugewiesen werden konnten: Gelegenheitsstücke, mehrere Trinklieder, an Personen gerichtete Gedichte. Sie führen z. T. in die Grüninger Zeit und noch über sie hinaus. Genauere Interpretation,

die an manchen Stellen von früherer abweicht, verlangten das »Lied beim Punsch«, »An Freund Brachmann«, »An meine Schwester« und vor allem ein Sonett (Minors Ausg. I, 237), das hier zuerst auf den Physiker Ritter gedeutet wird. Am Schluß des Kapitels werden schon anderwärts ausführlich besprochene Gedichte, die der Zeit nach 1797 angehören, kurz erwähnt.

Das VI. Kapitel enthält in seinem ersten Teil Bemerkungen zur Chronologie, die nur für wenige der frühen Gedichte durch äußere Zeugnisse feststeht, für andere aus inneren Gründen mit einiger Wahrscheinlichkeit bestimmt werden kann. Auf sicheren Boden kommen wir erst im Frühjahr 1789 mit den Gedichten an Bürger. Busses strenge Scheidung einer Anakreontischen und einer Klopstockschen Periode unter den Gedichten vor 1797 läßt sich nicht mehr aufrecht erhalten. Im 2. Teil des Kapitels folgen metrische Beobachtungen. In den frühen Gedichten herrscht die vierzeilige Strophe (wie in der Anakreontik) bei weitem vor, später steigt mit dem wachsenden Gedankengehalt die Zeilenzahl der Strophen. Die Form des Sonetts bildet sich erst allmählich zur künstlerischen Vollendung. In den Hexametern und Pentametern wächst mit der Schwere des Gedankengehalts die Zahl der zweisilbigen Füße. Enjambement ist selten, schwebende Betonung häufig, besonders in den Geistlichen Liedern. Die Reime sind außerordentlich unrein, vielfach dialektisch; auffallend häufig der rührende, auch ganz identische Reim; der Reimschatz nicht groß.

Im zusammenfassenden Schlußabschnitt wird betont, daß Novalis sich bis 1797 seine Stoffe und Anregungen in erster Linie aus mannigfaltiger Lektüre holte, während er seit 1797 aus persönlichem Erlebnis heraus dichtete. Dem entspricht der große Unterschied zwischen seiner unselbständigen frühen Poesie und der seiner letzten Jahre. Aber eine Grundstimmung hält beide doch zusammen: die Sehnsucht nach Frieden der Seele und Ruhe des Gemüts. Diesen Frieden suchte Novalis mit der anakreontischen Schäferdichtung in der idyllischen Hirtenwelt, mit der Hainbundsdichtung in der Religion, endlich mit der Romantik im poetischen Reich des Gemüts.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT ZU GÖTTINGEN.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

DEUTSCHE PHILOLOGIE.

JAHRGANG 1921.
No. 12.

GÜNTHER MÜLLER,
Studienassessor aus Hamburg,
geb. 15. Dezember 1890 zu Augsburg.

Die Magie in Clemens Brentanos Romanzen vom Rosenkranz[1]).

Referent: Prof. Weißenfels.
Tag der mündlichen Prüfung: 12. März 1921.

Die volle Dissertation ist, in Maschinenschrift geschrieben, von der Universitäts-Bibliothek in Göttingen und der Staatsbibliothek in Berlin leihbar.

Der geistesgeschichtliche Zug, der mit Dilthey und Haym in der Romantik-Forschung zur Herrschaft kam, ist seither in der Hauptsache der romantischen Theorie zu gute gekommen. Treffend faßt dementsprechend Walzel (Deutsche Romantik, 1. Aufl., S. III) den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft dahin zusammen, »daß das Bild der Romantik mehr nach der gedanklichen, als nach der künstlerisch-schöpferischen Seite ausgeführt . . . worden ist«. Im Interesse der wissenschaftlichen Objektivität muß also zur Ergänzung eine Untersuchungsreihe gefordert werden, deren Gegenstand die einzelnen Dichtwerke sind, deren Ziel in einem Verständnis liegt, das, wie Lachmann sagt (Vorrede z. Iwein, 4. Ausg., S. III), »mit folgsamer Hingebung die Gedanken, Absichten und Empfindungen des Dichters rein und voll zu wiederholen sucht«. Dies die Aufgabe, die im folgenden für Br.'s Rr. geleistet werden soll. Als Ausgangspunkt dient dabei Wesen und Stellung der Magie in dieser Dichtung, die sich schon bei flüchtiger Betrachtung als reich an magischen Beständen darstellt. Um die

1) Sigla: Br. = Cl. Brentano, Rr. = Romanzen v. Rosenkranz.

Rr.-Magie in ihrer vollen Eigenart zu fassen, wird es dienlich sein, zunächst die Haupttypen der Magie in der gleichzeitig, also etwa im ersten Jahrzehnt des 19. Jhs., entstandenen Literatur herauszustellen, die eine auffallende Neigung zu magischen Motiven zeigt.

Bei Arnim lassen sich zwei solche Typen unterscheiden. Der erste begegnet am deutlichsten in der Isabella, den Kronenwächtern und Halle und Jerusalem. Bezeichnend für ihn ist die halb groteske, halb unheimliche Gestalt des Dr. Faust im genannten Roman. Die Mischung des Grausigen mit dem Humoristischen gemahnt an Goethesche Zauberballaden, aber die Verschmelzung des Abstrusen mit den übrigen Gliedern des Kunstwerks zu einer einheitlichen, sinnlich-übersinnlichen Welt ist Arnim nicht gelungen. So wirkt die Zaubermagie im ganzen nur als Kuriosität, als äußerliches, »romantisches« Kolorit.

Den zweiten Typ bietet die Dolores. Es ist Magie in Form des Mesmerismus und Hypnotismus, wie die romantische Wissenschaft sie in den Vordergrund des Interesses rückte. Ihrer bedient sich Arnim als Mittel seiner feinen Psychologie. Sie gehört also zum inneren Bestand des Romans, macht aber keinen Anspruch auf tiefere Bedeutung.

Zu diesem zweiten Typ, der Magie in Form des romantischen Magnetismus, gehören ferner Goethes Wahlverwandtschaften, ein Hauptwerk seiner am stärksten von der Romantik beeinflußten Epoche. Auch hier steht die Magie im Dienst der Psychologie, aber ihre Wurzeln reichen bis zu den letzten Handlungsmotiven. Der Einheitspunkt dieser Magie ist das naturphilosophisch aufgefaßte »Schicksal«, und insofern hat diese Magie religiösen Charakter. Alle zauberhaften Züge fehlen, aber auch alle moralischen.

Bei Kleist findet sich dieser Typ, der psychische Magnetismus, am klarsten im Käthchen und Homburg, u. zw. auch hier als Darstellungsmittel der Psychologie. Aber auch hier bleibt das Magische nicht nur Mittel; es ist von dem Motivgewebe nicht ablösbar. Ihm fehlt das Religiöse, es ist Ausdrucksform der höchstgesteigerten seelischen Leidenschaft. Der Hinblick auf Penthesileas Tod durch bloßes Wollen läßt diese expressionistische Bedeutung der Magie eindeutig hervortreten.

Ein dritter Typ der Magie, wie er in Novalis' Ofterdingen und Tiecks Märchen, Genoveva und Oktavian, aber auch der späten Novelle Pietro von Abano vorliegt, weist in seiner pan-

theistisch-religiösen Färbung sowie seiner für die Welt der Dichtung zentralen Stellung zur Magie in den Wahlverwandtschaften Beziehungen auf, unterscheidet sich dagegen wesentlich durch die Auflösung aller individuellen Züge; demgemäß fehlt auch jede Bedeutung für die Psychologie. Alles in der Natur ist wertvoll nur als Symbol für ein Ewiges, Letztes, dessen magisch-mystisches Suchen und Erleben den Grundzug dieses Typs ausmacht. Dies magische Suchen vollzieht sich bei Novalis als Liebe und Wachsen, bei Tieck als Angst und Grausen.

Die Rr. übertreffen an Reichhaltigkeit des magischen Apparats alles bisher Betrachtete. Neben dem Traum-Motiv, das ihnen mit den drei besprochenen Typen gemeinsam ist und das sich hier zu einem symbolischen Traum nach Art des Traums von der blauen Blume bei Novalis verdichtet, lassen sich leicht zwei Gruppen erkennen: eine dämonische, die sich nach Angabe der Dichtung selbst in »Medicina«, »Astrologia« und »Magia« (im engeren Sinn) gliedert, und eine heilsame, die sich z. T. an die Sakramente der katholischen Kirche anschließt, z. T. in magischer Sympathie gründet. Dazu kommt das Magische, wie es in Bildern und Vergleichen ausgiebig verwertet ist. Dagegen fehlt die moderne Form des Hypnotismus. Die Begründung dafür liegt in dem ma. katholischen Grundzug der Dichtung, der auch die enge Verbindung des Magischen mit der natürlichen Wirklichkeit ermöglichte und demgemäß Br. die Magie mit der Naivität der mittelalterlichen Berichte über mystische Visionen gestaltet und zu einheitlichem Gebilde formt, so verschiedenen Quellen die einzelnen Motive auch entstammen. Ferner scheidet die besondere, ethisch-religiöse Orientierung der Magie den Rr.-Typ von allen vorigen. Dabei ist die dichterische Gestaltung der Idee angemessen und wirkt selbst magisch in der Ersetzung des logischen Zusammenhangs durch den klanglichen, farblichen, gefühlsmäßigen sowie im Durchscheinenlassen des tiefsten Wesens der Dichtung durch alle Einzelheiten.

Aber noch deutlicher als der Zauberapparat sprechen die Menschen dieser Welt, ihre Wollungen und Werte und schließlich der zentrale Konflikt das Wesen des Werkes aus. Und auch die Hauptpersonen und ihre Konflikte gehören ins Gebiet des Magischen. Die beobachtete ethisch-religiöse Scheidung innerhalb der Magie wird hier eindeutig bestimmt als der theonom-christlich gefaßte Gegensatz von Gut und Böse. Auf der einen Seite steht der dämonische Magus Apo, bezeichnender Weise ein bewußt

Einzelner, auf der andern eine christliche Gruppe. Der Konflikt entsteht durch die Angriffe der dämonischen Magie auf die christlich gerichtete Bewegung. Bis in die begrifflich dichterische Formung hinein wirkt dieser Dualismus: Satzbau, Bilder, Dialoge, Monologe entwickeln sich, im großen wie im kleinen, durch Antithese. Gelöst wird dieser Dualismus, indem der Dämon selbst, Moles, den ewigen Sieg der göttlichen Güte aussprechen muß.

So ist die Welt der Rr. von klassischem Humanismus und nicht minder von romantischem Pantheismus geschieden, und das angemessene Erfassen ihrer magiegetränkten Struktur ist nur in andersartigen Begriffen möglich, als die sind, denen Klassizismus und Frühromantik sich einfügen. Gerade die Morris'sche Untersuchung der Rr., die gründlichste, die wir haben, beweist das. Denn trotz vieler vorzüglicher Einzelbeobachtungen erfaßt sie das Wesentliche nicht, weil sie Br.'s Dichtung an einem aus Goethes Lebenswerk abgeleiteten Kunstkanon mißt. Dagegen scheint noch garnicht bemerkt zu sein, welch enge Verwandtschaft zwischen der Struktur der Rr. und dem von Görres entworfenen System der »Christlichen Mystik« besteht. Diese Verwandtschaft kann aus verschiedenen Gründen — die Arbeit an den Rr. wurde 1811 abgebrochen, die »Chr. M.« begann 1836 zu erscheinen; eine Abhängigkeit des wissenschaftlichen Systems von der Dichtung, die der Zeit nach einzig möglich wäre, ist sachlich unmöglich — nur in der Gemeinsamkeit des Objekts, nämlich der katholischen Weltanschauung, mit Wahrscheinlichkeit begründet werden. Das Wichtigste ist, daß nicht nur eine Fülle von magischen Einzelzügen, (deren Umfang freilich bei Görres bedeutend größer ist), in beiden Werken erscheint, sondern daß auch die Grundgliederung in Natur, übernatürlich Göttliches, untermenschlich Dämonisches beiden gemeinsam ist; daß ferner auch bei Görres jene ethisch-religiöse Zwiespaltigkeit des Magischen von entscheidender Bedeutung ist, die den Br.'schen Typ von allen vorher betrachteten unterscheidet. Es ist nun geradezu auffallend, wie mühelos die magischen Erscheinungen der Rr. sich dem Görres'schen System eingliedern, wie sie von dort her ihre rationale Ergänzung und Begründung empfangen. Es kommt da vor allem in Betracht die zentrale Stellung des Sündenfalls und daraufhin die zwei möglichen Verhaltungsweisen zu Gott und zum Bösen, dann Ziel und Mittel der reinigenden Aszese einerseits, der verderbenden Dämonie andrerseits. Bis in die Einzelheiten hinein, bis in die Zeitpolemik gegen die Philosophie der älteren Romantik läßt sich diese Ver-

wandtschaft verfolgen. Der Typ der Magie, für den die Rr. dichterischer Ausdruck sind, bestimmt sich dadurch als christliche, genauer gesagt katholische Mystik.

Ein Vergleich mit Goethes Faust, von dem die Rr. in der Ausdrucksschicht verschiedentlich abhängig sind, läßt diese Eigenart in ihren Grundzügen hervortreten. Wenn man die Rr., wie es mehrfach geschehen ist, als einen »katholischen Faust« bezeichnet, so kann das nur den Sinn haben, daß auch in der Br.'schen Dichtung ein Menschheitsproblem gestaltet und daß auch für diese Gestaltung die Magie bedeutsam ist. Schon die Stellung des jeweiligen Magus in seiner Welt ist für die Verschiedenheit beider Werke bezeichnend. Faust füllt sein Bereich ganz aus, Apo stellt nur die eine Seite dar. Faust ist Goethe, Apo ist der Antibrentano. Mephisto ist Gegenspieler Fausts, Moles Mitspieler Apos. Fausts Streben ist auf Erweiterung des Ich zur Welt im Sinn des organisch-naturhaften Wachsens gerichtet; die christlichen Begriffe Sünde, Reue, Erlösung haben hier keinen Sinn. Apos Streben geht auf Befriedigung seiner dämonischen Gelüste und steht nicht nur innerhalb dieser Welt, sondern auch für Apos Bewußtsein als ausgesprochen sündig da. Fausts Streben ist die eigentliche Handlung dieser Dichtung. Dem Streben Apos steht, entsprechend dem hervorgehobenen Dualismus der Rr., das von Görres als »hagiologisch« bezeichnete Streben gegenüber, das freilich auch Vollendung des Ich bezweckt, aber nicht durch Behaupten und Ausbilden der Totalität, sondern durch Opfer und Hingabe.

Dem entspricht es, daß die Mater gloriosa des Faust nur als mythologische Personifikation der ewig gebärenden Kraft der All-Natur verständlich ist, daß das Magische hier in den tiefsten Gründen des nur erlebbaren, nicht begrifflich feszuhaltenden natürlichen Wachsens liegt, während die hl. Maria der Rr. nicht als Symbol, sondern als irdische Gebärerin des fleischgewordenen Gottessohnes, als himmlisch verklärte Jungfrau und helfende Mutter geliebt und betend verehrt wird und die Magie aus dem Natürlichen ins Über- und Unternatürliche führt. Die Mater gloriosa ist Glied der »Natur«; der Faust ist dichterischer Ausdruck eines religiösen Pannaturismus. Die hl. Maria ist Glied der Übernatur; die Rr. sind im analogen Sinn dichterischer Ausdruck des Katholizismus.

Damit hängt schließlich ein letzter Unterschied zusammen. Für den Faust, dem die Natur göttlich ist, kann nur die innere

Anlage und Richtung jedes einzelnen Naturwesens verpflichtende Kraft haben; mit anderen Worten die Ethik im Faust ist autonom. In den Rr. ist sie dagegen christlich-theonom; denn hier ist die Natur wohl gottgeschaffen, aber nicht göttlich, vielmehr durch den Sündenfall so entgöttlicht, daß nur auf mystischem Weg, durch Gnadenhilfe aus dem Übernatürlichen her, das Ebenbild Gottes in der Kreatur wiederhergestellt werden kann.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

KLASSISCHE PHILOLOGIE.

JAHRGANG 1920. Nr. 13.

PAUL BAUMERT
aus Spandau,
geb. 23. Mai 1889 zu Nauen (Kr. Osthavelland).

De -m finali.

(De pronuntiatione litterae -m finalis, quam subsequitur vocabulum a vocali incipiens, quid efficiatur ex clausulis Suetonianis et Apuleianis.)

Referent: Prof. Reitzenstein.
Korreferent: Prof. Pohlenz.

Tag der mündlichen Prüfung: 26. März 1920.

Die volle Dissertation ist, in Maschinenschrift geschrieben, von der Universitäts-Bibliothek in Göttingen und der Staatsbibliothek in Berlin leihbar.

Der Schüler Leo's, A. Kirchhoff, hat in der Göttinger Dissertation „De Apulei clausularum compositione et arte quaestiones criticae", 1902, auf Grund der Klauseln des Apulejus festgestellt, daß bei diesem späten Schriftsteller die Endsilben auf -m vor Vokal des nachfolgenden Wortes nicht verschliffen werden, was K. aus den wenigen antiken Grammatikerzeugnissen auch theoretisch zu beweisen sucht, zumal er die feste Aussprache des -m auch vor vokalischem Anlaut für die natürliche Sprechweise der lateinischen Prosa überhaupt hält; Verschleifung des -m sei lediglich dichterische Technik und stamme als konventionelles Kunstmittel aus der Anfangszeit römischer Dichtung, als -m noch, genau wie -s, schwankend war, bevor es im Sprachgebrauch der literarischen Zeit analogisch wieder befestigt wurde.

Gegen Kirchhoff behauptet E. Schober, der sich mit der Annahme einer 'rhythmischen Entsprechung', das heißt der Wiederholung beliebiger Quantitätenreihen, an seinen Lerhre Blaß anschließt, in seiner Dissertation „De Apulei Metamorphoseon com-

positione numerosa“, Halle 1904, daß -m in der Prosa des Apulejus doch verschliffen werde, genau wie in der gesamten römischen Dichtung.

Diese Streitfrage wird in den beiden Dissertationen nur nebenher behandelt, sie bedarf aber einer eingehenderen Untersuchung. Daher werden zunächst in einem **theoretischen Teil** der Baumert'schen Dissertation die von Kirchhoff angeführten Grammatikerstellen noch einmal nachgeprüft. Im Hinblick auf das auslautende -t, das im heutigen Französischen in gepflegter Sprache vor Vokal zwar in Bindung gesprochen wird, in der gewöhnlichen Umgangssprache aber auch hier oft vernachlässigt wird (ebenso wie -s im Französischen), wird dargelegt: daß grundsätzlich Aussprache sowohl wie Nichtaussprache, sogar beide gleichzeitig bei demselben Schriftsteller, durchaus nicht von vornherein zu verwerfen sind; daß es sich demnach vielleicht garnicht um ein entweder oder handle, sondern nur um ein Bevorzugen der einen oder anderen Aussprache; daß ferner -m einerseits im ‘Myotazismus’ in allerengster Bindung ganz an das Folgewort angeschmolzen worden sein kann, andrerseits, genau wie -t in sorgfältigerer Aussprache im Französischen, in ‘Suspension’ scheinbar selbständig zwischen beiden Worten schwebend, gesprochen werden konnte.

Wiederherstellung und Aussprache in Bindung für einen im Schwinden begriffenen Endkonsonanten finden eine Erklärung in der gepflegteren, mehr quantitierenden ‘Legato’- Sprechweise der französischen Gebildeten-Aussprache, während die vulgärere Aussprache im Französischen, und nachweislich im Lateinischen der vorklassischen sowohl als auch der nachklassischen Zeit, recht spürbar akzentuierend ist. Sie steht somit abseits von der gleichmäßiger fließenden Legatosprache der literarisch gebildeten Oberschicht, unterdrückt leichter unbetonte Silben und nimmt bei der Aussprache der Endungen weniger Rücksicht auf die phonetische Beschaffenheit des folgenden Anlautes. Denn je stärker akzentuierend eine Sprache ist, umso mehr hat sie den ‘Staccatovortrag’, d. h. die einzelnen Worte stehen mehr für sich, und die Nichtaussprache tonloser Silben im Wortschluß hängt in erster Hinsicht davon ab, ein wie großer Teil des Worttones bereits von den benachbarten Tonsilben beansprucht wird. Diese unphonetische, scheinbar willkürliche Behandlung der schwächeren Endungen hat allem Anschein nach tatsächlich im Lateinischen der Früh- und Spätzeit geherrscht, während die klassische Zeit mit ihrem starken griechischen Verkehr und vor allem der griechischen Erziehung der

Gebildeten, wohl mehr unexspiratorisch, das heißt quantitierend, gesprochen hat.

Die Annahme Kirchhoffs, daß die in der Dichtung übliche m-Verschleifung während der klassischen Latinität bereits völlig aus der lebenden Sprache verschwunden gewesen sei, findet allerdings eine Stütze in der Tatsache, daß auch heute die romanischen Literatursprachen, in viel stärkerem Maße als die germanischen, einer bewußt künstlerischen und künstlichen Regelung unterworfen sind. Jedoch liegt trotzdem die Möglichkeit der m-Verschleifung gerade für den klassischen Legatovortrag aus phonetischen Gründen nahe. Denn nur bei einem die Worte enger verknüpfenden Vortrage konnte das -m durch den Folgevokal beeinflußt und zu einem, vielleicht nasalen, -u̯ erweicht werden, also mit den beiden umgebenden Sonanten zusammen einen Triphthong ergeben. (Eine Cicero-Untersuchung könnte hier leicht den fehlenden Aufschluß geben; Zielinski nimmt zwar Verschleifung, mit Ausnahme der rhythmischen Pausenstellung der -m-Endung in der Dihärese, für das vorvokalische Endungs-m an, doch hat er das Material für diese Frage noch nicht im Zusammenhang vorgelegt.)

Sodann werden im **praktischen Teil** der Dissertation die Satzausgänge untersucht nach dem Zielinski'schen Klauselsystem; zunächst an Suetons Leben Cäsars. Sueton ergibt bei Nichtverschleifung von -m ein klein wenig bessere Klauseln als bei Synalöphe. Eine Ausnahme bildet bei ihm nur die an sich seltene choriambische Basis — ⏑ ⏑ — vor der trochäischen Kadenz ⏗ ⏑ . . . der Klauseln. (Bei Apulejus ist sie z. B. in — ⏑ ⏑ — | ⏗ ⏑ ⏓́, wegen der in dieser Klausel lediglich in der Dihärese üblichen Zäsur, als erster, unsorgfältig gebauter Bestandteil einer trochäisch katalektischen, basislosen Klausel aufzufassen.) Sie tritt bei Sueton, mit antevokalischem Schluß-m in einer der Kürzen, plötzlich ebenso häufig auf wie die sonst bei ihm fast allein herrschende kretische Basis — ⏑ —: Die beiden Typen 'suggéstum in òrchéstra', 'potíssimum èlégit' sind zusammengenommen von gleicher Häufigkeit wie der rein kretische Typ mit vorvokalischem m-Auslaut in der Basiskürze 'cásum èxpértus' allein. Das erstere scheint zwar zu beweisen, daß Sueton das -m verschliffen hat, also auch hier den sonst üblichen Kretikus herstellte. Vielleicht hat er aber trotzdem in der kretischen Basis, um sie zu erhalten, das -m konsonantisch ausgesprochen, zumal ja die Mehrzahl der übrigen Klauseln bei ihm mit konsonantischem -m einen besseren Rhytmus ergeben. Er würde also schwankende, gerade auf dem Gleichgewicht zwischen

den beiden Behandlungsmöglichkeiten stehende Aussprache der m-Endung haben, während Apulejus auch vorvokalisches -m fast nurmehr in der Kürze rein kretischer Basis, kaum im Choriambus aufweist, nämlich ersteres 43 mal, letzteres 5 mal. Er hat also sicher konsonantische m-Aussprache. Die Nichtverschleifung der akzentuierenden vulgäreren Staccato-Aussprache ist bei ihm durchgedrungen gegenüber der Verschleifung im quantitierenden Legatovortrag. Doch zeigt er, eben mit seiner analogischen steten Bewahrung des m-Auslautes, die Aussprache des gebildeten, die Endungen nicht vernachlässigenden Mannes. Die feste m-Aussprache des Apulejus wird nachgewiesen: erstens auf Grund sämtlicher Klauseln von Perioden, Sätzen und Kolaschlüssen in der Erzählung von Amor und Psyche; zweitens, noch sicherer, auf Grund der von Kirchhoff lediglich untersuchten Periodenklauseln der Gesamtmetamorphosen: die Periodenschlüsse sind, im Vergleich zu den Klauseln der Sätze oder gar nur der Kola prozentual strenger gebaut.

Im **Anhange** der Dissertation wird die Methode Schobers an sämtlichen von ihm aufgeführten, ein Endungs-m vor Vokal enthaltenden 'Responsionen' widerlegt: Gerade die umfangreicheren, scheinbar beweisendsten Wiederholungen von oft ganz regellosen Quantitätenfolgen sind für das Ohr garnicht wahrnehmbar, zumal sie oft noch dazu räumlich weit auseinander liegen und außerdem willkürlich aus dem Zusammenhang der Perioden entnommen sind, ohne jede Rücksicht auf ihre Stellung im Satze und auf mitten in sie oft einschneidende Kolaschlüsse. Obendrein finden sich eben bei konsonantischer m-Aussprache im Apulejustext unendlich viel mehr Wiederholungen, also rhythmische 'Entsprechungen'; und zwar sind dies wirkliche rhythmische Entsprechungen, die als solche durchaus fühlbar sind, da sie dicht beieinanderliegende Klauseln betreffen; und außerdem sind es wirkliche Rhythmen, die in Responsion treten, da sie zu allermeist die bekannte häufigste Klausel den katalektischen Dikretikus — ◡ — — ◡ betreffen, seltener den an sich selteneren vollständigen Doppelkretiker — ◡ — — ◡ —, äußerst selten den Dichoreus (— ◡ —) — ◡ — ◡, garnicht die an sich schon fast vermiedene trochäisch katalektische Klausel (— ◡ —) — ◡ — ◡ —, d. h. den Hypodochmius. Ebenfalls die den Klauseln selbst häufig vorangehenden Kretiker und ganzen Kretikerketten, untermischt oft mit kretisch betonten Molossern, die also den Worteinschnitt hinter der zweiten Silbe tragen —́ — | —́, sind von der bei Apulejus üblichen großen Häufigkeit bei konsonantisch

bewahrtem -m, fehlen dagegen plötzlich fast ganz bei Anwendung der Verschleifung von -m. Das von Schober verwendete Blaß'sche, rein quantitierend messende und auf Wortakzente gar keine Rücksicht nehmende System ist für Apulejus durchaus abzulehnen; zumal bei Apulejus unbetonte lange und kurze Endsilben oft einander entsprechen, und ebenso kurze aber betonte Endsilben, besonders daktylisch ausgehender Worte, anstelle von Längen treten können und dann, bei Responsion, einer Länge im Nachbarnumerus entsprechen.

Schober stützt sich bei der Widerlegung Kirchhoffs besonders auf 10 Klauseln, von denen K. selbst einräumt, daß sie bei m-Verschleifung eine üblichere Rhythmenform ergeben, im Gegensatz zu anderen von K. zusammengestellten 72 Klauseln, die bei konsonantischer Aussprache des -m einen vorzüglichen, bei Verschleifung einen ganz ungewöhnlichen Rhythmus abgeben. Aber unter den 10 Klauseln führt K. eine, Met. 10,2, irrtümlich zu seinen Ungunsten an, indem er, statt einer Länge in 'privígnŭm àdiĕcĭt', 'ădiecit' mit Anfangskürze mißt. Drei weitere Klauseln scheiden gleichfalls aus zugunsten der m-Bewahrung: Auf Grund nämlich des Zielinski'schen Dihäresengesetzes, welches K. und Sch. noch nicht kannten, werden daktylische Wortausgänge kretisch gemessen. Denn der Nebenakzent auf der Ultima, zusammen mit der Zeitpause der Dihärese, ist sogar schon bei Cicero imstande eine kurze Endsilbe mit Längenwert auszustatten. So bleiben, nach Abzug der drei Klauseln Met. 1, 12 'etiám fŭgằm ínstrŭ̀ĭt,' 6, 1 'próxĭmŭ̀m íntŭlĭ̀t', 6, 29 'pĕrdĭtŭ̀m íbĭs', nur noch 6 gegen nunmehr 76 Klauseln, welch erstere gegen konsonantisches -m angeführt werden könnten, während die letzteren 76 Klauseln dafür sprechen. Apulejus ist zudem als Prosaiker nicht wie ein Dichter an restlose Durchführung der einmal angenommenen Rhythmenformen gebunden.

An **Einzelergebnissen** sind aus der Arbeit folgende erwähnenswert:

Die angeblich hexametrische Klausel — ∪∪ — ∪ ist bei Cicero, Sueton, Apulejus, wegen ihres Ennianischen Worteinschnittes nach der ersten Länge, infolge der Wortakzente mit katalektisch dikretischem Iktus zu messen: (⏔) — | ∪̀ ∪ ⏗ ∪. Sie steht meist an Textstellen von starkem Affekt und entspricht gleichsam unserem Ausrufungszeichen. (Während Ennius bei seiner gewaltsamen Einführung des heroischen Maßes noch allzuwenig der akzen-

tuierenden Beschaffenheit der lateinischen Sprache Rechnung trug, tritt selbstverständlich später die Reaktion ein, daß der lateinische Hexameterschluß auch die Wortbetonung berücksichtigen muß. Versausgänge mit Worteinschnitten wie ⏖́ — | ⏑̀ ⏑ –́ ∼ oder mit einem noch dazukommenden Nebeneinschnitt ⏖́ ⋮ — | ⏑́ ⏑ ⋮ –́ ∼ und wie ⏑́ ⏑ — | –̀ –́ ∼ sind wegen ihres katalektisch dikretischen, also prosaischen Wortakzentes unmöglich; vgl. Ed. Norden, Vergils Aeneis Buch VI[2] Seite 437.)

Die doppeldaktylische, g l y k o n e i s c h e K l a u s e l — ⏑ ⏑ — ⏑ ∼ scheint mit ihrem weichen Rhythmus von Apulejus für Stellen, an denen er Mitleid, Angst, Empfindlichkeit darstellt, bevorzugt zu werden; sonst kommt sie kaum vor.

Die Cicerostelle O r a t o r § 150 ‘nemo ut tam rusticus sit quin vocalis nolit coniungere’ wird näher begründet in der Auffassung Krolls: ‘coniungere’ = ‘nebeneinanderstellen’, nicht = ‘verschleifen’.

Die B l a ß ’ s c h e D e f i n i t i o n ‘ῥυθμός’ = ‘Entsprechung’ ist an sich richtig, fordert aber nicht Ausdehnung der Entsprechung auf übermäßig lange, unübersichtliche Quantitätenreihen. Entsprechung findet bereits innerhalb des kurzen katalektischen Doppelkretikers statt, noch fühlbarer im akatalektischen Dikretiker und im Dichoreus, am deutlichsten wohl innerhalb der bei Apulejus oft sehr langen kretisch-molossischen und choreisch-trochäisch-spondeischen Reihen. Das schließt natürlich nicht die Wiederholung einer Rhythmenform im Nachbargliede aus, obwohl diese Responsion, namentlich beim häufigen katalektischen Dikretikus, oft rein zufällig sein mag.

Zielinski’s I n t e g r a t i o n s k l a u s e l ist, mindestens für Sueton und Apulejus, abzulehnen, obschon die Klausel ‘V 3’ — ⏑ — — ⏑ — ⏑ als Periodenklausel häufig genug vorkommt. Die Klauseln des Apulejus bestehen vielmehr entweder aus rein kretisch-molossischen Reihen vom Mindestmaße des katalektischen Doppelkretikers an, oder aus rein choreisch-trochäisch-spondeischen Reihen vom Mindestmaß des akatalektischen weiblichen Zweihebers, meist des reinen Dichoreus, an bis zu beliebiger Länge, oder drittens aus einer Reihe von erst kretisch-molossischen, dann choreisch-trochäisch-spondeischen Rhythmen, wobei von jeder der beiden Rhythmenarten mindestens ein Fuß dasein muß, also als Kleinstmaß praktisch abermals der katalektische Dikretikus auftritt. Der von Zielinski als ‘Basis’ auch aufgenommene zweite Epitrit –́ ⏑ ⋮ –́ — ist wohl besser einfach als choreisch zu bewerten, ebenso der auf der

Mittelsilbe betonte Molossus — —́ —; das Zielinski'sche Iktusverschiebungsgesetz wäre dann überflüssig (s. Zielinski, Das Clauselgesetz in Ciceros Reden, Leipzig 1904, Seite 68 ff.). Als Molosser sind wohl nur diejenigen mit der Zäsur γ: —́ — | —̇ anzuerkennen. (Daß dann die molossische Basis noch erheblich seltener wird als die ohnehin schon überwiegende, rhythmischere kretische Basis, spricht zwar weiter gegen Zielinskis Integrationstheorie, ist aber umso erklärlicher. Denn die nunmehr allein übrigbleibenden kretisch betonten Molosser erscheinen bei dem sorgfältig quantitierenden Cicero bedeutend seltener als bei Apulejus, dem der bloße Wortakzent schon erheblich mehr gilt, und der daher den quantitativ weniger rhythmischen Molossus nicht mehr ganz so hinter dem Kretikus zurückstehen zu lassen braucht. Wenn trotzdem in der lateinischen Theorie als Beispiel eines Molossers ein dreisilbiges, also auf der Mitte betontes Wort begegnet, so geschieht dies nur infolge der Übernahme der griechischen, lediglich auf Quantitäten eingestellten Lehre. Schon Cicero berücksichtigt ja in seiner Klauselpraxis ganz genau den Wortakzent, dessen er sich theoretisch kaum bewußt wird.)

Nur vermutungsweise wird der Unterschied zwischen der wohl mehr akzentuierenden V u l g ä r s p r a c h e und der anscheinend mehr quantitierenden k l a s s i s c h e n S p r a c h e der ciceronianisch-augusteischen Höhezeit besprochen. Die vulgäre Regellosigkeit, nach welcher das Schluß-m ohne jede phonetische Rücksicht auf den folgenden Anlaut beliebig gesprochen oder fortgelassen wird, scheint bei den literarisch Gebildeten zu phonetischer Gesetzmäßigkeit umgestaltet worden zu sein, sodaß nun, wie die Dichtung zeigt, eben im Legatovortrage das -m zwischen Vokalen vokalisierend erweicht, vor Konsonant konsonantisch befestigt wurde.

Aus der **Statistik** der Klauseln, auf die, nur insoweit sie für -m in Betracht kommt, eingegangen werden konnte, ergibt sich, daß wie bei Cicero, so auch bei Sueton und Apulejus die Klausel 1, d. h. der katalektische Doppelkretikus, weitaus der häufigste Numerus ist, und zwar nimmt seine Häufigkeit von Cicero über Sueton bis zu Apulejus dauernd zu auf Kosten der übrigen, längeren Klauseln.

Als **Einzelbeispiele** für die namentlich bei Apulejus oft stark akzentuierende Technik seien folgende herausgegriffen:

Kretische Basis bei konsonantischem -m ergeben: Sueton, Div. Iul. cap. 4 § 1 ad declinándam ìnvídiam, 7, 1 maiorum rérum òccásiónes, 68 quísquam òmnínō dèscívit, 69 núllam òmnínō nò-

vérunt. Bei Apulejus häufig gestützt durch rhythmische Entsprechung: Met. 4, 30 perducit ad illam cívitátem, èt Psýchen, | hóc enìm nóminè puélla | núncupùbátur, = | córam òsténdit, 4, 31 prídēm pràecéperìt, . . marínum òbséquium (⏖⏑|⏑ ⏖⏑∼ : ⏖⏑|⏑ ⏑⏑∼), 5, 3 spíritù quódam ìmpúlsa, = | súbminístrántur, 5, 10 séntio hàec pérferàs ánimo; = . . beátām fòrtúnam cònlátam ìndígnae. 1, 8 sídera èxtínguerè, Tártarùm | ípsum ìnlúmináre, 4, 34 Psýchēn àd déstinátam =| póenam èfflágitábat, 2, 1 íd genùs pécua dìctúrās pràeságiùm, = . . súbitō vèntúrum òráculùm. (⏑⏑⏑|⏑ ⏖⏑|⏑ ⏖⏑ = ⏑⏑⏑|⏑ ⏖⏑|⏑ ⏖⏑).

Für choriambische Basis bei konsonantisch fester, kretische Basis bei vokalisch erweichter m-Aussprache: Sueton, Div. Iul. 14, 1 idéntidem òsténtans, 20, 1 ómnium ìnstítuit, 32 spíritù clássicum èxórsus = | perténdit ad álteràm rípam (nach Zielinskis Dihäresengesetz: ād?). 30, 3 caúsam apùd iúdicès dícerèt, 55, 1 eódem ità scrípsit, 57 ágmine nònnúnquam equò. Apulejus, Met. 5, 4 ét torum ìnscénderàt, 5, 5 eás quidem òmníno pósset, 5, 27 obviám ferèns pábulum ìntériit, 5, 31 másculum èt iúvenem ésse, 6. 7 operáe necèssáriam ùsúram póstulát; libéllum eì pórrigìt.

Die hexametrische Klausel würde sich bei Verschleifung des -m (s. o. Ap. Met. 5, 31) ergeben: Ap. Met. 5, 14 totám domùm nóstram hìlarábis; ò nós beátas, quas infantis aúreì nútriménta làetábunt, qui si paréntum ùt opórtet, pulchritudini responderit, prorsus Cupído nàscétur (6 mal —⏑— —⏑), 5, 29 tolerárem ìnimícam. Unhexametrische Betonung und m-Bewahrung stützen sich gegenseitig: Met. 5, 19 súscipìt Psýchē sìngúltū làcrimósò, = | sèrmónem ìncértans, 6, 2 sedulóque cùrántém, Ceres álma dèpréndit, èt lóngum èxclámat: aìn Psýchē mìseranda (4 mal —⏑— —⏑).

Wie wenig die von Schober aufgestellten **Entsprechungen** in der stark rhythmischen Sprache des Apulejus herauszuhören sind, möge Met. 1, 12 dartun: hic ést soròr Pánthià | cárus Èndýmion, | híc Cătămìtús meùs, | qui diébus àc nóctibùs | inlúsit aè**tátulám meám**, | hic qui meis amóribùs súbter hábitus | nōn sōlūm mé dīffàmát probrìs, vérum èti**ám fug**àm **ínstruìt.**

Für vorvokalisches -m in der trochäischen Kadenz der Klauseln seien als Beispiele genannt (oft liegt wohl nur trochäischer Rhythmus vor): Ap. Met. 5, 10 adrogántēr nòbíscum égerít, 5, 11 nóbīs ínfántem álium, 5, 12 íntērnècívum ódium, 5, 20 lucérnām còncínnem còmplétam óleo, 6, 1 téque ad èxtrémūm sùpplícium éxpetít, 6, 23 dei conscriptī Mùsárum álbo.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

PHILOSOPHIE.

JAHRGANG 1921
Nr. 14.

ANTON VLOEMANS
aus dem Haag,
geb. 12. November 1898 zu Antwerpen.

Anschauung und Verstand in der Entwicklung von Kants Theorie der Geometrie unter Berücksichtigung von Descartes, Leibniz und Gauß.

Referent: Prof. Misch.
Tag der mündlichen Prüfung: 23. Februar 1921.

Die volle Dissertation ist, in Maschinenschrift geschrieben, von der Universitätsbibliothek in Göttingen und der Staatsbibliothek in Berlin leihbar.

I. Vollkommen unabhängig von mathematischen und mathematisch-methodologischen Untersuchungen ist Kants Gedanke der Metageometrie aus der Metaphysik geboren: „Es ist leicht zu erweisen, daß kein Raum und keine Ausdehnung sein würden, wenn die Substanzen keine Kraft hätten außer sich zu wirken. Denn ohne diese Kraft ist keine Verbindung, ohne diese keine Ordnung und ohne diese endlich kein Raum“ (Ged. v. d. wahren Schätzung der lebendigen Kräfte, Hauptst. I, § 9, Bd. I, S. 23) und: „Diesem zufolge halte ich dafür, daß die Substanzen in der existierenden Welt, wovon wir ein Teil sind, wesentliche Kräfte von der Art haben, daß sie in Vereinigung miteinander nach dem doppelten umgekehrten Verhältnis der Weiten ihre Wirkungen von sich ausbreiten; zweitens, daß das Ganze, was daher entspringt, vermöge dieses Gesetzes die Eigenschaft der dreifachen Dimension habe; drittens, daß dieses Gesetz willkürlich sei, und daß Gott dafür ein anderes .... hätte wählen können; daß endlich viertens aus einem andern Gesetze auch eine Ausdehnung von andern Eigenschaften und Abmessungen geflossen wäre. Eine Wissenschaft von allen diesen möglichen Raumesarten wäre unfehlbar die höchste Geo-

metrie, die ein endlicher Verstand unternehmen könnte" (ebenda, Hauptst. I, § 10, S. 24). Derselbe Gedanke findet sich in der *Nova dilucidatio* wieder: „Quoniam substantiae tales universitatis nostrae nexu solutae, pro libitu divino plures esse possunt ... Hacque ratione plures posse mundos etiam sensu metaphysico, sic Deo ita volupe fuerit, haud absonum est" (Sectio III, Bd. I, S. 414).

Mit der Erschütterung der Metaphysik als reiner Begriffswissenschaft im Leibnizschen Sinne tritt auch der metageometrische Gedanke aus Kants Gesichtskreis (Schriften von 1763). Dadurch, daß Kant an der reinen Mathematik und der schöpferischen Weitergestaltung derselben keinen Anteil nahm, bleibt er, trotz seiner Jugendkonzeption der Metageometrie, seit der Wendung zum Kritizismus in der Euklidischen Geometrie befangen. Denn wie tief auch seine späteren Untersuchungen die erkenntnistheoretischen Grundlagen der Geometrie beleuchten, die mathematische Axiomkritik lag Kant völlig fern.

Daß hierin eine persönliche Beschränkung lag, wird durch einen Vergleich mit Kants Zeitgenossen Lambert erwiesen. Lambert erfaßte das Problem der mathematischen Axiomkritik in seiner vollen Bedeutung und brachte dadurch eine Tendenz zum Durchbruch, zu der der Anstoß schon durch antike Überlegungen zur Geometrie (Proklus) gegeben war. Lambert sah ein, daß, wenn man das V. Postulat (Parallelenaxiom) fallen läßt, eine ganz neuartige Geometrie entsteht. Seine Ansichten hierüber entwickelte er in seiner Schrift *Theorie der Parallellinien,* welche, 1766 verfaßt, 1786, also noch vor der zweiten Auflage der *Kritik der reinen Vernunft,* aus dem Nachlaß herausgegeben wurde. Diese Schrift bringt auch die Entdeckung, daß, wenn man die Winkelsumme eines Dreiecks $< 180^0$ voraussetzt, in der Geometrie eine ausgezeichnete Länge existiert, die uns das Maß für die Krümmung liefert (§ 82), womit zugleich erwiesen ist, daß der Krümmungsgedanke vorkantisch ist (gegen F. Medicus, Kants transszendentale Aesthetik, Kantstudien Bd. III, 1899). Kant hat diese Arbeit Lamberts, seines Korrespondenten, dem er ursprünglich die *Kritik der reinen Vernunft* hatte widmen wollen, unberücksichtigt gelassen. Kant konzipierte also in seiner Erstlingsschrift den Gedanken einer mehrdimensionalen Geometrie; der Gedanke einer Metageometrie im Sinne einer „Krümmungsgeometrie" ist ihm, trotz Lamberts Entdeckung, zeitlebens ferngeblieben.

II. Nachdem Kant in seinen vorkritischen Schriften Raumerfüllung stets als Raumerzeugung, im Leibnizschen Sinne, aufgefaßt hatte, zeitigt seine Abhandlung *Vom ersten Grunde des Unterschiedes der Gegenden im Raume* (1768) eine erste wesentlich neue Wendung des Problems von dem Verhältnis des Raumes zur Materie (Raumerfüllung). In einem realeren Sinne als der entsprechende Gedanke bei Leibniz gemeint war, wird der Raum in dieser Schrift „selbst . . . der erste Grund der Möglichkeit der Zusammensetzung der Materie" (Bd. II, S. 378). Dieses Ergebnis gewinnt seine Bedeutung besonders dadurch, daß Kant in derselben Schrift am Symmetrieproblem die Unmöglichkeit zu erweisen sucht, den Raum in ein Relationssystem aufzulösen, wie es Leibniz gewollt hatte; denn in seiner Abhandlung will er Newtons Hypothese vom absoluten Raum stützen und glaubt dafür einen mathematischen Beweis in der Möglichkeit der Inkongruenz symmetrischer Körper zu finden. Diese Auffassung vom Raum als realer Bedingung bedeutet einen wesentlichen Fortschritt in der Entwicklung zum Kritizismus, indem sie die bisherigen Lösungen entscheidend ausschloß. Nach dieser Vorbereitung setzte dann die neue Konzeption ein, welche den Raum zur Form der äußeren Anschauung machte.

III. Während Kant von dem — allgemein in der Geschichte der Geometrie sichtbaren — Zuge zur Rationalisierung ausging, um sich dann davon abzukehren mit seiner eigenen Theorie des Raumes, ist der entgegengesetzte Ansatz, die empirische Wendung, bei **Gauß** zu bemerken, wobei das systematische Interesse mit dem historischen zusammentrifft, da Gauß — wie dann später in der neukantischen Bewegung Helmholtz — auf Kant zurückgriff und sich als erster unter den Begründern der Metageometrie mit Kant auseinandergesetzt hat.

In Gauß' Theorie der Mathematik, die aus der Axiomkritik erwächst, verliert die Geometrie ihren (von Kant hervorgehobenen) gleichen Rang mit der Arithmetik. „Nach meiner innigsten Überzeugung hat die Raumlehre in unserem Wissen a priori eine ganz andere Stellung wie die reine Größenlehre; es geht unserer Erkenntnis von jener durchaus diejenige vollständige Überzeugung von ihrer Notwendigkeit ab, die letzterer eigen ist" (Werke Bd. VIII, S. 201). Die Geometrie ist keine rein rationale Wissenschaft wie die Arithmetik; die Anschauung, die in ihr zur Bedeutung gelangt, hat nicht bloß die Bedeutung eines Veranschaulichungsmittels. Den rationalen und apodiktischen Charakter der Arithmetik erklärt Gauß

kantisch (Kant hier im Sinne des rationalen Apriorismus verstanden): da „die Zahl bloß unseres Geistes Produkt" ist, können wir der Arithmetik a priori ihre Gesetze vollständig vorschreiben (Werke Bd. VIII, S. 201). Dies gilt vom Raum nicht. Der Raum der Euklidischen Geometrie, auf den sich Kants Lehre vom Ursprung aus dem menschlichen Geist bezog, wird durch die Metageometrie zu einem Spezialfall unter anderen möglichen oder zu erdenkenden Räumen herabgedrückt; es ist eine bloße „Gewöhnung, die Euklidische Geometrie (allein) für streng wahr zu halten" (Werke Bd. II, S. 269). Auch die von Helmholtz und Fechner her bekannte Veranschaulichung der anthropologischen Relativität des Dreidimensionalen durch das Bild der Flächenwesen und ihrer zweidimensionalen „Raum"vorstellung war schon von Gauß erdacht: „Wir können uns . . . etwa in Wesen hineindenken, die sich nur zweier Dimensionen bewußt sind; höher über uns stehende würden vielleicht in ähnlicher Weise auf uns herabblicken" (Werke Bd. VIII, S. 268). Einem übermenschlichen Verstand könnte es also möglich sein, die Notwendigkeit der Euklidischen Geometrie zu beweisen oder aber auch zu anderen Einsichten in das Wesen des Raumes zu kommen. „Bis dahin müßte man die Geometrie nicht mit der Arithmetik, die rein apriorisch steht, sondern etwa mit der Mechanik im gleichen Ton setzen" (Werke Bd. VIII, S. 177). Die Vorzugsstellung der Euklidischen Geometrie wird auch für den physikalischen Raum problematisch gemacht (Messung des Lichtdreiecks Brocken—Hoher Hagen—Inselsberg). Dieses Gaußsche Prinzip der Angleichung der Geometrie an die Physik wurde grundlegend für die Untersuchungen Riemanns und für die Einsteinsche Relativitätstheorie.

Aber die Bedeutung des Gaußschen Gedankens einer „wahren" Geometrie (Werke Bd. VIII, S. 141), die die Struktur des Wirklichkeits-Raumes erkennen lassen würde, wird eingeschränkt dadurch, daß auch die Union von Geometrie und Physik noch mit der Annahme eines besonderen, in das mathematische (physikalische) Relationssystem nicht aufgehenden Raumes behaftet bleibt. Für diese Annahme zieht auch er ein — mathematisch nicht haltbares — Argument aus dem von Kant hervorgehobenen Symmetrieproblem, das Kant für seine Auffassung des Raumes als eines „conceptus singularis" benutzt hatte. Aber Gauß verwirft Kants Lösung mit der Anschauungsform. Das tut er, ohne Kants Meinung zu begreifen. „Dieser Unterschied zwischen rechts und links ist, sobald man vorwärts und rückwärts in der Ebene, und oben und

unten in Beziehung auf beide Seiten der Ebene einmal (nach Gefallen) festgesetzt hat, in sich völlig bestimmt, wenn wir gleich unsere Anschauung dieses Unterschiedes anderen nur durch Nachweisen an wirklich vorhandenen materiellen Dingen mitteilen können". „Beide Bemerkungen hat Kant schon gemacht, aber man begreift nicht, wie dieser scharfsinnige Philosoph in der ersteren einen Beweis für seine Meinung, daß der Raum nur Form unserer äußeren Anschauung sei, zu finden glauben konnte, da die zweite so klar das Gegenteil, und daß der Raum unabhängig von unserer Anschauungsart eine reelle Bedeutung haben muß, beweise" (Werke Bd. II, S. 177). Gauß behauptet, daß der Raum nicht nur Form unserer Anschauung sei, sondern auch „außer unserem Geiste eine Realität habe" (Werke Bd. VIII, S. 201). Denn wäre der Raum bloß „unseres Geistes Produkt", so müßten wir alle seine Eigenschaften und Unterschiede ohne jede materielle Unterlage angeben können. Da dies nicht der Fall ist, muß der Raum eine Realität „außer unserem Geiste" haben. In demselben Sinne, gegen Kant, benutzt Gauß das Argument von dem Krümmungsmaß des Raumes, das nur experimentell festgestellt werden kann. „Gerade in der Unmöglichkeit, zwischen [der Euklidischen] und [der Nichteuklidischen Geometrie] a priori zu entscheiden, liegt der klarste Beweis, daß Kant Unrecht hatte zu behaupten, der Raum sei nur Form unserer Anschauung" (Werke Bd. VIII, S. 224).

Diese Widerlegung trifft Kants Lösung nicht, sondern beruht auf einem Mißverständnis derselben. Kant hatte grade aus der Unmöglichkeit, den Raum in ein rationales Ordnungssystem aufzulösen, den Eigenbestand des Raumes erschlossen und für dieses Eigenwesen des Raumes, das weder rational noch aber auch empirisch herzuleiten ist, schließlich die Lösung mit dem Begriff der apriorischen Form der Sinnlichkeit gegeben, da ihm der nicht rationale Charakter des Raumes beweisend war für die Unhaltbarkeit der Annahme eines absoluten Raumes (Antinomienproblem). Gauß mißversteht den Begriff der apriorischen Form der Anschauung. Daß er sie in ihrer nicht bloß psychologischen, sondern reine Mathematik ermöglichenden Bedeutung begreift, wie das seine Betrachtung über die Arithmetik zeigt, erklärt sich daraus, daß er den Kantischen Bezug der Zahl zur Zeit außer Acht läßt. So gleicht er, wie das seinerzeit üblich war, die Kantische (sinnliche!) Anschauungsform an die Verstandeskategorien an im allgemeinen Sinne von Formen unseres Welt-„Vorstellens". Daher kann er die Auffassung der mathematischen Gegenstände als „unseres Geistes

Produkt“ einerseits festhalten für die Arithmetik, die er als eine rein rationale Wissenschaft anerkennt, andererseits verwerfen für die Geometrie, indem er (gleich Kant) den Raum nicht in ein rein rationales Ordnungssystem aufgehen läßt. Aber da er die Kantische Lösung verwirft, wird ihm nun der Raum nicht nur Form der Anschauung, sondern dieser Form steht noch ein Raum als Realität gegenüber, dessen Erkennbarkeit jedoch im Problematischen verbleibt.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOSOPHISCHEN ABTEILUNG.

ENGLISCHE PHILOLOGIE.

JAHRGANG 1921.
No. 15.

AUGUST TÖPPERWIEN,
Studienassessor in Osterode a. H.,
geb. 8. November 1892 zu Osterode a. H.

Sprache und Heimat des mittelenglischen „King Horn"

Referent: Prof. Morsbach.
Tag der mündlichen Prüfung: 11. Mai 1921.

Die volle Dissertation ist, in Maschinenschrift geschrieben, von der Universitäts-Bibliothek in Göttingen und der Staatsbibliothek in Berlin leihbar.

---

1. HAUPTTEIL.
GÜTE UND CHARAKTER DER REIMTECHNIK DES ORIGINALS.

Ist die originale Reimtechnik so gut, daß eine Reduktion der reimenden Vokale und Diphthonge (Konsonanten) auf völligen Gleichklang da, wo sie möglich, auch tatsächlich zulässig ist? (vgl. besonders L. Bartels, Die Zuverlässigkeit der Hss. von Laȝamons Brut, Studien zur englischen Philologie, herausgegeben von L. Morsbach, Heft IL, S. 88).

Ergebnis: Flexionsreime sind dem Original unbekannt. Inbezug auf die Assonanz der Vokale ist die originale Reimtechnik bemerkenswert rein; dagegen ist das Ohr des Dichters weit weniger empfindlich gegen Unreinheiten der reimenden Konsonanten (Assonanzen!) Die Reimtechnik des King Horn ist ein sicheres Kriterium für die Bestimmung des originalen Dialekts.

2. HAUPTTEIL.
I. DIE DEHNUNG IN OFFENER TONSILBE.

â gesichert durch Reime auf etymologisch lange Vokale, ê und ô durch das Metrum. i und u erweisen sich durch das Metrum als kurz. Da das Original mâde sicher kennt, so liegt die Entstehung des King Horn einen gewissen Zeitraum nach der Dehnung mindestens des ae. a.

II. ENTSTEHUNGSZEIT DES KING HORN: c. 1225—c. 1260.

3. HAUPTTEIL.

DER DIALEKT DES KING HORN.

Vorbemerkung:

1) Es ist nur das Reimmaterial ausgewertet worden (über Ausnahmen vgl. die volle Diss.).
2) Lautreduzierungen bei Einzelerscheinungen waren im Hinblick auf den Charakter der Reimtechnik mit Vorsicht vorzunehmen.
3) Bei einmalig oder nicht häufiger belegten Sprachformen war zu erwägen, wie weit sie überhaupt der lebendigen Sprache des Dichters angehören.
4) Laufend im Reim erscheinende Sprachformen wurden ohne weiteres der lebendigen Sprache des Dichters zuerkannt.

(Nähere Begründung von Punkt 1—4: siehe Diss.)

DER LAUTSTAND DES ORIGINALS IN DER TONSILBE.

§ 2.

ae. ę æ (< wgerm. a + Nas. + i, j): [ę̆]; eine Minderheit von „südöstlichen" [a]-Formen möglich, aber unwahrscheinlich.

Über die Stellungnahme des V. zu dem von K. Luick (Hist. Gram. § 363 und Anm.) angesetzten geographischen Bereich dieses a vgl. Diss. Original wahrscheinlich sigge (neben seie, vgl. § 66) für ae. secgean.

§ 3.

ae. æ, e (< wgerm. a) und gekürztes älteres ǣ[1], ǣ[2].

1) ae. æ: sehr wahrscheinlich nur [ă], [â] (nicht mehr [æ̆]).

2) gekürztes ǣ[1], ǣ[2]: meist [ă], selten daneben vermutlich [ę̆], das kentisch zu deuten ist (nicht kombinatorischer Lautwandel!).

3) wgerm. *brannjan, *rannjan > arne, barne (südlich-sächsisch).

§ 4.

urae. a (< wgerm. a) vor Nasal.

1) vor nicht dehnenden Konsonanten [ă]; vielleicht original: kentisches (haupttoniges) an „an" und kentisch-südöstliches nam, cam.
2) vor dehnenden Konsonanten. [ă] + [á°] (Konrathsches Gesetz) oder nur [á°]; [â].

§ 7.

ae. y (< wgerm. u + i, j), ae y (< urae. i > iu > u + j) und gekürztes älteres ȳ (< wgerm. ū + i, j).

Über die Stellungnahme des V. zu den von A. Brandl angesetzten Bereichen von [ü], e, i siehe Diss.

Lautwert im Original: stets [ĕ], [é] außer einzelnen i in der Nachbarschaft von Palatalen, darunter [i]-Formen, in denen Kent. e hat.

§ 10.

ae. nichtgekürztes ǣ^1, ǣ^2.

Der Dichter sprach überwiegend sächsisches ǣ und zwar als [ǣ] und [ā] (südöstlich). [ǣ] und [ā] hielten sich vielleicht die Wage, doch ist es wahrscheinlich, daß die [ā]-Formen überwogen. Neben sächsischem ǣ sprach der Dichter wahrscheinlich eine Minderheit von kentisch zu deutenden ē-Formen.

Über die Stellungnahme des V. zu dem von K. Luick, Hist. Gram. § 362 Anm. 1 angesetzten geographischen Bereich von [ā] siehe Diss.

§ 11.

ae. nichtgekürztes ā.

[a^{ō}]; für ae. slean, flean kentisch zu deutendes slon, flon.

§ 14.

ae. nichtgekürztes ȳ (< wgerm. ū + i, j).

[ẹ̄]; [ī] in nordischen Lehnwörtern und in englischen Wörtern unter Einfluß der nordischen Entsprechung.

§ 15.

ws. ie (als i-Umlaut der kurzen Brechungsdiphth.) und gekürztes ws. īē (< ēā + j).

[ẹ̄].

§ 16.

ae. ea.

1) bei Kürze [ă],
2) vor -ld
   a) unflektiert: [ă] + [ǽ] (Konrathsches Gesetz) oder nur [ǽ]; [á^{o}] vereinzelt ist unwahrscheinlich.
   b) flektiert: [ǽ]; [á^{o}] vereinzelt ist unwahrscheinlich.

(ae. éa sowohl wie ae. ēā — § 19 — wurde im Südosten nicht > [ā] wie æ^1, æ^2; vgl. Diss. § 10!). Vielleicht saȝ „er sah" original.

§ 17.

ae. eo, io (entstanden durch Brechung und Velarumlaut) und gekürztes älteres ēō (īō).

(Über die Geschichte der me. Entwicklung von ae. 'ēō', 'īō' im Süden und Mittelland siehe Diss.)

[ę̆].

§ 18.

ws. īē (i-Umlaut von ae. ēā, ēō).

[ę̄].

§ 19.

ae. ēā (< wgerm. au).

[æ].

§ 20.

ae. ę̄ō, īō.

Meist [ę̄]; daneben eine Minderheit von [iæ]-, [ī]-Formen möglich, aber unwahrscheinlich.

§ 23.

Original kennt wahrscheinlich nur ȝar(e) < nicht diphth. *ȝær.

§ 26.

Original hat vermutlich kentisch zu deutendes sword.

§ 28.

ae. e (< wgerm. ë und a + i, j) + ȝ'.

[ęi] (nicht [ai]!).

§ 29.

ae. æ (< wgerm. a) + ȝ'.

[ai]. [ęi] und [ai] werden scharf geschieden.

§ 30.

ae. y (< wgerm. u + j) + ȝ'.

[ei].

§ 32.

ae. ē (< wgerm. ē; ō + i, j) + ȝ'.

[ei] im Inlaut, [ī] bei auslautendem ȝ' (tautosyllabischem ȝ') (Kent hat hier ay, der übrige Süden und das Mittelland haben in der älteren Zeit [ei] und [ī] wie K. H.

§ 33.

ae. ǣ² + ȝ'.

Original hat wahrscheinlich isiȝe, aber laie (Praet. Plur.) (charakteristisch sächsisch-südlich!).

§ 34.

ae. ȳ (< ū + i, j) + ȝ'.

[ęi].

§§ 35 36.

ae. ēā (< wgerm. au), ēō + ʒ′.

Lautwert im Original: sehr wahrscheinlich [iᵉ] (Kent hat eʒe!)

§§ 42—45.

Velarer Vokal + velarer stimmhafter Spirans ʒ.

ʒ ist vokalisiert.

§ 50.

ae. ea + x.

Original hat: wexe (sächsisch-kentisch).

§ 51.

ae. eo + x.

Original hat wahrscheinlich: sixe (meist nur sächs.-kent.).

§ 53.

ae. ā + w.

[aoᵘ]; eine Minderheit von kentischen [aᵘ]-Formen fraglich.

§ 56.

ae. ēō + w.

Original hat vielleicht kentisches [fūre], [jūre] für ae. ēōwer, fēōwer.

§ 63.

Original hat saide wahrscheinlich häufiger als sede, sade. Es hat ferner laide (ae. læʒde), maide (ae. mæʒden).

§ 65.

Verdrängung des ursprünglich (in ganz England) assibilierten k [tš].

[tš] stets erhalten außer in þinke (neben þenche, þinche); einzeln hat [tš] das [k] analogisch verdrängt.

§ 66.

Verdrängung des ursprünglich (in ganz England) assibilierten g [dž].

Durch einige analogische [dž]-lose Infinitive entfernt sich K. H. vom rein südlichen Sprachtypus.

DER FLEXIONSSTAND DES ORIGINALS.

§ 69.

Das Substantiv.

1) Das Original scheidet 2 Haupttypen der starken Flexion: Masculina und Neutra einerseits, Feminina andrerseits. Die Flexionsendungen sind -e und -es.
2) Die schwache Flexion hat für alle 3 Geschlechter im Sing. -e, im Plur. -e (nicht mehr -en).

Überhaupt hat K. H. für das me. flexivische Nivellierungsergebnis -en in der gesamten Nominal- und Verbalflexion -e. Für unser zwischen c. 1225 und c. 1260 entstandenes Gedicht ist der Schwund des n als charakteristisch südlich zu deuten. (Beweis siehe Diss.) Das früh-me. Nivellierungsergebnis -e ist in der Nominal- und Verbalflexion stets erhalten.

3) Zahlreiche starke Substantiva sind schwach geworden; die ae. schwachen Substantiva sind alle schwach geblieben.

4) Da -e des Dativs nach Präpositionen ist häufig gefallen.

§ 70.

Mögliche Erhaltung von einzelnen Resten des grammatischen Geschlechts (trotz des volkstümlichen Charakters der Sprache des King Horn).

§ 71.

Alle Flexionsendungen des Adjektivs sind nivelliert zu -e; die Unterscheidung des ae. ō-Typus und des langsilbigen jō-Typus ist meist erhalten; anscheinend ist die schwache Adj.-Flexion auf Kosten der starken ausgedehnt worden.

§ 73.

Das Adverb im Positiv.

1) ae.: -e, -a -an > -e. Ob biforn C + 532 (im Reim auf Horn) der Sprache des Dichters angehört, bleibt fraglich.

2) ae. endungslose Adverbien haben einzeln -e.

3) Adverb auf -liche nur einmal belegt C (-,-) 384, nie -ly im originalen Text.

§ 81.

ae. ic: Original hat möglicherweise in allen Stellungen [itš].

§ 83.

ae. hie (Plural): Original hat he oder hi, nicht þei. Die volkstümliche (!) Sprache des K. H. zeigt in der Flexion der Pronomina und Zahlwörter Reste der ae. Flexion, die um 1250 außerhalb des Südens geschwunden sind.

DAS VERBUM.

I. Starke Verben.

1) Endungen.

Präsensstamm (einschließlich der schwachen Verben der I. Klasse).

Auslautendes flexivisches -n ist stets geschwunden außer in ae. slean, flean, gan, wo die Reime teils n-lose, teils n-Infinitive überliefern. Vielleicht gehört dem Original das Part. (i)born an. Flektierte Inf. im Reim: bene, done (neben do), gone (neben gon, go).

§ 92.

Präsens des Indikativs.

Plur.: -e: O + 532 (londe) stonde (in C und L liegt Optativ vor!) ben C (0, —) 1350, 1523 (Beweis vgl. Diss.).

§ 94.

Imperativ.

Sing.: Analogisch ist -e auf die ae. endungslosen Imperative übertragen. (Im Süden letztere lange erhalten!)

§ 95.

Infinitiv.

Die Verben der I. schwachen Konjugation auf -rian, -nian haben -ie.

§ 96.

Partizip Präsens.

Original: ?

§ 99.

Partizip Prät.

-e; iborn 2 × im Reim auf Eigennamen Horn. Kein Reim mit ibore u. a.! ae. ȝe- ist nicht mehr fest.

2) Tempusbildung.

§ 100.

a) Der Stammvokal des Prät. Sing. der IV. und V. Ablautsreihe wahrscheinlich a (Vokal der südlich-mittelländ. Grenzdialekte).
b) Vgl. § 33.
c) Mehrfach sind starke Verben zur schwachen Konjugation übergetreten (volkstümlich).

II. Schwache Verben.

1) Endungen.

§ 101.

Im Präsens-Stamm der II. schwachen Konjugation sind alle langsilbigen Verben zur I. schwachen übergetreten; die kurzsilbigen bewahren meist das -î-.

§ 102.

Mischung südlicher und mittelländischer Formen in der III. schwachen Konjugation. Inf. seie (neben -sigge), haue, aber libbe.

§ 103.

Praet. Ind.

Sing.: 2. -est (nicht -es trotz C (O) 538!)

2) Tempusbildung des Präteritums.

§ 105.

Zahlreiche analogische -te (statt -de)-Bildungen (kentisch-mittelländisch) in der I. und III. schwachen Konjugation.

§ 107.

Ob ae. þyncean und þencean im Original im Praeteritum noch geschieden sind, ist fraglich.

§ 108.

ae. hæfde: hadde. ae. sæʒde: meist saide, seltener sade, sede.

§ 109.

Die im Reim stehenden Präterita der II. schwachen Konjugation sind sämtlich mit -de (statt -ede) gebildet. (Vgl. Diss.)

§ 111.

ae. miʒte: Original miʒte trotz: C (O, —) 412.

DER WORTSCHATZ DES KING HORN.

Inbezug auf Art und Zahl der nordischen Lehnwörter zeigt King Horn kaum rein südliches Gepräge. (Vgl. Diss.)

Die Sprache des K. H. zeigt somit unzweifelhaft den Charakter eines sächsisch-kentischen Grenzdialektes mit deutlichen Zügen des benachbarten Mittellandes, besonders im Flexionssystem. Einige in der etwa gleichzeitigen Überlieferung des Südens nicht nachweisbare lautliche und flexivische Erscheinungen des K. H. erklären sich sehr wahrscheinlich nicht durch mittelländischen Einfluß, sondern aus dem fortschrittlichen Charakter der volkstümlichen Sprache des K. H.

4. HAUPTTEIL.

DIE HEIMAT DES KING HORN.

I. Die Aufteilung des Südostens.

Genauere Charakterisierung und Lokalisierung der älteren me. Denkmäler der südöstlichen Sprachgruppe, hauptsächlich auf Grund der neueren Ortsnamenforschung. (Sussex kommt für keines dieser Denkmäler (6) in Betracht.)

II. Die engere Heimat des King Horn.

Östliches Middlesex oder die Südwestecke von Essex, nicht Surrey.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

ROMANISCHE PHILOLOGIE.

JAHRGANG 1921.
Nr. 16.

KARL FISSEN
aus Oldenburg,
geb. 9. Februar 1885 zu Jever.

Das Leben des heiligen Nikolaus in der altfranzösischen Literatur und seine Quelle.

Referent: Prof. Stimming.
Tag der mündlichen Prüfung: 25. Mai 1921.

Die vollständige Dissertation wird demnächst bei A. Littmann-Oldenburg in der üblichen Anzahl (240) im Druck erscheinen.

In der altfranzösischen Literatur nehmen die didaktischen Schriften eine hervorragende Stelle ein. Zu ihnen gehören u. a. die theologischen Erzählungen und Legenden, Schilderungen vom Leben und den Wundertaten der Heiligen, durch welche die Verfasser den Gläubigen Beispiele wahren Christenglaubens und Christenlebens geben wollten. Als älteste Gedichte dieser Art sind uns aus dem 9. Jahrhundert das Eulalia-Lied, aus dem 10. Jahrhundert das Leben des heiligen Leodegar, aus dem 11. Jahrhundert das des heiligen Alexius überliefert. Die äußere Form ist in der Regel der Achtsilbler, der in der altfranzösischen Literatur sehr beliebt war. Die Hauptwerke dieser Art entstanden im 12. und 13. Jahrhundert. Zu den beliebtesten Heiligen gehörten der heilige Nikolaus, der heilige Thomas, die heilige Katharina und Margarethe.

DER HEILIGE NIKOLAUS.

Ohne Zweifel hat der heilige Nikolaus bis in die Gegenwart seine Volkstümlichkeit erhalten. Wir brauchen für Deutschland nur an den Sankt-Nikolaus-Tag mit seinen festlichen Gebräuchen, an die zahlreichen Nikolaus-Kirchen und -Altäre zu denken.

In der Geschichte begegnen wir einer größeren Anzahl von Heiligen und Kirchenvätern dieses Namens. Zwei von ihnen

nehmen eine besondere Stellung ein. Ihr Leben und ihre Wundertaten sind mit einander verschmolzen. Es sind

der Thaumaturg Nikolaus von Myra und
der Archimandrite Nikolaus von Sion.

Nikolaus, Erzbischof von Myra, soll z. Zt. Kaiser Konstantins (323—337) gelebt haben und in der Stadt Patara in Lykien geboren sein. Als Todesjahr wird 343 angesetzt.

Nikolaus von Sion war Bischof von Pinara, ebenfalls in Lykien. Als seine Lebenszeit gilt die Regierung des Kaisers Justinian (527—565). Er soll 551 gestorben sein.

Der Verfasser hat es sich zum Gegenstand seiner Untersuchung gemacht, die altfranzösischen Werke über den heiligen Nikolaus genauer zu untersuchen, sowie ihre Quellen und ihr gegenseitiges Abhängigkeitsverhältnis festzustellen.

In der altfranzösischen Literatur treffen wir drei zusammenhängende Werke in gereimter Form über den heiligen Nikolaus:

1) *La Vie de Saint Nicholas* von Maistre Wace aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts. — 1534 paarweise gereimte Achtsilbler. 5 Handschriften (2 Oxford, 2 Paris, 1 Cambridge). Ausgabe von Delius, Bonn 1850.
2) *Li Jus de Saint Nicholai* von Jean Bodel aus Arras, aus dem Ende des 12. Jahrhs. — 1540 paarweise gereimte Achtsilbler, vereinzelt Sechs-, Zehn-, Zwölfsilbler. 1 Handschrift, Paris. Ausgabe von Monmerqué und von Manz. Diss. Heidelberg 1904.
3) *Vie Saint Nicholas* von einem unbekannten Verfasser. 13. Jahrh. 169 Strophen, je 4 Achtsilbler. Reimfolge a b a b. — 1 Handschr., Paris. Bibl. Nat. 1555. Ausgabe von Bohnstedt. Diss. Leipzig 1897.

Die Werke Nr. 1 und 3 bringen eine Lebensbeschreibung und eine Auswahl der Taten und Wunder des Heiligen. Sie waren zum Vorlesen bestimmt.

Nr. 2 gehört zu den Anfängen des Dramas. Das Stück wurde auf dem Klosterhof oder auf einem freien Platze gespielt. Der heilige Nikolaus tritt nur nebensächlich in die Erscheinung, und nur eine Legende ist vom Dichter behandelt. Durch die breit angelegten Wirtshaus-Scenen hat dieses Werk kulturhistorischen Wert.

DAS WERK VON MAISTRE WACE.

Maistre Wace wurde um 1110 auf der Insel Jersey geboren. Er lebte lange als „clerc lisant“ in Caen und Paris. Seine Hauptwerke sind Roman de Brut, Roman de Rou, und die Chronique Ascendante. Neben diesen geschichtlichen Werken schrieb er

folgende religiöse: La Vie de St. Nicholas, La Conception Notre Dame, La Vie de Ste. Marguerite. — Das Nikolausleben gehört zu seinen Jugendschriften.

Der Dichter deutet wiederholt seine Quelle an (V. 40—43) 1521 „*De latin* en romanz estrait ...“.

Das älteste lateinische Werk über den heiligen Nikolaus verfaßte *Johannes Diaconus* Neapolitanae Ecclesiae im Jahre 872. Er übersetzte die griechische Lebensbeschreibung des Methodius, des Patriarchen von Konstantinopel (842—846). Diese lateinische Übersetzung liegt uns vor in dem Werke des *Boninus Mombritius* „Vitae Sanctorum“, II. Mediolanum 1479. S. 161—170, ferner in dem Bande „De vitis Sanctorum“ von *Aloysius Lipomanus* II. Lovanii 1868. S. 266—278. In erweiterter Form finden wir das Werk des Johannes Diaconus drittens bei *Carminius Falconius* „Acta Primigenia“ Sancti Nicolai, Neapoli 1751. — Andere lateinische Fassungen, die aber zeitlich nach Maistre Wace liegen, bringt Lipomanus S. 252—266 (Justinianus), S. 279—288. Diese sind Übertragungen der griechischen Vorlage des *Metaphrastes*, der um 912 lebte, der aber auch auf Methodius zurückgeht. Als Quelle von Maistre Wace kommt ferner in Betracht *Johannes Archidiaconus Barensis* 1088, abgedruckt bei Surius „De Probatis Sanctorum Vitis“ VII. S. 398 ff. Später als Wace liegt die *Legenda Aurea* (1290) von Jacobus de Voragine und die *Sermones* des Bonaventura. Wenn der normannische Dichter diese lateinischen Vorlagen nicht unmittelbar benutzt haben kann, so ist es doch immer möglich, daß er lateinische Vorgänger dieser Fassungen gekannt hat. Außer diesen lateinischen Prosafassungen gab es schon im 12. Jahrhundert lateinische Mirakelspiele in Versform, u. a. das Werk des Hilarius „Versus et Ludi“.

Die vorliegende Quellen-Untersuchung hat ergeben, daß Maistre Wace sein Nikolausleben nach verschiedenen lateinischen Vorlagen verfaßt hat. Als Quellen erster Ordnung kommen in Frage: *Johannes Diaconus* in ursprünglicher und überarbeiteter Fassung und *Johannes Archidiaconus Barensis*; als Quellen zweiter Ordnung wurden festgestellt: die lateinische Übersetzung des griechischen Werkes von *Metaphrastes*, lateinische Vorläufer der Schrift des *Bonaventura* und des Jacobus de Voragine (*Legenda Aurea*). Enge Beziehungen bestehen auch zwischen Maistre Wace und der *Interpretatio sequentiarum* des *Joannes Adelphus*.

Die Quellen erster Ordnung hat Maistre Wace benutzt für die Erzählungen: Geburt und Jugend des Nikolaus (V. 44—81),

Heilung eines besessenen Kindes (V. 208—215), Rettung aus Seenot (V. 230—279), Rettung aus Hungersnot (V. 280—341), Zerstörung des Götzenbildes (V. 342—443), Rettung der drei Feldherrn (V. 444—599), Tod des Heiligen (V. 610—631), Das Wunder-Öl (V. 632—649), Das Nikolausbild (V. 658—719), Getro und Sohn (V. 924—1079), Das Öl mit dem Zahn (V. 1350—1457), Heilungen (V. 1458—1518). Mit Ausnahme der Legende vom Öl mit dem Zahn des Heiligen, die Maistre Wace nach Johannes Archidiaconus Barensis verfaßt hat, gehen alle Erzählungen auf Johannes Diaconus Neapolitensis zurück.

Die Quellen zweiter Ordnung können als Vorlagen für folgende Geschichten in Betracht kommen: Metaphrastes für Rettung der drei Jungfrauen (V. 82—123) und Bischofswahl (V. 124—159); Bonaventura für Ermordung der Geistlichen und des Kaufmanns (V. 216—229, 1080—1143); Legenda Aurea für die Gefäßweihe (V. 804—923), Teufel und Kind (V. 1144—1349); Joannes Adelphus für Jude und Christ (V. 720—803).

Keine Vorlage wurde gefunden für die Rettung eines Kindes aus kochendem Wasser (V. 160—197), sowie für verschiedene Züge aus der Erzählung vom Teufel und dem Kinde (V. 1165—1181). Damit ist auch mit ziemlicher Sicherheit festgestellt, welche Legenden sich auf folgende Bemerkung des Dichters beziehen:

„Nus ne trovons tuz ceus escriz
Ne nos ne's avons tuz öiz.“ (v. 1528/9.)

BEWEISE FÜR OBIGE BEHAUPTUNG.

Aus den zahlreichen, z. T. wortgetreuen Übereinstimmungen des Textes von Maistre Wace und Johannes Diaconus seien folgende Beispiele hervorgehoben:

Johannes Diac. S. 267 (Lipomanus)	Maistre Wace V. 54 ff. (Delius)
Hunc solum *superstitem* non *solum divitiarum* quantum et *morum flagitabant heredem.*	Et desiröent a aveir Itel enfant qui fust *lor heir* *Nïent sul de lor manantie* *Mes de lor mours e de lor vie.*
Joh. Diac. S. 270.	Maistre Wace 253 ff.
Clamitabant: Nicolae, famule Dei, si vera sunt ea, quae de te audivimus ...	Sovent *crïent: Seint Nicholas,* Socour nus, saint Nicholas, sire, *Se tiels es cum oomes dire.*
Apparuit quidam: Vocastis me ecce adsum. Nec multo post cecidit fragor omnisque cessavit tempestas.	Wace 256 ff. *uns hom lor aparut:* *Jo sui, que m'avez appelé.* *Isnellepas l'orez cessa.*

Joh. Diaconus 270.

... *per unamquemque ratem* saltem *centum mihi modios praebete* et ego *in nomine Domini mei, cui servio* .. polliceor, *quia nullam minorationem habetis apud regium exactorem* ...

Maistre Wace 312 ff.

De chescune nief que avez
Soul cent mesures nos donez ..
Par cel covent le recevrai
En non del Crist qui *servi ai*
Que ja meins ne n'i troverez,
Quant vos al mesurer vendrez.

Joh. Diac. 271.

Daemon *transformavit se in cuiusquam religiosae foeminae vultum atque simulata specie quibusdam navigantibus ... medio sese contulit mari* ...
votum habeo ... sed quoniam nequeo ...
Sagenulam insignibus refertam hominibus, inter quos conspiciantur quendam simillimum sancti Nicolai, qui ad eos *facetis interrogantibus orsus est* ...

Maistre Wace 377 ff.

Puis prist forme d'une muiller
Qui semblout de religion
De vesteüre e de faceon.
A une nief nagier se fist
Qui se moveit, *a mier passer* ...
Vöé m'i ai jo ...
Mes n'en sui ore appareillee ...
Une nacele i ont trovee
De bone gent bien atornee
Une seinte persone i out
Qu'a seint Nicholas resemblout ...
Corteisement les aparla: ...

Joh. Diac. 271.

Ubi oleum illud aequoreas tetigit aquas, accensus est ignis et contra naturam elementi prolixo maris spatio visus est ardere.

Maistre Wace 424 ff.

Desque l'oille la mer tocha,
De feu s'esprist e aluma,
Contre nature de la mer
Virent feu par tut alumer.

S. 273. ... *praefectum,* quem Achivi *Eparchum* vocant ...

459. E danz *Esparc* sis *provoz* ere. (Der Dichter hat danach den Titel als Namen aufgefaßt).

Diac. Falc. S. 123. XVIII.

Deprecabatur autem dominum, ut *sanctos Angelos ad eum dirigeret.* Et cum oraret, *vidit sanctos nuntios ad se venientes* ac *psalmum incoepit: In te, Domine, speravi.*

Maistre Wace 620 ff.

Deu prie que s'ame gardast
Et ses angles lui enveast;
Ne demora que un petit,
Les angles ja entur soi vit.
Donc *comencea* a *verseillier*
Un psalme qui est el sautier:
In te domine speravi.

Joh. Diac. 276.

Plorans vehementissimos stridores emittebat in faciem imaginis, quasi *ad viventem hominem et ratione* utentem haec verba proferebat.

Maistre Wace 686 ff.

... se dolenz fu ...
Iriez fu, une verge prist,
A grant destroit l'image mist,
Come s'ele seüst parlier.

... *si non mihi acquieveritis,* ut revocetis *cuncta, quae abstulistis,* ego illud *publice manifestare curabo* ...

si rendez
L'avoir que vus emblé m'avez;
Si non, jo vus encoserai,
As justices vos mosterrai ...

Archidiaconus Barensis (Surius VII. 398) *Dens unus* extractus apparuit. Quem maxima cum laetitia suscipiens ... *Deo et Nicolao gratias agere* et *oscula figere frequentissime coepit* ... *Quem aurea capsellula inclusit* et *super altare posuit* ... cumque *post paululum adspexisset, manare oleum illa de capsellula multum vidit.*

Maistre Wace 1407 ff.
Une des denz dedenz trova;
Lez fu donques ...
A Dampnedeu graces rendi
Et al seint ...
Mult l'a beisee docement.
En une chasse d'or la mist
E si *sor l'autiel la posa*
Sempres quant il la esguarda
De la chasse en vint li oilles.
1412 ff.

Legenda Aurea 28. (Graesse) *Venit dyabolus ad jannam in habitu peregrini petens eleemosynam sibi dari* ...

... apprehendens dyabolus puerum, *eum strangulavit* ... *corpus tulit,* in *thalamo collocavit,* coepit prae dolore *clamare.*

Maistre Wace 1190 ff.
Es vos le diable venant
En semblance de peneant,
A la meson vint e entra
Almosne de pain demanda ...
Li diables vers lui ala
Si'l prist, si'l traist, *si l'estrangla,*
Le cors en la chambre ont portié,
Li pere e la mere *plorouent* ...

Bonaventura „Sermones" Hospes *eos occidit* et *more porcorum in frusta concidit* et eorum carnes *in vase salivit.*

Wace 1090 ff. *si l'estrangla*
Tuz les menbres lui destrencha;
Quant par pieces l'out detrenchié,
En un tonel l'at tut mucié
Si'l sala en *un tiel endroit*
Cume char ...

DAS WERK VON JEAN BODEL.

Jean Bodel wurde gegen Ende des 12. Jahrhunderts in Arras geboren. Er starb dort im Jahre 1210 am Aussatz. Er ist als Lyriker und Dramatiker bekannt. Von seinen Werken sind erhalten: fünf Pastourellen, mehrere Chants d'adieux, Congiés, ein großes Karolinger-Epos „Les Saxons", und das vorliegende Stück „Li Jus de Saint Nicholai". Allgemeines siehe oben. Der Dichter behandelt mit vielen Einschaltungen die Geschichte von dem

Nikolaus-Bilde, das von einem Heiden zum Wächter eines Schatzes gemacht wird. — Ausgaben: Monmerqué: Théâtre Français au m.-â. Paris 1874. S. 162—207, G. Manz. Diss. Heidelberg 1904.

Durch eine genaue Gegenüberstellung läßt sich ermitteln, daß Jean Bodel die Anregung zu seinem Stücke durch die lateinischen Mirakelspiele erhielt:

Miraculum de Sancto Nicolao et de quodam Iudaeo,
Ludus super iconia sancti Nicolai von Hilarius. (1150.)

Außerdem finden sich Anklänge an Johannes Diaconus und an Maistre Wace.

BEWEISE FÜR DIESE BEHAUPTUNGEN.

Auf die lateinischen Mirakelspiele als Vorlagen verweist in erster Linie die gleiche äußere Form des Werkes von Jean Bodel. Aus dem Texte erwähnen wir folgendes:

Miraculum 268, Du Méril: Origines Lat.	Jean Bodel 1008 ff. (Manz)
Arcam istam hinc *tollite* ...	*Che bon escrim* pesant *Prendés* ...
Festinate, refertis omnia ...	*Remetés vous tous a le voie* 1296 *Reportés le tresor* ...
Ludus v. Hilarius 37.	Jean Bodel 1283
Reportate perdita ...	
Suspensi cras eritis ...	*Pendu estes sans nul restor* ...
Miraculum 271	Jean Bodel 1308
In isto negotio	Cliquet, *que vous est il avis?*
egemus consilio ...	*Et vous, qu'en dites vous,* Rasoir?
Redeamus et *reddamus*	*Tu l'aportas, remporte l'ent.*

DAS WERK DES UNBEKANNTEN VERFASSERS.
Bibl. Nat. 1555.

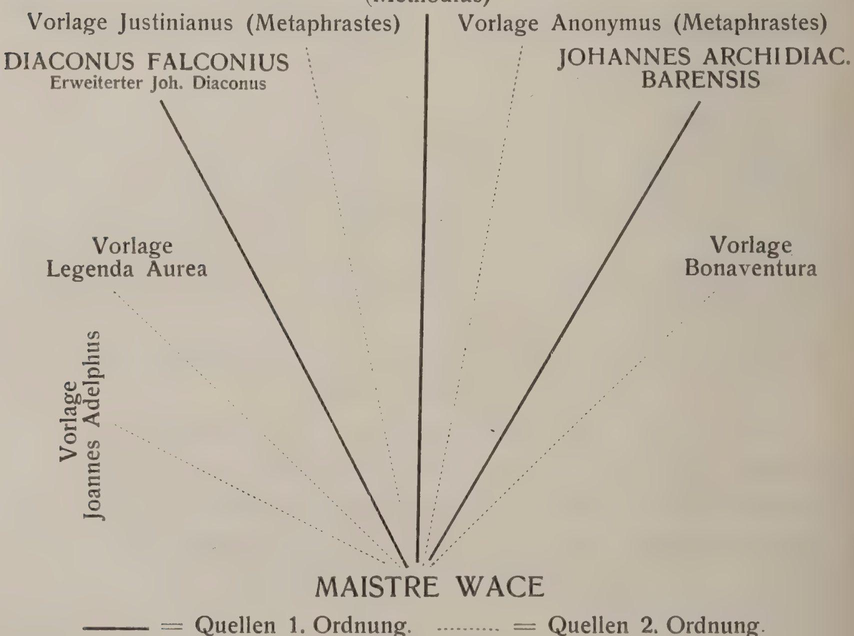
Der Verfasser war ein Geistlicher. Das Gedicht wird eingerahmt durch den Text des „Liber sapientiae". Bis auf zwei Erzählungen finden sich alle Legenden bei Maistre Wace. Eine Gegenüberstellung zeigt, daß sich der Verfasser sehr eng an Wace angelehnt hat. Manche Reime entsprechen sich:

Maistre Wace 50 ff.	B. N. 1555. Str. 3.
de grant *hautesce* : ... de *richesce*	de *grant noblesce* : *grant simplesce*
M. Wace 724.	B. N. 1555. Str. 136.
Uns crestïens povres estoit	*Un povre crestïen manoit*
D'or e d'argent mestier avoit	*Qui d'argent souffretous estoit*

M. Wace 736.	B. N. 1555. Str. 141.
.. de l'avoir *rendre* : .. terme *prendre*	... son argent *rendre* : ... avoit ou *prendre*
760.	B. N. Str. 147.
s'apris*ma* : liv*ra*	engin*gna* : *fu*
ren*du* : *du*	le*va* : reve*nu*
dire : escr*ire* 600	*sire* : *dire* 155.
Maistre Wace 70.	B. N. 1555. Str. 9.
Et cum plus creut plus amenda	*Cum plus crut et plus amenda*
Treis clerc alöent a escole 216	*Trois povres escoliers aloient As escolles* ... 124.

In einem Anhang werden die Varianten der Pariser Handschrift (Arsenal-Bibliothek B. L. 283) zu der Ausgabe von Waces Nikolausleben aus dem Nachlaß Adolf Toblers mitgeteilt.

MAISTRE WACES VERHÄLTNIS ZU DEN LATEIN. VORLAGEN:



JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

MITTLERE UND
NEUERE GESCHICHTE.

JAHRGANG 1921
Nr. 17.

FRIEDRICH WILHELM SCHAAFHAUSEN
aus Wandsbek,
geb. 21. Juli 1895 zu Itzehoe.

Geldwirtschaft des schmalkaldischen Bundes.

Referent: Prof. Brandi.
Tag der mündlichen Prüfung: 11. März 1921.

Die volle Dissertation ist, in Maschinenschrift geschrieben, von der Universitäts-Bibliothek in Göttingen und der Staatsbibliothek in Berlin leihbar.

Die Arbeit stützt sich neben der einschlägigen Literatur wesentlich auf die Akten der Archive zu Marburg, Konstanz, Lindau i. B., Ulm, Augsburg, Eßlingen, Hamburg und Braunschweig. Da das Schwergewicht des Bundes dauernd in Oberdeutschland lag, durfte das wertvollere Material dort erwartet werden. Von großem Wert war die Veröffentlichung der „Politischen Korrespondenz der Stadt Straßburg". Durch die Marburger Akten gewährt Küchs „Politisches Archiv des Landgrafen Philipp" eine mit Recht gerühmte Führung.

Es handelt sich um eine gleichförmige Masse von Akten namentlich der Bundestage. Da nur wenige unzweifelhaft original sind, mußte die Glaubwürdigkeit der meisten durch Vergleich geprüft werden. Nur zwei Gruppen nehmen eine Sonderstellung ein: die sämtlich in Original vorliegenden hessischen Bestallungsurkunden und die im Ulmer Archiv liegenden Akten des schmalkaldischen Krieges, von denen durchgehend Abschriften in anderen Archiven fehlen, und die sich durch Besiegelung und andere Merkmale als Originale erweisen. Schwierigkeiten bot die Frage nach der Währung. Innerhalb des Bundes kommt Rechnung nach Goldgulden, rheinischen Gulden, Thalern, Pfunden lübisch u. a. m. vor. Da die offizielle Bundeswährung aber der rheinische Gulden

war, ließ sich durch Vergleich der Umrechnungssatz ermitteln. In der Arbeit sind alle Summen in rhein. Gulden umgerechnet.

Im Mittelpunkt der Untersuchung stehen die Bundesabschiede, die in ihrer Gesamtheit seine Verfassung ausmachen.

Es sind die folgenden:

1. Die „Verstentnus“ vom 27. Febr. 1531, beraten in Schmalkalden 22. — 31. XII. 30. Ist in sämtlichen Archiven erhalten, am besten in Ulm (X, 21).

2. Die Notel der Bundesverfassung zur Gegenwehr, Schweinfurt, 3. IV. 32. Text: Pol. Korr. d. Stadt Straßburg II, 140 und Ulm X, 21.

3. Abschied von Schmalkalden vom Dez. 35. Die wesentlichen Sätze in der Korr. Straßburgs II, 333.

4. Abschied von Schmalkalden von 2. III. 37, betrifft die Ausdehnung der Zahlungspflicht auf 12 Monate. Text: Marburg, Pol. Arch. Philipps 464 und Konstanz, Gesch. d. Kirchenreformation II.

5. Bundesurkunde vom 29. IX. 1536 zur Verlängerung des Bundes. Konstanz II.

6. Koburgisches Kriegsregiment, VIII. 1537. Text: Ulm X, 26, 1, Auszug bei Rommel.

Aus der Literatur ließ sich wenig gewinnen. Systematische Darstellungen der Verfassung des Bundes fehlen. Am weitesten führen Winckelmanns „Der schmalkaldische Bund 1530—32“ und seine Bemerkungen zur Korrespondenz von Straßburg.

Bündnispläne der Anhänger der neuen Lehre reichen zurück bis ins Jahr 1526. Sie nahmen aber erst nach dem Reichsabschiede von 1529 festere Form an. Der Gegensatz zwischen Lutheranern und Anhängern Zwinglis wurde erst durch den Augsburger Abschied überbrückt. Im Dezember 1530 kam man in Schmalkalden überein, einen Abwehrbund zu bilden. Die Bundesurkunde „die Verstentnus“ datiert vom 27. II. 1531. Hier ist Egelhaaf gegenüber zu betonen, daß die süddeutschen Städte nicht erst durch den Zusammenbruch der zwinglischen Schweiz dem Bunde zugeführt wurden, daß vielmehr Ulm, Memmingen, Lindau, Konstanz und Straßburg schon im Febr. 31 dem Bündnis beigetreten sind, und daß grade Straßburg zeitig großes Interesse am Zustandekommen des Bundes bekundete.

Das erste Anliegen der Einung war die Herstellung einer Verfassung. Da manche Differenzen auszugleichen waren, hat man dazu viel Zeit gebraucht. Ein im März 1531 von Sachsen vorgelegter Entwurf wurde zurückgewiesen. Er wurde auf einer

Tagung im Dezember 31 umgearbeitet, im Januar 32 in Frankfurt, im März in Schweinfurt erneut beraten und dann zur Verfassung erhoben. Das ist die Notel zur Gegenwehr vom 3. IV. 1532. Sie übernimmt manches aus älteren Friedensbündnissen, besonders den Satzungen des schwäbischen Bundes, und sieht folgendes vor. Zum Bunde gehören in Norddeutschland: Chursachsen, Braunschweig-Lüneburg, Braunschweig-Grubenhagen, beide Anhalt, Mansfeld, Magdeburg, Braunschweig, Bremen, Lübeck, Goslar, Einbeck und Göttingen; in Mittel- und Süddeutschland: Hessen, Straßburg, Ulm, Konstanz, Lindau, Eßlingen, Memmingen und Biberach. Der Bund zerfällt in zwei Kreise. Hessen und Sachsen übernehmen die Hauptmannschaft und führen alternierend den Oberbefehl. Ihnen zur Seite Kriegsräte, ernannt von den stimmführenden Ständen: Hessen und Sachsen mit je zwei, Straßburg, Ulm, Bremen-Lübeck, die sächsischen Städte und die Fürsten mit je einer Stimme. Die mobile Bundesmacht wurde auf 2000 Reiter und 10000 Knechte festgesetzt, die Monatskosten mit 70000 fl. veranschlagt. Diese Summe war für einen Feldzug gleich sechs Monaten zù zahlen, für zwei Monate bar zu erlegen. Darüber hinaus wurden den Hauptleuten 7000 fl. monatlich für Kundschafter, Boten und Wartegelder zur Verfügung gestellt. ,Bestimmte Lieferungen an Geschütz und Munition wurden vorgeschrieben. So verfügte der Bund über 420000 fl. Kriegsschatz, davon 140000 fl. in bar. Doch wurden die Gelder nur von einzelnen oberdeutschen Städten gezahlt.

Schon bald stellte sich heraus, daß 70000 fl. monatlich für eine kräftige Rüstung zu wenig waren, und so gestattete man im Dezember 35 den Hauptleuten, nach Anhörung der Kriegsräte je zwei Monate zusammenzuziehen. Damit wurde der „Doppelmonat“ zur Rechnungseinheit. Wenn man nun auch mit einem viel stärkeren Heer ins Feld ziehen konnte, so war die Zeit von drei Monaten doch viel zu kurz. Darum wurde in Konsequenz des Beschlusses vom Dezember 1535 die Zahlungspflicht im Februar 1537 auf sechs Doppelmonate ausgedehnt. Kurz zuvor hatte man den 1536 ablaufenden Bund um 10 Jahre verlängert (Bundesurkunde vom 29. IX. 1536). In einer Versammlung der stimmführenden Stände zu Coburg wurde dann die Organisation beendet. Das „Coburgische Kriegsregiment“ vom August 1537 regelt Stärke, Zusammensetzung und Besoldung der Stäbe und Truppen. Zwar überstieg der neue Kostenanschlag den Doppelmonat um 32000 fl., für die man keine Deckung fand, aber insofern hatte man doch richtig gerechnet,

als jetzt endlich, wo ein fester Rüstungsplan vorlag, die Zahlungen eingingen, die zu leisten man sich 1532 verpflichtet hatte. Für Artillerie wurden 42120 fl. besonders bewilligt, die Lieferung von Pulver den einzelnen Ständen auferlegt.

Mit dem Coburger Abschiede ist die Verfassungsbildung beendet. Der Bund war in diesen Jahren gewachsen. Zwar war Lübeck ausgeschieden (1536), dafür waren aber beigetreten: die Herzöge von Pommern, beide Nassau, Hamburg, Hannover, die Grafen von Tecklenburg und Schwarzburg, Ulrich von Württemberg, Augsburg, Frankfurt, Schwäbisch-Hall, Heilbronn und Kempten. Wenn man 1532 einen Kriegsschatz von 140000 fl. besessen hatte, so waren es 1538: 430000 fl. 1532 konnte man insgesamt über 420000 fl. verfügen, 1538 über 1290000 fl. Das Jahr 1538 brachte die Neuerung der regelmäßigen Rechnungslegung durch die Hauptleute. Wenn wir bis zu diesem Zeitpunkt nur sagen können, welche Zahlungen man angesetzt hatte, ist von hier ab die Finanzgebarung des Bundes klarer in Einnahmen und Ausgaben. Trotzdem können wir genaue Zahlen für die Jahre bis 1542 auch jetzt noch nicht gewinnen. Namentlich bei Philipp waren die Bundessachen in großer Unordnung. Für ein Etatsjahr dieser Zeit finden sich in Marburg fünf verschiedene Abschlüsse, die in nichts übereinstimmen. Die Abrechnung für 1539 erfolgte erst sechs Jahre später und führt Posten an, für die es in den Journalen von 1539 keine Belege gibt. Grund genug, dem hessischen Rechnungswesen mit Mißtrauen zu begegnen. Hier könnten die Bestallungsurkunden weiterhelfen. Aber auch sie sind nicht unbedingt zuverlässig. Wir finden solche, die über mehrere Jahre lauten, dann wieder Urkunden für einzelne Jahre, die auf ganz unbekannte, sonst nirgends erscheinende Namen ausgestellt sind, kurzum, wir sind auf sehr schwankem Boden. Jahresabschlußzahlen lassen sich zur Not ermitteln, aber die einzelnen Posten des Etats sind ganz unsicher. Der Versuch einer Rekonstruktion hätte eine Arbeit bedeutet, deren Erfolg in keinem richtigen Verhältnis zur aufgewandten Zeit stand, und ist unterblieben.

Trotz seiner bedeutenden Mittel zeigte sich der Bund den finanziellen Ansprüchen in unruhigen Zeiten nicht gewachsen. So wurden Extraordinarien nötig, die als Mehrfaches der kleinen Anlage erhoben wurden, in der Regel als „Kleine gedupelte Anlage“. Die Stände zahlten in manchen Jahren 2—3 solcher Doppelanlagen.

Der Kriegsschatz wurde 1542 verbraucht, als es mit Heinrich von Braunschweig zum Kriege kam, der die Städte Braunschweig

und Goslar belästigte. Die Stände, durch zahllose Sonderumlagen verärgert, zahlten 130 000 fl. zu wenig, dagegen überstiegen die Ausgaben von 561 296 fl. schon die Solleinnahmen um 130 000 fl. Nur dadurch, daß man mit den Rechnungen der Hauptleute rigoros zu Gericht ging und einen dritten Doppelmonat, der der Grundstock eines neuen Schatzes hätte werden sollen, zur Schuldendeckung benutzte, kamen Einnahmen und Ausgaben einigermaßen ins Gleichgewicht. Neue große Kosten — 207 463 fl. — verursachte ein Einfall des vertriebenen Braunschweigers in sein vom Bunde verwaltetes Land im Oktober 1545.

Da das Bündnis im Jahre 1546 ablief, mußte im Januar 46 in Frankfurt über die Verlängerung verhandelt werden. Grundbedingung für die Erstreckung war die finanzielle Entlastung der Mitglieder. Man dachte daran, den Bund wesentlich zu erweitern und die neu Zugetretenen stärker heranzuziehen, man sprach davon, im erweiterten Bunde die Beiträge um $^1/_3$ zu kürzen, — ein undurchführbarer Plan. Das erweiterte Bündnis mit seinen vermehrten Reibungsflächen hätte geringere Mittel gehabt als das alte. Ein gemeiner Pfennig von 1 % des Vermögens stand zur Erörterung. Die Erweiterung zerschlug sich, über die anderen Fragen verhandelte man im Frühsommer zu Worms und Regensburg resultatlos. Darüber begann der Krieg mit dem Kaiser.

Der Bund stellte eine bedeutende Macht ins Feld, setzte sie aber nicht richtig ein und litt bald an Geldnot. Bei seiner schlechten militärischen Lage fanden seine Anleihegesuche kein Gehör. Nur zwei Stellen boten Geld, der Kurfürst von Cöln und Frankreich. Da aber niemand für die Summen gut sagen wollte, zerschlugen sich die Verhandlungen.

Über die Kriegskosten unterrichten uns mehrere Aktengruppen. Einmal die Rechnungsbücher des hessischen Pfennigmeisters (jetzt in Marburg Nr. 893 u. 914 d. pol. Arch. Philipps) und die ihnen zu Grunde liegenden Ausgabezettel (in Ulm X, 42, 43). Zusammengefaßt sind sie in der Abrechnung vor dem Bundestag (Original Ulm X, 41, Konzept Marburg). Sodann die Akten der Kammerräte, die während des Krieges die Bundesfinanzen verwalteten (sämtlich in Ulm X, 43 ff, Abschriften in anderen Archiven fehlen naturgemäß), und schließlich Akten von Tagungen der süddeutschen Städte, in denen man den Bund liquidierte. Sie sind in zahlreichen Abschriften verbreitet. Die Originalakten des Schlußtages vom August 1551 liegen in Eßlingen (329 F 457 A). Im Mittelpunkt steht ein Bericht der Kammerräte über ihre Tätigkeit. Da er erst vier Jahre

nach dem Kriege entstand, so ist seine Kontrolle erwünscht und möglich mit Hilfe eines offenbar im Herbst 46 in Ulm entstandenen Berichtes (jetzt Marburg 914). Der Bericht von 1551 liegt im Original in Eßlingen.

Da für den Krieg 12 Doppelmonate bewilligt waren, hätten 2457840 fl. eingehen müssen, es sind aber nur 674115 fl. an die Kammerräte gezahlt worden. Darüber hinaus wurden noch große Beträge geleistet, man nahm Anleihen auf, und brachte so die Einnahmen auf 2148384 fl. Die Ausgaben betrugen 2085850 fl. Die auf ein Jahr berechnete Summe war in vier Monaten erschöpft. Neue sechs Doppelmonate wurden nicht mehr bewilligt. Im November löste sich das Heer auf.

Während des Jahres 1547 und der ersten Hälfte 48 verhandelten die einzelnen Stände mit dem Kaiser, der sich seine Gnadenerklärungen teuer bezahlen ließ. Im ganzen sind ihm 1273000 fl. zugeflossen.

Wir wenden unser Augenmerk noch auf eine Erscheinung, die bisher kaum Beachtung gefunden hat: die bis 1551 sich hinziehenden Liquidationstage der oberdeutschen Stände. Diese hatten den Krieg finanziert und hatten gegeneinander Schuld und Forderung, die ausgeglichen werden sollten. Während des Krieges hatten einzelne Stände von ihren Pflichtzahlungen auf die 12 Doppelmonate Abzüge zur eigenen Sicherheit — im ganzen rund 500000 fl. gemacht. Um die Berechtigung dieses Vorgehens hatte man lebhaft gestritten. Um überhaupt eine Verhandlungsbasis zu gewinnen, wurde auf dem 1. Tage (Ulm XI, 1548) vorgeschlagen, die Abzüge zu genehmigen und in diesem Sinne in Augsburg (II, 1549) beschlossen. Bei den Abrechnungen, die diese Tage ausfüllten, sah man sich bald vor einer so riesigen Bundesschuld, daß man zunächst einmal eine Konkursmasse schuf, über die überhaupt verhandelt werden konnte. Auf Betreiben der Großgläubiger Straßburg, Ulm, Augsburg und Württemberg erklärte man die letzten sechs Doppelmonate für verbindlich. Da wurde aus manchem Gläubiger ein Schuldner, und da es sich dabei ausschließlich um kleine Stände handelte, hatten die großen ihre Forderungen sicher gestellt. Aber auch jetzt blieb noch eine Schuld von 413000 fl. Mit diesem Resultat schloß am 8. August 1551 zu Eßlingen die letzte Tagung in Sachen des schmalkaldischen Bundes. Im ganzen hat der Krieg ohne die Strafzahlungen 3250000 fl. gekostet.

Die Untersuchung berücksichtigt zwei Fragen nicht. Einmal: wie hoch prozentual der Bund das Vermögen seiner Mitglieder

angriff. Man hatte keinen festen Satz, wenn auch die Reicheren mehr zahlten. Im Anfang hat man einen Mindestbedarf errechnet und diesen auf Fürsten und Städte verteilt. Die Hälfte der Kosten kam auf die Städte, davon wieder die Hälfte auf jeden Kreis. Der Zutretende zahlte wie ein Bundesstand von ähnlichem Vermögen. Die Verhältnisse von Augsburg — bei ca. 336000 fl. Jahresetat 500 fl. kleiner, 5000 fl. großer Anlage, 60000 fl. Höchstbelastung — dürfen nicht verallgemeinert werden. In Städten mit langsamer fließendem Wirtschaftsleben und in den Fürstentümern war die prozentuale Belastung wohl höher.

Wie brachten die Stände diese Summen auf? Meist aus den Kämmereivermögen. Es wird oft geklagt, daß dieses die Belastung nicht ertragen könne, und aus diesem Grunde kam man ja auch auf den Gedanken des gemeinen Pfennigs. Und im Kriege? Von Philipp wissen wir, daß er einmal (1534) versucht hat, bei der städtischen Bank in Straßburg Geld aufzunehmen, und daß er von Straßburger Privatbanken größere Summen bekommen hat. Im Herbst 1546 dachte man an eine Zwangsanleihe bei den Fugger.

Die erschöpfende Beantwortung dieser Fragen würde aber umfassende neue Studien nötig machen.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

ROMANISCHE PHILOLOGIE.

JAHRGANG 1921.
Nr. 18.

HERMANN SCHRADER,
Studienassessor in Uelzen,
geb. 28. August 1888 zu Rötgesbüttel.

Der Einfluß Kristians von Troyes auf den Roman Li Biaus Desconëus des Renaut von Beaujeu.

Referent: Prof. Stimming.
Tag der mündlichen Prüfung: 24. April 1915.

Die volle Dissertation ist, in Maschinenschrift geschrieben, von der Universitäts-Bibliothek in Göttingen und der Staatsbibliothek in Berlin leihbar.

Kristian von Troyes ist als einer der bedeutendsten afr. Dichter vielfach nachgeahmt worden. Sehr stark hat er auch auf den Biaus Desconëus des Renaut von Beaujeu eingewirkt. Am augenscheinlichsten tritt die Beeinflussung durch den Erec hervor, an den sich inhaltlich viele Anklänge und mit dem sich auch stilistisch manche Übereinstimmungen in ihm finden. Vielfach ist Renaut seinem Vorbilde in wesentlichen Zügen Punkt für Punkt gefolgt. Aber auch an die übrigen Kristianschen Werke hat sich der Dichter des Biaus Desconëus mehr oder weniger stark angelehnt, nicht nur hinsichtlich der Form sondern auch inbezug auf den Inhalt, d. h. für die Gestaltung und Ausschmückung mancher Einzelszene. Erec und Tristan lieferten die großen Leitmotive für Renauts Roman, und passende Begebenheiten aus den übrigen gesicherten Kristianschen Werken hat unser Dichter einfließen lassen, wo es ihm geeignet erschien. So lehnen sich an:

1. Die Eingangsverse — obwohl sie rein persönlich gehalten sind und auf den ersten Blick selbständig zu sein scheinen — an den Karrenritter (K. 1—5 — B. D. 1—7).

2. Die Beschreibung von König Artus' glanzvollem Hof zu Charlion ist der übliche Eingang, wie er sich im Erec, Karrenritter und Ivain findet.

3. Das plötzliche Erscheinen eines gut gewappneten Ritters begegnet ebenfalls im Karrenritter (K. 46 ff. — B. D. 71 ff.). Manche Einzelheiten klingen dabei an Perceval an (P. 232 ff. — 2114 ff.).

4. Die hilfesuchende Jungfrau hat ihr Vorbild im Ivain (I. 4774 ff. — B. D. 133 ff.).

5. Die Ereignisse an der gefährlichen Furt erinnern lebhaft an den Karrenroman sowie an Erec (K. 734 ff.; E. 783 ff. — B.D. 317 ff.). Ferner zeigen starke Anklänge:

6. Das Übernachten in der freien Natur an Erec (E. 3086 ff. — B. D. 587 ff.).

7. Der Kampf mit den Riesen an Erec (E. 4308 ff. — B. D. 623 ff.).

8. Der Kampf mit den drei Raubrittern an Erec (E. 2796 — B. D. 947 ff.).

9. Renauts Betrachtungen über seine eigenen Verhältnisse und die Stellung zu seiner Geliebten an den Karrenroman (K. 4302 ff. — B. D 1220 ff.).

10. Das Abenteuer des Helden mit Orguillous de la Lande an das zwischen Erec und Yder (E. 848 ff. — B. D. 1260 ff.).

11. Die Sperberepisode an Erec (E. 749 ff. — B. D. 1644 ff.).

12. Das unerwartete Zusammentreffen und die Erkennungsszene an Erec und Perceval (E. 6252 ff.; P. 4776/7 — B. D. 1827 ff.).

13. Die Ereignisse im Schloß zu l'Isle d'Or an Ioie de la cort (E. 5367 — B. D. 1850 ff.).

14. Die Schönheitsschilderung der Fee Weißhand an die der Enide sowie der Jungfrau von castel gaste (E. 422 ff.; P. 3007 ff. — B. D. 2196 ff.).

15. Das Abenteuer Giglains mit Lampars (B. D. 2471 ff.) an die Guivrez-Episode (E. 3681 ff.) sowie an den Kampf Erecs mit Mabonagrain (E. 5940 ff.).

In den bisher aufgeführten Punkten folgt Renaut den Kristianschen Vorbildern fast Szene für Szene, Schritt für Schritt. Obwohl nun der Einfluß Kristians auch für die folgenden Abschnitte des Biaus Desconëus keineswegs aufhört, wie ich in meiner Dissertation durch zahlreiche Einzeluntersuchungen eingehend gezeigt habe, läßt er sich doch von hier ab nicht mehr so systematisch belegen. Mit dem Eintreffen des Helden in der Cité gaste oder z. T. in L'Isle d'Or scheint Renaut selbständiger, unabhängiger zu werden. Allerdings s c h e i n t er es auch nur. Denn wie ich in der Untersuchung über den Tristan-Roman gezeigt habe, ist Renaut in diesem Teile seines Romans sehr wahrscheinlich der Tristansage gefolgt, vielleicht in ebenso reichem

Maße wie im ersten Teile dem Erec. Daneben hat der Dichter des Biaus Desconëus aber auch für diesen Abschnitt hinsichtlich mancher Einzelheiten den Erec weiter als Vorlage benutzt. Eines der schlagendsten Beispiele dafür ist die Entlehnung der Anapher (B. D. 5500 ff. — E. 2138 ff.).[1]

Trotz alledem dürfen wir aber Renaut keinen plumpen Nachahmer Kristians nennen, denn er hat es bei aller Abhängigkeit von seinem großen Vorbilde vorzüglich verstanden, ein vollständig neues Kunstwerk zu schaffen und die Szenen des ersten Teiles seines Werkes, die sich in der Hauptsache an den Erec anschließen, geschickt mit den Folgeszenen zu verbinden, sodaß die ganze Dichtung für den unbefangenen Leser den Eindruck einer einheitlichen Dichtung hervorruft. Dazu ist der Roman durchaus spannend geschrieben. In rascher, lebhafter Folge reihen sich Kämpfe und Abenteuer in abwechslungsreicher Weise aneinander. Erst mit den Ereignissen in der Cité gaste wird der Gang der Handlung langsamer, schleppender, bleibt aber trotzdem noch interessant und spannend.

So ist es denn verständlich, daß der Roman in seiner Zeit nicht nur viel gelesen und weithin bekannt geworden ist, sondern auch seinerseits wieder verschiedentliche Nachahmung gefunden hat. Wahrscheinlich geht schon die Perceval-Fortsetzung des Gautier de Doulens auf den Biaus Desconëus zurück und nicht umgekehrt. Denn im Perceval (v. 24585) wird der schöne Unbekannte nur gelegentlich erwähnt und dabei als der Sohn Gauvains bezeichnet. Diese Verwandtschaft gehört aber keineswegs zu denen, die in der afr. Literatur häufig erwähnt werden und daher als allgemein bekannt gelten können. In dem Vergleich zur Charakteristik der Schönheit (B. D. 1523 f. — P. 26793 f.) ist entschieden das Natürlichere und Ursprünglichere, daß das Gesicht als weiß bezeichnet wird, wie im Biaus Desconëus, und nicht die Dame als solche, wie es im Perceval geschieht. Und wenn ferner Ausdrücke des Biaus Desconëus, wie gaste (v. 2751—4) und Rose Espanie (v. 1709) im Perceval lauten gastine (v. 26620; 26915/6) und Rose de noviel Espanie (v. 26797), so hat man die letzteren mit größerer Wahrscheinlichkeit als die nachträglich erweiterten und daher jüngeren und entlehnten Formen zu betrachten.

Was den Tristanroman anbetrifft, den wir neben dem Erec als Hauptvorlage für Renauts Biaus Desconëus hingestellt haben, so wird seine Autorschaft durch Kristian noch vielfach geleugnet. Dazu schien mir schon nach den Foersterschen Ausführungen (Cligés,

Halle 1910 p. LVIII ff.) kein eigentlicher Grund mehr vorzuliegen. Zahlreiche inhaltliche Anklänge des Biaus Desconëus an den Tristanroman beweisen nun, daß Renaut die Tristansage gekannt hat: das Ausziehen eines jungen, noch unbekannten Ritters zu großen Heldentaten, das Liebesverhältnis des schönen Unbekannten zu der Fee Weishand und das des Tristan zu Isolde, die Verehrung einer Geliebten und die Heirat einer anderen, eine gewisse Übereinstimmung der Namen (Weißhand, Blondhaar, blond), die nächtlichen Versuche des Helden zu der Geliebten zu gelangen, die auffallend ähnliche Charakteristik der dienenden Personen. Das alles sind Züge, die neben gewissen direkten Anspielungen Renauts auf die Tristansage uns seine Kenntnis dieser Sage zur Gewißheit machen.

Damit stellt sich die interessante Frage ein, in welcher Gestalt die Tristansage dem Dichter des Biaus Desconëus entgegengetreten sein kann?

Folgende Punkte kommen in Betracht:

1. Die Entlehnungen des Biaus Desconëus aus der Tristansage bei der sonstigen starken Benutzung der Kristianschen Werke.

2. Die Nichtbenutzung des Beroul und Thomas.

3. Die Ähnlichkeit der Tristananspielungen im Biaus Desconëus und Erec.

4. Die Bemerkung von Cligés v. 5, wonach Kristian ein Werk von Marc und der blonden Isolde verfaßt hat.

Dies alles macht es sehr wahrscheinlich, daß die Tristanvorlage des Renaut die Kristiansche gewesen ist, mit anderen Worten, daß Kristian von Troyes einen Tristanroman verfaßt hat.

Weiter wird das Verhältnis Kristians zum „Wilhelm von England" berührt. Die Verfasserschaft dieses Werkes durch unseren Dichter ist stets von den meisten Gelehrten geleugnet worden. Andererseits hält aber W. Foerster an der Verfasserschaft dieses Romans durch Kristian von Troyes fest und sucht sie durch eine Reihe von Gründen zu stützen. (Zeitschr. f. rom. Phil. XXXV p. 470—85). Dagegen haben sich schon Acher, Borrmann und Cohn mit gewichtigen Gegengründen gewandt. Acher verweist darauf, daß in Foersters Untersuchungen von der schlechteren Hs. P. statt von der besseren C. ausgegangen sei. Borrmann stellt gewisse Widersprüche in der Reimbrechung fest. Cohn endlich zeigt, daß der Dichter des „Wilhelm von England" von v. 907 ab sehr lange bei der Tantalussage verweilt, während

es nicht Kristians Gewohnheit ist, sich bei den Sagen des klassischen Altertums lange aufzuhalten. Außerdem stellt Cohn für den Wilh. v. Engl. desdaingne: vaingne (v. 105/6) als 3. Pers. Konj. Präs. fest, wogegen Kristian von Troyes in der 3. Sing. Konj. durchweg desdaint verwende oder nach seinem Sprachgebrauch verwenden würde.

Ich möchte als weitere Kriterien, die gegen die Verfasserschaft des W. v. E. durch Kristian von Troyes sprechen, folgende hinzufügen:

1. In allen Werken, die bereits auf die Einwirkung durch Kristian von Troyes untersucht worden sind, hat sich keinerlei Einfluß des W. v. E nachweisen lassen.[1])

2. In sämtlichen gesicherten Werken Kristians von Troyes verrät sich keinerlei Kenntnis des Seewesens. Im W. v. E. haben wir dagegen (v. 2294 ff.) eine vorzügliche Beschreibung eines Meeressturms.

3. Der religiös-erbauliche Stoff spricht ebenfalls gegen die Verfasserschaft Kristians von Troyes oder wenigstens nicht für ihn. Sehr wahrscheinlich war der Verfasser des „Wilhelm von England" ein champagnischer Geistlicher, der mit dem Seewesen genau vertraut war, und vielleicht sogar eine Zeit lang im Kloster von Saint Edmonds in Suffolk gelebt hat. (vgl. W. v. E. v. 15 und Foerster „Erec" p. X).

---

1) R. Rohde: „La vengeance de Raguidel . . ." Diss. Hannover 1904.
W. Marquardt: „Der Einfluß Kristians v. Tr. auf den Roman Fergus . . ." Diss. Gött. 1906.
C. Habemann: „Die literar. Stellung des Meraugis de Portlesquez in der afr. Artusepik" Diss. Gött. 1908.
R. Thedens: „Li chevaliers as deus espees in seinem Verhältnis zu seinen Quellen . . ." Diss. Gött. 1908.

JAHRBUCH

DER

PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT

DER

GEORG AUGUST=UNIVERSITÄT

ZU

GÖTTINGEN

1921

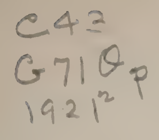
(ZWEITE HÄLFTE: JULI—DEZEMBER)

I.

HISTORISCH-PHILOLOGISCHE ABTEILUNG



GÖTTINGEN!
RUCK DER DIETERICHSCHEN UNIV.-BUCHDRUCKEREI (W. FR. KAESTNER)



ÜBERSICHT

ÜBER DIE IM ZWEITEN HALBJAHR 1921 HIER VERÖFFENTLICHTEN DISSERTATIONS-AUSZÜGE DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG:

A. NACH ALPHABETISCHER FOLGE DER VERFASSER:

1.	Bode, Karl (1921)	Seite 133,	Laufd. Jahres-Nr. 22
2.	Busch, Friedrich (1919)	„ 178,	„ „ 30
3.	Helling, Friedrich (1920)	„ 157,	„ „ 25
4.	Kraatz, Gerhard (1921)	„ 117,	„ „ 19
5.	Kunze, Lotte (1920)	„ 149,	„ „ 24
6.	Leopold, Werner (1921)	„ 159,	„ „ 26
7.	Rothstein, Ewald † (1915)	„ 170,	„ „ 28
8.	Schäfke, Rudolf (1921)	„ 143,	„ „ 23
9.	Spreine, Wilhelm (1917)	„ 173,	„ „ 29
10.	Stechow, Wolfgang (1921)	„ 165,	„ „ 27
11.	Stempell, Otto (1921)	„ 124,	„ „ 20
12.	Wychgram, Marianne (1919)	„ 129,	„ „ 21.

B. NACH FÄCHERN GEORDNET:

Philosophie:

1. Schäfke, R. . . . . Seite 143, Laufd. Jahres-Nr. 23

Klassische Philologie:

1. Helling, F. . . . . „ 157, „ „ 25

Romanische Philologie:

1. Spreine, W. . . . . „ 173, „ „ 29

Deutsche Philologie:

1. Kraatz, G. . . . . „ 117, „ „ 19
2. Kunze, L. . . . . „ 149, „ „ 24
3. Stempell, O. . . . . „ 124, „ „ 20
4. Wychgram, M. . . . . . . „ 129, „ „ 21

Englische Philologie:

1. Rothstein, E. † . . . . „ 170, „ „ 28
2. Leopold, W. . . . . „ 159, „ „ 26

Mittlere und neuere Geschichte:

1. Bode, K. . . . . „ 133, „ „ 22
2. Busch, F. . . . . „ 178, „ „ 30

Kunstgeschichte:

1. Stechow, W. . . . . „ 165, „ „ 27.

Berichtigung zum 1. Halbjahrheft:

die Auszüge der Dissertationen von O. E. Bleich, Alfred Steindamm und Ernst Lange sind im Kopfstück der Seiten 1, 17 und 29 und ebenso in der Inhaltsübersicht auf Seite VIII unter „Englische Philologie“ aufgezählt. In allen drei Fällen muß es natürlich heißen: „Romanische Philologie“.

Ausgegeben am 15. Januar 1922.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

DEUTSCHE PHILOLOGIE.

JAHRGANG 1921.
Nr. 19.

GERHARD KRAATZ
aus Göttingen,
geb. 22. März 1894 zu Lutter am Barenberge (Kreis Gandersheim).

Zur Entstehungsgeschichte von Goethes Gedicht „Zueignung“.

Referent: Prof. Weißenfels.
Tag der mündlichen Prüfung: 11. März 1921.

Die volle Dissertation ist, in Maschinenschrift geschrieben, von der Universitäts-Bibliothek zu Göttingen und der Staatsbibliothek zu Berlin leihbar.

Einleitung.

Begründung der Untersuchung aus dem Stande der Forschung: Eine Entstehungsgeschichte, die den schöpferischen Prozeß der Dichtung in den Mittelpunkt stellt, fehlt. Früher aufgeworfene Einzelfragen sind noch nicht historisch-psychologisch angegriffen.

Kapitel I.
Die äußere Entstehungsgeschichte der „Zueignung“

1. Die äußere Entstehungsgeschichte der „Zueignung“, welche ursprünglich die Eingangsstrophen der „Geheimnisse“ bildete, und der kurz nach ihr entstandenen Stanzen „Für ewig“ [1]) und “Gewiss, ich wäre schon so ferne, ferne“ [2]) wird an Hand von Goethes Briefen dargelegt. Die Daten der beiden Handschriften H^6 (1784) und H^7 (1787) und der Drucke in den „Schriften“, in „A“ und „B“ werden aufgeführt.

2. Der Vergleich der Lesarten ergibt folgende Charakteristik der beiden Fassungen:

1) Die Strophen sind in die reine, strenge Stanzenform ge-

1) Weimarer Ausgabe I, 3. S. 44. 2) Ebenda I, 5, 1. S. 66.

bracht; vierhebige Verse und Alexandriner sind beseitigt, gleichmäßig gebaute fünffüßige Jamben sind an ihre Stelle getreten.

2) Prosaische Wendungen und Archaismen, Unklarheiten in Gedanken und Bildern sind getilgt. Dadurch hat die Dichtung inhaltliche und poetische Bereicherungen erhalten.

3) Stilistisch ist der Ton der Empfindung gemessener und feierlicher geworden. Die „Göttin“ ist deutlich nach dieser Richtung hin stilisiert. Die Änderungen erscheinen oft geringfügig; doch wirkt sich eine solche Gestaltungskraft darin aus, daß erst jetzt das volle Leben durch die Strophen flutet, z. B. durch Strophe 9, in der sich ein hinreißender Schwung der neuen Erkenntnis und eine freudige Aufgeschlossenheit für die Welt kundtut.

Die Umarbeitung ist der Form, dem Inhalt und dem Stil zugute gekommen. Die Dichtung hat einen einheitlichen, gehobenen Grundton und eine edle Reinheit erhalten.

Kapitel II.

Analyse der Komposition.

Diese zeigt die Dichtung als einen kunstvollen Bau. In den Anfangsstrophen deuten die von Stufe zu Stufe schwerer wiegenden Momente auf einen erhabenen Vorgang voraus. Im „Zwiegespräch“ wird ein zart verwobenes seelisches Leben fühlbar, dessen Verlauf in der Steigerung von Selbstüberhebung zu reinem Menschentum des Dichters einen notwendigen Charakter trägt. Das harmonische Gefüge der Komposition erhält durch die doppelte Orientierung der Strophen 4, 7, 10 die Züge einer strengen Architektonik. Einheitlichkeit und Notwendigkeit bilden die Haupteigentümlichkeiten des Aufbaus.

Kapitel III.

Die Elemente der inneren Entstehungsgeschichte.

1. Der Gang der Untersuchung. Die Aufgabe einer inneren Entstehungsgeschichte besteht bei der „Zueignung“ darin, die schöpferische Arbeit bis zum ersten schriftlichen Niederschlag zu ermitteln. Der Mangel an urkundlichen Zeugnissen zwischen dem Auftauchen der Idee und der ersten Niederschrift lenkt das Augenmerk auf die Frage, ob aus literarischen Anregungen Zwischenglieder herausgeschält werden können, die die „Zueignung“ haben formen helfen.

2. Goethes Entwicklung von 1775–86 als seelisches Erdreich der Dichtung. Ergebnis: Beruf, wissenschaftliche Studien, Hofleben, Erziehertätigkeit am Herzog und die Liebe zu Frau von Stein wirkten in ihm zusammen zu Selbsterziehung, Selbsterkenntnis und Entsagung. Sie gaben ihm die Wendung vom ethischen und künstlerischen Individualismus der Sturm- und Drangzeit zur Hingabe seines Wesens an seine Aufgaben, zur Objektivität; vom sich Ausleben in Genuß und Tat zu freudigem Dienst an seinen Freunden und an der Gesamtheit als Staatsmann, Mensch und Dichter; von promethidenhaftem Übermenschentum zu kindlicher Verehrung der „unbekannten, höheren Wesen“, zur Mäßigung seiner Leidenschaft, zu männlicher Selbstbescheidung. Der Mensch Goethe wurde der in sich klare, reife Mann, der Dichter der Klassizist und Objektivist. Frau von Stein hat an der Heranbildung eines reinen Menschentums in ihm den stärksten Anteil. In der Hingabe an sie findet Goethe sein wahres Selbst. Die ersten zehn Jahre in Weimar waren die entscheidende Wende in seinem Leben.

3. Der Ausgangspunkt der Konzeption: die „Idee“ des Saaletales. Die Konzeption ging aus von dem Erlebnis der Morgenfrühe und des Nebelspiels im Saaletale, das in der Dichtung das Stimmungsmotiv bildet. Die Grundidee enthält eine Doppelheit: 1) das plastisch-dramatische Motiv einer Göttin, die aus den Wolken tritt und ihn zum Dichter weiht. Indem das Motiv auf den Boden seines inneren Erlebens fiel und mit ihm verschmolz, nahm es die Züge der geliebten Frau an und wurde ihm bedeutungsvoll; 2) das reflektive Motiv: Die innere Frucht seiner Gemeinschaft mit Frau von Stein trat dem Dichter vor die Seele, und der Gedanke der Lebenswende, in der er stand, wurde fruchtbar. Ihr Bild war die hinter dem plastisch-dramatischen und reflektiven Motiv stehende Erlebniseinheit, es war der Lebensquell, der die Idee mit Triebkraft füllte. Der Ausgangspunkt der Konzeption trug auch den Charakter eines Selbstgerichts. Wie zwischen dem plastisch-dramatischen und dem reflektiven Motiv nahe Beziehungen bestanden, so auch zwischen dem Stimmungsmotiv und dem reflektiven: Im Kampf zwischen Nebel und Sonne und in dem endlichen Sieg der Sonne konnte Goethe sein Ringen mit Leidenschaft und Chaos und sein Durchdringen zur Klarheit im Sinnbild sehen. Welches von den Motiven im Geiste des Dichters das ursprüngliche war, kann nicht entschieden werden. In Analogie mit der Konzeption des Prometheusdramas (Dichtung und Wahrheit,

15. Buch) läßt sich als das eigentlich Schöpferische der Idee die Umsetzung des Grunderlebens in das Sinnbild der Göttin erkennen.

4. Das Formwerden der Komposition.

a) Die Konzeption des Zwiegesprächs. Aus dem in der Grundidee enthaltenen Selbstgericht über seine Jugend, aus dem Zusammenschauen der Göttin in Wolken mit Frau von Stein, aus der dichterischen Eigenart Goethes, sein Wesen zu spalten, entsprangen Schaffenstendenzen auf ein Zwiegespräch. Dazu kam eine literarische Anregung: das im Herbst 1783 und Frühjahr 1784 im Tiefurter Journal erschienene „Traumgespräch"[1]) zwischen göttlicher Gestalt und Jüngling. Es war jedoch kein fremdartiges Element, sondern brachte nur ähnliche Gedankengänge aus des Dichters Erleben und Schaffen in Fluß und entwickelte sie weiter. Die Unbestimmtheit der allegorischen Frauengestalt in der „Zueignung" rührt zum Teil von der in ihrer Bedeutung schillernden „Gestalt" des „Traumgesprächs" her. Damit ist die Frage nach den Zwischengliedern beantwortet.

b) Der Einfluß der Odysseeszene. Die Ansicht von Maaß[2]), daß Goethe die Szene von der Heimkehr des Odysseus „nachgebildet"[3]) habe, wird zurückgewiesen. Es bleibt nur die Möglichkeit, daß die szenarische Gestaltung durch den verhüllenden Nebel, welche die Bühne für das Zwiegespräch schafft, aus Homer stammt.

5. Herkunft und Entwicklung der Motive.

a) Das landschaftliche Motiv. An Hand von Goethes Briefen wird gezeigt, daß das Motiv auf Grund einer großen Anzahl von Natureindrücken geschaffen ist, die der Dichter meistens auf der Schweizerreise 1779 empfing. Dort wurde sein Geist mit den in der „Zueignung" herausgestalteten Anschauungen gesättigt. Durch das häufige Beobachten und Zeichnen prägten sich die Landschaftsstimmungen so tief und klar ein, daß sie jederzeit zu dichterischer Verwendung bereit lagen. Eine bis in Einzelheiten des Ausdrucks gehende Verwandtschaft mit dem Kampfe zwischen Nebel und Sonne in der „Zueignung" zeigt die Schilderung der Wanderung ins Wallis am 6. November 1779[4]). Eine Nachwirkung solcher Erlebnisse bildet eine Prosastelle im Tiefurter Journal[5]).

---

1) Tiefurter Journal S. 310 u. 321.
2) „Goethe und die Antike" S. 131.
3) Maaß S. 135.
4) Briefe Nr. 865.
5) In der Vorrede zu der Erzählung „Der Hausball" 6. Stück S. 50.

b) Das plastische Motiv wird auf verschiedene Quellen zurückgeführt, von denen besonders Wielands Schriften zu nennen sind. Die dichterischen Ausprägungen bei Goethe werden betrachtet. In der Gestaltung des Motivs in der „Zueignung" werden charakteristische Züge der Frau von Stein nachgewiesen, die sich auch sonst in Goethes Gedichten finden. Sie darf jedoch nicht mit der Göttin gleichgesetzt werden. Aus dem urprünglichen Zweck der „Zueignung" ergab sich die Notwendigkeit einer Umformung ihres Bildes zur Allegorie.

c) Das Schleiermotiv war schon vor Goethe, besonders von Wieland, häufig gebraucht. Es erweist sich in verschiedenen Abwandlungen als lebendiges poetisches Gemeingut der Weimarer Hofgesellschaft, soweit sie am Tiefurter Journal teil hat. Ein Beitrag des Fräuleins von Werthern (vor Entstehung der „Zueignung") deckt sich mit Goethes Verkörperung [1]). Platonische Gedanken, die durch Wieland vermittelt waren, wirkten bei der Gestaltung des Motivs mit.

d) Quelle des reflektiven Motivs sind die Rückblicke Goethes auf sein Leben, die sich oft in Briefen und Tagebüchern niederschlugen. Sie sind Ausdruck seiner Selbsterziehung. Dichterischen Niederschlag fanden sie vor der „Zueignung" besonders in dem Gedicht „Ilmenau".

6. Die Stanzen „Für ewig" und „Gewiss, ich wäre schon so ferne, ferne" erscheinen vom Standpunkt des Entstehungsprozesses als Nebenschößlinge, in denen sich das Grunderleben reiner verkörpert als in der Mutterdichtung, da es sich in ihnen ungehindert von der typisierenden Kraft des Aperçus ausleben kann.

7. Die Betrachtung der Notwendigkeit der äußeren Form muß von der Konzeption der „Geheimnisse" ausgehen. Es zeigt sich, daß sich Goethe die von außen an ihn herangetragene Form innerlich zu eigen zu machen verstand. Sie ist ein Zeichen seiner künstlerischen Selbsterziehung. Der Gehalt der „Zueignung" kam der strengen, harmonischen Form entgegen.

Kapitel IV.
Die Deutung der göttlichen Gestalt.

Die bisherigen Deutungen der göttlichen Gestalt befriedigen nicht. Sie fassen die Allegorie zu eng begrifflich oder lösen sie in persönliches Erlebnis Goethes auf (Litzmann). Im Gegensatz

1) Tiefurter Journal S. 305: „Dumpfheit" aus dem „Alphabet der Liebe".

dazu wird die Göttin als „Wahrheit“ im Sinne des Göttlichen aus Goethes Wesen und Lebensorganismus erwiesen. Auch die Entstehungsgeschichte bietet diese Lösung dar: 1) In Vers 30 stand in der ersten Fassung „ein Göttliches“ statt „ein göttlich Weib“. 2) Das Gedicht war ursprünglich als Einleitung des religionsphilosophischen Epos »Die Geheimnisse« bestimmt. 3) Frau von Stein, in der Goethe Göttliches verehrte, wirkte auf die Dichtung.

Bei dieser Deutung lösen sich die Widersprüche. Auch der Schleier — besonders das durch „Morgenduft“ symbolisierte mystische Element der Dichtung — bestätigen sie.

Kapitel V.

Versuch eines Wiederaufbaues des schöpferischen Prozesses.

Es wird versucht, den schöpferischen Prozeß aus den erkannten Elementen wieder aufzubauen. Er verläuft in drei Akten: der erste Akt enthält die bewegenden Kräfte der Dichtung, das Grunderleben, die Idee und das Aperçu, das in dem allegorisch-symbolischen Element gesehen wird. Denn durch die Umformung der Geliebten zur „Wahrheit“ trat der Dichter aus dem individuellen Dasein ins Licht einer universalen Idee. Trotzdem das Aperçu in dem religionsphilosophischen Gedankenkreise einen guten Nährboden fand, behaupteten sich die persönlichen Elemente in so starkem Maße, daß das allegorische nicht mit ihm zu vollkommener Einheit verschmelzen konnte. Der zweite Akt umfaßte das innere Formwerden der Komposition bis zum schriftlichen Niederschlag. Bei der Konzeption des Zwiegesprächs war das „Traumgespräch“ förderlich; das Kompositionsschema der Odysseeszene wirkte auf die szenarische Gestaltung. Die schon lange bedachte äußere Form klärte Stoff und Gehalt. Der Kern des Erlebens fand in den beiden einzelnen Stanzen eine letzte Ausprägung. Der dritte Akt des Entstehungsprozesses ist die Umgestaltung zur klassischen Form (siehe Kap. I).

Anhang I.

Zur Kontroverse über die Einordnung der einzelnen Stanzen.

Die Einordnung der einzelnen Stanzen in die „Zueignung“ führt zu keinem befriedigenden Ergebnis. Die Frage löst sich vom Standpunkt des schöpferischen Prozesses so, wie sie Goethe ge-

löst hat: Er schied sie aus; „Für ewig“ ließ er an anderer Stelle drucken.

Anhang II.

Die „Zueignung“ als Symbol für das psychische Erlebnis eines schöpferischen Aktes.

Die Bedeutung der »Zueignung« vor den Werken als Lebensüberschau und Programm von Goethes Schaffen genügt nicht. Die Worte an Herder: „Es (das Gedicht) scheint mir auch hier (an der Spitze der Werke) paßlich und schicklich und zugleich auch sonderbar und so mag es hingehn“ deuten darauf, daß Goethe noch mehr in das Werk hineinlegen wollte. Es wird daher versucht, die Dichtung als Symbol für das psychische Erlebnis eines schöpferischen Aktes zu deuten. Die beiden Grundzüge schöpferischer Tätigkeit und erfüllenden Lebens überhaupt: Einsamkeit und Aufgeschloßenheit, Sammlung und Bejahung, Für-sich-leben und Für-die-Brüderleben sind klar zum Ausdruck gebracht.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

DEUTSCHE PHILOLOGIE.

JAHRGANG 1921
Nr. 20.

OTTO STEMPELL
aus Hannover,
geboren 26. Januar 1898 zu Hannover.

Das Verhältnis Johannes von Müllers zu Goethe und Schiller.

Referent: Prof. Weißenfels.
Tag der mündlichen Prüfung: 20. Juli 1921.

Die volle Dissertation ist, in Maschinenschrift geschrieben, von der Universitäts-Bibliothek in Göttingen und der Staatsbibliothek in Berlin leihbar.

Der Schweizer Historiker Johannes von Müller (1752—1809) ist bisher von der Literaturgeschichte nicht gebührend beachtet worden, obwohl schon allein seine Schweizergeschichten genug Veranlassung bieten.

Er stand mit vielen bedeutenden Dichtern und Denkern seiner Zeit im Gedankenaustausch. Schon von Göttingen aus trat er 1771 als junger Student in Beziehung zu Gleim und dem Halberstädter Kreise, mit welchem er bald warme Vaterlandsliebe, Neigung zum idyllisch-patriarchalischen Leben und tiefe Religiosität teilte.

Von Göttingen aus knüpfte er 1772 auch mit Nicolai an, an dessen allgemeiner deutscher Bibliothek er mitarbeitete, und in die er einen frischen lebendigen Geist hineintrug. Nicolai schulte den Stil des jungen Journalisten, wies ihn immer wieder auf Fehler hin und ebnete die Wege für seine Laufbahn.

1773 forderte ihn Wieland zur Mitarbeit am „Merkur" auf. Die ersten Fäden zum Kreise von Weimar waren geknüpft. Die Beziehungen Müllers zu Wieland waren allerdings nie besonders intim.

Bedeutend herzlicher gestaltete sich das Verhältnis zu Herder. Beide hatten ungefähr die gleiche Entwicklung durchgemacht, von der Aufklärung hin zu einer tieferen gefühlsmäßigen Auffassung von Geschichte, Kultur, Gott und Welt. So boten sich der ge-

meinsamen Interessen genug: Die Begeisterung für Ossian, Homer und Firdusi, eine tiefe Frömmigkeit und echtes, warmes Nationalempfinden. In der Geschichtsauffassung beider waltete das Prinzip der Gesetzmäßigkeit. Beide durchdringen die Historie philosophisch, bei Müller allerdings überwiegt das politisch-nationale Interesse.

Indem die Einleitung die eben erwähnten Beziehungen kurz erörtert, berührt die Abhandlung selbst Probleme, welche Müllers Behandlung durch einen Literarhistoriker wünschenswert erscheinen lassen. Im übrigen beschränkt sie sich auf die Beziehungen Johannes von Müllers zu Goethe und Schiller.

Bei Goethe und Müller sind manche Ähnlichkeiten in der natürlichen Anlage und Bildung zu erkennen. Beide waren universale Geister, tätig im Reiche der Ideen und im praktischen Leben.

So faßte Goethe schon ziemlich früh eine freundschaftliche Neigung für Müller. Sein erster erhaltener Brief an ihn stammt aus dem Jahre 1782, in welchem beide auch in Weimar zusammen waren. Nach fünfzehnjähriger Unterbrechung trafen sie sich wieder auf Goethes Schweizerreise 1797. Über den Gesprächsstoff ist leider nichts bekannt.

1803 forderte Goethe Müller zur Mitarbeit an der Jenaer Allg. Literatur-Zeitung auf. Müllers Kritiken zeichnen sich durch ungewöhnliche Objektivität aus; an Hand einer Analyse geben sie meist eine Charakteristik des zu besprechenden Werkes, die hier und da von politischen, geschichtsphilosophischen und allgemeinen Reflexionen unterbrochen wird.

Im Januar bis Februar 1804 war Müller einige Wochen in Weimar. Besonders häufig weilte er bei Goethe, welcher immer wieder seine hervorragenden historischen Kenntnisse bewunderte. Nur auf kurze Zeit waren sie 1807 noch einmal zusammen.

Wichtig sind zwei Arbeiten Goethes, welche der Bekanntschaft mit Müller ihre Entstehung verdanken.

In der J. A. L. Z. erschien 1806 eine Kritik Goethes zu einer Selbstbiographie Müllers, die als eine kleine Programmschrift zu Goethes Dichtung und Wahrheit angesehen werden kann. Wenn Goethe tadelte, daß Müller sich „viel zu isoliert dargestellt“ habe, und ihm für eine weitere Ausarbeitung anriet, sich selbst als Mittelpunkt in einen Kreis von Menschen zu stellen, „die wir sonst selbst als Mittelpunkt zu betrachten gewohnt sind“, so waren das Gesichtspunkte, unter welchen Goethe selbst später seine „Dichtung und Wahrheit“ schreiben wollte.

Wichtig ist auch die Goethesche Übersetzung der vielgeschmähten Rede Müllers über den Ruhm Friedrichs II., weil sie Einblicke in Goethes Übersetzertätigkeit gewährt. Er verstand es, außerordentlich geschickt, hie und da über das französische Original hinausgehend, die Sprache plastisch und kräftig zu gestalten, wie einige Proben zeigen. Die Übertragung ist das Werk eines Dichters. Die wenig bilderreiche Sprache des Originals wurde bei Goethe farbenreicher, hie und da allerdings auch umständlicher. So erhält das Werkchen eine spezifisch Goethesche Note.

Besonders interessant für den Literarhistoriker ist die Aufgabe, das Verhältnis des Goetheschen Tellplanes zu den Schweizergeschichten zu untersuchen. Die leitende Idee muß mit der Auffassung Müllers in Verbindung gebracht werden. Goethe wollte seinen Tell plastischer gestalten, und im Einzelnen ging sein Entwurf zu einer Charakteristik Tells und Geßlers weit über die Darstellung des Historikers hinaus, so daß eine direkte Abhängigkeit nicht zu erweisen ist.

Neben wenig bekannten Urteilen Goethes über Müller und dieses über jenen, gibt die Arbeit den Inhalt von vier bisher ungedruckten im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar befindlichen Briefen Müllers an Goethe wieder.

Liegen die persönlichen Beziehungen zwischen Goethe und Müller ziemlich klar, so ist das bei Schiller und Müller nicht der Fall trotz erneuter Nachforschungen in den Archiven. Jedenfalls werden die Beziehungen nicht besonders vertraute gewesen sein, da alle erneuten Bemühungen, Spuren eines Briefwechsels zu finden, vergeblich gewesen sind.

Zwar wußte Müller in einer Rezension Schillers „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges" vollauf zu schätzen, aber abgesehen von Tell und den Räubern äußerte er sich nirgends über Schillers Dramen. Im Jahre 1804 waren beide in Weimar zusammen. Bald scheint das gegenseitige Interesse, wohl durch Schillers Arbeit am Tell gefördert, stärker geworden zu sein. Besondere Bedeutung für Schiller haben Müllers Schweizergeschichten, welche der Dichter 1803 für seine Bibliothek erwarb. Vielleicht darf vermutet werden, daß Schiller schon bei Abfassung seiner historischen Schriften die Werke Müllers gekannt hat. Ein tiefgehender Einfluß ist jedenfalls nicht festzustellen, so daß die vorliegende Arbeit nur kurz in einem Nachtrag den Abfall der Niederlande zu den Schweizergeschichten in Beziehung setzen konnte.

Die Komposition des Wilhelm Tell dagegen steht deutlich unter dem Einfluß der Schweizergeschichten, in welchen das Volk den Hauptgegenstand der Darstellung bildet. So wurde auch Schillers Schauspiel — wesentlich unter dem Eindruck des Müllerschen Werkes — ein Volksdrama im eigentlichen Sinne. Allerdings gelingt es Schiller nicht, diese Idee ganz durchzuführen. Der naive Zuschauer wird immer den Eindruck haben, mit veranlaßt durch den Titel des Dramas, daß Tell der eigentliche Held ist.

Dieser Zwiespalt in der Komposition findet sich schon bei Müller, welcher Tell nicht an die Spitze der Bewegung stellt und nur wenig von ihm berichtet, ja am Schluß des ersten Bandes (I, 614) es sogar für nötig hält, Tells Tat zu verteidigen, aber andererseits doch ihre Bedeutung in einer Anmerkung betont. Die Komposition der Tellhandlung durchbricht also nicht die Gesamtauffassung, wie sie dem Dichter durch den Historiker inspiriert ist, findet aber ihr eigentliches Vorbild in der Chronik Tschudis, welcher Tell plastischer zeichnet als der spätere schweizerische Geschichtsschreiber.

Im Einzelnen hat Müller gerade für diese „Nebenhandlung" eine Fülle von Zügen geliehen, so daß für sie der Quellenwert der Schweizergeschichten schärfer betont werden muß, als es Düntzer, Kettner und Walzel getan haben.

Für die Darstellung der politischen Verhältnisse bilden die Schweizergeschichten Schillers wertvollste Quelle. Bis in die kleinsten Einzelheiten läßt sich zwischen Schiller und Müller der Zusammenhang verfolgen. Ohne ein einziges wichtiges Motiv außer acht zu lassen, folgt der Dichter dem Historiker. In erster Linie entsprechen die Anschauungen Berthas und Attinghausens den Ideen Müllers. Mit besonderer Liebe zeichnet Schiller die Figur des alten Attinghausen, welcher mit seiner Liebe zum Vaterlande und zur angestammten Freiheit, seiner Liebe zum Volk und zu seinen altväterlichen Sitten ohne Zweifel Müller als Lebensurbild hat.

Die große Aktion der Befreiung beginnen die Eidgenossen im Vertrauen auf Gott, welcher nach Müller über ihnen wacht. So leben sie nach altem Brauch und eigenem Gesetz, immer die uralte Überlieferung der Freiheitsrechte betonend, wie Müller.

Die Rechte der Eidgenossen sind unveräußerlich. Freiwillig haben sie den Schutz der Kaiser gewählt, niemand kann sie unter fremde Herrschaft zwingen. Nur durch fremde Willkür werden die Schweizer zur Empörung getrieben, welche aber, wie Schiller

und Müller nachdrücklich betonen, sich ganz und gar auf legalem Boden bewegt.

Wie Müllers Schweizergeschichten betont auch der Dichter immer wieder die Einheit der Schweiz.

Die Ideen Müllers haben ihren stärksten Niederschlag in der Rütliszene Schillers gefunden, in welcher für die allgemeinen Probleme und Tendenzen allein Müller als Quelle nachgewiesen ist; wie sie überhaupt für die Quellenscheidung am interessantesten ist, so daß sie einen bedeutenden Raum in dieser Darstellung beansprucht.

Die Ideenverbindung zwischen Müller und Schiller wird im zweiten Teile des Wilhelm Tell, etwa von der Rütliszene ab, mit Ausnahme der Attinghausen- und Bertha-Szenen lockerer. Am Schluß des Tell allerdings wird sie wieder etwas stärker.

Auch für die Szenerie im Tell und Naturschilderungen im Einzelnen ist Müller von Schiller benutzt worden.

Aus allem erhellt, daß Müller die Hauptquelle für Schillers Schauspiel darstellt. In der Handlung ist der Dichter, falls Tschudi und andere Geschichtsschreiber als Quelle gleichwertig nebeneinanderstehen, immer Müller gefolgt und nur dann abgewichen, wenn die Angaben der anderen Quellen über Müller hinausgehen.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

DEUTSCHE PHILOLOGIE.

JAHRGANG 1921
Nr. 21.

MARIANNE WYCHGRAM
aus Lübeck,
z. Zt. Assistentin des Kunsthistorischen Seminars der Universität Göttingen,
geb. 21. Juli 1888 zu Leipzig.

Studien zur Geltung Quintilians in der deutschen und französischen Literatur des Barocks und der Aufklärung.

Referent: Prof. Weißenfels.

Tag der mündlichen Prüfung: 12. März 1919.

Die Dissertation ist als solche vollständig im Druck erschienen, außerdem gleichzeitig in Buchform als Heft 803 von Friedrich Mann's „Pädagogischem Magazin", Langensalza 1921, Verlag Hermann Beyer und Söhne. Dissertationsexemplare leihbar von der Universitätsbibliothek Göttingen und der Staatsbibliothek Berlin.

Die Abhandlung ist bestimmt an einer bis jetzt fehlenden Untersuchung der Geltung Quintilians für das deutsche Geistesleben des 17. und 18. Jahrhunderts, soweit es in der Literatur zum Ausdruck kommt, mitzuarbeiten. Die Darstellung dieser Geltung soll zugleich Selbstzweck sein — als ein Einzelbeitrag zu dem größeren Thema des Nachlebens der Antike — zugleich Mittel zum Zweck: an der Art und Weise wie Quintilian beurteilt und wie sein Werk benutzt worden ist, wird versucht, die Abwandlung der literarischen Stile des genannten Zeitraums und ihre Eigenart indirekt zu charakterisieren.

Um die Tatsache der postumen Wirksamkeit Quintilians zu erklären wird eine kurze Charakteristik seiner Persönlichkeit und eine Analyse seiner „Institutio oratoria" gegeben. Betont wird dabei einerseits das Zusammenwirken langer und umfassender praktischer Erfahrung des Autors mit sicherem ästhetischen Geschmack und entwickelter Psychologie, andrerseits der weit gespannte Umfang der behandelten Stoffgebiete, das Eintreten für

eine gesunde Mittellage des Stils, die gleichmäßig gegen die Extreme des Asianismus wie des Attizismus gerichtete Tendenz.

Zur klaren Herausarbeitung der besonderen Bedeutung Quintilians für die im Thema genannten Epochen erwies es sich als notwendig, sie in eine längere Strecke historischen Verlaufes einzugliedern und eine Skizze seiner Geltung im Mittelalter und in der Renaissance voraufzuschicken. Durchweg ist in erster Linie die Stellung führender und repräsentativer Persönlichkeiten zu dem antiken Rhetoriker ins Auge gefaßt worden; daneben werden aber zur Vervollständigung des Bildes auch solche Autoren herangezogen, denen das Urteil ihrer Zeitgenossen größere Bedeutung zuschreibt als das unsere.

Die Einzelergebnisse der Untersuchung als Punkte zu einer Linie zusammengereiht ergeben für die Geschichte der Einwirkung Quintilians in der deutschen Literatur eine Kurve, die, 1416 mit Poggios Auffindung der Institutio-Handschrift beginnend, sich bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts in aufsteigender Linie bewegt, bis in das erste Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts fällt, um vom zweiten bis zum fünften Jahrzehnt wieder stark anzusteigen und sich dann bis zum Ausgang des Jahrhunderts in der erreichten Höhenlage zu halten. Das Auf und Ab in der Geltung Quintilians wird aus dem Zusammenwirken zweier Faktoren erklärt: durch Inhalt und Eigenart der „Institutio oratoria“ und durch den Zeitgeschmack der einzelnen Epochen, der die Stellungnahme zu ihr bedingt. Die Forderungen der Institutio entsprechen etwa dem allgemeinen Lebensideal der „μεσότης“, d. h. moralischer und ästhetischer Gleichgewichtslage und Harmonie. So erweist sich für die Zeiten, da diese Ideale das Kunstwollen bestimmten, der Einfluß Quintilians als lebendig, die Schätzung, die er genoß, als beträchtlich: zunächst für die Periode des Eindringens und der Herrschaft der Renaissance-Stillehre in unserer Kultur. Die Arbeit geht — nach einem kurzen Rückblick auf die Bedeutung Quintilians für das frühe Mittelalter (z. B. den hl. Hieronymus) — dieser Tatsache nach bei Petrarca, Laurentius Valla, Boccaccio, in der Kunsttheorie Lionardos und in der Dialektik des friesischen Humanisten Rudolph Agricola. Ein Zeugnis verbreiteter Quintiliankenntnis in jener Zeit ist ferner der Umstand, daß die Gestalt des Rhetorikers gelegentlich auch in der bildenden Kunst Objekt der Darstellung wird: vgl. die Holzplastik Jörg Syrlins im Chorgestühl des Ulmer Münsters. Melanchthon und Luther bieten zahlreiche Belege für eine Beeinflussung durch Quintilian, die als sehr beträchtlich noch für den

deutschen Grammatiker der Renaissance, Valentin Ickelsamer, aufgezeigt wird. Als besonders stark erweist sie sich bei Opitz.

Sie mußte fallen mit dem Einsetzen einer gegenläufigen Geschmacksrichtung: mit dem Barock. Die Rücksicht auf starke, erregende Wirkung, auf das „Ungemeine“, nicht mehr die von Quintilian empfohlene „per medium via“, ist Orientierungspunkt dieses expressionistischen Stiles, dessen deutlichste Auswirkung in unserer Literatur der „Asianismus“ der zweiten schlesischen Schule bildet. Der Beginn der Abwendung von Quintilian wird bei Schottel dargestellt und in seinen weiteren Phasen bei Morhof, Schröter, Grübel und Weise verfolgt. Der Zittauer Rektor wird im Gegensatz zu dem sonst in der deutschen Literaturgeschichte üblichen Brauch mit näherer Begründung nicht der Aufklärung, sondern dem Barock zugezählt.

Bei den frühesten Aufklärungsstilistikern, deren Wirken in der Sache Reaktion gegen die Kunstlehre des Barock bedeutet, bei den Leibniz, Uhse, Bödiker-Frisch, Longolius, Neukirch ergibt die Untersuchung, daß der zu erwartende Rekurs auf Quintilian fehlt. Die Erklärung wird darin zu sehen sein, daß sie noch formal von der gelehrten Mode des Barocks bestimmt waren.

Das neue Einsetzen der Geltung Quintilians im zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts wird als in unserer deutschen Literatur nicht vorbereitet erwiesen und in der Hauptsache auf den Strom literarischer Anregung aus Frankreich zurückgeführt. Ein Rückblick auf die klassischen Schriftsteller des Zeitalters Ludwig XIV. zeigt, daß dort die aktuelle Bedeutung Quintilians nicht durch einen extremen Barockgeschmack unterbrochen worden war. Die Arbeit weist bei Racine und Lafontaine, bei den Rhetorikern Lami und Rapin, bei den Teilnehmern an der weithin wirkenden „Querelle des Anciens et des Modernes“ und, besonders eingehend, bei Rollin und Du Bos nach, daß die Geltung Quintilians sich dort in hohem Maße lebendig erhalten hatte. Der Einfluß der beiden letztgenannten eröffnete für unsere Literatur eine neue Aera Quintilians. Für diese Behauptung liefert ein Überblick über die steigende Zahl der Ausgaben der „Institutio oratoria“, welcher, das Schema der historischen Darstellung durchbrechend, bis zum Abschluß des Jahrhunderts ausgedehnt wird, den allgemeinen Beweis. Im einzelnen wird er geführt durch die Untersuchung der Geltung Quintilians für Fabricius und Hallbauer, für Gottsched und Breitinger, — hier wird die Darstellung zu einer eingehenden Charakteristik und Kontrastierung der beiden einflußreichen Theo-

retiker — für Simonetti, Peucer und kleinere Rhetoriker. Auf ihr Verhältnis zu Quintilian werden ferner betrachtet: die Begründer der deutschen Ästhetik Baumgarten und G. F. Meier; sodann der regsame Kreis der „Bremer Beyträger“, unter denen Joh. Elias und Joh. Ad. Schlegel, Rabener und — als der einflußreichste — Gellert besondere Beachtung finden. Die Darstellung schreitet fort zu der Schätzung, die Quintilian bei Friedrich dem Großen genoß, und zu deren Wirkung in die Praxis. Für Thomas Abbt, für Löwen, den Theoretiker der Schauspielkunst, weiter für Hogarth und Anton Raphael Mengs, für Winckelmann, Lessing, Eschenburg, Sulzer, Wieland, für den Popularphilosophen Garve wird die Bedeutsamkeit Quintilians nachgewiesen. Ihren Abschluß findet die Untersuchung der Geltung des antiken Rhetors für die deutsche Aufklärung in der Erörterung seines sehr starken Einflusses auf Joh. Christ. Adelung. In seinem Werk hat die seit Beginn des 18. Jahrhunderts für unsere Sprache, für unseren Stil, für unsere Kunstanschauung überhaupt von der Aufklärung geleistete Arbeit ihre Kodifizierung erfahren. Durch seine Schriften, die Goethe und Schiller in ausgedehntem Maße benutzten, sind die Ergebnisse der sprachlich stilistischen Theorie der Aufklärung für unsere klassische Literatur und damit — indirekt — bis an die Gegenwart heran fruchtbar geworden.

Die Untersuchung ergibt, daß die große literarische Leistung der Aufklärung: die Ausbildung einer deutschen Prosa »des guten Verstandes«, eines klaren, deutlichen, anschaulichen und sachgemäßen Stils, der dabei auch den Forderungen der Euphonie, des Rhythmus und der Urbanität gerecht wird, kurz: der Stil unserer klassischen Zeit nicht ohne das lebendige Mitwirken der Antike, nicht ohne wesentlichen Anteil Quintilians zustande gekommen ist. So hieße es einen bedeutsamen Faktor dieser literarischen wie auch der allgemein-künstlerischen und pädagogischen Entwicklung des 18. Jahrhunderts übersehen, wenn man die Geltung Quintilians und ihre historische Abwandlung in Barock und Aufklärung nicht in Betracht zöge.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

MITTLERE UND NEUERE GESCHICHTE.

JAHRGANG 1921 Nr. 22.

KARL BODE
aus Hesel (Ostfriesland).

Ostfrieslands Schiffahrt und Handel insbesondere während der preußischen Regierung 1744—1815.

Referent: Prof. Max Lehmann.
Tag der mündlichen Prüfung: 12. März 1921.

Die volle Dissertation ist, in Maschinenschrift geschrieben, von der Universitäts-Bibliothek in Göttingen und der Staatsbibliothek in Berlin leihbar.

Vorbemerkung: Diese Abhandlung bildet Teil III einer größeren Arbeit: Ostfriesland beim Anfall an die Krone Hannover, ein Überblick über die wirtschaftliche Entwicklung Ostfrieslands insbesondere während der preußischen Regierung (1744—1815).

EINLEITUNG: DIE NATÜRLICHEN BEDINGUNGEN. EMDEN. KURZE GESCHICHTE. DIE KONVENTION VON 1744.

Seit den ältesten Zeiten haben die Friesen die Meere befahren, so lange sie überhaupt an der germanischen Nordsee sitzen.

Ostfrieslands Lage am Meer, an der Mündung der Ems und die Beschaffenheit seines Bodens drängten stets auf Wasserverkehr hin. Aber es war eingekeilt zwischen Häfen, die von Natur weit mehr begünstigt waren: zwischen Hamburg-Bremen und den niederländischen Hafenplätzen. Das natürliche Handelsgebiet der Ems ist äußerst beschränkt, dazu teilweise wirtschaftlich arm. Die geringe Tiefe der Ems oberhalb der ostfriesischen Grenze stand der Entwicklung eines größeren Durchgangsverkehrs zu Wasser hindernd entgegen, schwach bewohnte und unwegsame Moore und Sande erschwerten den Verkehr zu Lande. Über eine territoriale Bedeutung ist deshalb Ostfrieslands Schiffahrt und Handel

nur hinausgewachsen in Zeiten, wo politische Verhältnisse die von Natur gegebenen Verhältnisse verschoben.

Die Geschichte von Ostfrieslands Schiffahrt und Handel ist die Geschichte der Stadt Emden. Erst seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist Leer als Wettbewerber hervorgetreten, hat jedoch nicht Emdens Vormachtstellung erschüttern können, zumal der preußische Staat seine Gunst in erster Linie der alten Hafenstadt zuwandte.

Die Blütezeit des Emder Seeverkehrs fällt in die Zeit des niederländischen Freiheitskampfes. Emden gewann damals eine europäische Bedeutung[1]). Das Jahr 1573 bildet den Höhepunkt. Mit dem Aufhören der politischen Konjunktur ging die erlangte Bedeutung nach und nach wieder verloren.

Von besonderer Wichtigkeit war die Anwesenheit der niederländischen Emigranten: für die Umbildung der politischen Verhältnisse der Stadt, für die Errichtung eines aristokratischen Stadtstaates. Emden geriet dadurch in scharfen Gegensatz zum Landesherrn und zu einem Teil der Stände. Dieser Gegensatz erleichterte die Annäherung Emdens an Preußen.

Der Große Kurfürst hat Emden als Stützpunkt seiner maritimen und als Ausgangspunkt seiner kolonialen Pläne benutzt. Mit Friedrich dem Großen schloß die Stadt kurz vor Aussterben der einheimischen Dynastie einen Sondervertrag[2]) wegen Anerkennung der brandenburgischen Lehensnachfolge und wegen Sicherstellung der Emder Vorrechte und Förderung der Emder Handelsinteressen. Seine politischen Privilegien hat Emden nach einigen Jahren trotzdem aufgeben müssen.

A. SCHIFFAHRT UND HANDEL IN PREUSSISCHER ZEIT (1744—1806).

Die Emder Handlungsgesellschaften.[3])

1. Die asiatische Handlungs-Kompagnie.

Die Gesellschaft erhielt im Octroi vom 8. Juli 1751 große

---

1) B. Hagedorn, Ostfrieslands Handel und Schiffahrt im 16. Jahrh.; Ostfrieslands Handel und Schiffahrt von Ausgang des 16. Jahrh. bis zum Westfälischen Frieden; Abhandlungen zur Verkehrs- und Seegeschichte Bd. III und VI. Berlin 1910 u. 1912.

2) O. Schüßler, König Friedrichs des Großen Vertrag mit der Stadt Emden. Veröffentl. i. d. Beilage z. Jahresbericht d. Kgl. Wilh. Gymnasiums zu Emden. Emden 1901.

3) V. Ring, Asiatische Handlungscompagnien Friedrichs des Großen. Berlin 1890.

Vorrechte, auch öffentlich-rechtliche Befugnisse. Es war eine Art Bündnis zwischen Staat und privater Wirtschaft. Der Zweck war die Aufnahme eines unmittelbaren ozeanischen Verkehrs mit Asien. Nationale Eifersucht innerhalb der Gesellschaft und Widerstand der englischen und niederländischen Handlungsgesellschaften erschwerten den Anfang. Trotzdem war das Unternehmen nicht gerade unglücklich. Der Ausbruch des siebenjährigen Krieges machte der Gesellschaft ein Ende.

2. Die Bengalische Handlungs-Kompagnie.

Das Octroi datiert vom 21. Januar 1753. Über der bengalischen Handlungsgesellschaft hat von vornherein ein Unglücksstern gestanden. Das aus englischem Besitz angekaufte erste Kompagnieschiff wurde gleich bei der Ausfahrt aus England von den Engländern beschlagnahmt. Das zweite Schiff strandete auf einer Sandbank in der Gangesmündung. Untreue der Besatzung. Ein drittes Schiff holt die Trümmer. Monstreprozeß gegen den Superkargo Thierion de Chanlay.

3. Fruchtlose Versuche nach dem siebenjährigen Kriege.

Der König verwendet sich mit großem Eifer für die Wiederbelebung des Asienhandels. Er verleiht einen Freiheitsbrief an einen Teilhaber der ehemaligen Asiatischen Handlungsgesellschaft. Aber, indem er selbst gegen die zugesicherte Ausschließlichkeit handelt, vernichtet er das Zustandekommen. Auch Ausländer sind dem Könige recht. Der fiskalische Gesichtspunkt gewinnt an Stärke. Roubaud erweist sich bald als ein Schwindler. Die anderen Verhandlungen verlaufen ohne Ergebnis. Alle Bemühungen schlugen fehl.

4. Die letzte ostindische Gesellschaft in Emden.

Von Privaten ist der Gedanke des Asienhandels wieder aufgenommen worden. Eine eigentliche Kompagnie ist nicht wieder zustande gekommen.

Die Teilhaber der Vereinigung waren fast alle Ostfriesen. Es sind mehrere Fahrten unternommen worden. Eine größere Bedeutung hat das Unternehmen nicht besessen.

Als Ganzes betrachtet sind die asiatischen Handlungsgesellschaften in der Handelsgeschichte Emdens und Preußens zwar anziehende Abschnitte, aber doch auch nur Episoden, wie die Afrikanische Kompagnie eine gewesen war.

König Friedrich hat seinen Staat am Welthandel teilnehmen, ihn handels- und wirtschaftspolitisch selbständiger machen wollen.

Gründe für das Mißlingen der Handlungsgesellschaften:

Der König hatte keine glückliche Hand: er vermochte nicht das unbedingt notwendige Vertrauen zu erwecken, das Gefühl der Rechtssicherheit. Nach den Kriegen ließ der Geldbedarf des Staates auch die Flagge zur fiskalischen Einnahmequelle werden.

Der siebenjährige Krieg gab dem ersten und gesündesten Unternehmen den Stoß, wirkte störend auf die ganze Entwicklung.

Der Emder Hafen war für den Verkehr großer Schiffe völlig unzureichend.

Die Männer, die sich in den Dienst des preußischen Asienhandels stellten, waren für die große Aufgabe zumeist zu klein.

Der ausschlaggebende Grund für das Mißlingen der Asienhandelspläne liegt in den Gesamtverhältnissen und Gesamtbedingungen, die der preußische Staat darbot. Sein Boden war arm, die Nutzung wenig intensiv, die industrielle und kommerzielle Entwicklung noch in den Anfängen.

Der persönliche Charakter des preußischen Staates hinderte die möglichste Entwicklung von Gewerbfleiß und Handel. Und unter den Kolonialmächten hätte nur eine Seemacht Fuß fassen können.

5. *Die Emder Heringsfang-Kompagnie.*

Größere wirtschaftliche Bedeutung für Emden und längere Dauer als die asiatischen Handlungsgesellschaften hat die Heringsfangkompagnie besessen. Die Gesellschaft wurde vom König sehr gefördert. Im Sinne des Merkantilismus entwickelte sich ein Kampf gegen die niederländische Heringsfischerei. Auf fremden Hering wurde ein wirksamer Eingangszoll gelegt, der Emder Gesellschaft wurden Prämien gewährt. Die Verwicklungen des Jahres 1806 machten diesem Unternehmen, das manchen Gewinn, vielen Arbeit und Verdienst gewährte, ein Ende.

Anhang: Die Emder Bank.

Als überaus segensreich für die wirtschaftliche Entwicklung Ostfrieslands in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert und um die Jahrhundertwende hat sich die Emder Bank erwiesen.

Im Jahre 1765 war zu Berlin eine Giro-, Wechsel- und Leihbank gegründet worden, die Preußische Bank. In den folgenden Jahren wurden in den bedeutendsten Handelsstädten der Monarchie Filialen errichtet, in Breslau, Königsberg, Magdeburg, Stettin und Minden.

Vom 15. Januar 1769 datiert das Octroi, auch in Emden eine Zweigstelle der Berliner Hauptbank einzurichten: wegen der vor-

teilhaften Handelslage des Fürstentums und besonders der Stadt Emden.

Der belebende Einfluß der Bank wird rühmend hervorgehoben. Die Geldbeschaffung und der Geldverkehr wurde erleichtert. Das Dasein der Bank verbilligte den Markt privater Kapitalien. Von außerordentlicher Wichtigkeit wurde die Bank um die Jahrhundertwende, während des Jahrzehnts vom Baseler Frieden bis zum französisch-preußischen Krieg. Auch auf die Landwirtschaft hat die Bank fördernd gewirkt.

Der eigentliche, regelmäßige Verkehr und Handel.

Emdens Rolle beschränkte sich um 1750 im wesentlichen darauf, den größten Teil des Eigenhandels Ostfrieslands zu betreiben. Dazu kam ein gewisser Handelsverkehr nach Oldenburg und Westfalen.

Der geringen Bedeutung des Handelsgegenstandes und der räumlich geringen Ausdehnung entsprach die geringe kaufmännisch-technische Entwicklung des Verkehrs. Man kaufte aus zweiter Hand in Amsterdam, Antwerpen, Hamburg und Bremen und verkaufte dorthin auch die Landesprodukte.

Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts entstand in England infolge der sich durchsetzenden Industrialisierung eine verstärkte Nachfrage nach Getreide, besonders nach Hafer. Seitdem verfrachteten die Emder Hafer unmittelbar nach England, Weizen nach Frankreich.

Einen starken Antrieb erfuhr die Emder Reederei durch den Unabhängigkeitskrieg Nordamerikas. Die Rückkehr der politischen Ruhe brachte den Rückschlag.

Die Revolutionskriege lenkten jedoch bald darauf einen Verkehr nach Emden, der sich nur mit dem der Geusenzeit vergleichen läßt. Bis 1806 sind diese Kriege durch ihre Folgen für ganz Ostfriesland eine Quelle des Wohlstandes und Ursache glänzendster Entwicklung gewesen, besonders seitdem Preußen vom Kriege zurücktrat.

Emporkommen Leers. Kampf gegen die Emder Privilegien.

Als 1744 Ostfriesland an Preußen kam, genoß Emden in Seehandel und Seefahrt eine Art Monopolstellung, nach Tatsache und Recht. Sie war begründet worden in Jahrhunderten, wo die natürlichen Bedingungen des Seeverkehrs für Emden günstiger lagen. Seitdem sich das Strombett der Ems verlegt, hatten sich

die Fahrtverhältnisse sehr wesentlich verschlechtert. Das alte Bett war verschlammt, die Ems floß eine halbe Stunde westwärts der Stadt. Das Fahrwasser zur Ems mußte stets wieder künstlich gereinigt werden, ohne daß man den beabsichtigten Zweck erreichte. Vielmehr wurde die Tiefe eine immer geringere, und immer unabweisbarer die Pflicht gründlicherer Abhilfe mit Aufwendung großer Mittel.

Emden hatte sich die Ausnutzungsmöglichkeit seiner ursprünglich sehr günstigen natürlichen Lage durch Erwerbung von Privilegien zu verstärken und zu sichern gesucht. In der Konvention von 1744 waren sie bestätigt. Aber auch um die rechtliche Bevorzugung hatte Emden einen Verzweiflungskampf zu führen. Im Laufe des 18. Jahrhunderts, besonders seiner zweiten Hälfte, war der Stadt in Leer eine junge Nebenbuhlerin erwachsen. Gelegen an der Mündung der Leda in die Ems, hatte dieser Flecken seine Handelslage zwar spät erkannt, aber bald eine lebhafte Tätigkeit entfaltet. Leer war, seitdem sich die Ems von Emden abgewandt und das alte Bett verschlammt war, unter damaligen Verhältnissen vielleicht der von Natur am meisten begünstigte Hafenort Ostfrieslands. Unter Ausnutzung seiner Lage als Schnittpunkt des See- und Flußverkehrs trat Leer in einen gewissen Wettbewerb mit Emden.

Das Emporkommen Leers geschah auf Kosten der alten Handelsstadt Emden und im Kampfe mit ihr. Den natürlichen Wettbewerb beschränkten Vorrechte der Gegnerin. Alsbald nach der Hinwendung Leers zu seinem Strom setzte der Kampf gegen diese ein.

Bald nach dem Anfall Ostfrieslands an Preußen eröffnete Leer den Kampf gegen das Emder Stapelrecht [1]). Im Vertrage von 1749 erhielt die Zytsemasche Kompagnie in Leer eine gewisse Befreiung von diesem Privileg. Der Vertrag von 1765 erbreiterte die Bresche. Während der hervorragend günstigen Geschäftslage des Neutralitätsjahrzehnts, an der auch Leer teilnahm, führte der junge Hafen erneut heftige Beschwerde gegen das Emder Vorrecht. Man verlangte volle rechtliche Gleichstellung. Die Berufung des Kammerpräsidenten von Vincke nach Münster und der ausbrechende Krieg verhinderte eine Neuregelung. Das 1751 Emden verliehene Portofrankorecht hat Emden bis 1806 ausschließlich besessen, ebenso das erst 1795 verliehene Transitorecht.

---

1) R. Heesing, Geschichte des Emder Stapelrechtes. Emder Jahrbuch. Bd. XVIII, 1, 1—52, XIX, 1—68; 274—324.

Zahl und Wert der ostfriesichen Seeschiffe im Jahre 1805.

Die Gesamtzahl der Seeschiffe Ostfrieslands mit Einschluß der 57 Heringsfänger belief sich 1805 auf 844, ihr Wert auf 6581132 Gl. holl. oder 3656184 Rtlr. Die Emder Seeflotte allein macht mit 425 Schiffen (368 Seeschiffe + 54 Biusen u. 3 Jäger) an Zahl etwa die Hälfte des Gesamtbestandes aus, an Wert mit 3952419 Gl. holl. (3796200 + 156219) etwa $^{6}/_{10}$. Sie übertraf Leer an Zahl und Wert rund um mehr als das Vierfache (95 Fahrzeuge im Werte von 837300 Gl. holl. Die Angabe gilt für das Amt Leer).

Das Jahr 1806.

In die letzten Jahre der preußischen Regierung fällt die höchste Blüte des ostfriesischen Seeverkehrs während des 18. Jahrhunderts. Zugleich aber steht an dem Abschluß dieser Zeit der völlige Zusammenbruch.

Der Gesamtverlust des Jahres belief sich auf rund 250 Seefahrzeuge, ihr Wert — mit Einschluß der Ladungen — wurde auf $3^{1}/_{2}$ Mill. Rtlr. geschätzt. Etwa der dritte Teil der ostfriesischen Seeflotte wurde ein Opfer der diplomatischen und kriegerischen Verwicklungen.

B. UNTER DER HOLLÄNDISCH-FRANZÖSISCHEN FREMDHERRSCHAFT.

Die Neutralität Preußens vom Baseler Frieden (1795) bis zum Pariser Vertrage vom 15. Februar 1806 war die Grundlage gewesen für die glänzende wirtschaftliche Entfaltung Ostfrieslands, insbesondere auch für die Entfaltung des Handels und des Seeverkehrs. Mit der Neutralität waren diese Grundlage und zum großen Teil auch die Früchte dieses Jahrzehnts verloren gegangen. Bisher hatte Ostfriesland die wirtschaftlichen Leiden seiner Nachbarn höchst vorteilhaft ausnutzen können, jetzt wurde es als ein Glied in die napoleonische Staatenschöpfung einbezogen und damit auch in die wirtschaftlichen Leiden, die sich aus der Feindschaft zwischen England und dem Kontinent ergaben.

Die Handelssperre wollte jeden von England beeinflußten Seeverkehr und Seehandel lahmlegen.

Es entstand ein Kampf zwischen den Geboten der Politik und den Geboten der Wirtschaft wie den Verlockungen des zu erzielenden Gewinnes.

Bis 1810 bildete Ostfriesland als Departement des Königreichs Holland einen Teil eines alten Handelsstaates. Es war unmöglich,

daß ein solcher die von einem fremden Staatswillen diktierten vernichtenden Handelsverbote mit ganzer Schärfe durchführte. Zudem waren die holländischen Beamten der Bestechung nicht gerade unzugänglich. So hat sich denn in der holländischen Zeit trotz aller Verbote ein Schleichhandel von nicht unbeträchtlicher Bedeutung und Ausdehnung entfalten und behaupten können.

Gerade der Umstand, daß die Handelsverbote von Holland nicht in dem Maße respektiert wurden, wie Napoleon es im Interesse der Durchführung der Kontinentalsperre verlangen mußte, führte zur staatlichen Vereinigung Hollands mit dem Imperium und zur Angliederung Nordwestdeutschlands.

Im Großen und Ganzen gelang es der Strenge der französischen Verwaltung, den Schleichhandel, wo nicht völlig aufzuheben, so doch auf ein Minimum einzuschränken.

Am schwersten hat Emden gelitten, weniger Leer.

Innerhalb der durch das Kontinentalsystem bestimmten Grenzen hat die französische Verwaltung sich bemüht, Nützliches zu schaffen. In Emden wurde eine Handelskammer und ein Handelsgericht eingesetzt.

Mittelbar suchte die holländisch-französische Verwaltung Handel und Verkehr zu befördern durch Verbesserung der Verkehrswege. Es sind großartige Projekte aufgestellt worden. Allein die Ausführung fehlte[1]).

C. DIE ERSTEN JAHRE NACH DER BEFREIUNG.

Das befreite Emden. Stadt und Staat. Ende der Privilegien.

Die Befreiung von der Fremdherrschaft und die Befreiung des Meeres belebte Mut und Hoffnung in den Emder Handels- und Seefahrtskreisen.

Man erhoffte eine gewisse Wiederkehr der guten Zeit vor 1806; erhoffte auch Wiederherstellung der Privilegien, die unter der Fremdherrschaft aufgehoben waren. Im Wesentlichen hieß jedoch Preußen die getroffenen Änderungen gut. Insbesondere der Civil-Gouverneur von Vincke vertrat gegen die restaurierenden Bestrebungen der Emder das Prinzip der Handelsfreiheit. Emden verlor das Recht des Stapels, des Transits, der Erteilung von Seepässen, den städtischen Zoll, die Stadt-Akzise. Der Zoll wurde

1) J. Kretzschmar, Napoleons Kanalprojekte. Zeitschrift des Hist. Vereins f. Niedersachsen. Jahrgang 1906. A. Richter, Über die französischen Kanalprojekte für Nordwestdeutschland. Ebda. Jahrg. 1907.

staatlich und im Tarif erhöht, der Staat übernahm den Wasserbau. Wieder gegeben wurde Emden das Portofrankorecht, für die Aufhebung des Zolls erhielt die Stadt durch Gesetz von 1818 eine jährliche Entschädigung von 6600 Rtlr. aus der hannoverschen Staatskasse.

Die Änderungen in der Zollverwaltung schädigten zunächst den Handel der Stadt. Die Begünstigung der Emder Interessen hörte auf. Über die „Plackereien" der preußischen Zollbeamten hat sich die Emder Handelskammer bitter beklagt. Die wenn auch nicht formelle, so doch tatsächliche Erhöhung des Zollsatzes soll zu der Abnormität geführt haben, daß sich der Warenbezug von Bremen zu Lande billiger stellte als zu Wasser.

Leer begrüßte die fast völlige rechtliche Gleichstellung mit Emden dankbar.

Folgen der Abtretung an Hannover und Wünsche.

Als Glied des hannoverschen Mittel- und Agrarstaate wurde die ostfriesische Reederei schwerer getroffen von der unmittelbar nach den Freiheitskriegen wieder nachdrücklicher betonten Cromwellschen Navigations-Akte. Aus der Personalunion zog man die Hoffnung, daß die Akte zu Gunsten der ostfriesisch-hannoverschen Schiffahrt modifiziert werde.

Eine zweite Bitte enthielt die Erwirkung der freien Fahrt für ostfriesische Schiffe im Mittelmeer. Diese Bitte ist von der großbritanischen Regierung alsbald erfüllt worden.

Aus dem Abtretungsvertrage schöpfte man die Hoffnung auf Verwirklichung eines alten Wunsches, der Herstellung einer besseren Verbindung mit dem Hinterlande, einer Verbindung von Ems und Rhein. Es ist an einer gewissen „Schiffbarmachung" der Ems gearbeitet worden. Das Ergebnis war jedoch sehr bescheiden.

Handel und Verkehr während der ersten Jahre.

Wie für alle Zweige des Wirtschaftslebens waren die ersten Jahre nach der Befreiung auch für Schiffahrt und Handel ganz außerordentlich schwer.

Mit dem Wiedereintritt geordneter Staatsverhältnisse sah sich Emden abermals beschränkt auf den herkömmlichen Verkehr: Eigenhandel, der sich seiner Ausdehnung nach als Küstenhandel darstellte.

Es hat in der Wirtschaftsgeschichte Emdens die Bedeutung eines Gesetzes, daß Emdens Handel und Verkehr nur geblüht hat, wenn Kriege oder innere Unruhen Handel und Verkehr der Nach-

barn zerstört hatten oder lähmten. An sich besaß Emden nur territoriale Bedeutung, diese kehrte ebenso regelmäßig zurück wie der Friedenszustand. Und regelmäßig kehrte auch der zeitweilig besessene Verkehr in die Länder und Städte zurück, in die ihn die Natur wies.

Somit war auch jetzt nur etwas Gesetzmäßiges geschehen. Aber der Schlag war doch ganz ungewöhnlich hart und vernichtend gewesen. In früheren Fällen war der Kaufmann und Reeder und damit die Stadt aus solchen außerordentlichen Konjunkturen reicher hervorgegangen und wohlhabend in den gewöhnlichen Friedenszustand getreten. Bisher hatte die Konjunktur aufgehört, der Gewinn aber war Emden verblieben. Diesmal hatte die Zeit in Un-Ungunst so ziemlich alles wieder verschlungen, was sie in Gunst gewährt hatte, und wohl obendrein auch noch nach altem Besitz gegriffen. Arm traten diesmal die Bürger und die verschuldete Stadt in den Frieden, arm an Mitteln, arm an Aussichten.

In den bescheideneren Verhältnissen vor den Kriegen wäre Emden leichter durch die gedrückte Zeit gekommen. Aber an 3000 Menschen lebten jetzt mehr in der Stadt als im Jahre 1790.

Zinsendienst, Geld- und Kreditnot lastete auf den Bürgern.

Die Meeresmacht der Engländer war ungeheuer gewachsen. Die Handelskammer klagt über die Vernichtung der Freiheit der Meere, über die Unterwerfung des Handels der ganzen Welt unter englische Willkür.

„Wer erkennt jetzt noch in den öden Straßen und Plätzen, in den menschenleeren Wohnungen und warenentblößten Packhäusern, an den verfallenen Häusern, Brücken, Toren, Anlagen und an dem von Seeschiffen fast ganz leeren Hafen die vormalige blühende Handelsstadt, die den Neid und die Eifersucht benachbarter Städte und Handelsplätze erregte! Wo bis zum Ablauf des Jahres 1806 ein allgemeiner Wohlstand herrschte, wo die Reichtümer mehrerer entfernten Länder und Weltteile aufgestapelt lagen, wo am Hafen, in den Speichern der Kaufleute, auf den Schiffen, in den Fabriken Regsamkeit und lebendige Tätigkeit waltete, wo an Arbeitern und helfenden Händen so gar oft Mangel war, da stößt man jetzt auf abgehärmte Menschen, da dringt sich einem das Elend auf, und an die Stelle des Glanzes, des Überflusses ist Armut, Kummer und Bettelei getreten.“ (Inhäsiv-Vorstellung der Emder Stadtverordneten 1819).

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

PHILOSOPHIE.

JAHRGANG 1921.
Nr. 23.

RUDOLF SCHÄFKE
aus Hildesheim,
geb. dort am 17. Februar 1895.

Eduard Hanslick und die Musikästhetik.

Referent: Prof. Nohl.
Korreferent: Prof. Ludwig.
Tag der mündlichen Prüfung: 20. Juli 1921.

Die volle Dissertation ist, in Maschinenschrift geschrieben, von der Universitäts-Bibliothek zu Göttingen und der Staatsbibliothek zu Berlin leihbar.

---

1. Man hat Eduard Hanslicks Buch »Vom Musikalisch-Schönen« dem Formalismus zugerechnet, mit dem es auch überwunden schien. Für diese Zuweisung waren neben einzelnen mißverständlichen Wendungen, wie der von den »tönend bewegten Formen«, vor allem zwei Gründe maßgebend. Es war in der Geschichte der Musikästhetik nur der Gegensatz Formalismus und Ausdrucksästhetik bekannt, und weil Hanslick wegen seiner Polemik gegen die Gefühlsdarstellung nicht Ausdrucksästhetiker sein konnte, zählte man ihn eben zu den Formalisten. Solche Einreihung gewann dann noch an Wahrscheinlichkeit durch die allgemein verbreitete Behauptung, Hanslick sei von Herbart beeinflußt. Diese letztere Annahme ist durch Felix Printz[1]) als irrig erwiesen worden, obwohl auch er noch an die Zugehörigkeit Hanslicks zum Formalismus glaubt. Und die Arbeiten von Paul Moos[2]) und Hugo Goldschmidt[3]) haben jetzt schon seit der Zeit der Aufklärung Ansätze zu einer dritten, zwischen Formalismus und Ausdrucksästhetik stehenden Richtung der Musikästhetik, der

1) Zur Würdigung des musikästhetischen Formalismus Eduard Hanslicks, Münchener Dissertation 1918.

2) Moderne Musikästhetik in Deutschland, Leipzig 1902.

3) Die Musikästhetik des 18. Jahrhunderts, Zürich und Leipzig 1915.

Lehre von der immanenten spezifisch musikalischen Schönheit, aufgedeckt. Eine unbefangene Analyse der Schrift »Vom Musikalisch-Schönen« zeigt, daß Hanslick diese dritte Einstellung der Musikästhetik vertritt. Die Begründung der Lehre des spezifisch Musikalischen als einer selbständigen, in sich geschlossenen Lösung des Problems der Tonkunst macht seine historische Stellung aus.

2. Von grundlegender Bedeutung für diese neue Richtung ist Hanslicks Methode. Er bekämpft die drei verschiedenen Betrachtungsweisen der traditionellen Ästhetik, die analytisch-psychologische, die metaphysisch-spekulative und die historische Methode. Sein eigenes Verfahren sieht er im Zusammenhang mit dem der damals aufblühenden Naturwissenschaften. Die ästhetische Untersuchung hat sich nach ihm lediglich an das künstlerische Objekt zu halten, »abgelöst von dem psychologischen Beiwerk seines Entstehens und Wirkens«. Mit seiner Gegnerschaft gegen die historische Betrachtungsweise hat Hanslick in der Musik begonnen, was später Adolf Hildebrand und Heinrich Wölfflin in der bildenden Kunst fortgesetzt haben. Der Methode Hanslicks entspricht seine Auffassung vom Komponieren als einer objektiv bildenden Tätigkeit, die sich jenseits alles subjektiv persönlichen, realen Fühlens vollzieht, so daß das Werk, losgelöst vom Erlebnis, seine eigene Existenz hat, eine vom Subjekt unabhängige Gesetzlichkeit, die seine Schönheit ausmacht.

Das Entscheidende an Hanslicks Musikästhetik ist die Erkenntnis, daß ein »transzendenter« Inhalt, ein Verhältnis zwischen Inhalt und Form, wie es zwischen den Naturobjekten oder dem subjektiven Fühlen und den Tönen als Darstellungs- oder Ausdrucksmittel behauptet wird, in der Tonkunst unmöglich ist. Die Musik nimmt eine Sonderstellung gegenüber den anderen Künsten ein. Die Begriffspaare: Form und Inhalt, Gestalt und Stoff, Darstellung und Bedeutung, Erscheinung und Idee haben sich wesentlich in der Anwendung auf Sprache und Poesie, bildende Künste und die Welt des Sichtbaren überhaupt herausgebildet. Sie lassen sich nicht ohne Vergewaltigung des Tatbestandes auf die Tonkunst übertragen. In der Musik sind Form und Inhalt zu untrennbarer Einheit verschmolzen. Sie hat keinen Inhalt im Sinne eines heterogenen, von außen zur Form hinzukommenden Gegenstandes, Stoffes, Sujets, sondern einen spezifisch musikalischen, den Tönen immanenten geistigen Gehalt, der im Prozeß des Komponierens in dem Material der Töne selber erwächst. Der zen-

trale Terminus Hanslicks ist hier der des Charakters. Sein Kampf gilt dem Begriff des Darstellens. Die Musik ist nicht ein bloßes Mittel zum Ausdruck eines »fremden außermusikalischen Gedankenkreises« oder Seelenzustandes, sondern sie besitzt als »unmittelbare Emanation eines künstlerisch schaffenden Geistes in geistfähigem Material« in sich selbst, ihren Formen immanent, einen ganz bestimmten geistigen Charakter, der bereits in der kleinsten Einheit, dem Thema, sichtbar ist. Die Tonkunst darf nicht nach Analogie der Sprache gedeutet werden, in welcher der Ton nur ein »Zeichen, d. h. ein Mittel zum Zweck eines diesem Mittel ganz fremden Auszudrückenden« ist; in ihr ist der Ton eine Sache, ist Selbstzweck. Die Musik schildert nicht den Stolz als ein außerhalb stehendes, subjektiv persönliches Gefühl, sondern sie klingt stolz, hat stolzes Gepräge. Die ästhetischen Kategorien sind demnach nicht, wie nach der psychologischen Ästhetik, zu begreifen als Affektionen des genießenden Subjekts; sie sind auch nicht ein Objektives oder gar Metaphysisches, das jenseits der Musik liegt, sondern ein Drittes, Dazwischenbefindliches: der den Tonformen innewohnende individuell bestimmte Sinn und Charakter; — nicht Transzendenz, sondern Immanenz. Mit dieser Auffassung von dem spezifisch musikalischen Gehalt der Musik ist die ganze Welt der ästhetischen Grundgestalten erschlossen. Hanslick nennt die verschiedensten ästhetischen Typen. Er gebraucht den Begriff des »Schönen« nicht, wie man stets von ihm geglaubt hat, in dem beschränkten Sinne der wohlproportionierten, ebenmäßigen Schönheit, sondern in der ganz allgemeinen Bedeutung des Ästhetischen überhaupt.

Gegenüber den bisherigen poetisierenden Ausdrucksästhetikern ermöglicht die Richtung auf das spezifisch Musikalische die wahre, technische Zergliederung eines Werkes. Hanslick erscheint damit als Vorläufer der modernen Interpretationsmethode eines Kretzschmar oder Riemann. Andererseits ist ein großer Fortschritt gegenüber den Vertretern des Formalismus, mit denen er bisher auf eine Stufe gestellt wurde, erreicht. Für ihn fällt das Musikalisch-Schöne keineswegs mit dem Architektonischen, mit dem Wohlgefallen am Regelmäßigen, Symmetrischen oder gar mit dem Mathematischen zusammen. Akustische Schönheit und proportionale Symmetrie sind nur untergeordnete Zweige in ihm; und die mathematischen Verhältnisse der Elemente haben lediglich vor- und außerästhetische Bedeutung. Denn der letzte Grund des Werkes ist die geistige Kraft der künstlerischen Phantasie, die ihm

diesen ganz bestimmten Charakter aufgeprägt hat. Deswegen ist Hanslick auch möglich geworden, was dem Formalismus nicht gelingen konnte: ein Verständnis für die Einheit, den Stil und die Individualität eines Werkes.

3. Eine Übersicht über die Hanslick-Literatur dient als positive Unterlage für die Erkenntnis der typischen Richtungen der Musikästhetik. Der übliche Weg der Hanslick-Kritik versucht der Schrift »Vom Musikalisch-Schönen« so beizukommen, daß man von einseitiger Position aus einzelne Sätze oder Beweisführungen angreift oder gar logische Widersprüche aufzuweisen sich bemüht. Zwei Hauptmißverständnisse ergeben sich bei solchem Verfahren. Einerseits führt die allgemeine formalistische Interpretation des Buches dazu, in der Lehre vom spezifisch musikalischen Gehalt einen Widerspruch mit dem vermeintlichen geistleugnenden Formalismus Hanslicks zu erblicken. Andererseits wird der positive Kern der Schrift in der Theorie vom Dynamischen gesehen, die man zu einer Ausdrucksästhetik fortzubilden strebt. Alle diese Versuche müssen scheitern, weil sie den einheitlichen, geschlossenen Gedanken Hanslicks nicht treffen. Solche Einzelkritik dient daher nur dazu, den eigenen Standpunkt des Kritikers durch die Negation klarzustellen; und insofern kommen in der Hanslick-Literatur die verschiedenen Möglichkeiten, sich zur Musik zu verhalten, zu deutlichem Ausdruck.

4. Dieser Gedanke, daß das Wesen der Musik nicht uniform ist, sondern Verschiedenheiten in sich birgt, ist die Grundlage für eine Würdigung der einander widerstreitenden Musiktheorien und damit zugleich auch für eine wahrhafte Hanslick-Kritik. Die verschiedenen Möglichkeiten innerhalb der Musik ergeben sich aus der Theorie von der »Mehrseitigkeit der Funktion der Kunst« (Herman Nohl). Neben dem Drange des Menschen, sein bewegtes Innere unmittelbar auszudrücken, haben das auf dem Spieltrieb beruhende Formalschöne und die metaphysisch-symbolische Funktion ihren Platz. Die vierte Wurzel der Künste, die direkte Nachahmung der äußeren Wirklichkeit, kommt allerdings — darüber hat Hanslick auch den letzten Zweifel zerstreut — für die Tonkunst nicht in Frage.

Die Richtung auf das spezifisch Musikalische trifft also die Wahrheit, daß unabhängig vom Gefühlsgehalt abstrakte, dabei dennoch geistvolle Schönheit bestehen kann. Sie vermag auf diese Weise alle Sonderheiten in Wesen und Struktur der Musik zu erklären, was der Ausdrucksästhetik nicht gelingen kann. Sie ist

demnach eine mögliche und berechtigte Stellung zur Tonkunst. Aber sie erfaßt nur einen Teil der Musik. Der Fehler, die Einseitigkeit Hanslicks beruht darauf, daß er jene beiden anderen Arten der Musik, welche direkten bzw. symbolischen Ausdruck bringen, nicht versteht.

5. Schließlich ist die Aufgabe, Hanslicks Theorie mit seiner Praxis zu vergleichen. Die Untersuchung der 15 Bände seiner Kritiken und Schriften auf ihre musiktheoretischen Voraussetzungen ergibt ein überraschendes Resultat. Zunächst bieten sie nicht die geringste Stütze für eine formalistische Hanslick-Auslegung. Es findet sich in ihnen so gut wie nichts von den formalistisch klingenden Redensarten des Buches »Vom Musikalisch-Schönen«. Statt dessen sieht man Hanslick des öfteren seinerseits gegen den »Formalismus« zu Felde ziehen, worunter er nämlich die veraltete, leere Form, das akademische Gepräge einer Komposition versteht. Hanslick hat aber auch die von ihm im Buch »Vom Musikalisch-Schönen« gegründete Richtung auf das spezifisch Musikalische nicht festgehalten. Es fehlt der eigentliche Kern dieser Lehre, nämlich die prinzipielle Stellungnahme, daß die Musik mit der Darstellung eines außermusikalischen Inhalts überhaupt nichts zu tun habe, sondern einen aller Realität abgewandten, absolut musikalischen geistigen Gehalt besitze. Die Kritiken beschränken sich darauf, rein äußerlich von der Tonkunst in ihrer Verbindung mit der Poesie eine von dieser unabhängige, selbständige ästhetische Wirkung, einen nach musikalischen Gesetzen verlaufenden Aufbau der Komposition und musikalische Erfindung in Form von Melodie zu verlangen. Das alles sind Forderungen, die an sich nichts mit einer Ästhetik des spezifisch Musikalischen zu tun haben. Vielmehr hat Hanslick einerseits unter dem Druck des Historismus seiner Zeit die Grundlage jener Ästhetik, die Lehre von dem über dem Geschichtlichen stehenden objektiven Schönen, fallen lassen und statt dessen die Relativität des Ästhetischen angenommen. Andererseits haben ihn die »ungeahnten Steigerungen« in der expressionistischen Fähigkeit der modernen Musik zu der von ihm bekämpften Ausdrucksästhetik geführt. Ihm gelten jetzt unbestimmte, aber inhaltliche Gefühle, also die Stimmungen, als Gegenstand der Tonkunst. »Die Musik kann ihre feinsten Kräfte in der Schilderung unbestimmter, schwankender, halbdunkler Stimmungen bewähren«, sie »spricht aus, was sich in Worte nicht mehr fassen läßt«.

Ein Vergleich der Auflagen des Buches »Vom Musikalisch-Schönen« und die dabei sich erweisende Entwicklung, ferner verschiedene Stellen aus frühen Kritiken Hanslicks zeigen, daß er mit diesem neuen ausdrucksästhetischen Standpunkt auf Ansichten seiner Jugend zurückgeht, wo er im Zusammenhang mit der spekulativen Gehaltsästhetik stand.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

DEUTSCHE PHILOLOGIE.

JAHRGANG 1921.
No. 24.

LOTTE KUNZE,
geb. 8. Oktober 1896 zu Hannover.

Studien zu Konrad von Heimesfurt.

Referent: Prof. Schröder.
Tag der mündlichen Prüfung: 8. Dezember 1920.

Die volle Dissertation ist, in Maschinenschrift geschrieben, von der Universitäts-Bibliothek in Göttingen und der Staatsbibliothek in Berlin leihbar.

I. ZUR TEXTGESCHICHTE DER 'HINVART MARIAE'.

Die Handschriften.

Die Handschrift A.

Viktor Junk, Ausgabe des Wilhelm von Orlens, Berlin 1905, Seite XVIII ff.
Deutsches Heldenbuch 5. Teil, Berlin 1870, Seite XXX f.
Pfeiffer: Zeitschrift für deutsches Altertum 8, S. 156.

A, der sogenannte *Codex Wasserburgiensis,* No. 74 der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek, Pergamenthandschrift des 13. Jahrhunderts. — 74 Blätter, Format klein 2⁰ (16,5 × 26,5, Schriftspiegel 12,5 × 21,5). Inhalt vergl. Pfeiffer, Zs. 8. — Die Verse sind abgesetzt. Initialen sind vorgesehen (für die *Hinvart* 36, 2 Haupt-, 34 Nebenlnitialen), aber nicht zur Ausführung gekommen.

Die Vorlage.

A schrieb nach einer Handschrift, welche die Zeilen schon absetzte. Jedenfalls finden sich — innerhalb der *Hinvart Mariae* — keine Anzeichen, die auf eine unabgesetzte Vorlage hindeuteten.

Die Handschrift B.

Vergl. Pfeiffer: Zs. 8, S. 156.

B, No. 20 der Preußischen Staatsbibliothek Berlin, Papierhand-

schrift des 15. Jahrhunderts. — 114 Blätter, Blattgröße 20,5 × 28. Inhalt vergl. Zs. 8. — Die Verse sind zweispaltig abgesetzt, die Versabschnitte beginnen mit Initialen.

Die Vorlage.

Die unmittelbare Vorlage von B scheint die Zeilen noch fortlaufend geschrieben zu haben. Anzeichen: zu frühe Absetzung der Verse (vs. 75. 167).

Die Handschrift C.

C, No. 781 der Grazer Universitätsbibliothek, Pergamenthandschrift des 14. Jahrhunderts. — 175 Blätter, Blattgröße c. 16 × 24,5. Zwischen Bl. 8 und 9 Lücke von etwa 6 Blättern. — Der Codex enthält ein Psalterium; der Text der *Hinvart* ist von einer späteren Hand auf die oberen Ränder fortlaufend eingetragen. Der zur Verfügung stehende Raum beträgt 16 × 3 cm. — Der Text der *Hinvart* beginnt mit vs. 45. Die Verse sind fortlaufend geschrieben; die Abtrennung erfolgt durch Punkte. Anfangs zeigt sich die Tendenz, nach der ersten Reimzeile einen Punkt, nach der zweiten einen Strichpunkt zu setzen, also die Reimpaare von einander abzuheben. Nach vs. 100 etwa erlahmt die Schreiberin. — Großbuchstaben zur Bezeichnung von Absätzen sind seltener als im Wasserburger Codex.

Die Vorlage.

1) C schrieb nach einer Vorlage, welche die Verse nicht absetzte. Anzeichen dafür: Übersehen von Buchstaben am Anfang von Versen (wir haben also mit einer enggedrängten Vorlage zu rechnen); falsche Setzung der Verspunkte; Zusammenziehung von zwei Versen zu einem.

2) Die Trennung der Reimpaare erfolgte in der Vorlage durch Strichpunkte, die Trennung der Verse innerhalb der Reimpaare durch Punkte.

3) Auch die Großbuchstaben gehören schon der Vorlage an.

Die Bruchstücke D.

Es sind drei aufeinanderfolgende Blätter einer Pergamenthandschrift aus dem 15. Jahrhundert.

Bl. I und II = vs. 88—192 erste Hälfte, ed. Grienberger, Germania 31, 93 ff., früher auf der Studienbibliothek zu Salzburg, zur Zeit verschollen.

Bl. III = vs. 192 zweite Hälfte bis 283, ed. v. Kraus, Zs. 55, 296. Jetzt Cod. germ. 5249 / 71 der Münchener Staatsbibliothek. (Das Blatt ist senkrecht beschnitten.) — Format 24,5 × 18, 26—29 Zeilen

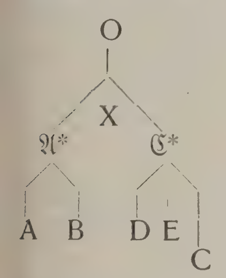
auf der Seite. — Die Verse sind fortlaufend geschrieben. Die Reimpaare sind durch Striche abgetrennt, die Verse innerhalb der Reimpaare durch Punkte.

Das Frankfurter Bruchstück.

E, Pergamentblatt aus einer Handschrift des 13. Jahrhunderts. Jetziger Besitzer unbekannt, ed. Koßmann, Frankfurter Bücherfreund XII, Seite 218. — Das Blatt enthält den Schluß des Gedichtes von vs. 953 an. — Format 23 × 8,5. Die ursprüngliche Handschrift war doppelt so breit, die leere rechte Spalte ist abgeschnitten. Wir haben also den für unstrophische Gedichte seltenen Fall einer unabgesetzten Handschrift in zwei Kolumnen. — Der Text ist fortlaufend geschrieben, die Verse sind durch Punkte abgesetzt. Initialen finden sich vs. 953 und vs. 1097.

Für die Buchgeschichte ergibt sich folgendes:

1) Die erste Ausgabe des Textes hatte fortlaufende Zeilen. Diese Textform hat sich lange erhalten. Sie ist in dem einen Zweig der Überlieferung (CDE) überhaupt nicht durch eine andere ersetzt, in dem andern Zweig (AB) tritt diese Ersetzung ein, aber erst spät. Die Mutterhandschrift 𝔄* hatte sie noch nicht. Auf der einen Linie setzt sie erst mit B ein. Die unmittelbare Vorlage von B war noch in unabgetrennten Zeilen. Hier kennen wir also den Einsatzpunkt! Auf der andern Linie muß dagegen der Übergang schon eher stattgefunden haben.



2) In der Abhebung der Zeilen war vielleicht ein Wechsel beobachtet: Punkt im Reimpaar, Strich (D, Strichpunkt? C) nach dem Reimpaar. Diese Praxis tritt in D noch klar zutage, in C haben wir die letzten Ausläufer.

3) Sinnesabschnitte waren in der Originalhandschrift durch Initialen oder wenigstens Großbuchstaben hervorgehoben; denn in keiner der erhaltenen Handschriften fehlen Initialen ganz, selbst in den kleinen Fragmenten nicht. Die Zahl wird allerdings im Laufe der Zeit gewachsen sein, und C mit seinen sparsamen Majuskeln wird im allgemeinen ein ursprünglicheres Bild geben als A mit seinen zahlreichen. Auch die Unterscheidung von Haupt- und Neben-Initialen, wie wir sie in A und B finden, wird später eingeführt sein.

4) Der ursprüngliche Text war frei von ausgesprochenen Dialektformen.

II. ZUR TEXTKRITIK DER HINVART.

1. Die beiden Handschriften-Gruppen.

Die Handschriften ordnen sich nach den Lesarten zu zwei Gruppen, AB und CDE. In AB stellt sich die ursprünglichere Textform dar, CDE weisen auf eine Überarbeitung.

Richtlinien für diese Überarbeitung waren:

a) Strenger Bau der Verse. Die Tendenz geht auf regelmäßigen Wechsel von Hebung und Senkung. Zwei- oder gar dreisilbiger Auftakt wird beseitigt, Senkungen werden ausgefüllt, zweisilbige Senkungen durch einsilbige ersetzt. — Im Gegensatz dazu:

b) Abwechslung im Bau der Sätze. Der Satzbau in 𝔄* ist gleichförmiger, er setzt keine Akzente aus sich heraus. ℭ* dagegen unterbricht plötzlich den gleichmäßigen Fluß der Rede, es bringt eine überraschende pointierte Wortstellung, es belebt den Vers.

c) Mannigfaltigkeit in der syntaktischen Verknüpfung.

d) Mannigfaltigkeit in der Wortwahl überhaupt.

e) Straffere Zusammenziehung des Textes. Die Einleitung vs. 1—44 mit ihren persönlichen Notizen wird gestrichen, ebenso das retardierende Moment am Schluß, die Thomasepisode vs. 979 bis 1096. — Der Redaktor war also ein Mann von literarischer Bildung und literarischen Ansprüchen.

Zeit der Überarbeitung:

a) Einen Anhalt gibt zunächst das Alter der Handschriften. C und D stammen zwar erst aus dem 14. bezw. 15. Jahrhundert, dagegen gehört E noch dem 13. Jahrhundert an.

b) Ein terminus ante quem ist Reinbot von Dürne. Reinbot hat die Hinvart für seinen hl. Georg benutzt — und zwar in der Textgestalt von ℭ*! Damit kämen wir auf die dreißiger, vierziger Jahre des 13. Jahrhunderts.

c) Die Redaktion läßt sich aber noch weiter hinaufschieben, bis in die Zeit Konrads selbst: das ist der letzte Schritt. Aus der Einleitung zur *Urstende* wissen wir, daß Konrad die Überarbeitung eines Werkes erleben mußte. Das geschah damals zu seinem großen Ärger; es hat ihn in seinem Schaffen gelähmt, und erst nach Jahren ist er wieder zu poetischer Produktion zurückgekehrt (*Urstende*). Wir wissen also einerseits von der Überarbeitung eines Werkes — kennen aber andrerseits kein weiteres Werk als die *Hinvart*; und zweitens: wir besitzen eine Überarbeitung der *Hinvart* aus der Zeit vor Reinbot. Wir wissen von einer Überarbeitung und haben eine Überarbeitung; da liegt es doch nahe, beide zu iden-

tifizieren. Die Redaktion ℭ* stammt also wahrscheinlich von einem Zeitgenossen Konrads. Wir kommen damit zu der Chronologie: *Hinvart* — fremde Redaktion der *Hinvart* — *Urstende.*

2. Die Gruppe CDE (ℭ*).

C steht isolierter gegenüber DE. DE gehn zwar sprachlich auseinander, aber in ihrer Textgestalt kommen sie sich nahe. Sie sind weniger verderbt als C, sie haben sich im wesentlichen auf dem Standpunkt der Überarbeitung gehalten, während C noch eine Stufe weiter abrückte.

3. Die Gruppe AB (𝔄*).

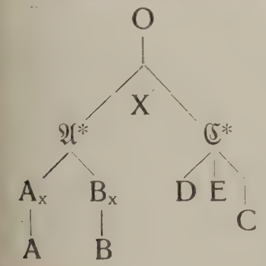
B ist sorgloser, eigenmächtiger, A gewissenhafter, konservativer. B läßt massenhaft Worte aus, ersetzt altertümliche oder weniger gebräuchliche Ausdrücke, ändert ganze Verse — A begegnet's auch einmal, daß er sich verliest oder einen Vers ausläßt, aber von einer Arbeit am Text kann nicht die Rede sein. Ein kritischer Text hat sich also in erster Linie an A zu halten.

A und B sind nicht die unmittelbaren Sprößlinge ihrer Mutterhandschrift 𝔄*, sondern zwischen A und 𝔄* und B und 𝔄* sind Zwischenglieder anzusetzen oder mindestens je ein Zwischenglied. Bei A wird das durch die Sorgfältigkeit der Abschrift nahe gelegt; man möchte manche Textentstellungen lieber auf Rechnung einer Vorlage A_x setzen. Bei B erweist es sich durch die Verse 165 ff. und 219 ff., die einen Rückschluß auf Verslücken der Vorlage gestatten. Vs. 168 und vs. 220 müssen darin gefehlt haben. Diese Verse standen in A, standen also auch in 𝔄*, d. h. zwischen 𝔄* und B ist eine Zwischenhandschrift anzusetzen.

4. Der Archetypus.

Gehn wir noch eine Stufe weiter zurück, auf die Mutterhandschrift von 𝔄* und ℭ*, den Archetypus, so ist hier von Wichtigkeit festzustellen, daß Archetypus und Original nicht identisch sind. Das zeigt eine Anzahl Fehler, die allen Handschriften gemeinsam, also Fehler des Archetypus sind.

Der mutmaßliche Stammbaum zeigt folgendes Bild:



Original
Abschrift davon, nicht ohne Fehler = Archetypus X
Verzweigung in 𝔄* und ℭ*,
𝔄* die Abschrift
ℭ* die Überarbeitung
Diese Entwicklung ist abgeschlossen v o r der *Urstende*!

Dann Ausstrahlung von 𝔄* über A_x und B_x in A und B und Ausstrahlung von ℭ* in D und E und fernerhin in C.

III. DIE CHRONOLOGIE DER WERKE.

Die relative Chronologie geben uns die Werke selber. Die *Hinvart* mag wohl Konrads literarischer Erstling gewesen sein. Jedenfalls spricht er in der Einleitung von dem Gefühl seiner Unsicherheit (23 ff.) und von seinem Drang, in die Öffentlichkeit zu treten (36 ff.). — In der *Urstende* ist die Situation eine ganz andere. Statt der früheren Zaghaftigkeit Selbstgefühl, statt der Freude am Hervortreten Verärgerung über unberufene Kritik. Das weist mit Sicherheit auf die Chronologie *Hinvart* — *Urstende.* Das äußere Zeugnis wird durch innere Gründe — Untersuchung der Technik — gestützt.

Versbau. Die Entwicklung geht nicht auf strengeren Bau der Verse, sondern auf künstlerische Verwendung gerade der Freiheiten im Versbau. Besonders die Synkope der Senkung findet weitgehende Verwendung. In der *Hinvart* waren es mehr die alten traditionellen Typen, auf die Konrad zurückgriff, in der *Urstende* wird die Synkope dann Kunstmittel, und Konrad weiß einen selbständigen und eigenartigen Gebrauch davon zu machen (Hervorhebung von Wendepunkten oder Höhepunkten der Erzählung, metrische Abtönung ganzer Erzählungsschichten). — Als weitere Punkte wären zu nennen: wachsende Gewandtheit in der Verknüpfung der Sätze — Vermehrung des Wortschatzes — Vervollkommnung der Reimtechnik.

IV. KONRADS LITERARHISTORISCHE STELLUNG.

Konrad steht trotz seiner geistlichen Dichtung mehr in höfischer Tradition als in der geistlichen Überlieferung des 12. Jahrhunderts. Hartmann von Aue und Gottfried von Straßburg sind seine Vorbilder gewesen; von einem Einfluß Wolframs ist nichts zu spüren. Hartmanns Gut und Gottfrieds Gut läßt sich bei Konrad nicht immer genau sondern; im allgemeinen hat Hartmann doch wohl stärker auf ihn gewirkt. Der Einfluß ist im wesentlichen ein formaler, er äußert sich in der Reimwahl (Reim auf Formworte), in der Behandlung des Verses (Enjambement), im Satzbau (schnelle Wechselreden), in gewissen Stileigentümlichkeiten (Wortwiederholungen, Annominationen, Tautologie) — am sinnfälligsten schließlich in direkten Reminiszenzen. Doch bis in das Gebiet des Stofflichen hinein lassen sich seine Spuren ver-

folgen. Reminiszenzen sind nur aus Hartmann nachzuweisen. Bezeichnend ist, wann Konrad diese Anleihen macht; es geschieht dann, wenn er über seine Quelle hinausgeht, um eine Szene weiter auszugestalten:

Urst. 122, 29 ff. die Bitte der Juden an die beiden Auferstandenen (Quelle 'adiuraverunt eos per deum Heloi et deum Adonai et per legem et prophetas')
= Greg. 520 ff. die Bitte von Bruder und Schwester an den Greis.

Urst. 111, 65 ff. die Tumultszene vor Gericht (Quelle 'Erant vero Judaei frementes et stridentes dentibus adversus Nicodemum')
= Iw. 403 ff. das Abenteuer Kalogreants auf der Waldwiese, die kämpfenden Tiere.

Urst. 125, 51 ff. Seth auf dem Wege zum Paradies
= Iw. 259 ff. Kalogreant im Walde von Breziljan.

Urst. 126, 5 ff. der Duft im Paradiese
= Erek 8730 ff. der Duft in Mabonagrins Garten.

Die Stellen sind, bis auf die letzte, dem Gregorius oder dem Iwein entnommen, und in der Tat sind dies die beiden Werke, die Konrad mit Sicherheit gekannt und benutzt hat. Eine greifbare Reminiszenz an den Armen Heinrich läßt sich nicht finden, und die Berührungen mit dem Erek haben nicht viel auf sich.

Nach unverkennbar höfischem Zuschnitt sind die Personen gehalten, allerdings erst im zweiten Teil der *Urstende,* wo der Dichter mehr aus sich herausgeht. Zu Anfang schildert er die Juden noch nach der alten Manier, als zügellos, rachsüchtig (111, 60 ff.). Im zweiten Teil haben sie dann plötzlich Lebensart (118. 79 ff., 119, 1 ff., 121, 69), besonders Joseph von Arimathia und Nikodemus werden als Vertreter des feinen Anstands gerühmt (119, 40 ff., 122, 24 ff.).

Von den beiden Werken Konrads von Heimesfurt laufen die Fäden nicht nur rückwärts (geistliche Tradition, höfische Epik um 1200), sondern auch vorwärts. Sie haben ihrerseits ihre Rolle in der Literaturgeschichte gespielt. Von der *Hinvart* sind allein fünf Handschriften bezeugt, die jüngste aus dem 15. Jahrhundert, und die Textkritik hat noch weitere Handschriften erschlossen. Das Gedicht wurde also noch zwei Jahrhunderte hindurch immer wieder abgeschrieben. Auch literarisch hat es Einfluß geübt. Reinbot von Dürne hat es gekannt und für seinen hl. Georg benutzt. Es finden sich z. T. ganz auffallende Übereinstimmungen (vergl. R. 811 H. 165; R. 1005 H. 613. 974; R. 2580 H. 830; R. 3650 H. 1104;

R. 4257 H. 1089). Die Textgestalt, in der Reinbot die *Hinvart* las, war die von 𝔊* (vergl. R. 686 H. 414).

Auch bei der *Urstende* weist eine Spur auf literarische Nachwirkung. Wülker (Das Evangelium Nicodemi in der abendländischen Literatur, Paderborn 1872, Seite 51 ff.) entdeckte in einer Handschrift vom Ende des 15. Jahrhunderts ein Evangelium Nicodemi, das sich als Prosa-Auflösung eines poetischen Werkes erkennen ließ. Das Werk, das ihm zugrunde liegt, ist unsere *Urstende.*

Urst. 122, 28.	Pros.-Ev. Nicodemi.
die rede er alsus anvie	vn̄ vieng nicademus die red an
Wir vröuwen uns der werdekeit	Wir frowen unsich der wirdekeit
die got an iuch hat geleit.	die got an iuch hat geleit.

Dem gegenüber steht freilich eine zweite Gruppe von Reimen, die sich aus der *Urstende,* wie sie uns vorliegt, nicht belegen lassen. Die *Urstende* in der uns überlieferten Gestalt kann dem Verfasser des Pros.-Ev. Nicodemi also nicht vorgelegen haben. Vielmehr kommen wir auf die Spur einer Überarbeitung, die es im 15. Jahrhundert von Konrads Werk gegeben haben muß. Sie scheint ziemlich eingreifend gewesen zu sein.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

KLASSISCHE PHILOLOGIE.

JAHRGANG 1921.
Nr. 25.

FRIEDRICH HELLING,
Studienrat in Schwelm i./Westf.,
geb. 31. Juli 1888 daselbst.

Quaestiones Livianae.

Referent: Prof. Reitzenstein.
Tag der mündlichen Prüfung: 26. März 1920.

Die Dissertation ist in Volldruck erschienen in Göttingen 1921.

Die Untersuchung beschränkt sich auf die zweite Hälfte der 3. Dekade (XXVI—XXX), wo die Überlieferung auf den beiden gleichwertigen Handschriftengruppen des Puteanus und Spirensis beruht. Von Fall zu Fall muß die Entscheidung für eine der beiden Überlieferungen getroffen werden. Diese Arbeit ist von Luchs in vorbildlicher Weise geleistet worden, sodaß nur eine ergänzende und berichtigende Nachprüfung notwendig war.

Im 1. Kapitel werden solche Stellen behandelt, die durch Vergleich mit Polybius entschieden werden können. XXVI, 41, 20 vexati ab iis socii ⟨deficiunt⟩ nostramque fidem per legatos implorant (auf Grund von E). XVI, 42, 6 his ab tergo . . . vallum obiectum (auf Grund von S: nullum obiectum). XXVI, 42, 8 stagnum claudit patulum (ER).

Im 2. Kapitel folgen die Stellen, deren Lesart durch Interpretation des Textes festgestellt werden kann. XXVI, 41, 12 adde defectionem Italiae Siciliae maioris partis, Sardiniae *oder* adde defectionem Italiae Siciliae ⟨que⟩ maioris partis, Sardiniae. XXVII, 28, 12 e turribus portae (SVRFL). XXVIII, 9, 13 duos duces, duos exercitus. XXVIII, 15, 9 cum proximus quisque hostem cederet. XXX, 20, 5 magis quam metu fide (P). XXX, 28, 6 qui praetores, qui consules (GVR).

Im 3. Kapitel wird eine Anzahl von Stellen auf Grund des Sprachgebrauchs neu bestimmt. XVI, 46, 8 media urbe in forum

processit (P). XXVI, 49, 8 venisse eos in populi Romani potestatem (P). XXVII, 49, 12 alia me angit cura ... simul et aetate et forma florentes (S). XXVI, 51, 1 rebus omnibus compositis (SL). XXVI, 51, 8 nunc in classe ac navali ⟨re⟩ erat. XXVII, 6, 19 ludos ... magnifice apparatos (VRS). XXVII, 7, 4 Laelius eadem disseruit (VRF). XXVII, 12, 3 ne morandi quidem (SVRF). XXVII, 16, 6 Bruttii quoque multi interfecti (P). XXVII, 17, 1 qua haec gerebantur (VR). XXVII, 22, 13 consilia orirentur (VRFL). XXVIII, 1, 1 inclinaverat (VRFL). XXVIII, 3, 3 excursiones circa in mediterraneos populos (S). XXVIII, 21, 10 pro copia et provinciali et castrensi ⟨magno⟩ apparatu. XXVIII, 23, 7 ex Africae ora (SVRFL). XXVIII, 39, 9 spem omnem salutemque nostram (P). XXVIII, 46, 13 urbanas legiones (P). XXIX, 1, 18 eoque enixius bellum adiuverunt (GVRFL). XXIX, 17, 1 atroces iniurias (SHVRFL). XXIX, 32, 13 confluerent (HVRF). XXX, 3, 4 curam ex animo dimiserat (SHVRF). XXX, 17, 12 quod honori foret (HVRF).

Im 4. Kapitel wird bei einer Anzahl von Stellen die richtige Wortstellung festgelegt. XXVII, 5, 16 diceret dictatorem (P). XXVII, 16, 12 vera quae adferrent (P). XXVII, 18, 8 dimicandi aequo campo (P). XXVII, 32, 9 ad milia viginti (P). XXVII, 33, 6 Tarenti alii (VRFL). XXVII, 41, 2 castra locat ab hoste (P). XXVII, 41, 10 toto passim se campo fudisse (P). XXVII, 43, 1 missi ad Hannibalem (P). XXVIII, 21, 7 maior erat aetate (P). XXIX, 11, 9 comitia habita per dictatorem (P). XXIX, 12, 16 levari volebant bellis (P). XXIX, 36, 11 praesentis erant condemnati (P). XXX, 5, 10 hausit flamma (P). XXX, 18, 15 equites inlustres (P). XXX, 26, 5 Italia erat aperta (P). XXX, 35, 3 supra milia viginti (P).

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

ENGLISCHE PHILOLOGIE.

JAHRGANG 1921.
Nr. 26.

WERNER LEOPOLD
aus Hamburg,
geb. 25. November 1896 zu London.

Die religiöse Wurzel von Carlyles literarischer Wirksamkeit, dargestellt an seinem Aufsatz „State of German Literature“ (1827).

Referent: Prof. Morsbach.
Tag der mündlichen Prüfung: 27. Juli 1921.

Die volle Dissertation erscheint in den „Studien zur Englischen Philologie“, hrsg. von Lorenz Morsbach, Heft LXII. Verlag von Max Niemeyer, Halle a. S.

I. CARLYLES BEDEUTUNG FÜR DIE DEUTSCHE LITERATUR IN ENGLAND.

Als Carlyle begann, sich für die Verbreitung der deutschen Literatur in England einzusetzen, herrschte dort noch die größte Unkenntnis über Deutschland. Die wissenschaftliche Literaturbetrachtung lag noch in den Anfängen; es gab zu Carlyles Zeit nur Wartons unvollendete Literaturgeschichte. Ebenso erschien in Deutschland die erste wirkliche Literaturgeschichte, die von Koberstein, erst 1827. Es standen Carlyle als Nachschlagewerke über die deutsche Literatur nur die Bücher von Flögel, Meister, Koch, Eichhorn, Bouterwek, Horn und Jördens zur Verfügung. Diese waren alle nicht geeignet, ein lebendiges Bild von der deutschen Literatur zu geben, ja manche von ihnen haben so seltsame Urteile über die zeitgenössische Literatur, daß uns Carlyles Scharfblick im Vergleich damit um so bewundernswerter erscheint. Geist hatten nur die Darstellungen der Brüder Schlegel, von denen Carlyle denn auch am stärksten beeinflußt ist. Carlyle war also im wesentlichen auf sein eigenes Urteil angewiesen. Diese Tatsache rückt seine Leistung in ein helles Licht.

War die Betrachtung der deutschen Literatur schon in Deutschland so wenig entwickelt, so waren naturgemäß die Begriffe der Engländer von ihr noch viel unvollkommener. Seit der Befreiung von dem einseitig französischen Geschmack beschäftigte man sich zwar mit deutscher Dichtung, aber die Übersetzungstätigkeit regelte sich nach ganz unzulänglichen Gesichtspunkten, da dem Engländer die Übersicht über die deutsche Literatur und die Einsicht in ihr Wesen fehlte. So verebbten mehrere Fluten von Übersetzungen und hinterließen ein ganz verzerrtes Bild von der deutschen Literatur.

Nun bemühten sich zwar eine Reihe von Wegbereitern vor Carlyle, den Engländern das Verständnis der deutschen Literatur zu erleichtern wie Richardson, Raspe, Forster, Lewis, Mackenzie, Scott, Byron, Shelley, Wordsworth, Coleridge, Taylor, Robinson, Gillies, de Quincey, Sara Austin, in gewissem Sinne auch Frau von Stael. Sie alle arbeiteten je nach ihrer Eigenart in der verschiedensten Weise für die Verbreitung der deutschen Literatur in England, manche von ihnen halfen auch Carlyle zum allmählichen Eindringen in ihr Wesen. Aber dennoch hatten sie alle keinen großen Erfolg in ihrem Wirken, das Urteil der meisten Kritiker und der Masse des englischen Volkes blieb in den gröbsten Vorurteilen befangen.

Erst Carlyles Wirken brachte eine gründliche Wandlung. Er widerlegte die alten Vorurteile und gab den Engländern an ihrer Stelle den Schlüssel zu tieferem Verständnis der deutschen Literatur — beides am umfassendsten im „State of German Literature". Seine starke Wirkung erklärt sich durch seine außergewöhnliche Persönlichkeit und seine innere Beteiligung an dem Gegenstande seiner Verkündigung. Ihm war die deutsche Literatur zum religiösen Erlebnis geworden; die innere Fülle seines kalvinischen Glaubens und seine puritanische Eigenart drängten zur Verkündigung des Erlebten und erzeugten Spannung und Nachdruck. Religiöse Verkündigung ist die Wurzel von Carlyles gesamter literarischer Wirksamkeit, seit seine innere Entwicklung abgeschlossen ist.

II. CARLYLES RELIGIÖSER WERDEGANG.

Carlyles innere Bildung ist vollendet im Jahre 1826. Er fand die Rettung aus den Zweifeln, in die ihn der Zusammenstoß seines Kindheitsglaubens mit der mechanischen Weltanschauung der Aufklärung gebracht hatte, in dem Erlebnis, das er Bekehrung nennt.

Die meisten Darsteller haben nicht erkannt, daß die Schilderung im „Sartor“ zwei Vorgänge wiedergibt: die Erweckung (im Jahre 1822), die eine Selbstbesinnung des Ichs bedeutet, und die eigentliche Bekehrung (im Jahre 1826), in der ihm die Liebe zu Gott und die Liebe zum Nächsten als Inhalt des Lebens aufging. Zwischen beiden Vorgängen liegen die Durchgangszustände der Versuchungen in der Wüste, des Mittelpunkts der Gleichgültigkeit, der Selbsttötung und der Erschauung der Einheit in der Natur. Carlyle selbst wurde es 1826 bei der Übersetzung von Goethes Wanderjahren klar, daß er den Zweifeln entronnen war. Da er die Vorgänge durchaus im religiösen Sinne auffaßte, mußten ihm die Wanderjahre und die deutsche Dichtung überhaupt als eine Offenbarung Gottes erscheinen; eine religiöse Aufgabe war ihm daher das Wirken für die deutsche Literatur. In der deutschen Philosophie fand er denselben Geist, der ihn seit der Bekehrung erfüllte; sie gab ihm die Gewandung, in die er sein Erlebnis kleidete, als er es künstlerisch ausgestaltete. Goethe, Schiller, Richter — Fichte und Schelling lieferten Züge zu der literarischen Formung im „Sartor“; Horns Literaturgeschichten steuerten die Formeln „das ewige Ja“ und „das ewige Nein“ bei.

III. CARLYLES RELIGIÖSE PERSÖNLICHKEIT UND DER „STATE OF GERMAN LITERATURE“.

1. Entstehungsgeschichte des „State of German Literature“.

Die ersten Werke, die auf die Bekehrung (1826) folgten, waren Wotton Reinfred, Peter Nimmo, der erste Aufsatz über Richter; in diesen suchte er nach einer geeigneten Form für die Verkündigung seines Erlebnisses. Er fand sie erst im „State of German Literature“ (1827), den er mit vollem Bewußtsein als ein „großes Werk“ begann. Im Gefühl seiner Verantwortung trat er hier vor sein Volk, um ihm die neue Offenbarung Gottes, die deutsche Literatur, zu bringen, die Vorurteile über sie zu zerstören und ihren tiefen Gehalt zu zeigen. Wertvolle äußere Hilfe leistete ihm Horn, dessen Literaturgeschichten er im Eingang bespricht, aber im wesentlichen steht er seinem Stoff ganz selbständig gegenüber, da er nicht beabsichtigt die Geschichte der deutschen Literatur darzustellen, sondern den göttlichen Geist aufzuzeigen, der in ihr waltet. Die deutsche Literatur ist ihm das erste Mittel zur Verkündigung des Wirkens Gottes und darum zum Dienst am Nächsten; für diese

Botschaft legt er den Grund in der Übersicht des „State of German Literature“, um später in Dichterbildern die Einzelheiten der deutschen Literatur ins Auge zu fassen. Die seherische Geisterfülltheit muß sich daher in diesem Aufsatz am nachdrücklichsten äußern.

2. Der Stil des „State of German Literature“.

Ihre Auswirkung finden wir am deutlichsten im Stil der Abhandlung. Die innere Fülle, durch das Hindernis der Form gehemmt, ruft Spannung hervor, und die Spannung bewirkt nach einem einfachen psychologischen Gesetz, daß das folgende Satzglied einen stärkeren Nachdruck erhält. Fülle und Nachdruck sind daher die wesentlichen inneren Merkmale seines Stils, Spannung ist die in ihm wirkende Triebkraft. Die Bekehrung bringt diese Züge, die der Ausfluß des kalvinisch-puritanischen Dranges nach religiösem Wirken sind, in seinen Stil hinein. Durch sie werden die natürlichen Anlagen seiner Schreibweise: Bildhaftigkeit, scharfe Prägung, Abwandlung, Verschachtelung, Steigerung, Dreiheit stark ausgebildet und mehr und mehr in den beherrschenden Zug zur Eindringlichkeit eingespannt.

Deshalb ist Carlyles Stil der Ausdruck seiner Persönlichkeit; er entwickelt sich mit seiner Persönlichkeit fort, ohne Bruch, aber mit heftigem Ruck zur Zeit der „Bekehrung“. Es kann daher auch nicht von einer Übernahme des Richterschen Stils die Rede sein; die Ähnlichkeit in Carlyles und Richters Schreibweise erklärt sich durch ihre Wesensverwandtschaft. Bis in die Übersetzungen hinein spiegelt Carlyles Stil sein Wesen wider; er zeigt daher im Grunde germanisches Gepräge und christlichen Geist. Die Glaubensüberzeugung, die Carlyle erfüllt, der Drang zu tätiger Äußerung, welcher der kalvinischen Form des Christentums eigen ist, und das Streben zu nachdrücklicher sittlicher Wirkung, welches das Puritanertum kennzeichnet, verleihen seinem Stil Fülle, Spannung und Nachdruck, Züge, die er mit dem inneren Bau der Predigt gemeinsam hat. Der Predigt gleicht Carlyles Stil nicht ihrer äußeren Technik, sondern dem in ihr wirkenden Geist nach. Die religiöse Wurzel von Carlyles literarischer Wirksamkeit schimmert also selbst durch seinen Stil hindurch.

3. Gliederung und Inhalt des „State of German Literature“.

Die Gliederung nach der Dreizahl, welche in Carlyles Stil als Ausdrucksform seiner Eigenart eine große Rolle spielt, läßt sich auch im gedanklichen Bau des Aufsatzes erkennen. Zwar scheidet Carlyle die Vorwürfe gegen die deutsche Literatur, deren Widerlegung die Abhandlung bezweckt, in zwei große Gruppen: schlechten Geschmack und Mystik. Aber innerhalb dieser Gruppen liegt der unbewußten Gliederung genau wie dem Stil die Dreiteiligkeit in denselben inneren Verknüpfungen zugrunde. Der Nachdruck fällt auch hier immer auf das dritte Glied, das in beiden Hauptgruppen aufbauende Darlegungen gibt: in der ersten Gruppe eine begeisterte Schilderung der neuen deutschen Kritik, in der zweiten den Versuch einer Erklärung deutscher philosophischer Anschauungen. Man spürt deutlich, wo Carlyles innere Beteiligung hervorbricht. Die Begeisterung und Wärme seiner Worte deutet auf die religiöse Wurzel, aus der seine Verkündigung der deutschen Literatur ebenso wächst wie später seine Heldenverehrung, deren Keime hier schon in aller Deutlichkeit zu erkennen sind.

4. Die Wirkung des „State of German Literature“.

Haben wir gesehen, wie die religiöse Beflügelung von Carlyles Tätigkeit jeder Einzelheit den Zug zu nachdrücklicher Wirkung gibt, so müssen wir erwarten, daß unser Aufsatz, der erste größere nach der Bekehrung, besonders starken Eindruck machte. Der „State of German Literature“ erregte in der Tat das größte Aufsehen, und wenn seine Folgen auch für Carlyle selbst überwiegend ungünstig waren, so war er doch als Grundlage seiner Wirksamkeit für die deutsche Literatur stark an der Beeinflussung der englischen öffentlichen Meinung zugunsten Deutschlands beteiligt, die sich als Erfolg von Carlyles Schriften bis in die jüngste Vergangenheit hinein verfolgen läßt.

ZUSAMMENFASSUNG.

Die Erklärung dafür, daß Carlyle in seiner Arbeit für die deutsche Literatur in England starken Erfolg hatte, während sich so viele Vorgänger vergeblich darum bemüht hatten, liegt also in der religiösen Wurzel seines Wirkens und seiner natürlichen Veranlagung zum Predigen. Das Mittel der Verkündigung wechselte er; aber die Verkündigung blieb stets die gleiche, unwandelbare:

Gottes Wirken in der Welt und unsere Pflicht zum Wirken für den Nächsten. Die Formen, in die er seine Botschaft kleidete, veralten, aber unvergänglich ist der Wert seiner Persönlichkeit, die in ihnen lebt. Deshalb hat der „State of German Literature“ die größte Bedeutung als die erste große Predigt von dem Neuerlebten und als abgerundeter Ausdruck von Carlyles Persönlichkeit, als Markstein seiner inneren Entwicklung und als Wendepunkt in der Geschichte der deutsch-englischen literarischen Beziehungen, kurz als Offenbarung der religiösen Wurzel von Carlyles literarischer Wirksamkeit.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

KUNST-GESCHICHTE.

JAHRGANG 1921.
Nr. 27.

WOLFGANG STECHOW
aus Göttingen,
geb. 5. Juni 1896 zu Kiel.

Die Chronologie von Dürers Apokalypse und die Entwicklung von Dürers Holzschnittwerk bis 1498.

Referent: Prof. Graf Vitzthum von Eckstädt.
Tag der mündlichen Prüfung: 29. Juni 1921.

Die volle Dissertation ist, in Maschinenschrift geschrieben, von der Universitätsbibliothek in Göttingen und der Staatsbibliothek in Berlin leihbar.

Die Arbeit bezweckt in erster Linie die Aufweisung einer graphischen Entwicklungslinie innerhalb der Apokalypse und damit deren Chronologie im Zusammenhang mit den Einzelschnitten der gleichen Zeit. Um aber die offenbare Sonderstellung der Apokalypse näher zu begründen, ist die Untersuchung der Holzschnittproduktion Dürers bis zu ihrem Beginn unerläßlich; daher wird im ersten Kapitel unter besonderer Berücksichtigung der Kreuzungen zwischen formalen, graphischen, technischen und qualitativen Problemen des Schnitts die gesamte Holzschnittentwicklung des jungen Dürer, besonders die Stellung des Baseler Hieronymus als Ausgangspunkt und der Apokalypse als Endglied kurz charakterisiert.

Daß der Hieronymus selbst den Stil seiner Vorlage ziemlich rein repräsentiert, wird aus der Verwandtschaft seiner graphischen Erscheinung mit Wolgemut'scher Schnittweise, von der Dürer herkommt, belegt. Dies macht im Verein mit der Signatur auf dem Holzstock seine Schnittausführung durch Dürer selbst wahrscheinlich. Er zeichnet sich durch starke Heraushebung der plastischen Tendenz und eine primitive Wirkung des Räumlichen, die im technischen Prozeß begründet ist, vor den nicht von ihrem

Zeichner geschnittenen Baseler Illustrationen aus. Um den Weg zu diesen zu finden, wird der Hieronymus zunächst mit den unausgeführten Terenzvorlagen verglichen, denen er als vollgültiges Werk Dürers nunmehr graphisch am ehesten konform ist; die enge Verbindung beider wird belegt. Die Zuweisungen auch der Illustrationen zu Ritter von Turn und Narrenschiff an Dürer wird hierauf gerechtfertigt, doch dabei betont, daß offenbar ein selbständiger Formschneider mit den Vorzeichnungen eigenmächtig umging und so in der Tat ein gutes Teil dürerischer Absicht im Schnitt verloren gegangen ist; Dürer selbst hätte sie im Sinne des Hieronymus ausgestaltet und würde sie, wie sie jetzt vorliegen, nur bedingt als eigene Arbeit anerkennen.

Der Baseler Gesamtstil Dürers ist nicht von Schongauer aus faßbar, sondern neben Wolgemuts Einfluß überwiegt der der Holzschnittrichtung, die im Kobergerschen Heiligenleben von 1488 verkörpert ist. Zu dieser zeigen die Baseler Arbeiten stilistisch und graphisch enge Beziehungen; daher ist ein Hinweis auf eine frühe Holzschnittproduktion Dürers in Nürnberg berechtigt.

Dürers Wanderweg ist von Nürnberg direkt nach Basel verlaufen, wo er von 1490 bis 1492 arbeitet. Colmar kann nicht vorher angesetzt werden, da der Baseler Stil Dürers sich sprunglos von jenen Nürnberger Zentren herleitet und ein neuer Einfluß von Colmar her nicht spurlos wieder hätte verschwinden können. Erst nach Basel, Ende 1492, trifft Dürer in Colmar ein und gerät unter den tiefgehenden Einfluss der Tradition Schongauers, was sich in der Hinwendung zum Stecherischen charakteristisch kundgibt; Beweis dafür sind die Zeichnungen dieser Zeit, die frühen Stiche und im Holzschnitt das Titelblatt zu Riederers Warer Rhetoric (Freiburg 1493), das stilistisch und technisch Schongauers Einfluß voraussetzt.

Die Colmarer Periode ist so die der Abwendung vom Holzschnitt und der Hinwendung zum Stich: das ist für die graphische Entwicklungslinie und die Stellung der Apokalypse entscheidend. Denn der Stich zwingt zu persönlicher Bewältigung des Technischen und führt Dürer dazu, entgegen der Hauptmasse der Baseler Arbeiten endgültig die Gesinnung aufzunehmen, die sich am Hieronymus vereinzelt kundgab, und so zum Vollverantwortlichen auch im Holzschnitt vorzudringen. Die Apokalypse macht sich die graphischen Errungenschaften der gesamten Lehrjahre zu eigen, ihre Sonderstellung gegenüber dem Vorigen ist aber schon darin begründet, daß Dürer sie selbst schneidet.

Zu dieser Sonderstellung trägt außerdem das ungewohnt große Format bei, das Dürer vor neue kompositionelle Aufgaben stellt. So ist die Apokalypse auch stilistisch ein Neubeginn, analog ihrer geistigen Originalität. Dazu kommt die Neuheit ihrer von Italien bedingten monumental-körperlichen Formensprache, die sich schnell zu völliger Assimilierung durchringt.

Die erste Gruppe umspannt die Entwicklung von B. 63 (Johannes erhält die Weisung gen Himmel) über B. 67 (Lobgesang der Auserwählten) und B. 68 (Die sieben Posaunenengel) bis B. 74 (Das Tier mit den Lammhörnern), B. 73 (Die babylonische Buhlerin) und B. 71 (Das Sonnenweib und der siebenköpfige Drache). »Die Disposition des Blattes beginnt vom Standpunkt des dem Format gegenüber Ungeübten aus mit konventioneller Symmetrie. Im weiteren Verlauf ist ein Sichablösen von dieser zugunsten frei gegeneinander abgewogenen Massen feststellbar, das aber mangels ausreichender räumlicher und flächiger Subordination unter führende Linien und Gruppierungen zu Anarchie zu führen droht. Ein Ähnliches ereignet sich in der graphischen Durchbildung. Gegenüber der neutral unter gleichförmiger Behandlung stofflicher und inhaltlicher Verschiedenheiten zusammenschließenden Gesamterscheinung des ersten Blattes macht sich zunächst ein Anwachsen des Vermögens graphisch-naturalistischer Differenzierung der Stofflichkeiten, dann auch der Beginn einer Sonderung nach inhaltlichen Gesichtspunkten (innerhalb gleicher stofflichen Gegebenheiten) geltend. Man kann von einer steigenden Auflockerung des Ganzen bis zur Grenze des kompositionellen und graphischen Zusammenhangs sprechen, da jene inhaltlich-graphische Differenzierung noch keine kompositionell fördernde Wirkung zu erzielen vermag ... Von da an spielt der Gedanke des von innen heraus begründeten Zusammenschlusses zu einem bewußt komponierten Ganzen eine bis zum Ende führende Rolle.«

Den Umschwung in dieser Hinsicht (leicht vorbereitet durch B. 71) bringt eine Reihe von Einzelblättern, die als technisch-graphische Studien Dürers aufzufassen sind. Der zweite Hauptzweck dieser Studien ist die graphische Eroberung des nackten, bekleideten und bewegten menschlichen (in erster Linie männlichen) Körpers, damit also eine Fortsetzung der bisherigen Bemühungen um stofflich-graphische Differenzierung. Am Anfang steht B. 117 (Die Marter der Zehntausend), das Einzelheiten im neuen Sinne behandelt, ohne kompositionell Neues zu bringen.

In B. 128 (Das Männerbad), dem Analogon zum Kupferstich B. 75 (Die vier Hexen), also sehr wahrscheinlich auf 1497 zu datieren, ist die stoffliche Sonderung zu einem Höhepunkt gelangt, zugleich aber durch einheitliche Beleuchtung ihres zersplitternden Einflusses beraubt; die Komposition ist in Fläche und Raum fester geschlossen. B. 61 (Die Johannesmarter) ist die Fortsetzung der Apokalypse dazu. Das Gewandstudium findet in B. 102 (Die heilige Familie mit den 3 Hasen) seinen Höhepunkt.

Diese Gruppe B. (117,) 128, 61, 102 beschränkte sich auf die Durchbildung des ruhigen Körpers. Eine zweite erobert den bewegten, der für die Apokalypse von Wichtigkeit sein mußte; sie besteht aus B. 131 (Der Ritter und der Landsknecht), B. 127 (Ercules) und B. 2 (Simson). Das Funktionelle der körperlichen Bewegung wird bei leidenschaftlicher Darstellung graphisch betont. Zugleich wird die in B. 128ff. vorgebildete diagonal-räumliche Tiefenbewegung weiterentwickelt. Die Krönung der Bemühungen dieser zweiten Gruppe bedeutet B. 64 (Die 4 apokalyptischen Reiter), wo die Diagonale die ganze Komposition bestimmt, in der zugleich der kompositionelle Wert der schon vorher (B. 74, 73, 127) aufgetauchten inhaltlich-graphischen Differenzierung stark zum Ausdruck kommt.

In den noch verbleibenden Blättern der Apokalypse vollzieht sich nun eine neue Entwicklung, die der bisher verfolgten bis zu einem gewissen Grade analog ist. Unter dem Sturm der nächsten Blätter beginnt sich von neuem eine graphische Vereinheitlichung großer Blattabschnitte als ganzer durchzusetzen, die wiederum eine Reaktion nach der Seite der plastischen Greifbarkeit des einzelnen Körpers hervorrufen sollte. Natürlich spielt sich das gleichsam in einer höheren Rangordnung ab. Die neue graphische Einheitsidee liegt in der Linie einer kompositionellen Gruppierung durch Licht- und Schattenkomplexe bei steigender Differenzierung von Figurengruppen und Landschaft unter dem gleichen atmosphärischen Gesichtspunkt. Die Gewichtigkeit der menschlichen Figur gibt der zuletzt erworbenen nichts nach, weder im Format noch in der Durchbildung; aber die Figuren werden dennoch Gruppen eingeordnet in einer Weise, die sie ihrer Selbständigkeit häufig ganz beraubt. Die spätere Reaktion eliminiert das Atmosphärisch-Gruppierte des Gesamtblatts zugunsten einer neuen verstärkten Betonung der nunmehr noch konsequenter durch das Licht modellierten Einzelfigur. Die stoffliche Differenzierung macht entsprechend ihrer schon vorher erreichten hohen Ausbildung

keine nennenswerte Steigerung mehr durch, die inhaltliche stellt sich erst dem Prinzip der Gruppierung nach atmosphärischen, später nach räumlichen Zusammenfassungen zur Verfügung.«

Die erste Gruppe belegen B. 69 (Der Engelkampf), B. 65 (Die Eröffnung des 6. Siegels), B. 66 (Die vier Engel die Winde aufhaltend) und B. 70 (Johannes das Buch verschlingend). Bei B. 69 und 65 ist der obere Teil älter. Hierher gehört auch B. 6 (Christus am Ölberg) als einziges während der Apokalypse entstandenes Blatt der Großen Passion.

B. 70 steht bereits auf der Schwelle zur Reaktion, die B. 62 (Die 7 Leuchter), B. 75 (Der Schlüssel zum Abgrund) und B. 72 (Michaels Kampf mit dem Drachen) umfaßt. B. 75 schafft zwischen dem Strichlagengrund der Himmelsszene und der graphisch abgekürzten Landschaft eine bewußte Kontrastwirkung, die das Gegenständliche durch einen rein künstlerischen Gesichtspunkt bereits überwunden hat. Dieses und das hier (abgesehen von den Wolken) zuerst auftretende Beispiel formübergehender Strichlagen (im Tierschädel) ist nochmals ein Neues und weist direkt auf die Kleine Passion hin, deren weiteres Prinzip der kompositionell entscheidenden bildeinwärts gestellten Abschlußfigur durch die unmittelbar an die Apokalypse anschließenden Schnitte B. 120 (Die Marter der heiligen Katharina) und B. 9—11 (Eccehomo, Kreuztragung und Kreuzigung der Großen Passion) gleichfalls vorweggenommen wird.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTAT IN GÖTTINGEN.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

ENGLISCHE PHILOLOGIE.

JAHRGANG 1921.
Nr. 28.



EWALD ROTHSTEIN,

geb. 7. August 1884 zu Lünen an der Lippe, gest. 2. April 1918 infolge eines im Felde entstandenen Leidens.

Die Wortstellung in der Peterborough Chronik mit besonderer Berücksichtigung des dritten Teiles gegenüber den beiden ersten in bezug auf den Sprachübergang von der Synthese zur Analyse.

Referent: Prof. Morsbach.

Tag der mündlichen Prüfung: 13. Oktober 1915.

Die volle Dissertation wird voraussichtlich in Morsbachs ›Studien zur englischen Philologie‹ LXIV erscheinen. Der Auszug wird der Güte des Referenten verdankt.

EINLEITUNG.

Nach einer kurzen Erwähnung der bisher über die Wortstellung im Angelsächsischen und Mittelenglischen erschienenen Arbeiten wird die Aufgabe der Dissertation genauer bestimmt. Über die Entstehungszeit der drei Teile der Peterborough Chronik sowie über die Textausgabe Plummers werden die nötigen Angaben vorausgeschickt.

I. TEIL: DIE STELLUNG DES SUBJEKTS ZUM PRÄDIKAT.

A. Im unabhängigen Satz.
- I. Im Behauptungssatz.
  - a) Gerade und invertierte Stellung.
  - b) Sätze mit Spitze und Sätze ohne Spitze.
  - c) Gründe der Inversion:
    - 1) Gründe stilistisch-rhetorischer Art.
    - 2) Gründe teils syntaktisch-logischer, teils traditioneller Art.
    - 3) Gründe satzrhythmischer Art.
- II. In Befehls- und Wunschsätzen.

B. In abhängigen Sätzen.

II. TEIL: DIE STELLUNG DER PRÄDIKATIVEN BESTIMMUNGEN ZUM SUBJEKT UND VERB.

I. Allgemeine Betrachtung über synthetische und analytische Wortfolge.
- A. Sätze mit gerader Folge.
  - I. Die Stellung der prädikativen Bestimmungen zur Personalform des Verbs.
    - a) Unabhängige Sätze.
      - 1) Allgemeine Betrachtung.
      - 2) Untersuchung der auf die Beibehaltung oder Änderung der Wortstellung wirkenden Einflüsse:
        - α) Einfluß der Satzlänge auf die Art der Wortfolge.
        - β) Einfluß satzrhythmischer Prinzipien, psychologisch-emphatischer Momente, syntaktisch-logischer Tendenzen aus formelhafter Wortgruppenbildung auf die Art der Verbstellung.
    - b) Abhängige Sätze.
      - 1) Allgemeine Betrachtung.
      - 2) Sätze mit Spitze und Sätze ohne Spitze.
      - 3) Der Einfluß der Satzlänge auf die Art der Verbstellung.
      - 4) Der Einfluß satzrhythmischer Momente in Verbindung mit psychologischen und syntaktischen Faktoren bezüglich der Art der Wortfolge.
      - 5) Assoziativ-analogische Einwirkungen auf die Wortstellung verbunden mit Einflüssen, die sich aus dem Charakter der unabhängigen Sätze ergeben.
- B. Ungerade Sätze.

II. Die Stellung der prädikativen Bestimmungen zum Infinitum.

III. Die Stellung des prädikativen Adjektivs und Nomens zur Personalform des Verbs.

III. TEIL: DIE STELLUNG DER PRÄDIKATIVEN BESTIMMUNGEN UNTEREINANDER UND ZUM VERB.

1) Die Stellung der Objekte zum Verb und zu den anderen prädikativen Bestimmungen.

2) Die Stellung der außer dem Objekt vorhandenen prädikativen Bestimmungen zu einander:
- a) Die Stellung des präpositionalen Kasus.
- b) Die Stellung des Adverbs zur adverbialen Bestimmung.
- c) Die Stellung der adverbialen Bestimmungen untereinander.

GESAMTERGEBNIS.

Teil III der Chronik bedeutet gegenüber den älteren Partien, von denen er in seiner Entstehungszeit nur um eine Generation getrennt ist, einen wesentlichen Fortschritt zu einer immer mehr normierenden Wortstellung.

Trotz der verhältnismäßig an Zahl und in ihrer syntaktischen Funktion gleich stark auftretenden Spitzenbestimmungen geht die Inversion im mittelenglischen Abschnitt der Chronik scharf zurück.

In dem Sprachübergang von der auf dem Grunde der Anschauung die Satzglieder verbindenden Synthese zur logisch anordnenden Analyse zeigt Teil III der Chronik einen bedeutenden Schritt vorwärts zur normierenden analytischen Wortstellung.

In der Anordnung der prädikativen Bestimmungen zu einander, insbesondere in der Stellung der Objekte zum Verb, prägt sich im Teil III der Chronik der Übergang zu einer nach und nach festen, normierenden Stellung aus.

Der bezüglich der verschiedenen Punkte in Teil III festgestellte Fortschritt gegenüber den älteren Teilen der Chronik reiht sich organisch in das allgemeine Bild der Entwicklung der englischen Sprache ein.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

ROMANISCHE PHILOLOGIE.

JAHRGANG 1921.
No. 29.

WILHELM SPREINE,
geb. 22. April 1891 zu Wahmbeck, Kreis Uslar.

Die Syntax der unbestimmten Pronomina auf -unus (außer aucun) im Französischen.

Referent: Prof. Stimming.
Tag der mündlichen Prüfung: 14. November 1917.

Die volle Dissertation ist, in Maschinenschrift geschrieben, von der Universitäts-Bibliothek in Göttingen und der Staatsbibliothek in Berlin leihbar.

In der Dissertation sind die unbestimmten Pronomina auf -unus nach ihren verschiedenen syntaktischen Verwendungsmöglichkeiten hin untersucht und behandelt worden. In dem vorliegenden kurzen Auszuge mußte der Verfasser von einer Wiedergabe der mannigfachen Einzelerscheinungen Abstand nehmen und sich darauf beschränken, die Hauptkapitel anzudeuten und durch Beispiele zu erläutern.

I. Negun, nesun, nun.

Kap. 1. Entstehung und Bedeutung der Pronomina.

Kap. 2. a) Substantivischer Gebrauch:

Des mes Charlons n'a *nesun* honneré. Ogier 306.

b) Adjektivischer Gebrauch:

Ki ne criement *negun asalt.* Eneas 441.

Kap. 3. Die Pronomina mit näheren Bestimmungen.

Nuns de ces pains ne deffalit en la solemnal ... Bernh. VI, 33.

Kap. 4. Auslassung von ne in einem verkürzten negativen Satze.

Qui est ce ... qui ai parlé a toi? Et Amis li respondi que *nuns.* Nov. XIII. 66.

Kap. 5. Anknüpfung der Pronomina durch ne.

Ne nuns n'est tant de lui priveis ... Floris 628.

Kap. 6. Verstärkung der Pronomina.

Nesun tout seul morsel n'en a avalé. Berte 1117.

Kap. 7. Die Pronomina mit posit. Bedeutung in versteckt negativ. Sätzen.

Ne cuit ke *nuns* chevaliers vaille Tant k'il puist. Beaud. 3338.

Kap. 8. Die Pronomina in einem Vergleichungssatz.

Bien l'aime Loeys ... *plus* Que *nesun* des autres de sa maison. Äiol 3894.

Kap. 9. Die Pronomina im koordinierten Verhältnis zu einem negativen Begriff.

Ne papejai, ne papemor, *ne nesune* beste sauvage ... Bel inc. 5058.

Kap. 10. Häufung der negativen Pronomina.

N'en *nesun* cas *nul* ne vous voit faillant. Pisan 93.

Kap. 11. Nesunement.

Non pour quant vous n'avez mespris *nezunement.* B. du Guesclin. Godefr.

II. Chäun (selten vorkommend und syntaktisch mit chacun übereinstimmend).

... et in *cadhuna* cosa ... Eide 7 ... sur tuz les riches humes de Israel, cinquante sicles d'argent sur *chäun.* Rois IV, 15, 11.

III. Chacun.

Kap. 1. Entstehung von chacun.

Kap. 2. Zeitlicher Gebrauch

a) des substantivischen chacun.

b) des adjekt. chacun (bis Anf. 17. Jahrh., später archaistisch).

Et crioit a *chascun carrefour* des rues. Reims 198.

Et en *chacun bateau* il y a au moins six personnes. Bernardin de St. P. 250.

Kap. 3. Chacun mit dem unbestimmten Artikel

a) substantiv. chacun (bis 18. Jahrh., später archaistisch und in der Volkssprache).

Hautement *d'un chacun* elles blâment la vie. Tart. I, 1.

b) adjektiv. chacun (bis Ende 16. Jahrh.)

une chacune chose. Marot III, 243.

Kap. 4. Chacun im Plural (substantivisch und adjektivisch).

... il commanda que *chascun* cantaissent messes (lat.: ut singuli missas cantassent). Brendan 25.

... et adnulle tous et *chascuns ses autres* testaments. Labé 166.

Kap. 5. Substantivisches chacun ohne abhängige Begriffe.
A *chacun* sa part. Taine 274 etc.

Kap. 6. Chacun mit abhängigen Begriffen.
Chascuns des clers vers li sien lieu rala. Ogier 7415.

Kap. 7. Chacun in distributiver Verwendung.
J'ai cherché ... deux camarades ... qui voulussent consacrer *chacun* cinquante louis de sa bourse. Rouss. 126.

Kap. 8. Chacun mit nachfolgender Apposition.
La mort qui fet a son passage Passer *chascun, et fol et sage* ... Rust. 274.

Kap. 9. Adjektivisches chacun (s. Kap. 2).

Kap. 10. Verstärktes chacun.
Veulx tu l'abit de demoiselle Afin que *toult chascuns* te loue. Sotties 20, 210.

Kap. 11. Correlativer Gebrauch von chacun.
... et s'en allerent *chacun* à sa *chacune.* C. N. N. 29.

Kap. 12. Negiertes chacun.
La *ne* fet pas borse *chascun* (= nicht jeder). Bible 1710.
Tuit dient voir, mais *chescuns* mot n'en set (= keiner). Metz 5055

Kap. 13. Numerus von chacun.
1. Et *cascuns* en *voloit* plus faire. Bel inc. 4711.
2. *Chascuns de lor chevaus* en *sont* vermel ... Jerus. 3127.

Kap. 14. Chacun mit nachfolgendem Pronomen.
1. Possessivum: *Chacun son* intérêt. Denise III, 5.
2. Reflexivum: ... vus tenez de mei terres e fieus, *chescuns* par *sei.* M. d. Fr. 5, 404.
3. Personalpronomen: La ou ils et madame ... tenoient lor tinel, *cascuns* par *lui.* Froiss. 73.

Kap. 15. Distributives chacun mit nachfolgendem Possessivpronomen.
Et les autres princes prirent *chascun* sa dame. Jeh. d. P. 106.
... ou s'ils ont eu *chacun leur* conception à part. Malh. 215.

Kap. 16. Mit chacun unverträgliche Konstruktionen.
Chascuns i est de *tous* les cotes acorus. Ogier 3361.

IV. Quelqu'un.

Kap. 1. Entstehung, Gebrauch und Bedeutung.

Kap. 2. Substantivisches quelqu'un ohne abhängige Begriffe.
Jamais ne se fust doublé qu'il y eust *quelqu'unq.* C. N. N. 46, 286.

un quelqu'un (Volkssprache): ... que paravant qu'*un quelqu'un* touche à la femme. Balz. 117.

Kap. 3. Substantivisches quelqu'un mit abhängigen Begriffen.

Ce nom bizarre fit rire *quelques uns de la Compaignie.* Scarron 11.

Kap. 4. Appositioneller Gebrauch.

Nous restons *quelques-uns* sur le lieu du sinistre. J. Pl. III, 2, 196.

Kap. 5. Quelqu'un mit nachfolgender Apposition.

Il y avait ... *quelqu*'un, *un homme*, caché là. Hugo, Trav. 296.

Kap. 6. Adjektiv. quelqu'un.

Quelcune dame de ses parentes. Brant. IX, 684.

Kap. 7. Quelqu'un + de + Adjektivum.

Cela m'auroit fait souhaiter *quelqu'un de plus attaché.* Sévigné 244.

Kap. 8. Distributives quelqu'un.

Cet écueil fait partie d'un groupe de pointes, *quelques-unes* sous-marines, *quelques-unes* sortant de la mer. Hugo Trav 261.

Kap. 9. Quelqu'un statt un.

... si c'est de tous vents, ou de *quelqu'un* seulement. Malh. 611.

Kap. 10. 11. Besondere Redewendungen: faire quelqu'un; être quelqu'un etc.

... elle finit par en *faire quelqu'un.* Bel ami 216.

Kap. 12. Quelqu'un in verkürzten Sätzen.

Quelqu'un? répondez. Flaubert 21.

Kap. 13. Hinzuzudenkendes quelqu'un.

Nous laissons ce soin à plus compétent que nous. J. Plattner.

Kap. 14. Quelqu'un statt aucun und personne.

... en a-t-il ou revenir *quelqu'un!* (de l'autre vie). Bern. de St. P. 390.

Kap. 15. Quelqu'un + ne = kein.

Je ne dis pas que *quelqu'un ne* profitte, mais je dys que d'une centaine il n'en vient un à bien. Larivey D. et H. 373.

V. Pas un.

Kap. 1. Gebrauch und Bedeutung.

Kap. 2. Substantivisches pas un.

Mon coeur n'est à *pas un* ... Corn. II, 228.

Kap. 3. Adjektivisches pas un.

... mais ils n'y trouverent *pas ung religieux* pour les dire. Hept. II, 22.

Kap. 4. Pas un mit näheren Bestimmungen.

Il n'y a *pas un qui* n'occupe la benefice. Sat. Mén. 189.

Kap. 5. Verstärktes pas un.

Pas un seul n'en eschaperoyt. Sott. 31, 200.

Kap. 6. Appositives pas un.

. . . en n'entendant aucun bruit, *pas un* souffle. Zola, Féc. 92.

Kap. 7. Pas un ohne ne in verkürzten Sätzen.

Morbieu, *pas un* pec! Coquill. 245.

Kap. 8. Pas un mit scheinbar positiver Bedeutung.

. . . il n'avoit veu que *pas un* Amant eust eu en si peu de temps de si rares Avantures. Sorel, Berg. extr. I, 132.

Kap. 9. Pas un im Vergleichungssatze.

Mais . . . M. de Marsan fit *mieux que pas un*. Taine 200.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

MITTLERE UND NEUERE GESCHICHTE.

JAHRGANG 1921
Nr. 30.

FRIEDRICH BUSCH
aus Hannover,
wissenschaftlicher Hilfsarbeiter an der Fürstlich Schaumburg-Lippischen Hofbibliothek zu Bückeburg,
geb. 15. Februar 1891 zu Hannover.

Beiträge zum Urkunden- und Kanzleiwesen der Herzöge zu Braunschweig und Lüneburg im 13. Jahrhundert. Teil I: Bis zum Tode Ottos des Kindes (1200—1252).

Referent: Prof. Brandi.
Tag der mündlichen Prüfung: 15. Oktober 1919.

Die Dissertation ist gleichzeitig in den Veröffentlichungen der Historischen Kommission zu Hannover (Regesten der Herzöge zu Braunschweig-Lüneburg) erschienen.

Die Untersuchung zeigt, daß zu Beginn des 13. Jahrhunderts trotz des Vorbildes der Kanzlei Heinrichs des Löwen die Schreibbehörde seines Sohnes, Wilhelm von Lüneburg, und auch noch Ottos des Kindes vor 1235, dem Jahre der Erhebung des welfischen Erbes zum Herzogtum Braunschweig und Lüneburg, wenig entwickelt war.

Hat auch die Schrift- und Stilvergleichung zum Teil bestimmt erwiesen, zum Teil wenigstens vermuten lassen, daß eine Reihe von Urkunden vom Aussteller hergestellt ist, so haben doch in dieser Zeit die Schreiber nur immer einzelne Urkunden für ihren Fürsten mundiert und sind auch nur für kurze Zeit in dessen Umgebung festzustellen. Sie wechselten häufig und kehrten nach kurzer Tätigkeit in der herzoglichen Schreibbehörde in ihr Stift oder Kloster zurück, welches bis zu dem im Jahre 1227 erfolgten Tode des Pfalzgrafen Heinrich, des ältesten Bruders Wilhelms von Lüneburg, naturgemäß im *dominium Luneburgense* zu suchen ist.

Doch schon als Herzog Otto Ende des Jahres 1226 die Regierung in dem braunschweigischen Herzogtum mit übernahm, begann die Kanzlei langsam ihr Wesen auszuprägen. Der Grund wird in einer Vereinigung mit der pfalzgräflichen Kanzlei zu suchen sein. Eine Vergrößerung der herzoglichen Schreibbehörde ist nicht zu verspüren, auch keine Zunahme der Regierungs- und Gerichtsakte infolge des vergrößerten Verwaltungsbezirkes. Doch lassen Kleinigkeiten auf diese Verschmelzung der Kanzleien schließen. So führte der herzogliche Notar Crachto, der sich bis zum Jahre 1226 *scriptor* nannte, während der nächsten Jahre seit der vermuteten Vereinigung beider Kanzleien keinen Amtstitel, weil der pfalzgräfliche Protonotar Johann ihn von seinem Posten als Vorstand der Schreibbehörde verdrängt hatte.

Ein tiefer Einschnitt in die Geschichte der Kanzlei ist mit dem Jahre 1235, dem Jahre der Erhebung Ottos des Kindes in den Reichsfürstenstand, unverkennbar zu verspüren. Vom Reichstage zu Mainz brachte sich der Herzog einen schreibgewandten Kleriker mit, der für die Entwicklung der Kanzleibehörde von großer Bedeutung wurde. Es war der künftige Notar Heinrich, der die von Brandi in der Festgabe für Zimmermann (Qu. u. Forsch. z. braunschw. Gesch. VI) eingehend behandelte kaiserliche Lehnsurkunde vom Jahre 1235 geschrieben hatte und noch im nächsten Jahre zwei herzogliche Urkunden mundierte. Ihm übertrug Otto die Neueinrichtung seiner Kanzlei. Ausgestattet mit reichen Kenntnissen von der Verwaltungs- und Beurkundungstechnik der Reichskanzlei versuchte Heinrich hier im kleinen nach dem Muster dieser Behörde die herzogliche zu organisieren. Die Unterstützung und Anerkennung seines Herrn stand ihm immer zur Seite. Ein frischer Geist durchwehte seitdem das ganze Schriftwesen, das der herzoglichen Kanzlei entstammte, und in den kleinen Beamtenapparat der Schreiber zog eine vermehrte Beständigkeit ein. Während vor dem Jahre 1235 ein Schreiber kaum drei, noch erhaltene, Urkunden anfertigte, beträgt seit dieser Zeit der Durchschnitt der von einem Schreiber geschriebenen und jetzt noch vorhandenen Urkunden beinahe sieben Originale. Eine Vergrößerung wird die Kanzlei in dieser Zeit kaum erfahren haben. Dazu waren die zu erledigenden Regierungsgeschäfte des Herzogs zu wenige. Man wird in der Annahme nicht fehl gehen, daß dem herzoglichen Notar im Durchschnitt zwei bis drei Schreibkräfte zur Seite standen.

An der Mundierung der Urkunde hatte der Notar selbst von den ersten Originalen an keinen Anteil. In vielen Fällen, besonders

bei wichtigen Rechtsgeschäften, konzipierte er selbst nur den Text und überließ dem Schreiber die Reinschrift. Bisweilen wurde auch dem Schreiber die Abfassung der Urkunde übertragen. Dem Notar blieb in jedem Falle die Verantwortung für die Richtigkeit des Urkundeninhaltes und die präzise Fassung des Textes. Er prüfte die Schriftstücke nach und machte sie durch die Besiegelung rechtsgültig. Er führte das herzogliche Siegel und war für seinen ordnungsmäßigen Gebrauch dem Fürsten haftbar.

Die Arbeit beruht auf der Kenntnis sämtlicher in Betracht kommenden Originale; ein Verzeichnis derselben ist angehängt. Außerdem sind Proben der Schreiberhände A. D. K. L. M. P. Q und des Notars Heinrich (der jene Lehnsurkunde von 1235 in der Reichskanzlei geschrieben hatte) in Lichtdrucken beigegeben. Da sie sich über die Zeit von 1200 bis 1252 erstrecken, geben sie ein gedrängtes, aber lehrreiches Bild der niederdeutschen Kanzleischriften in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts.

JAHRBUCH

DER

PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT

DER

GEORG AUGUST=UNIVERSITÄT

ZU

GÖTTINGEN

1922

(ERSTE HÄLFTE: JANUAR—JUNI)

I.

HISTORISCH-PHILOLOGISCHE ABTEILUNG



GÖTTINGEN

DRUCK DER DIETERICHSCHEN UNIV.-BUCHDRUCKEREI (W. FR. KAESTNER)

Ausgegeben am 30. August 1922.

ÜBERSICHT

ÜBER DIE IM ERSTEN HALBJAHR 1922 HIER VERÖFFENTLICHTEN DISSERTATIONS-AUSZÜGE DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG:

A. NACH ALPHABETISCHER FOLGE DER VERFASSER:

1.	Götz, Alfred (1914)	Seite 1,	Laufd. Jahres-Nr. 1
2.	Heusinger, Bruno (1922)	„ 48,	„ „ 9
3.	Kindervater, Joseph Wilhelm (1921)	„ 31,	„ „ 6
4.	Laue, Heinrich (1921)	„ 11,	„ „ 3
5.	Oldendorf, Heinrich (1914)	„ 25,	„ „ 5
6.	Schlie, Erich (1922)	„ 43,	„ „ 8
7.	†Schulze, Willy (1914)	„ 10,	„ „ 2
8.	Weitlich, Ernst (1920)	„ 38,	„ „ 7
9.	Weniger, Erich (1921)	„ 17,	„ „ 4.

B. NACH FÄCHERN GEORDNET:

Klassische Philologie:

1.	Laue, H.	Seite 11,	Laufd. Jahres-Nr. 3
2.	Weitlich, E.	„ 38,	„ „ 7

Romanische Philologie:

1.	Götz, A.	„ 1,	„ „ 1

Englische Philologie:

1.	Kindervater, J. W.	„ 31,	„ „ 6
2.	Oldendorf, H.	„ 25,	„ „ 5
3.	† Schulze, W.	„ 10,	„ „ 2

Mittlere und neuere Geschichte:

1.	Heusinger, B.	„ 48,	„ „ 9
2.	Schlie, E.	„ 43,	„ „ 8
3.	Weniger, E.	„ 17,	„ „ 4.

NACHWORT.

Die Ausgabe dieses Heftes hat sich durch die allgemeine Papiernot etwas verspätet. Aus demselben Grunde mußte sein Umfang diesmal auch ein so beschränkter bleiben. Gleichzeitig hat die rapide Steigerung der Druckkosten eine Verdoppelung des von den Doktoranden für den Druck ihrer Auszüge zu leistenden Beitrags notwendig gemacht. Er beträgt seit dem 1. Mai 800 Mark.

Unterdessen ist mit Wirkung ab 1. Juli durch Erlaß des Ministeriums die erbetene Umwandlung der Fakultät in zwei selbständige Fakultäten erfolgt. In derselben Weise wie bisher die beiden Abteilungen, werden nunmehr auch die beiden neuen Fakultäten ihre Jahrbücher gesondert herausgeben. Damit erlischt das interimistisch geschaffene Amt des Prokanzellars der beiden letzten Jahre. An seiner Stelle besorgen von nun an die beiden Dekane die Herausgabe der jeweiligen Jahrbücher.

Wenn bis heute auch noch nicht sämtliche aus den letzten 8 Jahren unerledigt gebliebenen Dissertationen hier im Auszug erscheinen konnten, so ist es doch gelungen sie bis auf ganz wenige unerreichbare Ausnahmen in druckfertigen Auszügen für die nächsten Hefte bereitzustellen.

Der Plan der Fachjahrbücher, wie er für sämtliche deutschen Hochschulen in der Vorbemerkung zu unserm Jahrbuch von 1921 hier entwickelt worden ist, mußte infolge Mangels an einheitlicher Gesinnung, der bei den Tagungen der Arbeitsgemeinschaft der Philosophischen Fakultäten der beiden letzten Jahre in Jena in dieser Sache leider den Ausschlag gab, fallen gelassen werden. Umsomehr freut es uns, daß wenigstens das Fakultätsjahrbuch als solches in der von uns vorgeschlagenen Form mehr und mehr Anklang findet, wie das soeben von unsrer Schwesterfakultät der Albertina zu Königsberg i. Pr. herausgegebene erste Heft der dortigen Auszüge in einer mit der unsrigen fast völlig übereinstimmenden Fassung beweist.

Göttingen, den 18. August 1922.

H. Thiersch.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

ROMANISCHE PHILOLOGIE.

JAHRGANG 1922. Nr. 1.

ALFRED GÖTZ,
Studienassessor in Osnabrück,
geb. 6. Juni 1889 zu Hof in Bayern.

Sprachliche Untersuchung des altfranzösischen Romans „L'histoire du chastelain de Coucy et de la dame de Fayel" unter Heranziehung der Pariser Hss. B. N. 15098 und B.N. nouv. acq. 7514.

Referent: Prof. Stimming.
Tag der mündlichen Prüfung: 28. Januar 1914.

Die volle Dissertation ist, in Maschinenschrift geschrieben, von der Universitäts-Bibliothek zu Göttingen und der Staatsbibliothek in Berlin leihbar.

A. EINLEITUNG.

Der Roman „L'histoire du chastelain de Coucy et de la dame de Fayel" gehört zu den Abenteuerromanen. Der Held ist der Kastellan von Coucy, der zu den besten Lyrikern des französischen Mittelalters zu rechnen ist. Darüber, wer diese Persönlichkeit war, ob Renaut I. oder Guy von Coucy, sind die Meinungen geteilt. Aus Datierungsgründen schließe ich mich der Ansicht Faths an, daß Guy der Verfasser der Lieder gewesen sei. Mit diesem historischen Kern ist das Märchenmotiv vom gegessenen Herzen verschmolzen. Es ist indischen Ursprungs und findet sich zuerst in der abendländischen Literatur in dem keltischen Lai Guiron aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Eine nähere Untersuchung dieses Motivs findet sich bei Matzke, Modern Language Notes (1911) S. 1.

Viel Kopfzerbrechen hat die Verfasserfrage gekostet. Der Dichter schreibt v. 8228 ff., daß der Kundige seinen Namen in den Versen finden könne. G. Paris las die letzten 14 Zeilen als Akrostichon und fand so den Namen *Jakames Sakesep.* Dieses Akrostichon wird aber zerstört durch die Lesart von Hs. 7514 in

v. 8238, die wir aus sprachlichen Gründen als die beste ansprechen müssen. Indem ich die Lesart von Hs. 7514 einsetze und die letzten beiden Zeilen unberücksichtigt lasse, ergibt sich das Akrostichon *Jakemes Makes*, ein Name, der sich Ende des 13. Jahrhunderts in der Stadt Tournay findet. Nähere Ausführungen bringt die Dissertation.

Die Ausgabe unseres Romans durch Crapelet (Paris 1829) beruht auf der Hs. 15098 der Bibl. Nat.; es sind jedoch dem Herausgeber allerlei Verlesungen, falsche Trennungen, falsche Akzente und Interpunktionen untergelaufen.

Die Aufgabe der im Auszug hier mitgeteilten Arbeit war die Bestimmung der Mundart des Dichters, unter Heranziehung der zweiten, weit besseren Hs. 7514, die zu diesem Zwecke von mir in Paris abgeschrieben wurde. Der Kürze halber wird Hs. 15098 mit P und Hs. 7514 mit A bezeichnet. Die Abhandlung selbst umfaßt folgende Abschnitte:

B. LAUTLEHRE.

I. VOKALISMUS.

1. Betonte Silben.

a. Vokale.

a.

-aticum > -age, die östliche Form -aige findet sich nicht.

A zeigt einige Male i-Nachlaut: faice 1967, amaisse 1632 u. ö.; P hat dafür meist die Form mit a.

ã, ẽ.

Die Scheidung beider Laute ist streng durchgeführt, selbst in den Fällen, wo im Pikardischen Schwanken herrscht.

P zerstört v. 972 und 7627 durch falsche Lesart den Reim, ein Beweis, daß in der Sprache des Kopisten ẽ > ã geworden war.

ę.

1. „est“ ausgenommen finden sich keine Reime von ai: ę < vlt. ę̆; ein Umstand, der dafür spricht, daß ie für Positions-e, wie es A regelmäßig hat, auch der Sprache des Dichters eigen war. Nähere Begründung siehe in der Dissertation.

2. ę̆ < vlt. ĭ ist bereits offen und reimt mit ai.

ẹ.

Die Form ei für ẹ < vlt. ā findet sich in A sehr häufig, sie ist wohl auch dem Dichter nach seinem ganzen Sprachgepräge zuzuschreiben, P zeigt keine Spur von diesem Wandel.

i.

vlt. ẹ̆ + i > i reimt mit i < vlt. i.

ǫ.

Bei -ori + Vok. zeigt sich die pikardische Abneigung gegen das i-Element: m e m o r e 7258 : encore. Ferner findet sich die pikardische Form bos für bois. A hat im Vers-innern meist bos, P dagegen bois.

ọ.

lat. bonum, -am weist stets die nicht diphthongierte Form auf. A hat stets die Form mit oi: boin, boinne, P niemals. Diese Form kommt dem Dichter nicht zu: aumosne 6602: b o n n e.

eu (Lautwert ö).

1. eu < vlt. ọ̄ oder vlt. ā + u oder < vlt. ẹ̆ + u sind zusammengefallen.

2. Bei -ōsum finden wir im Reim eine zweifache Entwicklung, meist ou, doch auch eu; dagegen haben wir bei -ōrem nur die Form -our.

3. eu < ọ̄ reimt zu ue < ǫ̆; dies beweist die monophthongische Aussprache.

u (Lautwert ü).

Durch Reim gesichert sind die pikardischen Formen: fu < focum und ju < jocum. A schreibt sie auch im Vers-innern, P hat dafür stets feu und gieu.

b. Die betonten Diphthonge.

aĩ (Lautwert eĩ).

Es reimen aĩ < vlt. ā vor Nasal oder a + i + Nasal mit eĩ < ẹ̈ + Nasal oder < vlt. ẹ̆ + i + Nasal.

oi (Lautwert oé).

ọi < vlt. ọ̆ + i und ǫi < vlt. ǫ oder au + i sind bereits zusammengefallen. In die Pikardie weist auch anoi, das neben anui durch Reim gesichert ist, usw.

oĩ.

Auch hier herrscht Schwanken zwischen oĩ und uĩ.

ie.

Der Diphthong ie ist fallend, wie iee > ie beweist.

ieu.

-i + l + s ergab -ius, ieus; also kein Wegfall des l, wie ihn P hat.

ui.

vlt. ǫ + i > uei > ui. m u i r 638 < morior : souspir beweist, daß ui bereits steigend war.

au.

1. Dem französischen und normannischen ọu entsprechend haben wir au, so pau 939. Im Vers-innern schreibt A immer pau, P peu, po und besonders poi. Letztere Form ist durch Reim auch für den Dichter bezeugt.

2. Die Gruppen -al und -ol mit durch Position gestütztem Vokal sind in unserem Denkmal unter -au zusammengefallen.

c. Der Triphthong eau, iau.

Wir haben Schwankungen zwischen eau und iau, deren Aussprache aber wohl gleich war. -ẹ̆ll + Kons. > iau ist ein pikardisches Merkmal. Ganz vereinzelt findet sich daneben eu. A schreibt meist -iaus, selten -aus, wo P -eulz und -eus hat.

2. Unbetonte Silben.

Da auch leoninische Reime keineswegs beweisend sind, so können die unbetonten Silben nur das Bild von der Sprache des Dichters ergänzen.

a. Die unbetonten Vokale.

ã, ẽ.

Auch hier sind die beiden Laute, besonders in A, streng geschieden.

e.

Es wird schon ai für e und umgekehrt geschrieben, ein Beweis, daß für die Kopisten ai bereits monophthongiert war, was auch für die Sprache des Dichters anzunehmen ist.

i.

1. oi vor s > i, besonders in A.
2. vortoniges e > i vor mouillierten Konsonanten.

o.

Der Lautwert ist bereits u. Supra > sor ist in A nur bis sour entwickelt, P kennt neben sour und seur bereits sur.

b. Die unbetonten Diphthonge.

aĩ, eĩ.

Auch vortonig unter dem Lautwert [e^i] zusammengefallen.

oi.

Starkes Schwanken zwischen oi und ui, besonders in A.

ie.

ie für Positions-e hat A auch in vortoniger Silbe.

II. KONSONANTISMUS.

l.

l vor Konsonant ist bereits zu u vokalisiert.

r.

Es finden sich die bekannten Erscheinungen von Vertauschung, Ausfall und Umstellung des r.

ṅ.

Die pikardische Eigentümlichkeit, ṅ für ndž zu setzen, ist durch Reim belegt.

v.

-ivum + s > is ist die einzige Form, die unser Dichter kennt.

t.

Auslautendes t, auch ungestützt, ist mit wenig Ausnahmen erhalten.

s.

1. s vor Konsonant ist verstummt.
2. z reimt im Auslaut mit s.

c.

A zeigt die streng pikardische Entwicklung; ganz seltene Schreibungen mit ch, wo wir k erwarten, erklären sich wohl aus Beeinflussung durch das Zentralfranzösische. Die Sprache von P hat dagegen stark zentralfranzösisches Gepräge. Für die Sprache des Dichters sichern Reime die Aussprache [tš] für c vor e und i. Konsequenterweise müssen wir wohl auch [k] vor a annehmen.

g.

Es kommt wohl auch hier [g] vor a unserem Dichter zu. Die Reime geben uns keine Handhabe, und die Schreibung der Kopisten sagt uns viel weniger als bei c, da hier jegliche Konsequenz fehlt.

Doppelkonsonanten.

Merkwürdig ist, daß wir sehr häufig in A (selten in P) Doppelkonsonanten finden, besonders da die Sprache von A ziemlich rein pikardisch ist.

C. FLEXIONSLEHRE.

1. Das Substantivum.

Es findet sich vereinzeltes Eindringen des Obliquus in den Nominativ, analoges s im Nom. Sing. in Deklinationsklassen, denen es ursprünglich nicht zukam, doch ist die Deklination im großen Ganzen noch intakt. Dagegen zeigt der Kopist von A schon häufiger Eindringen des Obliquus in den Nominativ, und in weit höherem Grade gilt dies für P.

2. Der Artikel.

1. Da uns hier die Reime kein Material bieten, können wir

den Sprachgebrauch des Dichters nur durch Vergleichung der Kopisten erschließen. Näheres siehe in der Dissertation.

A hat im Fem. Sing. Nom. und Akk. le für la (P. immer la), daneben auch li sehr häufig für den Nom. Sing. Fem.

2. Der Artikel in Verbindung mit Präpositionen:

a. mit de:
1. del in P und A,
2. dou in A die häufigste Form, in P selten,
3. du in P die häufigste Form, in A nie,

b. mit a:
1. al oft in A, selten in P,
2. ou in P und A,
3. au nur in P,
4. a + les > as in A, selten in P, das aus hat,

c. en + Artikel:
1. en + le > el in A und P,
2. en + le > ou nur in A,
3. en + les > es in A und P.

3. Das Adjektivum.

Analoges -e im Femininum des eingeschlechtigen Adjektivs nur bei den Adjektiven, die es schon in den ältesten Texten zeigen. Auch kein analoges e bei den Adjektiven auf -al, -il, -ant, wie es sich seit dem 14. Jahrhundert findet.

4. Das Pronomen.

a. Personalpronomen.

α) satzbetont:
1. mi und moi sind beide durch Reim gesichert,
2. lui für li und umgekehrt (seit Ende des 13. Jahrhunderts),
3. neben iaus einmal v. 7461 eus durch Reim belegt; A hat stets iaus, P meist eulz,

β) satzunbetont:
1. A hat meist jou, P dagegen je,
2. le für la im Obl. Sing. Fem. in A regelmäßig durchgeführt, in P daneben häufig la.

b. Possessivpronomen.

1. no und vo sind neben seltenerem nostre, vostre durch Reim gesichert;

2. mon, ton, son für das Fem. ma, ta, sa vor Vokal findet sich noch nicht; A hat sehr oft me, se für ma, sa.

c. Demonstrativpronomen.

Die satzbetonten Formen kommen nur ganz vereinzelt vor.

5. Das Verbum.

1. In der 1. Pers. Sing. Präs. Ind. der I. Konj. ist noch kein e eingedrungen, in den anderen Konjugationen noch kein analoges s.

2. Bei den Verben auf Dental und Nasal findet sich in A, öfter auch in P c oder ch. Durch Reim ist nur die regelmäßige Form belegt.

2. -iens in der 1. Pers. Plur. Präs. kommt nicht vor, einmal bzw. zweimal begegnet -omes.

3. Auch in der 3. Pers. Sing. Präs. Konj. von I noch kein analoges e.

4. -ions, iés in der 1. und 2. Pers. Plur. Imp. und Kondit. bereits einsilbig.

5. Die 3. Pers. Sing. Perf. steht ohne t.

6. Im Futur und Konditional findet sich Synkope von regelmäßigen e < a und umgekehrt e in Analogie nach I eingeschoben

7. Im Partizip Perfecti ist die Synkopierung von iee > ie durch Reim gesichert.

8. Im Infinitiv findet sich statt -oir < -ēre meist die Form auf -ir.

D. ERGEBNISSE DER SILBENZÄHLUNG.

1. Inklination.

Die unbetonten obliquen Personalpronomina der 3. Pers. le und les verschmelzen noch mit ne, se, je, en.

2. Hiatus und Elision.

Auslautendes e vor mit Vokal anlautendem Wort ist sehr oft noch erhalten.

3. Hiatus und Kontraktion.

Hiatus im Innern der Wörter ist noch erhalten, doch begegnen daneben schon vereinzelte Kontraktionen, besonders in P.

E. ERGEBNIS DER SPRACHLICHEN UNTERSUCHUNG.

I. Ort der Entstehung.

Durch eine ganze Reihe von sprachlichen Erscheinungen (siehe Zusammenstellung in der Dissertation) scheiden der Osten, Süden und Westen Frankreichs als Heimat unseres Dichters aus. Andererseits sprechen eine große Anzahl von Spracheigentümlichkeiten gegen das Franzische und gleichzeitig für die Pikardie. Neben diesen rein pikardischen Formen finden wir allerdings, wenn auch nur vereinzelt, eine Reihe franzischer Formen. Man ist nun bei derartigen Dialektmischungen vielfach so verfahren, daß man die

Heimat des Dichters in das Grenzgebiet zwischen den beiden Dialekten verlegte. Auf diese Weise ist Beauvaisis eine von Dichtern gesegnete Landschaft geworden. Dieses Vorgehen halte ich für grundfalsch und lehne aus diesem Grunde das Gebiet von Beauvaisis ab.

Die überwiegend pikardischen Sprachformen, vor allem fu < focum, die Erhaltung des t in ent und des auslautenden ungestützten t, sowie ṅ für ndž weisen uns deutlich nach der Pikardie. Die franzischen Formen erklären sich durch den um diese Zeit (ca. 1300) immer mehr wachsenden Einfluß des Zentralfranzösischen, das beginnt die Dialekte aus der Literatursprache zu verdrängen. Man hat vielfach Vermandois als Heimat unseres Dichters angenommen, da er mit den dortigen Verhältnissen sehr vertraut ist. Gegen Vermandois und Ponthieu sprechen aber ie für Positions-e und eine Reihe anderer sprachlicher Erscheinungen (s. Diss.). Wir werden nicht sehr fehlgehen, wenn wir die Heimat unseres Dichters nach Französisch-Flandern oder Hennegau verlegen. ie für Positions-e weist nach Flandern, speziell Tournay; andererseits ist boin, boinne, die für Tournay geläufige Form, unserem Dichter fremd. Es dürfte also unser Denkmal etwas östlicher zu setzen sein, an die Grenze zwischen Flandern und Hennegau.

II. Zeit der Entstehung.

Die treue Erhaltung der Flexion, der Hiatvokale, sowie der Inklination beweisen, daß wir noch das 13. Jahrhundert als Abfassungszeit in Betracht zu ziehen haben. Gegen die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts sprechen Reime von ai zu e < vlt. ẹ̆, allgemeines Verstummen von vorkonsonantischem s und das vereinzelte Eindringen des Obliquus in den Nominativ. In das Ende des 13. Jahrhunderts verweist lui für li und umgekehrt. Der Roman ist also höchst wahrscheinlich im letzten Dezennium des 13. Jahrhunderts entstanden.

III. Sprache der Kopisten.

1. Der Kopist von A.

Seine Sprache steht der des Dichters ganz nahe, nur ist er konsequenter in der Anwendung seines Dialekts, da er als weniger gebildeter Mann dem Einfluß von Paris nicht in dem Maße erlag wie der Dichter. Seine Heimat ist nach seinen Sprachmerkmalen (s. Diss.) Französisch-Flandern, vielleicht sogar Tournay selbst.

Die häufige Verdoppelung der Konsonanten, sowie häufige Metathese des r, die sich im 13. Jahrhundert im Gebiet von

Tournay noch selten findet, verweisen uns ins 14. Jahrhundert. Doch wegen der noch gut erhaltenen Flexion, sowie des Hiatus-e dürfen wir bei der Datierung wohl kaum über das erste Viertel des 14. Jahrhunderts hinausgehen.

2. Der Kopist von P.

Die Sprache des Kopisten von P zeigt ein ganz anderes Gepräge. Sie hat zwar auch die pikardischen Merkmale, die unserem Dichter zukommen, doch daneben sehr häufig die franzische Form, die besonders im Vers-innern überwiegt (genauere Charakteristik der Sprache von P gibt die Dissertation). Die pikardischen Formen sind aber doch zu zahlreich, auch im Versinnern, als daß wir annehmen könnten, der Kopist von P habe sie aus dem Original herüber genommen. Sie ergeben auch zusammen mit den franzischen Formen ein verhältnismäßig einheitliches Sprachbild. Die Heimat des Kopisten von P ist demnach wohl Beauvaisis.

Die Abschrift von P ist später entstanden als die von A, wie der Zerfall der Flexion, sowie die Beseitigung des Hiats im Wortinnern beweisen. Dazu kommt, daß die Form cel sehr oft als ce, ja als se erscheint, Formen, die erst seit Ende des 14. Jahrhunderts häufiger werden. P ist daher in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts zu setzen.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

ENGLISCHE PHILOLOGIE.

JAHRGANG 1922. Nr. 2.

✠

WILLY SCHULZE,
geb. 5. März 1890 zu Groß-Werther bei Nordhausen,
gefallen als Vizefeldwebel am 27. Sept. 1915 bei Smorgon (Kowno) in Rußland.

Die dialektischen Bestandteile der Londoner Schriftsprache auf Grund der Londoner Urkunden, Chaucers, Hoccleves und Caxtons.

Referent: Prof. Morsbach.
Tag der mündlichen Prüfung: 21. Dezember 1914.

Das Originalmanuskript verwahrt die Universitätsbibliothek in Göttingen. Die folgenden Angaben stammen vom Referenten.

Seit Vollendung der äußerst fleißigen und mit guter Sachkenntnis verfaßten Dissertation sind auf dem gleichen Gebiete von namhaften Forschern weitere eingehende Untersuchungen erschienen, die jetzt vieles in anderem Lichte erscheinen lassen. Da außerdem der wesentliche Inhalt der umfangreichen Dissertation sich nicht auf wenigen Seiten zusammendrängen läßt, wird von einer Inhaltsangabe hier abgesehen. Die Sammlungen des Verfassers und seine Ergebnisse, soweit sie auch jetzt noch Wert haben, sollen indessen für andere in Göttingen in Aussicht genommene schriftsprachliche Untersuchungen fruchtbar gemacht werden, wobei der Name des Verfassers genannt werden wird und seine Verdienste gebührend berücksichtigt werden sollen.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

KLASSISCHE PHILOLOGIE.

JAHRGANG 1922. Nr. 3.

HEINRICH LAUE,
Studienrat in Lingen,
geb. 12. August 1885 zu Hildesheim.

De Democriti fragmentis ethicis.

Referent: Prof. Pohlenz.
Korreferent: Prof. Jachmann.
Tag der mündlichen Prüfung: 9. März 1921.

Die volle Dissertation ist im Verlage von R. van Acken, Lingen-Ems, erschienen.

Aus den Eklogen des Stobaeus und mehreren mittelalterlichen Florilegien, besonders einer weniger bekannten, *γνῶμαι χρυσαῖ Δημοκράτους* betitelten Sammlung (= „DC"), hat im Jahre 1819 Orelli über 200 ethische Bruchstücke zusammengestellt, die von den heutigen Gelehrten (cf. Diels, Vorsokratiker) fast allgemein als echte Reste der Moral des Demokrit anerkannt werden, obwohl sie in den Hss. unter schwankenden Lemmata, nämlich bald *Δημοκρίτου*, bald (seltener) *Δημοκράτους*, stehen. Die schon von Orelli (und Burchard) aufgestellte These, „*Δημοκρίτου*" sei überall die richtige und alte Lesart, aus der jenes „*Δημοκράτους*" erst nachträglich durch den Irrtum einzelner Abschreiber entstanden sei, ist noch im Jahre 1893 von Natorp in den „Ethika des Demokritos" nachdrücklich vertreten worden. Aber gerade gegen diese Annahme, mit der die ganze Natorpsche Beweisführung stehen oder fallen muß, hat schon im folgenden Jahre (1894) v. Arnim so erhebliche Bedenken vorgebracht, daß eine neue Untersuchung über die Echtheit der „Demokritfragmente" am Platze ist.

Von allgemeinen Gründen (wie sie v. Arnim gegen Natorp vorgetragen hat) mag hier abgesehen werden. Die Frage, ob „*Δημοκράτους*" wirklich Korruptel zu „*Δημοκρίτου*", d. h. in den Hss. erst später als dieses aufgekommen ist, muß letzten Endes durch die

selbst entschieden werden, die — so merkwürdig das klingen mag — bisher überhaupt noch nicht vorgenommen worden ist.

1. Wir können diese Untersuchung heute wenigstens für die Eklogen des Stobaeus durchführen, da für diese seit einigen Jahren die mustergültige Ausgabe von Wachsmuth - Hense vorliegt.

Nach früheren Untersuchungen müssen wir für Stobaeus zwei Hss. - Klassen (I. S, Tr — II. L, Br — M, A) unterscheiden: beide geben uns eine Auskunft, die der Orelli - Natorpschen Annahme genau entgegengesetzt ist.

a) Dafür wenigstens ein Beispiel aus der ersten Hss. - Klasse. Kodex S, der Führer dieses bessern Zweiges der Überlieferung, bietet als Lemma an 10 Stellen die Abbreviatur *δημος*; diese kann nur in *δημοκράτους* aufgelöst werden, wie — abgesehen von andern Gründen (Schluß - Sigma, usw.) — Stob. III. 22. 43 schlagend beweist, wo S das Lemma *δημος* (*δημοκράτους* M A Br) bietet, aber im Text selbst den Namen Demokrates (voll ausgeschrieben) wiederholt.

Ein Vergleich der Hss. lehrt uns, daß jene Abkürzung in der (verlorenen) Vorlage von S sehr viel häufiger gestanden haben muß, als es nach den erhaltenen Hss. zunächst den Anschein hat Sie wird von den Abschreibern vielfach mißverstanden und gewöhnlich in *δημοκρίτου* aufgelöst. Schon in S setzt diese Entwicklung ein; mehr und mehr verschwindet der Name Demokrates in den jüngeren Hss., ohne freilich ganz verdrängt zu werden.

b) Auch in der zweiten Hss. - Klasse finden sich trotz dieser allmählichen Verderbnis sichere Indizien für das ursprüngliche *δημοκράτους*.

Für uns ergibt sich daraus der zwingende Schluß, daß „*δημοκράτους*" wenigstens an einer Reihe von Stellen das Ältere ist und daß Stobaeus selbst hier und da so geschrieben hat.

2. Zwischen Stobaeus und der oben erwähnten „DC" (Demokrates) - Sammlung besteht eine enge Verwandtschaft, da zahlreiche Bruchstücke beiden Florilegien gemeinsam sind. Lortzing hat (allgemein anerkannt) den Nachweis geführt, daß Stobaeus nicht auf DC zurückgeht, sondern beiden eine ältere, umfangreichere Gnomensammlung zugrunde liegt. Da nun DC unter des Demokrates Namen geht und auch bei Stobaeus — unabhängig von DC — dasselbe Lemma vorkommt, so bleibt als einzige Erklärung, daß jener Name aus der gemeinsamen Quelle übernommen ist.

Jene ältere Sammlung ging also bereits unter dem Namen Demokrates, und wir müssen mithin zwei Demokratessammlungen unterscheiden: 1. „DC vetustior" — verloren gegangen, 2. „DC recentior" — erhalten.

3. Damit hätten wir wenigstens eine der Quellen aufgedeckt, aus denen unsere Fragmente geflossen sind. Stobaeus muß aber neben DC vet. mindestens noch eine zweite Quelle ausgeschrieben haben; denn es finden sich bei ihm unter Demokrits Namen mindestens ein paar Dutzend Bruchstücke, die sich von den DC-Resten nach Form und Inhalt (s. unten) sehr stark abheben. Selbst Natorp wertet sie als besondere Gruppe, und es ist auffällig, daß sich gerade in ihnen alle jene Ausdrücke und Gedankengänge (*εὐθυμίη, ἀταραξίη* usw.) finden, die nach den Zeugnissen der Doxographen usw. für Demokrit charakteristisch sind, während die übrigen Bruchstücke (unsere „DC" Reste) keine Spur davon aufweisen.

Wir unterscheiden also (weitere Bestätigung abwartend) zwei Quellen des Stobaeus: 1) eine für die „unzweifelhaft echten" (v. Arnim) Demokritgnomen, 2) DC vet., als dessen Autor Demokrit erst noch erwiesen werden müßte.

Die

FORMALE PRÜFUNG

(II)

der beiden Fragmentgruppen bestätigt die gewonnenen Ergebnisse.

1. Zunächst eine Vorbemerkung. Daß Stobaeus selbst beide Gruppen streng auseinandergehalten hat, lehrt folgende Beobachtung. In den sogen. Gnomenkomplexen (. . . *ου, τοῦ αὐτοῦ, τοῦ αὐτοῦ* etc.) sind „echte" Gnomen und DC-Fragmente nirgendwo willkürlich gemischt, sondern reine „Demokrit-Komplexe" einerseits heben sich von den „DC-Komplexen" andererseits scharf und deutlich ab. Wir erkennen auf diese Weise, daß viele Fragmente, die in den Stobaeus-Hss. unter dem Lemma *Δημοκρίτου* verschüttet sind, in Wirklichkeit DC-Reste sind.

2. Durch den Vergleich wird eine alte Beobachtung Natorps und seiner Gewährsmänner bestätigt; wir haben auf der einen Seite (unsere DC-Reste) „kürzere Gnomen" (Friedländer) in „Spruchform" (v. Arnim), „glücklich gefaßte kurze Sinnsprüche" (Nat.); anderseits (unsere „echten" Demokritgnomen) „ausführliche ethische Fragmente" (Friedl.), „schwerfällig gebaute längere Auseinandersetzungen . . . begründendes Räsonnement . . . in naiver Schreibweise . . . und mit umständlichen Wiederholungen"

(Nat.). Wichtig ist für uns die weitere Feststellung Natorps, daß sich sämtliche Fragmente auf diese beiden Gruppen verteilen lassen. Wir führen diese Scheidung im einzelnen durch und stellen dabei weitere, so markante formale Unterschiede fest, daß es fast nirgendwo zweifelhaft bleibt, welcher von beiden Gruppen jedes einzelne Fragment zuzuweisen ist. (Bestätigung durch den Dialekt der Fragmente, der für beide Gruppen verschieden ist.)

3. Dabei ergibt sich Folgendes:

a) Die „Demokritfragmente“ weisen derartige Stileigenheiten auf, daß wir als Quelle für sie eine einzige Schrift des Abderiten, nämlich περὶ εὐθυμίης, annehmen müssen (so schon Friedländer; ähnlich Hirzel u. Natorp).

b) Die DC-Sprüche sind nach hohen künstlerischen Gesetzen konzipiert: Umfang des einzelnen Spruches nicht über Zeilenlänge, rhetorischer Stil, Antithesen; inhaltliche Assoziation mehrerer Sprüche, Zusammentreten mehrerer zu „Spruchketten“. (Näheres Friedl., ὑποθῆκαι, Hermes 1913). Solche Sprüche und Spruchketten können nicht durch die Zufallstätigkeit eines „Sammlers“, sondern nur durch den künstlerischen Willen eines einzigen Verfassers zusammengeraten sein. Wir haben kein „Florilegium“ im gewöhnlichen Sinne vor uns, sondern ein Originalwerk, das unbedingt in die klassische Zeit des Griechentums hinaufreicht, aus der uns etwa ein halbes Dutzend ähnlicher Literaturwerke bekannt ist (Friedl.). „Ὑποθῆκαι“ nannte man sie, und zu dieser Literaturgattung gehören auch die „ὑποθῆκαι des Demokrates“.

4. Ein typischer „Kettenspruch“ ist Stob. II. 8. 16; wir haben also auch hier einen Rest der ὑποθῆκαι des Demokrates (cf. den Dialekt des Fragments). Gegen diese Annahme scheint nun freilich Eusebius (pr. ev. XIV. 27. 5.) zu sprechen, der denselben Spruch als Anfang der ὑποθῆκαι des Demokritos zitiert. Aber da wir gesehen haben, daß die Korruptel von „Demokrates“ in „Demokritos“ nahe liegt, so müssen wir auch hier mit der Möglichkeit dieses Irrtums rechnen.

Entscheidend muß hier der Inhalt der Fragmente sein: wenn die ὑποθῆκαι inhaltlich „zu dem sonst feststehenden Bilde Demokrits nicht stimmen“ (v. Arnim), so ist Eusebius' Angabe als Irrtum erwiesen.

INHALTLICHE PRÜFUNG DER FRAGMENTE.
(III)

1. Die „Demokritfragmente“ sind nicht nur einheitlich in ihren ethischen Grundbegriffen (Euthymie!), sondern fügen sich auch äußerlich (gegenseitige Beziehungen von Gnome zu Gnome) so eng aneinander, daß wir Inhalt und Aufbau der Schrift *περὶ εὐθυμίης*, aus der sie stammen (s. o. II. 3 a), auf weite Strecken erschließen können.

2. Auch die Demokratessprüche zeigen sich als Einheit; ihr ethisches Prinzip ist das *καλὸν κἀγαθόν*.

3. In den Demokritgnomen findet sich keine Spur vom *καλὸν καὶ ἀγαθόν* der *ὑποθῆκαι*, in diesen keine Spur von der Euthymie des Demokrit. Jene sind „egoistisch“, diese „altruistisch“ (Dyroff); dort ist das Prinzip „eudämonistisch“, hier „rein sittlich“ (Ferber). Beide Prinzipien aber „lassen sich nicht vereinigen“ (Ferber). Die DC-Sprüche haben also mit der ethischen Weltanschauung des Demokrit nichts gemein; die *ὑποθῆκαι* sind kein Werk des Demokritos.

4. Die *ὑποθῆκαι* stammen überhaupt nicht aus dem Zeitalter des Abderiten. Sie enthalten Gedanken, die erst Sokrates und Plato ausgesprochen haben, und zeigen starke Anlehnungen, selbst wörtliche (vgl. bes. fr. 180 D = Diog. L. V. 19) an Aristoteles. Sie können also nicht vor diesem entstanden sein. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß sie von einem Rhetor der aristotelischen Zeit verfaßt sind, der die Ethik des Stagiriten genau kannte, aber die systematischen Werke seiner Altersperiode noch nicht in Händen hatte. Wir kämen darnach etwa auf die Zeit 360—330 (320?).

5. Um diese Zeit hat tatsächlich ein Rhetor Demokrates „Aphidnaeus“ gelebt, auf den schon Holsten (1638) unsere DC-Sprüche zurückgeführt hat. Ob aber diese (für uns unwesentliche) Annahme Holstens haltbar ist, können wir nicht mit Sicherheit entscheiden.

6. *Zusammenfassung:* Die DC-Sammlung ist in Aristoteles' Zeit verfaßt; jahrhundertelang wird sie von keinem der uns bekannten Schriftsteller erwähnt. Vom 3. Jahrh. n. Chr. an wird die Schrift häufiger benutzt; drei Florilegiensammler (Stob., DC rec., DEI-Gruppe), dazu ein Schriftsteller des 3. Jhs. (Porphyrius) zitieren sie. Da alle vier Zeugen — unbeeinflußt voneinander — als Verfasser den Demokrates angegeben, ist unser Hauptergebnis unbedingt gesichert: die DC-Sammlung stammt von Demokrates. Daß „*ὑποθῆκαι*“ ihr Titel war, bestätigt

uns wenigstens ein Schriftsteller derselben Zeit (Eusebius); dieser gibt freilich fälschlich Demokrit als Verfasser an; aber das war nur eine Namensverwechselung, die für uns nicht mehr auffällig ist. Sind doch Dutzende von Abschreibern des Mittelalters und nicht wenige Gelehrte der neuesten Zeit demselben Irrtum erlegen. Sie sind unabhängig von Eusebius und vielfach unbeeinflußt voneinander, aber sie handeln unter dem Zwange eines ehernen psychologischen Gesetzes: ähnliche Namen werden gern von den Menschen verwechselt, und dann pflegt der hellerstrahlende über den dunklen den Sieg davonzutragen.

ERGEBNIS.
(IV)

Von den über 200 Bruchstücken der Natorp-Dielsschen Sammlung sind also nur 49 als echte Demokritreste gesichert (aus περὶ εὐθυμίης); alle übrigen müssen — ein paar Fälle vorbehalten, über die man vielleicht in Zweifel bleiben kann — als Reste der ὑποθῆκαι des Demokrates angesprochen werden. Das von Natorp gezeichnete Bild der demokritischen Ethik bedarf in wesentlichen Punkten der Berichtigung.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

MITTLERE UND NEUERE GESCHICHTE

JAHRGANG 1922. No. 4.

ERICH WENIGER,
geb. 11. September 1894 zu Steinhorst (Kr. Isenhagen-Hannover).

Rehberg und Stein.

Referent: Prof. Brandi.
Tag der mündlichen Prüfung: 14. Dezember 1921.

Die volle Dissertation ist, in Maschinenschrift geschrieben, von der Universitäts-Bibliothek in Göttingen und der Staatsbibliothek in Berlin leihbar.

I. Die Probleme: Das Urteil über die literarische und politische Bedeutung des hannoverschen Staatsmannes und Schriftstellers August Wilhelm Rehberg stand bis vor einigen Jahren ziemlich fest. Man sah in ihm einen geistig höchst bedeutenden, charaktervollen, sittlich hochstehenden Schriftsteller, einen der hervorragendsten literarischen Bekämpfer der französischen Revolution. Man hielt ihn für den eigentlichen Leiter der hannoverschen Politik in der Zeit der Restauration. In doppelter Hinsicht hat dann E. v. Meier in seiner „Hannoverschen Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte"[1]) diese landläufige hohe Meinung zu erschüttern versucht: die politische Bedeutung Rehbergs werde stark übertrieben, Rehberg sei weit davon entfernt gewesen, eine beherrschende Rolle in Hannover zu spielen. Graf Münster sei der Lenker der hannoverschen Politik der Restaurationszeit. Der Grund für die auffallende Überschätzung Rehbergs liege neben der Unkenntnis der aktenmäßigen Vorgänge in der Eigenschaft Rehbergs als Schriftsteller. Nach Meiers Ansicht war er aber ein durchaus unbedeutender Literat. Rehbergs Charakter, wie er sich in seinen Schriften und in seiner Politik äußerte, erscheint Meier höchst zweifelhaft. Wer Rehbergs Persönlichkeit verteidige, müsse

1) 1898/99, II, S. 231 ff.

Licht verbreiten über die Vorgänge, welche die Entfremdung mit Stein herbeigeführt haben.

Rehberg und Stein waren seit den Göttinger Universitätsjahren aufs engste befreundet. Stein nennt Rehberg einmal unter den drei Menschen, mit denen er in einem vollkommenen Verhältnis der Übereinstimmung, der Empfindungen und Begriffe stehe, deren Meinungen, Handlungen und Betragen im Wesentlichen mit dem seinigen übereinstimmte, für die er keine verborgenen Gedanken habe[1]). Um 1802 trat in der Tat eine allmähliche Entfremdung unter den Freunden ein, die schließlich, als Rehberg in schärfster Form öffentlich an Preußen Kritik übte, zum Bruch führte.

Vor nicht langer Zeit hat nun Gunnar Rexius nachdrücklich auf die Bedeutung Rehbergs für die Ideengeschichte hingewiesen[2]). Rexius sieht in Rehberg den ersten literarischen Vertreter der Ideen der historischen Rechtsschule, der zuerst Burkes Ansichten in Deutschland verbreitet und den Volksbegriff der historischen Rechtsschule in die deutsche Literatur eingeführt habe. Rexius hält es für möglich, daß sich aus einer Untersuchung der Beziehungen zwischen Stein und Rehberg ein Beitrag zu dem viel umstrittenen Problem der politischen Anschauungen Steins gewinnen lasse.

Aufgabe der vorliegenden Untersuchung ist, einen Teil dieser Probleme der Lösung näher zu bringen.

Es handelte sich darum, die politischen Anschauungen von Rehberg und Stein miteinander zu vergleichen, Übereinstimmungen und Abweichungen festzustellen und auch die Abhängigkeitsfrage zu erörtern. Insbesondere war die Stellung der beiden zur französischen Revolution, ihren Ideen, Institutionen, Männern und ihrem äußeren Verlauf zu untersuchen. Darüber hinaus sollte versucht werden, über die Herkunft der Stein'schen Ideen und Anschauungen überhaupt größere Klarheit zu gewinnen, die Kräfte, die in ihm wirksam waren, die Einflüsse, denen er unterlag, deutlicher zu bestimmen. Die schon von den Zeitgenossen, ja von Rehberg selbst behauptete Beeinflussung der preußischen Reform durch Rehbergs Ideen mußte einer sorgfältigen Prüfung unterzogen werden. Läßt sich eine Abhängigkeit Steins von seinem Freunde feststellen, so fällt ein neues Licht auf die Stellung des Reichsfreiherrn zu Altpreußen und auf Herkunft und Charakter der Reformideen, auf ihre altdeutsche und englische Wurzel.

---

1) Brief an Frau v. Berg, Wetter 2. 9. 1792, Pertz I, S. 114 f.
2) Studien zur Staatslehre der historischen Schule H. Z. 107, 1911, S. 496 ff.

Ehe diese eigentliche Aufgabe gelöst werden konnte, mußten die persönlichen Beziehungen zwischen Rehberg und Stein und die Gründe ihrer Entfremdung untersucht werden. Denn für die ganze Frage ist es von grundlegender Bedeutung, ob der Bruch durch Änderungen ihrer Ideen und Gegensätzlichkeit ihrer politischen Anschauungen hervorgerufen ist, oder ob es äußere, persönliche Gründe waren, die doch die Gleichheit ihrer wesentlichen Überzeugungen nicht zu berühren vermochten.

Die Problemstellung der Arbeit ist also eine doppelte: nicht nur in die Ideenwelt Steins möchten wir tiefer eindringen, sondern auch neue Grundlagen gewinnen für eine umfassende, gerechte und vorurteilsfreie Würdigung und Einordnung Rehbergs in die politische, literarische und Ideengeschichte seiner Zeit.

II. Die Ergebnisse der Untersuchung.

1. Am wenigsten greifbare Ergebnisse fanden wir bei dem Vergleich der Ideen Rehbergs über Adel und Ständewesen mit den von Stein ausgeführten, bezw. vorgeschlagenen Änderungen in Preußen. Teils sind die preußischen Akten über diese Dinge verloren gegangen, teils blieben die Pläne in ihren ersten Anfängen stecken, teils hat man sich ihnen erst viele Jahre später zugewandt. Trotzdem drängt sich gerade hier die Überzeugung von der Übereinstimmung der beiden Freunde am stärksten auf. Es waren ihre Lieblingsideen, und alles, was wir aufzeigen konnten, läßt auf die gemeinsame Gedankenarbeit schließen. Die Regierungen sollten durch blühende und mit den Forderungen der Gegenwart in Einklang gebrachte ständische Einrichtungen gestützt werden. Am ständischen Leben sollte sich ein Adel beteiligen, der vor aller Verknöcherung und künstlichen Abschließungen bewahrt, in lebendigem Zusammenhang und edlem Wettstreit mit den übrigen Gliedern des Volkes seine ganze Kraft in den Dienst des Staates stellte. Ererbte adlige Gesinnung und erworbene und bewährte Verdienste, beide gestärkt durch unmittelbare Beziehungen zur heimatlichen Scholle, sollten den Wert des neubelebten Standes ausmachen.

2. Über das Verhältnis der Rehbergschen Schrift über die Staatsverwaltung zu den Reformideen Steins läßt sich mehr sagen. In allen wesentlichen Punkten konnten wir eine völlige Übereinstimmung nicht nur der Kritik, sondern auch der Reformvorschläge feststellen; es ergaben sich oft Anklänge, Gebrauch derselben Worte und Redewendungen, die es wahrscheinlich machen, daß

die Unterredungen der Freundschaftszeit bei Stein nachgewirkt und ihm sogar das Buch bei Abfassung der Nassauer Denkschrift vorgelegen hat. Besonders stark waren die Übereinstimmungen inbezug auf die weltliche Schulaufsicht, die Kollegiatsverfassung und die Absetzbarkeit der Beamten. Dazu kommt die Übereinstimmung in der polnischen Frage. Überraschend ist das Resultat der Betrachtung der Abweichungen Steins von Rehberg in der Frage der Generalkasse, der Zentralisation des Rechnungswesens einerseits, und der Statistik andererseits. Da ergab sich, daß Stein in der Zeit des unmittelbaren Verkehrs mit Rehberg in seinen Mindener Jahren und noch beim Dienstantritt in Münster genau so wie Rehberg gedacht und sich gegen Generalkasse, Generalisierung des Rechnungswesens, überflüssige Zentralisation und insbesondere gegen die Übertreibung des statistischen Wesens ausgesprochen hat. Da ist also seit dem Jahre 1802 eine Änderung in Steins Ansichten erfolgt. Diese Wandlung fällt zusammen mit dem Eintritt in das Generaldirektorium. In Berlin sah er die Notwendigkeit der Zentralisation und Vereinheitlichung, andererseits der Statistik und durchgehenden Gesetzmäßigkeit ein. Ein so großes Staatswesen wie Preußen ließ sich eben doch nicht ganz nach den Grundsätzen leiten, die ihn Rehberg aus hannoverschen Verhältnissen heraus gelehrt hatte, und die er auch in seiner bisherigen Tätigkeit als Kammer- und Oberpräsident in einer gewissen Opposition gegen Berlin für gut anwendbar gehalten hatte. Infolgedessen ist es nicht verwunderlich, daß gerade in diesen Dingen Stein in der Nassauer Denkschrift auf französische Muster zurückgriff. Denn hier ließ ihn das deutsche, durch Rehberg überlieferte Vorbild im Stich.

3. Erinnern wir uns an Rehbergs Äußerungen über seine Unterredungen mit Stein, in denen Stein sich seinen Ansichten über Verbesserung der deutschen Regierungsweise gar nicht unzugänglich gezeigt habe, so fällt ein helles Licht auf die Frage nach den Reformen Steins vor der Reformzeit. Wir fanden nämlich, daß Stein 1797 in Minden und 1802 in Münster Ideen vorträgt und Vorschläge macht, die durchaus im Widerspruch zu dem geltenden preußischen System, auch zu denen der Reformer im Kabinett standen. Den Anreger dieser Ideen werden wir jetzt in Rehberg sehen müssen und können mit Bestimmtheit die Ansicht E. v. Meiers als irrig ablehnen, daß Stein vor 1806 entweder überhaupt keine Reformideen gehabt, oder nur Gedanken des

Ministeriums in Berlin ohne Selbständigkeit ausgeführt habe[1]). Es mag hier auch betont werden, daß der Gegensatz zwischen Rehberg und Stein in der Akzisefrage durchaus nicht so groß gewesen ist, wie man immer gemeint hat. Gerade 1802, als er Rehberg aufforderte, mit ihm den Münsterländern die preußische Akzise einzuimpfen, hat sich Stein stark gegen die preußische Generalakzise und ihre Übertragung auf die Entschädigungslande ausgesprochen, wie er es auch schon 1791 getan hatte. — Die Katastrophe von 1806 führten beide auf dieselben Ursachen zurück, sie war ihnen nicht bloßes Ergebnis der Ungunst der militärisch-politischen Lage, sondern notwendige Folge des Zusammentreffens irregehenden Geistes, unfähiger Personen, mißlicher Zustände im alten Preußen.

4. Ihre geschichtsphilosophischen Grundanschauungen waren die der späteren historischen Rechtsschule, Rehberg hatte sie zuerst in Deutschland verkündet. Ihre Ideale entnahmen Rehberg und Stein den englischen Zuständen. Für englische Einrichtungen und Ideen hatten sie eine offenbare Vorliebe, und nur insofern solche auch in der französischen Revolution wirksam waren, haben sie sie nicht abgelehnt. Sie glaubten dabei, wie Montesquieu, im englischen Staatsleben die reinste Ausprägung germanischen Wesens wiederzufinden. So konnten sie, obwohl es das Fundament ihrer Reformgedanken war, daß man, besonders in ständischen Fragen, an die alten deutschen Verhältnisse wieder anknüpfen müsse, sich an englische Vorbilder anschließen, ohne ihrer Überzeugung untreu zu werden. Es ergibt sich also für die Steinkontroverse, daß der englische Einfluß und die altdeutsch-ständische Überlieferung, wie sie durch Rehberg verkörpert wurde, stark auf Stein gewirkt hat, vielleicht mehr, als die Verhältnisse in den westlichen Provinzen Preußens, die doch nur kümmerliche Reste ständischen Lebens bewahrten. Endlich ist der Gegensatz, in dem sich Stein schon früh zu Altpreußen befand, nicht zu unterschätzen.

5. Im übrigen dürfen wir als bewiesen annehmen, daß die Freunde, ursprünglich der Revolution nicht direkt feindlich gegenüberstehend, in der Folge sie aufs Schroffste abgelehnt haben, nicht nur ihre Taten, sondern auch ihre Ideen und Institutionen. Trotzdem hat Rehberg manche Einrichtungen der französischen Revolution als notwendig, heilsam, ja nachahmungswert gezeigt; wie

1) Meier, Franz. Einflüsse, II, S. 247.

Stein lobt er z. B. 1807 den nationalen Geist des französischen Heeres gegenüber dem preußischen System. Diese realpolitische Haltung war bei Stein fast noch stärker ausgeprägt. Deshalb konnte er in weitgehendstem Maße französische Einrichtungen für die preußische Reform übernehmen, wenn sie ihm nur praktisch durchführbar erschienen, ohne seine Gesamthaltung gegen die Revolution zu ändern; ja, er konnte, als ihm das Wohl des Staates Benutzung aller verfügbaren Personen, Kräfte und Hilfsmittel notwendig erscheinen ließ, ihm ganz fremde Ideen und Anschauungen, etwa die naturrechtlich-rationalistischen Schöns oder Freys mit seinem Namen decken und sich vorübergehend zu eigen machen.

6. Typisch für die ganze deutsche Geschichte ist der Gegensatz, aus dem die Entfremdung der Freunde erwachsen ist. Es handelt sich letzten Endes um ihre verschiedenen Ansichten von der Bedeutung der Macht im politischen Leben. Aus dem Annexionismus Steins ist äußerlich gesehen der Bruch entstanden. Bei alledem wird man doch nicht, wie Lessing[1]) es tut, in Rehberg den ersten literarischen Vertreter der Realpolitik in Deutschland sehen können. Denn zu einem Realpolitiker fehlte ihm das Wichtigste: Verständnis für Machtfragen. Rehbergs Realpolitik war orientiert an einem deutschen Mittelstaat. Den psychologischen Schlüssel zu seiner Haltung gibt sein Urteil über Mounier, Bergasse und die anderen „Gemäßigten" der Revolution. Rehberg meint allen Ernstes, daß diese Leute die Revolution bei einigem guten Willen in ein ganz anderes Fahrwasser hätten bringen können. Er übersieht ganz, daß es ihnen dazu völlig an den Machtmitteln fehlte, daß der Verlauf der Ereignisse eine Folge der Machtverteilung war, daß insbesondere die „Hirngespinste der Metaphysik" wirkende Kräfte von zwingender Macht wurden, imstande, die Welt von Grund aus zu verändern. Stein dagegen war sich über die Bedeutung der Macht für die Politik durchaus im Klaren, ja er hat sich den spezifisch preußischen Machtgedanken mit seiner bewußt unhistorischen Einstellung zu eigen gemacht.

7. Man kann nun nicht bei der einfachen Feststellung der weitgehenden Übereinstimmung zwischen Rehberg und Stein stehen bleiben. Wir müssen auch die Frage, wer der Gebende und wer der Empfangende war, zu beantworten suchen. Gewiß kann man auch von einer gemeinschaftlichen Erarbeitung sprechen, aber aus mancherlei Anzeichen wird man doch wohl schließen

---

1) Rehberg und die franz. Revolution.

dürfen, daß Stein vieles von Rehberg übernommen und zeitig unter seinem starken Einfluß gestanden hat. Einmal ist Rehberg überhaupt der Theoretiker, der eine wissenschaftliche Haltung einnimmt und gründliche Studien treibt. Stein dagegen war praktischer Staatsmann, mit großen Aufgaben beschäftigt, die ihn ganz in Anspruch nahmen. Er war die Persönlichkeit, deren starker und reiner Wille, deren ungestüme Tatkraft das durchzusetzen unternahm, was andere nur theoretisch zu fordern und zu begründen vermochten. Für den Reichsritter, der auf seinen eigenen Gütern Hörige besaß, und den preußischen Beamten waren viele Erkenntnisse, die sich später bei ihm finden, durchaus nicht selbstverständlich, sondern sind von ihm erst allmählich erarbeitet und gewonnen und zwar unter wesentlicher Mitwirkung Rehbergs.

8. Wir wenden Kategorien der neueren Literaturgeschichte auf Stein und Rehberg an, wenn wir als durch unsere Untersuchungen erwiesene These aufstellen, daß sich in Rehberg eines der Bildungserlebnisse Steins verkörpert, und zwar eines der frühesten und wichtigsten. Es ist dabei zu bemerken, daß sich für Stein überhaupt fast alle Bildungserlebnisse in Persönlichkeiten darstellen. Den Inhalt des Bildungserlebnisses Rehberg haben wir oben umrissen. Rehberg war zwar nicht der Meister, aber der Führer des jungen Stein. Er vereinigte mit schärfster Intellektualität einen energischen Willen, mit bedeutenden praktischen Fähigkeiten eine glückliche Anlage zu systematischem Denken und eine große Neigung zu beständiger wissenschaftlicher Arbeit. Vorwiegend ethisch gerichtet, hatte er eine feurige, impulsive Art, sich zu geben und auszudrücken, die leidenschaftliches Gefühlsleben verriet. Dazu kam eine erstaunliche Frühreife. So wirkte er tief und nachdrücklich auf Stein. — Ihr Bruch trat, das begreifen wir jetzt, mit absoluter Notwendigkeit ein; man hätte den Zeitpunkt vorhersagen können. Stein und Rehberg gehörten zu demselben Menschentyp, sie unterschieden sich wie ein großes und starkes Talent von einem Genie. Stein wuchs über den Lehrer hinaus in dem Augenblick, als er selbst zu großen Aufgaben berufen wurde. An einem bestimmten Punkt kam der Lehrer einfach innerlich nicht mehr mit. Es hätte gar keines äußeren Grundes zum Bruch bedurft. Einfach das war es: der Schüler wurde Meister. Er, der bis dahin durchaus und in allen Fällen der Nehmende gewesen war, bedurfte jetzt des Führers nicht mehr, mit der Rücksichtslosigkeit des Genies trennt er sich von ihm. Das Dämonische in Stein wuchs empor, das bloß

Leidenschaftliche in Rehberg war aber doch zu stark, um sich dem Dämonischen und Genialen beugen und für die Zukunft unterordnen zu können.

Für Rehberg war der Bruch ein tragisches Erlebnis. Ihm hatte die Freundschaft mit dem Reichsfreiherrn viel bedeutet, hatte ihn hinausgehoben über die Misere seines bürgerlichen, kleinstaatlichen Lebens, hatte ihn, trotz der Adelsklique seiner Heimat, in eine Sphäre freier Menschlichkeit versetzt, in der nur die Persönlichkeit, der Mensch, der Freund etwas galten. Das alles war nun zu Ende. Rehberg ist überhaupt eine tief tragische Persönlichkeit. Wer sagt denn, ob er nicht in freien Verhältnissen oder, wie Stein, unbelastet von bürgerlicher Herkunft, befreit von dem engen Kastengeist seiner Heimat, zu größter Wirksamkeit als Staatsmann gekommen wäre? Man traute ihm Größtes zu. Was hätte etwa Stüve sein können, wenn er Rehbergs geistige Maße besessen hätte! Heute wären solche Persönlichkeiten Führer großer politischer Parteien oder Minister konstitutioneller Staaten. So aber waren seine Flügel beschnitten. Wie so viele Bürgerliche im 18. Jahrhundert war er gezwungen, seine großen Fähigkeiten an nichtige Dinge zu verschwenden und sich ganz nach innen zu kehren, um allmählich innerlich zu verbrennen. Der Bruch mit Stein nahm alle Aussicht zu großer Wirkung. Es ist Rehbergs Verhängnis gewesen, daß er nicht die Selbstüberwindung fand, sich dem größeren Freund unterzuordnen und in Preußen einen umfassenden Wirkungskreis zu suchen.

Trotzdem dürfen wir August Wilhelm Rehberg jetzt doch wohl eine andere Stellung im Geistesleben seiner Zeit anweisen, als sie ihm bisher gegönnt wurde. Er gehört sicher nicht zu den kleinen Geistern, die die französische Revolution aus Bedientengesinnung und des Broterwerbs halber bekämpften. Andererseits dürfen wir ihn freilich auch nicht zu den ganz Großen rechnen, wohl aber ragt er aus der Überfülle der Talente seiner Zeit als ein originaler und bedeutender Kopf hervor, dessen historische Aufgabe es war, zwischen dem englischen und deutschen Kulturkreis zu vermitteln, die politischen Ideale der englischen Verfassung in Deutschland heimisch zu machen und die Lehren der historischen Rechtsschule zuerst in Deutschland zu vertreten.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

ENGLISCHE PHILOLOGIE.

JAHRGANG 1922
Nr. 5.

HEINRICH OLDENDORF,
geb. 18. Mai 1888 zu Hadersdorf (Kr. Rinteln).

Synthesis und Analysis des Nomens und Pronomens im Orrmulum.

Referent: Prof. Morsbach.

Tag der mündlichen Prüfung: 16. Dezember 1914.

Die volle Dissertation ist, in Maschinenschrift geschrieben, von der Universitäts-Bibliothek in Göttingen und der Staatsbibliothek in Berlin leihbar.

Die Abhandlung über Kasussyntax im Orrmulum enthält in zwei Abschnitten Untersuchungen über den synthetischen Genetiv und Dativ, sowie über die Umschreibungen dieses Kasus durch Präpositionen. Das Hauptziel war, vor allem das Verhältnis von analytischen und synthetischen Formen zu einander klar zu legen; es kamen daher nur solche Kasus in Frage, wo Synthese und Analyse nebeneinander hergehen, d. h. Genetiv und Dativ. Die Ablativ-Instrumental-Analyse ist für die Sprache Orrms als ein abgeschlossener Prozeß zu betrachten, aus dem sich nur wenige synthetische Reste als »isolierte« Kasus mit adverbieller Bedeutung herübergerettet haben.

I. ABSCHNITT.

Der Genetiv.

A. Der Genetiv bei **Verben.**

Der synthetische Genetiv beim Verbum ist völlig geschwunden. Es findet stets Umschreibung statt.

1. Der Genetiv bezeichnet Grund oder Ursache.

Bei Verben des Affekts: in der Regel steht *off*, bei einigen Verben vereinzelt auch *forr* und *onn* daneben.

Bei Verben des Sterbens: *off* und *purrh.*

Bei Verben, die Anklagen, Verurteilen, Trösten, Danken etc. bedeuten, stets *off.* Bei *pannkenn* und *bidden* der Akkusativ.

Bei dem Verbum für Fragen nur *off.*

2. Der Genetiv bezeichnet Trennung.

Die Verben des Beraubens haben die Konstruktion der Verben des Nehmens und Gebens.

Die Verben des Freimachens von haben *off* und selten *fra. shǣdenn* hat in jeglicher Bedeutung nur *fra.*

Die Verben des Ermangelns: nur wenige Belege mit verschiedener Konstruktion.

3. Instrumentaler Genetiv: *fillen* hat gew. *off,* seltener *wiþþ; oferrcumenn* hat *wiþþ* und *purrh.*

4. Der Genetiv bezeichnet ein Ziel.

Die Verben des Strebens und Verlangens haben gewöhnlich *affterr,* vereinzelt *till, ummbe.* Daneben den Akkusativ.

5. Die Verben der geistigen Tätigkeit und der Äußerung des Gedankens oder Willens haben *off,* daneben den Akkusativ. Erklärung: der Unterschied von *of* und *from* war im Ags. z. T. schon verdunkelt. Die Bedeutung »Kunde von her (weg)« berührt sich eng mit »Kunde von über« (ags. *be, ymbe*). Es trat Mischung beider Konstruktionen ein und dann die Vorherrschaft des *off* als des Farbloseren. Um dieselbe Zeit erfolgte auch die Analyse des Genetivs durch *of,* wodurch ein ags. *sprecan of,* bezw. *ymb* und ähnliche Verben später nur mit *of* verbunden wurden. Dieser Gebrauch dehnt sich dann analogisch auch auf andere Verben aus.

6. Die Verben, welche sich kümmern, acht geben auf bedeuten, haben *off* und den Akk. daneben.

7. Der partitive Genetiv.

Die betr. Verben haben stets *off.* Dagegen sind solche Verben, die als simplex gewöhnlich den Gen., seltener den Akk., aber in der Zusammensetzung mit *ʒe-* meist nur den Akk., seltener den Gen. hatten, bei Orrm durchweg transitiva geworden.

8. Der Genetiv bei *bēon.* Der ehemalige synthet. Genetiv ist hier in jeglicher Bedeutung durch *off* abgelöst.

Anm. Zur Angabe des Stoffes, aus dem etwas gemacht wird oder besteht, steht nur *off.*

B. Der Genetiv bei **Substantiven.**

Es handelt sich um folgende Bedeutungsgruppen: 1. Gen. subj.; 2. Gen. obj.; 3. Gen. qual.; 4. Appositiver Gen.; 5. Gen. partitivus.

Vorbemerkung: Besteht der genetivische Ausdruck aus einer mehrgliedrigen Wortgruppe, so zeigt er fast stets die analytische Form. Nur wenn alle seine Glieder r-Stämme sind, haben wir noch Synthese.

Im übrigen zeigt Orrm folgendes Bild: beim subj., qual. und apposit. Gen. übertreffen die synthet. Beispiele die analytischen an Zahl bei weitem, während beim obj. Gen. die analyt. Formen gegenüber den synthetischen in der Mehrzahl sind, was sich aus dem Streben nach möglichst unzweideutigem Ausdruck erklären mag, weshalb wir ja auch die Beziehungen des obj. Gen. durch soviele Präpositionen wie *off, towarrd, till, to, forr, oferr, ȝœn, onn* u. a. umschrieben finden.

Anm. Im Plural ist die Analyse, da er ja keine charakteristische Endung mehr besaß, weiter fortgeschritten als im Singular. Auch die verschiedenen Wortstämme weisen eine verschiedene Behandlung auf.

Der Gen. partitivus ist, abgesehen von ein paar formelhaften synthet. Wendungen fast ausschließlich analytisch. Synthesis noch beim Pronomen personale (neben der Analysis).

C. Der Genetiv bei **Adjektiven.**

Die synthetische Konstruktion ist vollkommen aufgegeben, der Gen. wird nur mit *off* umschrieben, bei den Adj. der Trennung auch mit *fra,* und bei den Adj. des Wertes und der zeitlichen oder räumlichen Ausdehnung ist an die Stelle des Genetivs des Maßes der Akkusativ des Maßes getreten. Das Adjektiv steht meist prädikativ im Nominativ bei den Verben des Seins und Werdens; nur selten hängt von einem attributiven Adjektiv ein Genetiv, bezw. Akkusativ ab.

II. ABSCHNITT.

Der Dativ.

Der synthetische Dativ in der Sprache Orrms ist ein reiner Personenkasus, welcher der Form nach, außer in einem Falle, stets unbezeichnet, d. h. ohne Flexion ist. Sächliche und abstrakte Begriffe werden stets durch Präpositionen umschrieben. Daher gehen nur im Dativ als Personenkasus Synthese und Analyse nebeneinander her.

A. Der Dativ als alleinstehender Kasus bei **Verben:**

1. Bei den intrans. Verben der Bewegung, bes. des Gehens und Kommens, wird das Ziel, dem sich die Bewegung zuwendet, stets durch Präpositionen eingeleitet. Bei den Verben des sich-

Beugens vor Jemand ist der Begriff der sinnlich wahrnehmbaren Handlung des Neigens nach einer Person hin häufig in die abstraktere Bedeutung des Verehrens und Gehorchens übergegangen, in welchen Fällen die hier hergehörigen Verben meist mit dem einfachen Objektskasus der Person stehen, der dann dem Verbum unmittelbar folgt. Steht dagegen die Person, der man gehorcht, an der Spitze des Satzes oder soll die Handlung des Verbeugens zum Ausdruck gebracht werden, so werden diese Verba mit *till* oder *to* verbunden. *Nehhȝhenn* hat eine doppelte Konstruktion.

2. Verben, welche »zu teil werden, widerfahren» und »angehören« bedeuten: der Umfang der Analyse bei den einzelnen Verben ist verschieden. Die analytischen Beispiele sind um so zahlreicher, je stärker der im Verbum liegende Begriff der Richtung hervortritt. Auch wird der Dativ der persönlichen Fürwörter weit weniger von der Umschreibung ergriffen als der der Substantiva und übrigen Pronomina. Es ist dies eine Tatsache, die sich aus der Natur der persönlichen Fürwörter erklärt. Ähnlich wie beim Genetiv, läßt sich auch hier ein Fortschritt in der Entwicklung der Analyse nachweisen. Während im I. Teil (Vers 1 bis 10256) der Dativ der persönlichen Fürwörter überhaupt nicht der Analyse bei den in Rede stehenden Verben unterliegt, weist der II. Teil (Vers 10257—Ende) 9 analyt. Dative beim persönl. Pronomen auf. Auch beim Substantiv steigert sich der Prozentsatz der analytischen Formen.

3. Für die Verba des Winkens findet sich nur ein Beleg.

4. Von den Verben des Hörens und Zuhörens erscheint *herenn* stets mit dem Akk. und hat die Bedeutung des einfachen Hörens; ebenso *herrcnenn* und *listenn* in dieser Bedeutung, während sie in der Bedeutung »nach etw. hinhören, auf etw. lauschen« die Präposition *till* nach sich haben.

5. Die Konstruktion der Verben des Glaubens und Vertrauens ist dahin geregelt, daß die beiden hier in Betracht kommenden Verben mit dem Akk. der Sache stehen und in der Bed. »an Jemd. glauben« (im theol. Sinne) die Präposition *o(nn)* und *uppo(nn)* nach sich haben, während *trowwenn* (= Jemd. Glauben schenken) 2 mal mit unentschiedenem Objektskasus der Person erscheint.

6. Bei einer Reihe von Verben, die im Ags. wahrscheinlich infolge einer ähnlichen Anschauung »des sich Hinwendens nach einer Person oder Sache« mit dem Dativ konstruiert wurden,

wie *folzian, helpan* usw. unterliegt dieser Kasus in der Sprache Orrms überhaupt nicht der Analyse, sondern wir treffen bei ihnen einen sogen. unentschiedenen Objektskasus, der bei vielen dieser Verben bereits in den Akk. übergegangen ist, was dadurch zu Tage tritt, daß sie als Transitiva behandelt werden, indem sie ein persönliches Passiv bilden können. Hierher gehören zahlreiche unpersönliche und persönliche Verben. Dieser Übergang von der Dativ- zur Akkusativkonstruktion beruht wohl im wesentlichen auf einer Verdunkelung oder gar einem Schwund des Gefühls für die sinnlich wahrnehmbare Handlung des »Sich-hinwendens zu Jemd. (oder einer Sache)«, die urspr. im Tätigkeitsbegriff obiger Zeitwörter enthalten war; stark gefördert wurde natürlich dieser Prozeß durch den Verfall der Flexion, wodurch Dat. und Akk. (in gleicher Weise bei Subst. und Pron.) auch der Form nach gleich wurden. Hinzu trat dann noch die Analogie der übrigen Verba, die von Haus aus transitiv waren.

7. Der Dativ bei Verben, die daneben noch von einem Sachobjekt begleitet sind: ähnlich wie bei den Verben des »Kommens und Gehens« wird auch bei den Verben des »Führens und Bekehrens zu« die Person (od. Sache), der sich die Handlung zuwendet, stets durch Präpositionen eingeleitet, da bei ihnen der Begriff der Richtung zu Jemd. (od. etwas) hin am schärfsten ausgeprägt ist.

8. Von den übrigen Zeitwörtern, die ein Personal- und Sachobjekt bei sich haben, nimmt die Analyse einen großen Raum ein, da auch ihr Tätigkeitsbegriff mit einem starken Richtungsgefühl zu Jemd. hin (od. gegenüber von Jemd.) verbunden ist. Doch ist das Pronomen personale in weit geringerem Grade an der Analyse beteiligt als das Substantiv und die übrigen Pronomina. Der Fortschritt in der Entwicklung der Analyse steigert sich auch hier im II. Teil gegenüber dem I. Teil.

Die Umschreibung des Personalkasus findet vor allem statt bei der Inversion der Objekte, d. h. wenn das Personalobjekt hinter dem Sachobjekt steht.

B. Der Dativ bei **Substantiven.**

Steht das regierende Substantiv prädikativ bei *beon* und *wurrþenn* etc., so haben wir analyt. und synthet. Formen nebeneinander, und zwar so, daß auch hier wiederum beim Pron. pers. die Analyse weit geringeren Umfang hat als beim Subst. und den übrigen Pronomina. Gehört der Dativ zu einem von der Präposition *to* abhängigen Subst., so zeigt er stets die synth. Form. Die Sub-

stantiva, die eine Gesinnung gegen Jemd. bezeichnen, haben stets den analyt. Dativ bei sich, wo die Umschreibung durch den Begriff der Richtung nach Jemd. hin, der diesem Substantiv innewohnt, hervorgerufen ist.

C. Der Dativ bei **Eigenschaftswörtern**.

Bei den Adjektiven, die »Jemd. lieb, teuer, angenehm, nötig etc. bedeuten, bei denen also die Vorstellung des persönlichen Interesses bes. in den Vordergrund des Bewußtseins tritt, finden wir nur Synthese. Ebenso treffen wir auch bei den Adjektiven der Nähe nur synth. Formen, da »*neh* und *onnfasst*« einen mehr präposit. Charakter angenommen haben, während das Adj. der Ferne *(feorr)* außer in 1 Falle wohl stets mit der Präposition »*fra*« verbunden wird.

Dagegen bei den übrigen Adjektiven hat sich die Analyse sehr verbreitet, so bei denen, die den Begriff einer Gesinnung gegen Jemd. enthalten (milde, gütig etc.), wie auch bei denen, die »gut, nützlich, heilsam für etc.« bedeuten. Ferner ziehen auch die Adjektiva der Gleichheit u. Ungleichheit die Umschreibung (mit »*wiþþ*«) vor, wodurch der in ihnen liegende Begriff der Gemeinschaft und des Sichgegenüberstehens wieder lebhafter zum Ausdruck gebracht wird. Andere Bedeutungsgruppen von Adjektiven sind weit spärlicher belegt, daher der Fortschritt zur Analyse weniger ersichtlich.

D. Der Dativ **zur Ergänzung der Satzaussage.**

Die Analyse hat, außer wo das Pronomen personale in Frage kommt, wie das ja auch sonst der Fall ist, einen großen Fortschritt gemacht. Wir treffen die Analyse besonders da, wo auf dem Dativ ein besonderer Nachdruck liegt.

E. Der **reflexive Dativ.**

Da es sich hier nur um das Pronomen personale handelt, ist das Vorherrschen der Synthese begreiflich. Die Analysis findet sich nur ganz vereinzelt erst.

Der Umstand, daß sich auch im Orrmulum selbst fast überall ein Fortschritt in der Analyse nachweisen läßt, deutet zugleich darauf hin, daß Orrm bei der Abfassung seines Werkes eine geraume Spanne Zeit beschäftigt gewesen ist.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

ENGLISCHE PHILOLOGIE.

JAHRGANG 1922.
No. 6.

JOSEPH WILHELM KINDERVATER,
aus Wolfenbüttel,
geb. 30. Oktober 1891 in Wolfenbüttel.

Die Bildersprache in Francis Bacon's Essays und Advancement of Learning.

Referent: Prof. Morsbach.
Tag der mündlichen Prüfung: 27. Juli 1921.

Die volle Dissertation ist, in Maschinenschrift geschrieben, von der Universitäts-Bibliothek in Göttingen und der Staatsbibliothek in Berlin leihbar.

EINLEITUNG.

Eine Untersuchung des Baconschen Stils wird durch die Stellung gerechtfertigt, die Bacon als hervorragender Prosaiker der neuenglischen Zeit in der Literaturgeschichte einnimmt. Diese Arbeit soll nur eine, aber die charakteristischste Seite seines Stils untersuchen, die Bildersprache. Weil nur Werke in englischer Sprache in Betracht kommen, sind dazu zwei Schriften ausersehen worden, die jede für sich einen Markstein in der Geschichte der englischen Prosa bilden: „The Essays Civil and Moral" (1597—1625) und „The Advancement of Learning (1605). Die „Essays" (E) führten diese Montaigne entnommene Prosaform in England ein, „Advancement of Learning" (Adv.) ist das erste bedeutende philosophische Werk in neuenglischer Sprache. Die Eigenart Bacons, die sich in der von allem Überlieferten fast gänzlich unabhängigen Anwendung der Bildersprache in gelehrten und belehrenden Abhandlungen ausspricht, habe ich zu zeigen versucht, ohne dabei allen sich ergebenden Fragen gerecht werden zu wollen. So bleibt die sprachliche Behandlung der Bilder von vorn herein unberücksichtigt, während eine Untersuchung der Quellen und die

Herausschälung von Überlieferung und Eigenem nur gestreift werden kann.

Zu Grunde liegen folgende Ausgaben: Edw. Arber, A Harmony of the Essays etc. of Fr. Bacon. Reprints 27, London 1895. W. A. Wright, Bacon The Advancement of Learning, Oxford 2/1873.

I.

GESCHICHTLICHE ENTWICKLUNG DER BILDERSPRACHE.

Die verschiedenen Ausgaben der Essays (1597, 1612, 1625) lassen eine Entwicklung der Bildersprache an Umfang und Inhalt von den Anfängen der schriftstellerischen Tätigkeit bis zu den letzten Erzeugnissen Bacons erkennen [1]). Dafür ein Beispiel: in dem Essay „Of studies" (I. 1, II. 29, III. 50) [2]) liest man in I. nur den Satz: „They (studies) perfect nature and are perfected by experience", an den sich unmittelbar der nächste Ausspruch anschließt. (Die erste Ausgabe der E. besteht nur aus zusammenhanglos aneinandergereihten, aber unter zehn Überschriften zusammengefaßten Aphorismen.) Dies ist in II. noch ebenso. In III. schreibt Bacon weiter: „for natural abilities are like natural plants, that need proyning by study". Einige Zeilen später spricht er über das Lesen von Büchern, das er auf eine dreifache Art haben will; in I. und II. genügt ihm die Angabe dieser drei Arten. In III. kommt noch eine weitere hinzu und der Absatz schließt mit einem Bild: „...else distilled books are like common distilled waters, flashy things". Am Schluß des E. spricht Bacon von den Eigenschaften welche die Wissenschaft im Studierenden hervorrufen und hört in I. und II. mit den Worten auf: „logic and rhetoric able to contend", an die sich in III. ein neuer Absatz mit einem Gleichnis anschließt.

Im allgemeinen kann man feststellen: der Schluß in III. fehlt sehr häufig in I. und II., bringt dann aber in III. jedesmal ein Bild (z. b. I. 3, II. 30, III. 52; I. 5, II. 31, III. 49; I. 9, II. 34, III. 51). Auch im Verlauf der einzelnen Essays finden sich Erweiterungen, die fast immer mit Bildern ausgeschmückt sind (z. b. I. 8, II. — III. 55). Bei einer Gegenüberstellung von II. und III. finden sich dieselben Erscheinungen (z. B. Schlußerweiterungen mit Bildern II. 16, III. 23; II. 3, III. 13; II. 23, III. 42, u. ö.; Einschiebsel mit Bildern II. 7, III. 14; II. 22, III. 36; II. 8, III. 11. u. ö.)

Inhaltliche Erweiterungen gehen damit Hand in Hand, indem

---

1) Vgl. Cambr. Hist. IV. 346; Arber, s. XXVIII. bis XXIX.

2) E. I. 1 = Essays, I. Ausg. 1597 Seite 1 bei Arber u. s. w.

sich die Bilder durch Einführung eines neuen Vergleichungsbegriffes ändern; so in I. 3, II. 30, III. 52. („but it is commonly in praise, as it is in gain“ (I. II.) —— „it is in praise and commandation of man, as it is in gettings and gains“ (III.)

Bei dem Adv. sind wir nicht in der glücklichen Lage, ein Werden und Wachsen der Bilder beobachten zu können, da uns hier nur die beiden vollendeten Bücher von 1603, bzw. 1605 vorliegen und uns weder Briefe noch gelegentliche Äußerungen Bacons irgend einen klärenden Aufschluß geben können.

II.

BEZIEHUNGEN ZWISCHEN INHALT UND BILD.

1. Verteilung der Bilder auf die Schriften.

Die Ausstattung mit Bildern ist in den einzelnen Teilen der beiden Schriften nicht die gleiche. Essays mit vielen Bildern stehen andere gegenüber, die wenig, wieder andere, die überhaupt keine Bilder aufweisen. Wir haben 2 E. mit mehr als 10; 20 E, mit 5—10; 31 E. mit 1—4 Bildern; 6 E. ohne jedes Bild. Dies hängt mit der Bedeutung zusammen, die Bacon den einzelnen Essays beimißt. Dasselbe läßt sich von dem Adv. sagen. So treffen wir in den dem Schriftsteller besonders wichtig erscheinenden Teilen des Adv. (Buch 1, Kap. IV, VI., Buch 2, Kap. XI—XXII, XXIV—XXV) bedeutend mehr Bilder als in Teilen, deren Stoff dem Leser bekannt war oder näher liegen mußte (Buch 1, II. – IV VII; Buch 2, XXIII. 1—49).

Der Kernpunkt für die Verteilung der Bilder liegt also im Inhalt der Schriften, was in enger Fühlung mit dem Bedürfnis zu Bildern steht.

2. Beeinflussung der Bilder durch den Inhalt.

a. Entstehung des Bildes unter Einfluß einer Ähnlichkeits- oder Verwandtschaftsvorstellung.

Adv. 1, IV. 3. 30 „It seems me that Pygmalion's frenzy is a good emblem or portraiture of this vanity“. Emblem or portraiture rufen den Vergleich hervor, „for words are but the images of matter; and except they have life of reason and invention, to fall in love with them is all one as to fall in love with a picture“. Ähnlich: Adv. 1, IV. 5, 31/32; 2, XVII. 4, 171; 2, XXV. 10, 295 u. ö.

Auch aus Tätigkeitsbegriffen gehen Bilder hervor: E. 58 „The

great winding-sheets, that bury all things in oblivion are two: deluges and earthquakes"; ebenso Adv. 2 XXV 5 205; E. 15 u. ö.

b. Entstehung des Bildes unter Einfluß einer Gegensatzvorstellung.

Hier müssen zunächst die häufigen Vergleiche genannt werden, die sich aus der Gegenüberstellung von „natural body" und „spiritual body", göttlichen und menschlichen Eigenschaften und Werken ergeben. Ferner z. b. E. 3 „...to set out of the barque of a Christian Church a flag of a barque of pirats and assassins".

Die Entstehung der Bilder auf die beschriebene Art und Weise darf nicht als Norm angesehen werden. Die Wahl eines Bildes hängt in den meisten Fällen von dem Mittelbegriff, dem sog. „tertium comparationis" ab, den Bacon sehr häufig selbst nennt.

III.

DAS BEDÜRFNIS ZU BILDERN

erklärt sich zunächst und hauptsächlich aus dem Wesen des Bildes, das Anwendung findet, wo ein Schriftsteller oder Dichter veranschaulichen, verdeutlichen, beseelen will. Ein zweites Moment bildet die Bedeutung, welche er den einzelnen Begriffen beimißt. Bei Bacon kommt noch als drittes hinzu, daß er als ein typischer Vertreter der Renaissance am Bild nicht vorübergehen konnte. In der Art, wie bei Bacon diese drei Punkte zusammenwirken und wie er ihren Anforderungen gerecht wird, also in der richtigen Anwendung der Bilder, ihrer klaren Gestaltung und glänzenden sprachl. Einkleidung liegt ein weiteres Charakteristikum für seine Eigenart in der Bildersprache. Betrachtet man die verbildlichten Begriffe nach Konkreten und Abstrakten [1]) geschieden, dann erkennt man einen Unterschied in der Behandlung der beiden Gruppen insofern, als die Verbildlichungen der Abstrakten die der Konkreten bei weitem an Zahl übertreffen. (Verhältnis 3:1.)

Eine durch den Stoff der Abhandlungen und durch den Zweck der Baconschen schriftstellerischen Tätigkeit überhaupt bedingte Erscheinung in der Behandlungsart der Abstr. macht diese besonders eigenartig und interessant. Es besteht nämlich ein großer Gegensatz zwischen Bacons Verbildlichungen der Abstr.

---

1) Def. und Einteilung nach Morsbach (Vorl. üb. Syntax) — Prieß (Morsb. Stud. 28. Halle 1906).

und solchen Bildern in der Poesie. Während beim Dichter und Romanschriftsteller Stimmungen, Empfindungen und Leidenschaften als Grundmotive durch alle Bilder gehen, spielen sie beim Prosaiker in der gelehrten, philosophischen Abhandlung keine so bedeutende Rolle. Sie sind hier sekundär, indes die intellektuellen Eigenschaften, Fähigkeiten und Tätigkeiten, die beim Dichter erst den zweiten Platz einnehmen oder ganz fehlen, hier an durchaus beherrschender Stelle stehen. Lehrreich ist hierfür ein Vergleich mit Shakespeare's Bildern. Bei ihm handelte es sich darum, das Drama und die Sonette lebendig zu machen, Stimmungen und Empfindungen des Menschen, die ja im Drama das „erregende und fortreißende Moment" bilden, auszuschmücken, überhaupt Zustände und Vorgänge aus dem menschlichen Gemüts- und Gefühlsleben durch Bilder zu veranschaulichen. So stellt Hübner (D. Vergl. bei Sh. 84) fest, daß „Liebe und Kampf, Schilderungen weiblicher Schönheit und aufregender Schlachtscenen" die am häufigsten durch Vergleiche ausgezeichneten Begriffe bei Sh. liefern. Das sind aber Dinge, die bei Bacon garnicht in Betracht kommen. Er malt vor allem Geisteseigenschaften des Menschen aus, Zustände rechtlicher und sozialer Art in Familie, Gesellschaft und Staat, um allgemein gültige Leitsätze für das Leben, für Wissenschaft und Bildung aufzustellen. Auch die moralischen Wertbezeichnungen und Gemütseigenschaften treten den intellektuellen gegenüber zurück. So sind Liebe (E. 10), Freundschaft (E. 27), Mut (E. 54) und Schönheit (E. 43) nur an diesen Stellen verglichen. Die Verbildlichungen dieser Gruppe sind insofern interessant, als man darin erkennen kann, wie bei Bacon Theorie und Praxis auseinandergehen.

IV.

DIE ANSCHAULICHKEIT DER BILDER

Bacons ist diejenige Eigenschaft seines Stils, die ihn vor allem von seinen Vorgängern weit abrückt und ihm auch in dieser Beziehung eine besondere Stellung in der Literatur seiner Zeit einräumt. Denn seinen Vorgängern fehlte die anschauliche Bildersprache, da sie ihre Bilder aus zu entfernten Gebieten entlehnte. Hier setzte Bacons Tätigkeit ein und schuf eine Bildersprache, die aus einem klaren durchdringenden Verstande geboren die Anschaulichkeit als obersten Grundsatz vertrat. Bacon entnahm seine Vergleichungsbegriffe naheliegenden Gebieten der Natur und

des menschlichen Lebens. Hierbei erkennt man die überwiegende Mehrheit der Bilder, die Bacon dem menschlichen Leben entlehnte (Vergl. Wietfeld, D. Bilderspr. in Sh.'s Son. 6; Hübner, a. a. O. 57; auch Klaeber, D. Bild bei Chaucer.)

Die Anschaulichkeit der Baconschen Bilder ist durch zwei Punkte gegeben, 1) durch die Wahl der Vergleichungsbegriffe aus naheliegenden Gebieten, 2) durch die damit im engen Zusammenhang stehende, seinen Vorgängern oft mangelnde Eigenschaft der Bilder, leicht verstanden zu werden.

Die Anschaulichkeit der Bilder entspricht ihrem Zweck. Bacon will nur belehren, nicht erheben und mitreißen (wie wohl als Redner); deshalb finden wir bei ihm nur verdeutlichende und erklärende, keine rhetorischen Bilder.

V.

QUELLEN, ÜBERLIEFFRUNG, EIGENART.

Von einer Quellenuntersuchung der Bilder ist Abstand genommen. Was Überlieferung und Eigenes in Bacons Bildern angeht, so kann man auch hier — wie in allen solchen Fällen — nur mit Vermutungen rechnen. Bacon fand keine national-literarische Tradition vor, an die er anknüpfen konnte; sowohl die E. als auch Adv. bringen etwas völlig Neues in die engl. Literatur. Man kann sich vielleicht dahin entscheiden: Bacon bringt in seiner Bildersprache neben vielen durchaus eigenem Anschauen erwachsenen Bildern mit großer Wahrscheinlichkeit auch eine grössere Anzahl überlieferter Anschauungen, die er aber vielfach wieder zu neuem Leben erweckt. Manche Bilder treten nur als Reminiszenzen an die Antike und die Bibel auf, die schon durch das Niederschreiben aus dem Gedächtnis, wodurch leicht Umstellungen, Auslassungen und Erweiterungen entstanden, zu gänzlich neuen Bildern werden konnten und so den Bacon eigenen sehr nahestehen.

SCHLUSS.

Bacons bekannte Mißachtung der englischen Sprache hat in seinen eigenen Werken ihren Rächer gefunden. Wie Shakespeare ein Meister der Poesie, so ist Bacon ein Meister der Prosa. Sein Stil ist für die Renaissancezeit, ja weit darüber hinaus, einzigartig in seiner außerordentlichen Klarheit und Durchsichtigkeit, von sorgfältiger Feinarbeit zeugend, voll geistiger Kraft und glänzenden

Flusses. Bacon richtet sich nicht nach dem Stil, sondern er schafft sich s e i n e n S t i l. Der Bildersprache gebührt ein großer Anteil an diesem Baconschen Stil. Bacon vermeidet lange, gedankenmäßige Ideenentwicklungen und redet in Bildern zu uns, die uns immer mitten in die Sache hineinversetzen. Er kann sich dem Einfluß seiner Zeit nicht entziehen, aber er geht in seiner Bildersprache eigene Wege. Antike und Bibel lehrten ihn Einfachheit und Deutlichkeit. So entsteht eine Bildersprache, die seinem Stil entspricht, nur verdeutlichen, erklären, belehren will, sich also nur an den Verstand, niemals an das Gemüt oder das Gefühl wendet.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

KLASSISCHE PHILOLOGIE.

JAHRGANG 1922. Nr. 7.

ERNST WEITLICH
aus Stettin,
geb. 9. Januar 1898 zu Stettin.

Quae fuerit vocis σωφροσύνη vis ac natura apud antiquiores scriptores Graecos usque ad Platonem.

Referenten: Prof. Pohlenz und Prof. Reitzenstein.

Tag der mündlichen Prüfung: 15. Dezember 1920.

Die volle Dissertation ist, in Maschinenschrift geschrieben, von der Universitäts-Bibliothek in Göttingen und der Staatsbibliothek in Berlin leihbar.

In den Tusculanen (III c. 8) bemüht sich Cicero vergeblich, das griechische Wort σωφροσύνη zu übersetzen. Auch die Wiedergabe durch *frugalitas* genügt ihm nicht. Das Deutsche hat ebenfalls keinen völlig entsprechenden Begriff. Daraus ersehen wir, daß σωφροσύνη eine speziell griechische Tugend bezeichnet. Die aus der späteren Philosophie uns geläufige Verwendung im Sinne von *continentia* (Beherrschung der Leidenschaften) kommt erst im 5. Jahrh. v. Chr. auf und wird dann von Plato übernommen. Wie wenig fest vorher die Bedeutung des Wortes umrissen war, zeigt der Charmides. Wir untersuchen daher, was σωφροσύνη bei den älteren griechischen Schriftstellern bis auf Plato bedeutet, und wie dieser Begriff allmählich dazu gelangt, eine Hauptrolle in der griechischen Ethik zu spielen.

Bei Homer in durchweg jungen Stellen (ψ 13. 30. Φ 462. δ 158) hat σωφροσύνη fast rein intellektuellen Sinn. Die Grundbedeutung *sana mens* (σώφρων = σάος τὰς φρένας) kreuzt sich mit der Bedeutung *prudentia*.

Eine Entwicklung des Terminus können wir in der Adelsethik verfolgen, die uns Pindar, Bakchylides und Theognis reprä-

sentieren. In ihr hat σωφροσύνη wesentlich moralischen Klang und bezeichnet die Selbsterkenntnis, welche die Grenzen des Menschen als sterblichen Wesens gegenüber den Göttern (Pindar Pyth. III 63) und als Staatsbürgers innerhalb des Standes nicht überschreitet. Bakchylides zeigt in der Verbindung εὐνομία σαόφρων (c. XII 186), daß der σωφροσύνη sich besonders der dorische Adelsstaat rühmt. Theognis preist als Anhänger der megarischen Adelspartei wiederholt die σωφροσύνη (699 ff. 753 ff. 429. 453. 497. 665). Die Frage, was in der Sammlung dem echten Theognis gehört, ist für uns nicht so wichtig, weil die meisten Sentenzen, in denen sich σωφροσύνη findet, sicherlich aus Adelskreisen des 6. oder 5. Jahrh. stammen. Die später wichtige Verbindung von σωφροσύνη und δικαιοσύνη bahnt sich an in den Versen 699 ff., 753 ff.

Eine große Rolle spielt σωφροσύνη in den älteren griechischen Grabepigrammen in den formelhaften Wendungen ἀγαθοῦ καὶ σώφρονος ἀνδρός oder ἀντ' ἀρετῆς ἠδὲ σαοφροσύνης (Kaibel 2, 3, 4, 17). Hierbei bezeichnet ἀρετή als Tugend des Mannes im wesentlichen Tapferkeit und Ausdauer im Kriege; σωφροσύνη ist wie bei Theognis die civile Tugend im friedlichen Leben. Wie beim Manne wird dann das Lob einer verstorbenen Frau zusammengefaßt in den Worten ἀγαθὴ καὶ σώφρων (Kaib. 51) oder ἐσθλὴ καὶ σώφρων (53). Als Inbegriff dieser weiblichen σωφροσύνη finden wir, indem wir auf Euripides vorwärts blicken, »Keuschheit und Sittsamkeit«. Fast alle diese Inschriften sind attischen Ursprungs. Außerhalb Attikas findet das Wort sich erst im 4. und Anfang des 3. Jahrh. v. Chr. (Hoffmann Syll. Ep. Gr. 196. 189. Athen. 465 d). Daß es jedoch auch in Sizilien vorkommt, zeigen Epicharm (fr. 35 Diels, fr. 101 Kaib. Com. Gr. fr.) und einige mit σώφρων zusammenhängende Eigennamen.

Bei Betrachtung der attischen Tragödie beschäftigen wir uns zunächst mit der ihr meistens zugrunde liegenden Vorstellung der ὕβρις. Jeder, der die Ehrfurcht vor den Göttern verletzt oder vergißt, daß er ein schwacher Mensch ist, abhängig von dem Ratschluß der Götter, aber auch, der unbedingt auf sein Glück baut, macht sich der ὕβρις schuldig und zieht nach der Weltanschauung Herodots und Sophokles' den Neid und die Strafe der Götter auf sich. Gegensatz dieser ὕβρις ist die σωφροσύνη. Sie ist die Tugend des Maßhaltens in Glück und Unglück.

Den Gedanken: »Im Glück nicht übermütig sein, im Unglück nicht verzagen!« spricht zuerst deutlich Archilochus im Fragm. 66

aus, doch ohne das Wort σωφροσύνη als Gegensatz zu verwenden. Die Elegiker und auch der Athener Solon gebrauchen σωφροσύνη nicht. Erst Pindar und Theognis setzen dem ὕβρις-Gedanken die σωφροσύνη ausdrücklich entgegen. Die attische Tragödie, die auch das Wort ὕβρις der σωφροσύνη gegegenüberstellt, zeigt, wie dieser Begriff vom demokratischen Athen übernommen wird.

Bei dem ernsten und gottesfürchtigen Aeschylus tritt der Gedanke der Bestrafung menschlicher Überhebung (ὕβρις) vor allem hervor in den Persern (bes. 818 ff.) und Eumeniden (516 ff.), wo die σωφροσύνη deutlich das Gegenteil bezeichnet. Daneben hat Aeschylus die neue Vorstellung, daß derjenige nicht σώφρων ist, der sich dem Herrscher und den Gesetzen des Staates nicht beugt (Ag. 1664. Prom. 982. Suppl. 710). Auch die allgemein griechische Anschauung, Ehrfurcht der Kinder gegenüber den Eltern gehöre mit zu den ἄγραφα νόμιμα, stellt Aeschylus unter den Begriff der σωφροσύνη (Eum. 516 ff. Suppl. 710). Bei ihm tritt auch klar die Verbindung von σωφροσύνη und δικαιοσύνη hervor (Eum. 136, Sept. 610).

Sophokles bietet die ursprüngliche Bedeutung von σωφροσύνη, der νοσεῖν entgegengestellt wird (Trach. 435). Ai. 132 zeigt den ὕβρις-Gedanken: τοὺς δὲ σώφρονας θεοὶ φιλοῦσι καὶ στυγοῦσι τοὺς κακούς. Doch nicht nur die Götter setzen den Menschen bestimmte Schranken, sondern auch die Mitmenschen, Staat und Stand (Ai. 1258). Von hier aus verstehen wir die häufige Verbindung von σωφροσύνη und δικαιοσύνη. Σωφροσύνη scheint mehr auf die subjektive Beschaffenheit des Einzelnen zu gehen, δικαιοσύνη das Verhältnis zur Gesamtheit zu berühren (Soph. fr. 622. Eur. fr. 282, 23 ff.).

Euripides hat den Begriff weitaus am häufigsten. Neben den alten Kategorien bildet er neue aus. Die σωφροσύνη als Beherrschung der Leidenschaften (*continentia*), die wir auch sonst im 5. Jahrh. treffen, bezieht sich bei ihm besonders auf die Liebesleidenschaft. Beispiele von Frauen, welche die σωφροσύνη nicht besitzen, sind Phaedra und Helena. Das Vorbild eines σώφρων ἀνήρ, der über die Liebe erhaben ist, ist Hippolytus. Im engeren Sinne bedeutet σωφροσύνη hier *castitas*, im weiteren Sittenreinheit und tugendhaften Lebenswandel. (Von der Frau: Troad. 645 ff., vom Manne: Hipp. 994 ff.). Dieser zeigt sich im rechten Verhalten gegen Götter (bes. in den Bakchen) wie gegen Mitmenschen. Bei den Männern bewirkt die σωφροσύνη Zurückhaltung (αἰδώς) gegenüber den Frauen (Iph. Aul. 824), bei den Kindern Ehrfurcht vor den Eltern (Phoen. 1691) und gegenseitige Achtung der Geschwister (Iph. Aul. 378).

In der attischen Komödie (Aristophanes) überwiegt die moralische Bedeutung. Σωφρόνως τραφῆναι (Equ. 334. Nub. 961) ist das alte Erziehungsideal (Daitales: Σώφρων—Καταπύγων. Nub. 1060 ff.). Als eine σώφρων γυνή wird wie bei Euripides Penelope hervorgehoben. Das Gegenteil ist die γυνὴ πονηρὰ (Thesm. 547).

Unter den Historikern gebraucht Herodot, obwohl er den ὕβρις-Gedanken vielfach hat (Kroesus, Polykrates), σωφροσύνη nur dreimal, im Sinne von *prudentia*. Bei Thukydides nimmt σωφροσύνη ausgesprochen politische Färbung an und wird unter Anknüpfung an die alte Adelsethik geradezu Terminus für die Oligarchie. Im Zusammenhang damit bezeichnet sie das Spezifikum des spartanischen Volkscharakters (VIII 64, 5. I 68, 1. I 84. III 62, 3. σωφροσύνη = σώφρων ἀριστοκρατία oder ὀλιγαρχία. Vgl. Pohlenz Nachr. d. Gött. Ges. d. Wiss. 1919 S. 104 ff.). III 37 ff. läßt Thukydides den Athener Kleon sarkastisch sich zum Spartanerideal bekennen.

Von den älteren Philosophen verwenden die ionischen Naturphilosophen, weil sie nicht über ethische Probleme handeln, σωφροσύνη nicht. In der Sophistik (Protagoras) verliert das Wort seine Beziehung auf die ὕβρις gegenüber den Göttern. Statt dessen tritt der Begriff der *continentia* (Selbstbeherrschung) hervor, weil der Mensch und sein Innenleben nun selbst Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung wird. Diese Entwicklung spiegelt klar die Tragödie wieder. Aeschylus hat σωφροσύνη im Sinne von *continentia* kaum; bei dem aufgeklärten Grübler Euripides nimmt diese Bedeutung die erste Stelle ein. Sophokles steht auch hier in der Mitte. Deutlich ausgesprochen finden wir den Begriff der σωφροσύνη als *continentia* zuerst bei Demokrit, freilich in Fragmenten, deren Echtheit nicht unbezweifelt ist. Die Terminologie σωφροσύνη = κρατεῖν καὶ νικᾶν αὐτὸς ἑαυτόν schafft zuerst der Sophist Antiphon (fr. 58, 59). Kritias' Definition σωφροσύνη = τὰ ἑαυτοῦ πράττειν entnehmen wir aus Platos Charmides. Die Ansicht der πολλοί spricht Agathon in Platos Symp. 196c aus: σωφροσύνη = κρατεῖν ἡδονῶν καὶ ἐπιθυμιῶν (Gorg. 491 d). Platos Charmides stellt eine Rezension älterer Anschauungen dar. S. 174 b legt Plato die Definition nahe: σωφροσύνη = ἐπιστήμη ἀγαθοῦ καὶ κακοῦ. In seiner späteren Entwicklung faßt er dann schließlich nicht ohne Zwang die σωφροσύνη als Tugend des dritten Seelenteils auf, analog der Dreiteilung des Staates, in dem die Haupttugend des dritten Standes das »Sich fügen« ist.

Die spätere Entwicklung folgt im ganzen der von Plato gewiesenen Richtung. Das κρατεῖν τῶν ἡδονῶν wird zum bestimmenden Moment. —

Zum Schluß versuchen wir nach sachlichen Gesichtspunkten alle Begriffe aus der *sana mens* herzuleiten. Die intellektuelle Sphäre gliedert sich in die mehr physische ὑγίεια φρενῶν (Aesch. Eum. 535. opp. μανία) und die mehr psychische *prudentia* (*sapientia*; opp. ἀφροσύνη).

Auf moralischem Gebiet ist der zunächst gesunden Sinnes, der die Natur des Menschen erkennt und sich innerhalb der Grenzen hält, welche die Götter einerseits, die Mitmenschen andererseits dem einzelnen Individuum ziehen (τὰ ἑαυτοῦ πράττειν, γνῶθι σεαυτόν). Dies ist vor allem das Prinzip der Adelsethik. Aus dieser stammt es, wenn Pindar und die Tragiker σωφροσύνη der ὕβρις gegenüber den Göttern entgegenstellen. Von hier aus begreift sich aber auch die Verwendung des Wortes in politischem Sinne. Sie bezeichnet die Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze, auf der es beruht, daß im ganzen Staatswesen Zucht und Ordnung herrscht (Aesch., Soph., Aristoph., Eccl. 767, Plato: Tugend des dritten Standes) und kann deswegen als das politische Prinzip des Adelsstaates betrachtet, ja geradezu als Bezeichnung der aristokratischen Verfassung verwendet werden (Thuk.). Zugleich wird sie die Haupttugend des einzelnen Bürgers, der seine Pflichten gegen den Staat richtig erfüllt, also die *civilis virtus* κατ' ἐξοχήν. Ἀρετή und δικαιοσύνη werden oft mit ihr verbunden. Dann bezieht sich ἀρετή mehr auf den Krieg (Epigr.). Weiter verallgemeinert kommt σώφρων den Begriffen ἀγαθός, χρηστός nahe, indem es überhaupt die Tugend des rechtschaffenen Mannes umfaßt.

Neben dieser allgemeinen Entwicklung, bei der σωφροσύνη schließlich der ἀρετή gleichgesetzt wird, steht aber eine andere, die σωφροσύνη zur Spezialtugend macht. Der gesunde Sinn zeigt sich in der Beherrschung der unvernünftigen Triebe. Σώφρων ist also der, der sich möglichst freihält von allen Gemütserregungen. In dieser Bedeutung verwenden σωφροσύνη besonders die Sophisten (Protagoras, Demokrit, Antiphon), dann namentlich Plato (κρατεῖν ἡδονῶν). Euripides bezieht σωφροσύνη als *continentia* hauptsächlich auf die Liebesleidenschaft. Dieselbe Bedeutung finden wir in den Epigrammen im Lobe der Keuschheit der Frau, bei Epicharm (fr. 35 Diels), bei Aeschylus, Sophokles, Aristophanes und Thukydides. Das ist die Bedeutung, welche in der Folgezeit vorherrscht.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN.

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

MITTLERE UND NEUERE GESCHICHTE

JAHRGANG 1922.
No. 8.

ERICH SCHLIE,
geb. 21. Januar 1896 zu Wallensen, Kr. Hameln.

Die Haltung Italiens vom 28. Juni bis 3. August 1914.

Ein Beitrag zur Vorgeschichte des Weltkrieges.

Referent: Prof. Darmstädter.
Tag der mündlichen Prüfung: 25. Januar 1922.

Die volle Dissertation ist, in Maschinenschrift geschrieben, von der Universitäts-Bibliothek in Göttingen und der Staatsbibliothek in Berlin leihbar.

Die dem Auszug zugrunde liegende Arbeit gibt eine Darstellung der diplomatischen Verhandlungen zwischen Italien und den Mittelmächten Deutschland und Österreich-Ungarn während der Julikrise des Jahres 1914. Soweit Aktenmaterial veröffentlicht worden ist, sind auch die italienischen Beziehungen zu andern beteiligten europäischen Großmächten behandelt worden. Als Hauptquellen kamen die im Auftrage des Auswärtigen Amtes herausgegebenen „Deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch" (Graf M. Montgelas und Prof. W. Schücking), Charlottenburg 1919 und die vom Staatsamt für Äußeres der Republik Österreich herausgegebenen „Diplomatischen Aktenstücke zur Vorgeschichte des Krieges 1914, Ergänzungen und Nachträge zum österreichisch-ungarischen Rotbuch" (Wien 1919, 3 Bände) in Frage. Außerdem wurden neben anderen, auf private Initiative zurückgehenden Aktensammlungen die zu Beginn des Krieges erschienenen Buntbücher berücksichtigt. Der Text des Dreibundvertrages war durch das vorzügliche Quellenwerk A. Fr. Pribrams (Die politischen Geheimverträge Österreich-Ungarns von 1879 bis 1914, Wien und Leipzig 1920) zugänglich. Das den Abschnitten über die Haltung der italienischen Presse zugrunde liegende Zeitungsmaterial besteht in der „Kölnischen Zeitung", der „Frankfurter Zeitung", der „Tribuna" (Jahrgang 1914) und dem „Corriere della Sera" (30. Juli bis 31. De-

zember 1914). Schließlich sind noch Memoirenwerke zahlreicher deutscher und italienischer Staatsmänner und Journalisten benutzt. Eine aktenmäßige Darstellung über den Zeitraum gibt es noch nicht.

In der Einleitung wird auf 27 Seiten eine Übersicht über die Hauptprobleme der italienischen Außenpolitik von 1882 bis 1914 gegeben, besonders sind die Beziehungen Italiens zu den Ententemächten und zu Österreich-Ungarn behandelt. Nach der deutsch-englischen Verfeindung der neunziger Jahre, dem italienisch-französischen Rückversicherungsvertrag von 1902 und der italienisch-russischen Fühlungnahme durch die Monarchenzusammenkunft in Racconigi im Jahre 1909 banden Italien kaum noch wirkliche Interessen an den Dreibund, dessen innere Schwäche vielmehr in den schlechten Beziehungen zwischen Österreich-Ungarn und Italien offen lag. Ein Vorspiel zu der Julikrise des Jahres 1914 ist in der österreichisch-serbischen Kriegsgefahr des Jahres 1913 zu sehen. Der österreichische Plan eines Angriffes auf Serbien stieß schon damals in Rom auf den lebhaftesten Widerstand.

Je nachdem man den österreichisch-serbischen und den daraus entspringenden österreichisch-russischen Krieg als Angriffs- oder Verteidigungskrieg Österreichs ansieht, kam Artikel 3 oder 4 des Dreibundvertrages in Frage. Italien war nach Artikel 3 verpflichtet, an einem ausgesprochenen Defensivkriege teilzunehmen. Artikel 4 ließ Italien freie Wahl zwischen wohlwollender Neutralität und Teilnahme, wenn eine nicht zum Dreibund gehörende Großmacht den Bestand einer Dreibundmacht bedrohte und auf diese Weise ein Krieg ausbräche. Italien interpretierte die damalige Lage im Sinne des Artikels 4 des Vertrages.

Artikel 7 des Dreibundvertrages garantierte den status quo ante auf der Balkanhalbinsel. Sah sich eine der beiden verbündeten Mächte, Österreich-Ungarn oder Italien, gezwungen ihn anzutasten, so sollte zunächst eine Fühlungnahme mit dem andern Partner stattfinden über die Ziele eines solchen Unternehmens. Eine zeitweilige oder dauernde Besetzung von Balkangebiet verpflichtete zu einer Gewährung von Kompensationen an den anderen Partner.

Auf diesen drei wichtigen Artikeln fußen die Verhandlungen zwischen Italien und seinen Verbündeten, die in ihren Einzelheiten zu schildern der beschränkte Raum verbietet. Es ist nur wichtig hervorzuheben, daß Österreich-Ungarn sich aufs heftigste sträubte, die italienischen Ansprüche aus Artikel 7 des Dreibundvertrages anzuerkennen, trotzdem die deutsche Regierung aus

Gründen der praktischen Politik die Schwierigkeiten zu beseitigen strebte und bald vermittelnd, bald drängend eine Klärung der Beziehungen zwischen beiden Mächten versuchte. Als wichtiges Ergebnis der Verhandlungen ist ferner zu erwähnen, daß das italienische Kabinett bereits am 24. Juli beschloß, eine bundesfreundliche Haltung von der Gewährung von Kompensationen (Trentino) abhängig zu machen, andernfalls müsse sich Italien einer Erweiterung des österreichischen Besitzes feindlich in den Weg stellen. Zur europäischen Lage nahm es in folgender Weise Stellung: es erklärte, Österreichs Vorgehen gegen Serbien habe infolge des außerordentlich scharfen Ultimatums durchaus offensiven Charakter. Ein aus dem lokalen Konflikt hervorgehender Weltkrieg könne nicht als Defensivkrieg angesehen werden, an dem Italien teilzunehmen verpflichtet sei.

Aktiv betätigte sich die italienische Politik auf dem Gebiete der Vermittlung zwischen den beteiligten Mächten. Ihr lag daran, den Krieg, der den status quo auf der Balkanhalbinsel zu stören drohte, zu vermeiden, Außerdem befand sich Italien in der peinlichen Situation, zwischen oft gelobter Bundestreue und Vertretung eigener Großmachtsinteressen wählen zu müssen.

Das in den Buntbüchern vorhandene Quellenmaterial gestattet uns, eine Skizze von Italiens Beziehungen zu den andern am Kriege direkt beteiligten europäischen Mächten zu entwerfen, wenn auch Einzelheiten diplomatischer Verhandlungen vielfach noch verborgen sind.

Italiens Beziehungen zu Montenegro, (dynastische und wirtschaftliche Interessen), zu Serbien und Rumänien waren die denkbar besten. (In Serbien und Rumänien bestanden der italienischen Irredenta gleichgerichtete nationale Bewegungen gegen die Donaumonarchie). Das gemeinsame politische Ziel Italiens und Rußlands war, Österreich-Ungarn einen Angriff auf den status quo der Balkanhalbinsel zu verwehren. Während die italienisch-französischen Beziehungen für den Verlauf der Julikrise von sekundärer Bedeutung waren, hat Italien auf England in seinen Entschlüssen die weitgehendste Rücksicht genommen.

Das Ergebnis der Juliverhandlungen war Italiens abwartende Neutralität. Nachdem wir die Akten kennen gelernt haben und auch die Geschichte der italienischen Außenpolitik in der Epoche des Dreibundes besser übersehen können, kann uns das Ergebnis, das 1914 von den Mittelmächten mit bitterer Enttäuschung aufgenommen wurde, nicht verwundern. Auch die Julikrise dokumen-

tierte wieder, wie wenig Italien noch durch eine politische Interessengemeinschaft mit den Mittelmächten verknüpft war. Leider hat die Haltung Österreich-Ungarns in den kritischen Tagen wenig dazu beigetragen, den vorhandenen Gegensatz zu überbrücken.

Italien ließ sich bei seinem Neutralitätsbeschluß von folgenden Gesichtspunkten leiten:

1) Es sah seine ihm durch Artikel 7 gewährleistete, mit Österreich-Ungarn paritätische Stellung auf der Balkanhalbinsel durch den österreichisch-serbischen Krieg bedroht. Vor allem fürchtete Italien neben territorialen Erwerbungen auf Kosten Serbiens ein Anwachsen des österreichischen wirtschaftlichen und politischen Ansehens in Albanien und an der Adria, in Gebieten, die Italien schon seit 1887 (I. Erneuerung des Dreibundvertrages) als seine Interessensphäre ansah. Es forderte daher eine dem österreichischen Machtzuwachs gleichwertige Kompensation. Die Verhandlungen in dieser Hinsicht hatten nicht zu einem befriedigenden Ergebnis geführt, da sich Österreich weigerte, die Bedingungen des Artikels 7 zu erfüllen, vor allem keine Kompensationen anbot, welche die italienische Nationalbewegung in ihrer österreichfeindlichen Tendenz befriedigten. Praktisch politische Erwägungen hätten Österreich bewegen müssen, einen solchen Schritt rechtzeitig ernstlich zu beraten, um den Konfliktsstoff zu beseitigen.

2) Italien betonte oft genug, seine Interessen seien direkt verletzt. Es betrachtete Serbien als Schutzwall gegen das österreichische Vorgehen auf dem Balkan. Die jetzige Aktion bedeutete eine Zertrümmerung dieses Schutzwalles.

3) Die italienische öffentliche Meinung stand mit ihren Sympathien auf Seiten Serbiens, da das Verhältnis zwischen Italien und der Donaumonarchie an sich durch die Irredentabewegung und die österreichisch-italienische Konkurrenz in Albanien seit langer Zeit getrübt war. In der großserbischen Idee sah der italienische Nationalismus eine der Irredenta gleichgerichtete nationale Bewegung. In der Donaumonarchie haßte man die alte Bekämpferin des nationalstaatlichen Gedankens. Dazu kam noch, daß die republikanischen und sozialistischen Bevölkerungsschichten stark zu den demokratischen Westmächten neigten, gegen eine Fortsetzung der Dreibundpolitik opponierten und bei der innerpolitisch äußerst gespannten Lage eine Mobilmachung mit Streiks und Unruhen beantwortet hätten.

4) Italien war nach dem Wortlaut der Artikel 3 und 4 des Dreibundvertrages nicht verpflichtet, an dem Kriege teilzunehmen.

Es lag der in Artikel 4 vorgesehene Fall vor, nach dem es Italien freistand, wohlwollende Neutralität zu wahren oder sich am Kriege zu beteiligen.

5) Italien war nicht rechtzeitig genug benachrichtigt worden, um Maßnahmen zu treffen, die ihm irgend ein Eingreifen in den Konflikt ermöglichten. In dem erst vor kurzem beendeten Tripoliskriege war das italienische Heer außerordentlich geschwächt. Überdies befanden sich noch 70 000 Mann in Tripolis, die durch einen Krieg vom Mutterlande abgeschnitten worden wären. Außerdem fühlte sich Italien durch das fait accompli, vor das es durch seine Verbündeten gestellt worden war, in seiner Ehre als Großmacht angetastet.

6) Italien mußte wegen seiner exponierten geographischen Lage Rücksicht auf die Haltung Englands nehmen, da die italienische Seemacht nicht imstande war, die italienischen Küsten vor einem französisch-englischen Angriff zu verteidigen. Die Mittelmächte waren nicht in der Lage, Italien vor einem solchen Angriff zu schützen.

Die Verhandlungen im Juli zeigen in Konturen bereits dasselbe Bild, wie es sich in den späteren oft geschilderten Verhandlungen offenbart. Schon unter Marchese di San Giuliano trat das italienische Kabinett, unterstützt von einer gut disziplinierten Presse, für energische Wahrung seiner Interessen ein. Es drohte unverhüllt mit Krieg, wenn sie von Österreich-Ungarn nicht anerkannt wurden. Schon damals war die diplomatische Lage Italiens sehr stark, wenn auch nicht so stark wie im Frühling 1915, wo Italien zum Zünglein an der Wage wurde. Der loyalere Marchese di San Giuliano zögerte jedoch noch, den beschrittenen Weg konsequent zu Ende zu gehen. Das sollte dem Kabinett Salandra—Sonnino vorbehalten bleiben.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN

TEIL I.
AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN
DER HISTORISCH-PHILOLOGISCHEN ABTEILUNG.

MITTLERE UND NEUERE GESCHICHTE

JAHRGANG 1922. No. 9.

BRUNO HEUSINGER,
aus Helmstedt,
geb. 2. März 1900 zu Holzminden.

„Servitium regis“ in der deutschen Kaiserzeit.

Untersuchungen über die wirtschaftlichen Verhältnisse des deutschen Königtums 900—1250.

Referent: Prof. Brandi.
Tag der mündlichen Prüfung: 8. Februar 1922.

Die Dissertation ist die preisgekrönte Bearbeitung der von der Historisch-Philologischen Abteilung der Philosophischen Fakultät in Göttingen für das Jahr 1920/21 gestellten Kgl. Preisaufgabe. Sie erscheint vollständig im Archiv für Urkundenforschung von Brandi und Breßlau, Bd. 8 und als Sonderdruck bei der Vereinigung Wissenschaftlicher Verleger, Berlin 1922.

Die Arbeit untersucht die als „servitia regalia“ bezeichneten wirtschaftlichen Leistungen des Reichskirchenguts (Abteien und Bistümer) und des weltlichen Königsguts. Vor allem durch Auswertung der Itinerare der Könige ergibt sich dabei als wichtigste Beobachtung, daß seit Heinrich II. das weltliche Königsgut in seiner Bedeutung als Hauptquelle für den Unterhalt des Königs in weitem Umfange von den Bistümern verdrängt wird. Zur Erklärung dieser Tatsache werden Fragen des Eigenkirchenwesens (Investiturstreit), der inneren Entwicklung des weltlichen Königsguts (Capitulare de villis, Tafelgüterverzeichnis) und der Wirtschaftspolitik der Könige (Schenkungen, passive Wirtschaftsbilanz) erörtert und der Versuch gemacht, die Entwicklung und den Zusammenhang dieser Dinge aufzudecken und so zu wirtschaftlichen Ursachen der Geschichte des deutschen Königtums besonders im 10. und 11. Jahrhundert vorzudringen.

JAHRBUCH

DER

PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT

DER

GEORG AUGUST-UNIVERSITÄT

ZU

GÖTTINGEN

1922

(ZWEITE HÄLFTE: JULI–DEZEMBER)



GÖTTINGEN

DRUCK DER DIETERICHSCHEN UNIV.-BUCHDRUCKEREI (W. FR. KAESTNER)

Nachdem vom 1. Juli 1922 ab die Trennung der beiden ehedem in der philosophischen Fakultät vereinigten Abteilungen in zwei selbständige Fakultäten, die philosophische und die mathematisch-naturwissenschaftliche, erfolgt ist, erscheint das Jahrbuch der philosophischen Fakultät nunmehr als Fortsetzung der bisher von der philologisch-historischen Abteilung ausgegebenen Reihe. Die hier vorliegende zweite Hälfte des Jahrganges 1922 trägt daher im Titel nicht mehr wie noch die erste Hälfte dieses Jahrganges den Zusatz, der die Abteilung der Fakultät betraf.

Der Papiernot, durch die die Ausgabe der ersten Hälfte verzögert worden war, ist durch sparsamere Ausnutzung der Seiten Rechnung getragen; in dem veränderten Spiegel faßt die Druckseite etwa ein Viertel mehr als in dem bisherigen Druck.

Tiefer greift eine Veränderung, zu der sich die Fakultät infolge der fortschreitenden Entwertung des deutschen Geldes entschließen mußte. Um die Belastung der Doktoranden mit den Druckkosten einzuschränken, wurde die Norm für den Umfang der einzelnen Auszüge erheblich herabgemindert; durch einen Beschluß der philosophischen Fakultät vom Oktober 1922 ist der normale Umfang auf 1 bis 2 Druckseiten festgesetzt, während bisher 6 Druckseiten das Übliche waren. Das bedeutet, daß in der Regel nur noch Inhalt und Ergebnisse der Dissertation und nicht mehr der Gang der Untersuchung gegeben werden können. Doch bleibt es den Doktoranden, wenn sie die Mehrkosten des Druckes tragen, freigestellt, den Auszug ihrer Dissertation ausführlicher zu halten. Von denjenigen Dissertationen, die als Ganzes im Druck erscheinen, wird überhaupt kein Auszug mehr mitgeteilt, sondern außer dem Titel nur der Ort der Veröffentlichung angegeben.

Diese Veränderung macht sich in dem hier vorliegenden Heft erst teilweise geltend, da eine Reihe von Auszügen schon im Sommer gesetzt war. Auch waren die Verfasser in der Regel opferwillig genug, um die Mehrkosten für einen ausführlichen Auszug zu tragen. —

Das Sternchen hinter dem Titel einer Dissertation bedeutet, daß ein in Maschinenschrift geschriebenes Exemplar von der Universitäts-Bibliothek zu Göttingen und der Staatsbibliothek zu Berlin leihbar ist, was bei allen nicht im Druck erschienenen Dissertationen der Fall ist.

Göttingen, im Dezember 1922.

Der Dekan der philosophischen Fakultät:
G. Misch.

Ausgegeben am 28. Dezember 1922.

ÜBERSICHT
ÜBER DIE IM ZWEITEN HALBJAHR 1922 HIER VERÖFFENTLICHTEN DISSERTATIONSAUSZÜGE:

	Seite	Lfd. Nr.
Philosophie:		
1. Bell, Winthrop: Eine kritische Untersuchung der Erkenntnistheorie Josiah Boyce's (1914)	49	11
2. Gudenberg, Victor: Die Grundbegriffe der Historik in W. von Humboldts Akademie-Rede »Über die Aufgabe des Geschichtsschreibers« (1922)	120	37
3. v. Gündell, Erich: Neuzeitliche Klassifikationen der philosophischen Systeme (1922)	44	10
4. Haßbargen, Hermann: Die ethischen Grundgedanken von Ernst Laas und R. v. Jherings historisch-gesellschaftliche Theorie (1920)	39	9
5. Henze, Margarete: Zum Problem einer allgemeingültigen Pädagogik (1922)	106	33
6. Snell, Bruno: Die Ausdrücke für den Begriff des Wissens in der vorplatonischen Philosophie (1922)	113	35
Geschichtswissenschaft:		
1. Fiesel, Ludolf: Das öffentliche Geleit im frühen Mittelalter (1917)	97	30
2. Frankenfeld, Alfred: Justus Möser als Staatsmann im Siebenjährigen Kriege und am englischen Hofe (1922)	104	32
3. Kahle, Hermann: Beiträge zur Geschichte der Kriege und des Kriegswesens in den Niederlanden zur Zeit Maximilians I (1919)	1	1
4. Lindemann, Albert: Über die Schlachten bei den Thermopylen und bei Artemision (1922)	65	18
5. Meißner, Erich: Die Rechtsprechung über die Wiedertäufer und die antitäuferische Publizistik (1921)	127	40
6. Müller, August Friedrich: Die Entwicklung der Landeshoheit im Bistum Halberstadt bis 1400 (1915)	75	22
7. Niemeyer, August: Die staatsrechtliche Entwicklung der Abtei Corvey bis zum Ende des 12. Jahrhunderts (1922)	30	7
8. Schnath, Georg: Die Herrschaften Everstein, Homburg und Spiegelberg. Grundlegung zur historischen Geographie der Kreise Hameln und Holzminden (1921)	74	21
9. Thormann, Walter: Die historische Entwicklung der Thronfolgefrage im Herzogtum Braunschweig und ihre vorläufige Lösung im Jahre 1885 (1922)	99	3
10. Wagner, Elisabeth: Luther und Friedrich der Weise auf dem Wormser Reichstage von 1521 (1921)	7	2
Vergleichende Sprachwissenschaften:		
1. Krause, Wolfgang: Die Wortstellung in den zweigliedrigen Wortverbindungen, untersucht für das Altindische, Awestische, Litauische und Altnordische	57	13
Klassische Philologie:		
1. Deneke, Ewald: De Platonis dialogorum libri Vindobonensis F memoria (1922)	57	12
2. Grashoff, Johannes Heinrich: Beobachtungen zur Stiltechnik der Dichter Cicero, Catull und Tibull (1921)	58	14

	Seite	Lfd. Nr
3. Hofmann, Erich: Qua ratione ἔπος, μῦθος, αἶνος, λόγος et vocabula ab eisdem stirpibus derivata in antiquo Graecorum sermone (usque ad annum fere 400) adhibita sint (1922)	77	32
4. Röhm, Georg: De Comoediarum Aristophanearum compositione (1921)	85	26
5. Schaeffer, Wilhelm: Argumenta consolatoria, quae apud veteres Graecorum scriptores inveniuntur (1921)	12	3
6. Schmidt, Kurt: De Celsi libro qui inscribitur Ἀληθὴς λόγος quaestiones ad philosophiam pertinentes (1921)	69	19
Deutsche Philologie:		
1. Carstens, Anna: Jakob Wilhelm Heinse unter dem Gesichtspunkt der Selbstbildung (1921)	91	27
2. Reitzenstein, Richard: Studien zu den Fassungen A und B des Herzog Ernst (1922)	125	39
Englische Philologie:		
1. Albert, Hermann: Mittelalterlicher englisch-französischer Jargon (1921)	93	28
2. Breuer, Wilhelm: Über R. H. Stevensons impressionistische Technik (1921)	94	29
3. Flasdieck, Hermann: Forschungen zur Frühzeit der neuenglischen Schriftsprache (1922)	74	20
4. Körtge, Waldemar: Über die Reimtechnik bei Robert Burns (1922)	63	16
Romanische Philologie:		
1. Bergmann, Eduard: Die Substantivierung des Adjektivs im Französischen (1921)	81	25
2. Fischer, Albert: Der Gebrauch der Negation im Französischen (1922)	33	8
4. Harling, Martin: Die Satzerweiterung durch être, il y a, avenir arriver und se faire im Französischen (1922)	64	17
5. Hermenau, Willy: Französische Bearbeitungen des Secretum Secretorum und ihr Verhältnis zu der lateinischen Übersetzung des Philippus Tripolitanus (1922)	109	34
6. Knoth, Wilhelm: Die Syntax der Temporalsätze im Französischen (1921)	62	15
7. König, Hugo: Die Steine in der altfranzösischen Literatur (1922)	26	6
8. Lebelt, Theodor: Christusglaube in der altfranzösischen Literatur (1922)	20	5
9. Petersen, Hans: Untersuchungen über den italienischen Alessandro Magno in rima (1922)	123	38
10. Steuhl, Hermann: Der Einfluß Crestiens von Troyes auf den Roman Rigomer von Jehan (1921)	17	4
11. Ziern, Karl: Sprachliche Untersuchung über »Floriant et Florete« (1922)	78	24
12. Ziruß, Herbert: Anatole France, Beiträge zur Kenntnis seines Schaffens und seiner Persönlichkeit (1922)	115	36

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN

1922 AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN [Mittlere und Neuere Geschichte] Nr. 1

Hermann Kahle, geb. zu Frankfurt a. M. 8. II. 94.

*Beiträge zur Geschichte der Kriege und des Kriegswesens in den Niederlanden zur Zeit Maximilians I.** Ref.: Prof. Stein. Prüf.: 10. XII. 19.

Das reiche Quellenmaterial läßt die einzelnen Phasen der Entwicklung des Kriegswesens in den Jahrzehnten des Übergangs vom Mittelalter zur Neuzeit deutlich hervortreten und bereits Ansätze zum modernen Heerwesen erkennen.

Hauptquelle bleibt die Uebersetzung von Philipp von Kleves „Instruction de toutes manières de guerroyer tant par terre que par mer et des choses y servantes« Paris 1558: »Den Krijgshandel van den Herthoghe Philips van Cleve. War inne begrepen zyn alle de middelen om orloghe te voeren« Rotterdam 1587. In dieser Karl V. gewidmeten Schrift, die eine einzigartige Stellung in der kriegsgeschichtlichen Literatur des 16. Jahrhs. einnimmt, behandelt Philipp die Theorie des Kriegswesens, wie es sich in den Kriegen auf niederländischem Boden herausgebildet hat. Eine andere Quelle ersten Ranges besitzen wir in den »Geschichten und Taten Wilwolts von Schaumburg.« Wie Philipp von Kleve besaß auch Wilwolt von Schaumburg ein hohes Maß von Kriegserfahrungen. Er vermittelt wertvolle Nachrichten über die Kämpfe in Friesland, Holland und Geldern, bei denen er sich als Kenner des Artilleriewesens zeigt. Seine Berichte werden ergänzt durch die französischen Quellen, unter denen Molinets Chroniques (de l'an 1474 à 1504) publ. par J. A. Buchon 5 Bde., Paris 1828 hoch zu bewerten sind. In diesem Werk sowie in Delepierres Chronique und bei Olivier de la Marche sind über die Ereignisse der ersten Kriegsjahre eingehende Nachrichten überliefert. Molinets anschauliche Darstellung erweckt den Eindruck militärischer Urteilsfähigkeit.

Die organisatorischen Fähigkeiten Maximilians auf dem Gebiet des Kriegswesens werden uns nahegebracht in Gachard, Lettres inédites de Maximilien I. sur les affaires des Pays-Bas, Brüssel 1844—88. Unsere Kenntnis des Kriegswesens in den nördlichen Provinzen verdanken wir neben Pontanus, Historiae Gelricae libri XIV. Hardervici-Gelrorum 1639, dem Werk des Ubbo Emmius. Daneben gaben J. Meyerus, de Smet und F. Foppens wertvolle Aufschlüsse. Unter den städtischen Archivurkunden verdient das »Inventaire des archives de la ville de Bruges par L. Gilliodts van Severen« 6 Bde., Brügge 1871—1885, hervorgehoben zu werden.

Nach den schweren Niederlagen Karls des Kühnen war Burgund, aller militärischen Stützen beraubt, der Habgier Frankreichs preisgegeben. Maximilian von Oesterreich konnte erst nach Aufstellung eines Kontingentes der Städte Brügge, Gent und Ypern zu kriegerischen Maßnahmen gegen Frankreich schreiten, dessen König Ludwig XI. tief in Flandern eingedrungen war. Erfolge vor Lens eröffneten den Siegeszug Maximilians. Lange Zeit blieben St. Omer und Aire die Brennpunkte der wechselvollen Kämpfe. Die Schlacht bei Guinegate 1479 brachte Maximilian die günstige Wendung. Inzwischen

hatten auch die Provinzen Artois, Flandern, Hennegau, Holland und Seeland Rüstungen getroffen, richteten aber bald ihre Waffen gegen Maximilian selber als Bedroher ihrer Unabhängigkeit. Frankreich konnte wieder offensiv werden, und der Fall von Aire bedingte den schmachvollen Frieden von Arras (1482). Die nördlichen Provinzen traten nun auch in den Kampf ein. Der Schwerpunkt wurde nach Holland verlegt. Dort kämpfte Philipp von Kleve mit viel Erfolg. In Flandern lagen die Verhältnisse für Maximilian besonders ungünstig. Gent war nach Gefangensetzung des jungen Philipp Stützpunkt der nationalen Verteidigung geworden. 1487 teilte Maximilian das Schicksal seines Sohnes als Gefangener in Brügge. Nach seiner Freilassung wurde der Reichsfeldherr Herzog Albrecht von Sachsen zum Statthalter ernannt, eine kraftvolle soldatische Erscheinung. Unter seiner Führung wurde wenigstens der Verlust an Boden wieder ausgeglichen. In Flandern wurde er völlig Herr der Lage. Unruhen in Holland, Geldern und Friesland, wo Wilwolt von Schaumburg seinen Waffenruhm begründete, blieben ohne Einfluß auf Albrechts Stellung. Dieser sicherte sich einen günstigen Enderfolg durch die Einnahme von Sluis, wohin Philipp von Kleve nach seinem Abfall von Maximilian die Reste der flandrischen Kontingente geführt hatte.

I. Den breitesten Raum nimmt in unseren Untersuchungen das Artilleriewesen in seiner Bedeutung für die Befestigungskunst und die Belagerungstaktik ein. Die vermehrte Anwendung der eisernen Kugeln seit der Mitte des 15. Jahrhunderts leitete zu einer Periode des Uebergewichts des Angriffs mehr noch im Belagerungswesen als im Feldkrieg über. Für die niederländischen Kriege können wir den Wendepunkt, nach einem Befehl Herzog Albrechts an den Bailli der Grafschaft Hennegau, für das Jahr 1489 ansetzen. Die Verordnung führt aus, daß das durch die unerwartete einheitliche Verwendung von eisernen Kugeln geschaffene Übergewicht des Gegners dazu zwinge, alle befestigten Plätze, die voraussichtlich einer Belagerung von fünf bis sechs Tagen nicht standhalten könnten, dem Erdboden gleichzumachen. Naturgemäß suchte die Verteidigung den Ausgleich noch lieber im verstärkten Ausbau der Befestigung. Das fortifikatorische und artilleristische Problem kamen sich in dem Bestreben entgegen, bei Aufrechterhaltung der Sicherheit gegen die Leiterersteigung die rasante Geschützwirkung zu ermöglichen. Der Niederwall bot Mittel zur Bestreichung des Vorgeländes, vorgeschobene Befestigungsanlagen sollten ein wirksames Hindernis für die schwerfällig arbeitende Angriffsartillerie bilden und den Schwerpunkt der Verteidigung vorverlegen. Für diese Taktik steht Molinet im Vordergrunde; ihm treten die bildlichen Darstellungen in Guicciardin »La description des Pays-Bas« sowie die Abbildungen von Gheerarts mit den Befestigungen Brügges im 15. und 16. Jahrhundert ergänzend zur Seite. Eine zu höchster Blüte entwickelte Baukunst lieferte der Kriegskunst wertvolles Material. Äusserste Ausnutzung der Wasserwege war vor allem bei der Fortifikation der Uebergangsstellen und Verkehrspunkte im flandrischen Flachland der leitende Gesichtspunkt. Die Torbefestigungen bildeten zum Teil Bauwerke von monumentaler Größe. Wie das Artilleriewesen Maximilian Bereicherung und Neubelebung verdankt, so gingen von ihm auch befruchtende Einwirkungen auf das Befestigungswesen aus, wie etwa bei den Festungsanlagen von Mons.

Die defensive Kriegführung büßte nur allmählich ihre Stellung ein. Je nach der taktischen Bedeutung des Kampfobjekts vermochte sie zwar das Kräfteverhältnis durch Abziehen starker Teile des Angreifers zu ihren Gunsten zu verschieben, doch blieb ihr infolge der Begrenztheit ihrer Kampfmittel, des Verzichts auf Initiative und der Abschnürung von aussen die vernichtende Entscheidung stets versagt. Molinet entnehmen wir zahlreiche Beispiele für die Bedeutung der Umfassungsmauer und ihrer Schlüsselpunkte, der Tore. Vielfach, so bei der Verteidigung von Geertsbergen, verfügte der Verteidiger über wohlorganisierte Kräfte aus den Reihen der Bürgerschaft. War dem Angreifer der Durchbruch durch die Bollwerke des Vorgeländes gelungen, so lag die Hauptabwehrwirkung bei der Artillerie. Wie aus Molinets Berichten, spricht auch aus den Ausführungen Philipps von Kleve eine hohe Bewertung der Artillerie als Abwehrwaffe. Den weittragenden Geschützen weist er die Beschießung der Schanzarbeiten des Angreifers zu. Von seinen weiteren Vorschlägen ist beachtenswert, daß er empfiehlt, öfters Stellungswechsel vorzunehmen, da der Belagerer sich mit Leichtigkeit auf die Feuerstellungen einschießen könne. Philipps Anschauungen finden bei Wilwolt von Schaumburg praktische Verwertung. Die Unterstützung der Artillerie durch Schuß- und Bogenwaffen fiel kaum ins Gewicht. Der Minenkrieg war damals eine nicht selten vorkommende Form des Belagerungskampfes. Von der Ueberschwemmung des Vorgeländes machte der Verteidiger häufig Gebrauch. Defensive in Verbindung mit offensiver Betätigung durch Ausfälle belebte die moralische Widerstandskraft und vermochte, wie Philipp von Kleve es erwiesen hat, dem Belagerer empfindliche Verluste zu zufügen. Größere befestigte Städte wie Sluis, Dixmuiden und Tournay wiesen Besatzungen mit durchschnittlicher Stärke von 1500 Mann auf. Befestigte Plätze mittlerer Stärke wie Condé, Boulogne, Genappe und Damme hatten Besatzungen von 100—200 Mann.

Die Vorbereitungen des Belagerers umfaßten die zunächst lockere Einschließung des Festungsgeländes, den Lagerbau, vorläufige Maßnahmen durch Erkundung des Angriffszieles, die Prüfung des Vorgeländes auf die Möglichgeit der Annäherung an die Festung sowie die Herstellung von Nachschubverbindungen. Hierüber fließen die Nachrichten besonders reichlich bei Molinet. Die Angriffsmittel, unter denen die Artillerie den Vorrang besaß, finden in Philipp von Kleve den zuverlässigsten Beurteiler. Wilwolt von Schaumburg sowie Molinet bieten in dieser Hinsicht keine Anhaltspunkte. Philipp von Kleve stellt das Angriffsverfahren unter den leitenden Gesichtspunkt, daß die Belagerungsartillerie sich unter eigenem Feuerschutz und unter Niederhaltung der Festungsartillerie vorarbeiten soll. Diesem Gesichtspunkt trägt er Rechnung, indem er die schwersten Geschütze den Feuerkampf eröffnen läßt. Diese sollen durch stärkstes Feuer die Umfassungsmauer sturmreif schießen und die Vorraussetzungen dafür schaffen, daß die Geschütze mittlerer und leichter Art an die Mauer heranrücken und die Streichwehren und Brustwehren unter Feuer nehmen können. Nachdem hierauf die Falkonetten zur Vergrößerung der Bresche in den Feuerkampf eingegriffen haben, sollen die Kurtos und Mauerbrecher bis auf eine Entfernung von 30—40 Schritte vor die Mauer vorgezogen werden. Durchschlagenden Erfolg verspricht sich Philipp von Kleve nur von schlagartig einsetzendem und wirksam anhaltendem Artilleriefeuer. Ueber

die Stärke der Belagerungsartillerie vermissen wir sichere Angaben. Für die Zwecke einer wirksamen Beschießung hält Philipp von Kleve 6 Kurtos, 2 große Serpentinen, 4 leichte Serpentinen und 6 Falkonetten für ausreichend. Serpentinen, Couleuvrinen und Falkonetten waren mittlere und leichte Kaliber; schwere Geschütze dagegen die Engienen, Mörser und Bombarden. Als Grundlage für die Beurteilung der technischen Leistung haben mir Messungen an Geschützen dieser Zeit, die im Brüsseler Museum am Porte de Hal Aufstellung gefunden hatten, gedient. Die Frage, inwieweit das niederländische Artilleriewesen unmittelbar durch Maximilian beeinflußt worden ist, bleibt ungelöst. Das Erscheinen seiner Schriften über technische Probleme der Artillerie zu Beginn des 16. Jahrhunderts schließt allerdings die Möglichkeit nicht aus, daß seine ersten praktischen Versuche weiter zurückliegen und zum mindesten für das deutsche Geschützwesen in Flandern nicht ohne Einfluß geblieben sind. Die auf vorgeschrittener Technik beruhende Ueberlegenheit der deutschen Artillerie über die der Niederländer prägte sich vornehmlich in den Feldzügen Wilwolts in Holland und Friesland aus. Der Stand des Artilleriewesens in den Städten wird durch die wirtschaftliche Blüte jener Zeit gekennzeichnet. Manche Städte wie Brügge und Gent wetteiferten geradezu in dem Bestreben, durch Erweiterung ihrer Geschützbestände ihre Machtstellung zu stützen. Wie die im Brügger Inventaire auf uns gekommenen Rechnungen über Aufwendungen für Artilleriegerät bezeugen, wurde die Geschützfabrikation von Gießereien, deren bedeutendste die Mechelner war, bald im großen Stil betrieben und vom Handel erfaßt. Später erlitten viele Städte starke Einbuße, als sie den Frieden mit Herzog Albrecht mit der Auslieferung des gesamten Geschützmaterials erkaufen mußten. — Für die Verwendung der Handfeuerwaffen war der Boden bereits durch Karl den Kühnen bereitet worden. Die Berichte Molinets und Wilwolts von Schaumburg lassen den Schluß zu, daß sie mehr und mehr Aufnahme gefunden haben. Die Wertschätzung der Handfeuerwaffen kam vor allem in den Wehrorganisationen der Städte zum Ausdruck.

II. Die Kriegführung im offenen Felde trat hinter dem Kampf um befestigte Plätze zurück. Die Quellen über den Feldkrieg lassen ein Eingehen auf Einzelheiten im Gegensatz zur Darstellung der Belagerungskämpfe vermissen. Die Marschbewegungen, die durch Nah- und Fernaufklärung gesichert zu werden pflegten, die verschiedenen Arten der Unterbringung und Verpflegung konnten daher nur in ihren Grundzügen erörtert werden. Nur Wilwolt von Schaumburg bringt in seinen »Geschichten und Taten« Bemerkenswertes. Bei der Nachführung von Verpflegung und Kriegsgerät war er stets auf die Ausnutzung des Wasserweges bedacht.

Die in der Taktik des Feldkrieges zur Auswirkung gelangenden Formen der Schlachtaufstellung unterschieden sich in die der Phalanx und der Treffenschlacht. In der letzteren Form zerfiel die Aufstellung in mehrere taktische Körper, deren Abstand so bemessen wurde, daß die einzelnen Treffen ungehindert nach allen Seiten hin Bewegungen ausführen konnten. Die Schlacht von Guinegate 1479 liefert dafür Beispiele. Philipp von Kleve gibt bemerkenswerte Gesishtspunkte über die Notwendigkeit engen Zusammenarbeitens zwischen Artillerie und Fußtruppen. Durch die die Vorwärts-

bewegung der Schlachtaufstellung begleitende Wagenburg hielt er Flanken- und Rückenschutz in die wirksamste Vereinigung gebracht. Den Nachteil der Unbeweglichkeit ihrer Heere suchten die Führer durch vermehrte Sicherheitsmaßnahmen auszugleichen, verfielen aber dabei in den Fehler der defensiven Anlage der Schlacht, wie wir es wiederholt bei den Kämpfen Wilwolts beobachten können. Schon durch die Parallelaufstellung der Heere war das taktische Handeln bestimmt. Die meisten Gefechte verliefen daher als Frontalgefechte. Als Beispiele für den mit der Umfassung verbundenen Angriff gelten Episoden aus der Schlacht von Guinegate sowie aus Kämpfen Wilwolts. Dadurch daß sich viele Kämpfe im Sumpfgebiet abspielten, trat eine von den anderen Gewechtsweisen verschiedene Form der Taktik in Erscheinung, die mit dem Namen Wilwolts verbunden ist.

III. Die Truppenaufbringung ging auf vier Wurzeln zurück, auf das Lehnsaufgebot, das Söldnertum, das Milizenwesen und die stehenden Truppen. Die Wehrverfassung, die Maximilian den Ständen aufzwang, bedeutet nichts anderes als die Wiedereinführung des alten Landesverteidigungsaufgebotes und war nach folgenden Richtlinien orientiert:

Alle Bewohner der Städte und des flachen Landes sollten sich nach Maßgabe ihrer Vermögenslage, mit Pferd und Rüstung versehen, zum Aufgebot bereithalten. Diese Bestimmung wurde auch auf die Grenzbewohner ausgedehnt. Allen Bewohnern war ferner das Verlassen des Landes ohne die Einwilligung beauftragter Offiziere Maximilians und der Inhaber der gesetzlichen Gewalt bei Todesstrafe verboten. Sogar die Ausfuhr von Pferden und Kriegsmaterial war bei Strafe der Konfiskation der Habe untersagt. Die Mitnahme von Lebensmitteln auf fremdes Gebiet war in diesem Verbot einbegriffen. Den befestigten Plätzen fiel die Aufgabe zu, Artilleriebedienungsmannschaften aufzunehmen und Lebensmittel bereitzustellen. Diese Erlasse wurden dahin ergänzt, daß alle Vasallen und Adligen, die Besitzer von Lehen und Afterlehen waren, sich für eine Musterung bereithalten sollten. Die Gliederung der Bewohner des flachen Landes in Zehntschaften bezweckte eine Vereinfachung des Aufgebotswesens. Diese Verordnungen bildeten zugleich eine Parallele zu der schon 1478 erfolgten Verfügung Maximilians, nach welcher Musterungsoffiziere die waffenfähigen und gefolgspflichtigen Lehnsleute innerhalb ihres Aushebungsbezirks zu einem festgesetzten Zeitpunkt versammeln und die voraussichtlich eintreffende Zahl vorher angeben sollten. In der Wiederherstellung des Aufgebots auf der Grundlage des Vermögensbestandes mit dem gesetzlichen Mittel der Musterung, sowie in der Verstärkung des Grenzschutzes hatte Maximilian die geeignetste Form zur Zusammenfassung der militärischen Kräfte gewonnen. Das neue System verbürgte die Heranziehung aller Waffenfähigen zur kriegerischen Leistung und verschaffte dem Erzherzog in kurzer Zeit ansehnliche Streitkräfte für den Entscheidungskampf mit Frankreich. Nach dem unglücklichen Frieden von Arras (1482) sehen wir Maximilian bemüht, die untergrabene Autorität seiner landesherrlichen Gewalt wiederherzustellen. Seine in Erweiterung der früheren Erlasse gegebenen Neuverordnungen bezweckten eine einschneidende Reform des Musterungswesens. Die mit der Durchführung der Aufgebotserlasse beauftragten Offiziere wurden verpflichtet, ihm als dem Lehnsherrn eine Liste der für

waffenfähig Befundenen mit Angabe der Vor- und Zunamen einzusenden. Sie mußten die Gewähr für die Bereithaltung der Gefolgspflichtigen übernehmen, damit die Aufgebote jederzeit mit dem Heer Maximilians vereinigt werden könnten. Mit diesen Anordnungen, die ihm einwandfreie Unterlagen für die Beurteilung der Stärke der Aufgebote und die Leistungsfähigkeit der Rekrutierungsbezirke liefern sollten, stellte sich Maximilian auf den Boden der Wehrverfassung Karls des Kühnen. Die fortgesetzte Wiederholung der erwähnten Erlasse in den folgenden Jahren bewies indessen deren Unwirksamkeit und kennzeichnete den Rückgang der lehnsherrlichen Autorität Maximilians. Die Bekanntgabe des Aufgebotsbefehls erfolgte entweder, wie aus den Briefen Maximilians vom 14. 12. 1484 und 16. 12. 1484 hervorgeht, durch ein Glockenzeichen oder durch Ausruf an öffentlichen Plätzen. Die Mitnahme einer Verpflegungsmenge, die den Bedarf bis zum Eintreffen auf dem Versammlungsort deckte, muß als sicher gelten. Der Ausmarsch der Aufgebote mit Rüstung ist in zwei Fällen erwiesen. Ob ein Dienstpflichtiger bestraft wurde, wenn er an dem Heereszug nicht teilnahm, lassen die Quellen unerwähnt. Ebenso fehlen Nachrichten darüber, mit welchen Mitteln man versucht hat, dem Bestreben Dienstpflichtiger, sich der Gefolgspflicht zu entziehen, entgegenzutreten. Die Hauptursachen für den Verfall des Aufgebotswesens lagen in der fortschreitenden Zersetzung des Lehnswesens. Zu der Unsicherheit in der Umgrenzung des Kriegerstandes trat noch eine Unklarheit in den Formen und Begriffen, wie es der Wechsel in der Bezeichnung der Gefolgspflichtigen beweist.

In den städtischen Aufgeboten, den Milizen, erstand dem Lehnsaufgebot ein gefährlicher Rivale. Für deren rasches Wachstum war das Aufkommen der Gilden von Bedeutung, die sich durch eifrige Pflege militärischer Uebungen hohen Grad der Waffentüchtigkeit erwarben. Die Gilden von Geertsbergen hatten Spezialkompagnien von Artilleristen, Bognern und Armbrustschützen gebildet. In Gent wurde 1488 eine Vereinigung von Büchsenschützen gegründet. Ueber die Rolle, die das Söldnertum gespielt hat, sind wir nur wenig unterrichtet. Den einzigen Anhaltspunkt für die Beurteilung der Stärke der Söldnerkontingente, die 1477 bei Ausbruch des Konfliktes zwischen Frankreich und Habsburg auf niederländischem Boden standen, liefert Olivier de la Marche in seinen Memoires. Hinsichtlich der Zusammensetzung des Heeres Maximilians liegen die ersten zuverlässigen Nachrichten aus dem Jahr 1486 vor. Das Reichsheer setzte sich bei dem Reichsfeldzug gegen Brügge 1488 in der Hauptsache aus Landsknechtsverbänden zusammen.

Ueber den Bestand an Kriegsmaterial in den Städten liegen nur lückenhafte Nachrichten vor. Mit Ausnahme des Brügger Inventaire enthalten selbst die Archivverzeichnisse und Rechnungsbücher grösserer Städte nur knappe Notizen über die Aufwendungen der Städte für Kriegsmaterial. Dafür geben uns einzelne Aufzeichnungen von Rechnungsführern Maximilians interessante Aufschlüsse.

Ein Rückblick lehrt, daß es neben den Handfeuerwaffen vornehmlich die Artillerie war, auf welche die sich in einem steten Prozeß vollziehende Umgestaltung des niederländischen Kriegswesens zurückging. Das 16. Jahrhundert hindurch können wir diese Linie weiter verfolgen.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN

1922 AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN [Mittlere und Neuere Geschichte] Nr. 2

Elisabeth Wagner, geb. zu Wiesbaden 20. VI. 97.

*Luther und Friedrich der Weise auf dem Wormser Reichstag von 1521.**

Ref.: Prof. Max Lehmann. Prüf.: 21. XII. 21.

Das Problem. In den Grundzügen stand der Verlauf der lutherischen Angelegenheit auf dem Wormser Reichstage von 1521 fest, seit Ranke die erste wissenschaftliche Darstellung der Reformationsgeschichte gab. Zwar versuchte Hausrath die bisherige Anschauung zu erschüttern, indem er behauptete, der Reformator habe mit seinem Landesherrn die Bitte um Bedenkzeit, die Luther am 17. April aussprach, verabredet, um zu einer ausführlicheren Darlegung seiner Lehre zu gelangen. Max Lehmann aber wies nach, daß Hausrath sich nicht an die echten Quellen gehalten und der inneren Wahrscheinlichkeit keine Rechnung getragen habe. In jüngster Zeit hat sich Paul Kalkoff eingehend mit den ersten Jahren der Reformation und mit der Geschichte des Wormser Reichstages befaßt. Er ist zu ähnlichen Resultaten wie Hausrath gekommen. Bei Kalkoff tritt Kurfürst Friedrich der Weise in Worms auf Kosten des Reformators in den Vordergrund der Szene. Er ist es gewesen, der Luther zur Forderung eines Schiedsgerichtes angeregt und dafür die reichsgesetzliche Grundlage geschaffen hat, der mit unermüdlichem Eifer die Sache seines Professors vor Kaiser und Ständen verfocht. Die Bitte um Aufschub am ersten Tage des Verhörs geschah auf Anweisung des Landesherrn. Fast hätte so offenkundige Begünstigung eines Ketzers Friedrich dem Weisen Leben und Freiheit gekostet, nur schleunige Entfernung vom Reichstag vermochte ihn zu retten. Der Reformator besaß in seinem Kurfürsten seit Beginn des Kampfes einen „überzeugten und warmherzigen Anhänger seiner Lehre, einen opferwilligen Beschützer, einen klugen, welterfahrenen, stets kampfbereiten Anwalt." Nach Kalkoffs eigenem Zeugnis hat die Kritik gegen seine Forschungen bisher nichts Nennenswertes einzuwenden gefunden. Wie kam es, daß alle Historiker von Ranke bis Bezold in der Vorstellung von Luthers Auftreten in Worms vollständig irren konnten? Das ist die Frage, mit der sich die vorliegende Arbeit beschäftigt.

Der Kölner Fürstentag. Da sich die beiden päpstlichen Gesandten bisher erfolglos bemüht hatten, vom Kaiser die Verhängung der Reichsacht über den Wittenberger Mönch zu erwirken, wandten sie sich Anfangs November 1520 in Köln an Luthers Landesherrn. Wenn Kalkoff aus der Rede Aleanders — sie ist in einem sächsischen Bericht erhalten — eine versteckte Drohung gegen den Kurfürsten herausliest, so muß seine Interpretation als gezwungen und unbegründet abgelehnt werden. Friedrich weigerte sich, gegen den kühnen Neuerer einzuschreiten, er schlug den Gesandten vor, man möge Luther zubilligen: „ut aequis, piis et non suspectis judicibus sub fide publica, sufficiente securamento . . . audiatur et agnoscatur". Es soll nicht geleugnet werden, daß der Kurfürst damit einen Schritt zurückweicht von der streng kirchlichen Auffassung, die unverzügliche Bestrafung eines Ketzers durch den weltlichen Arm verlangte. Indem

Friedrich der Weise die gleiche Forderung stellte, wie sie Luther in seiner Schrift Oblatio sive Protestatio erhoben hatte, macht er sich ohne Zweifel einer gewissen Parteinahme für den Reformator schuldig.

Etwas anderes ist es, wenn Kalkoff meint, der Kurfürst habe Luther zur Abfassung der genannten Schrift angeregt. Ihre Erwähnung in einem Schreiben Friedrichs (und selbst diese Tatsache steht nicht fest), ferner die Bemerkung Luthers, er habe sie seinem Freunde Spalatin, dem sächsischen Hofprediger, zur Korrektur vorgelegt, beide Momente genügen nicht als Beweis. Der Kurfürst soll bereits in die Wahlkapitulation Karls V. von 1519 2 Paragraphen einzuschieben gewußt haben, die der Forderung seines Professors Rückhalt im Reichsrecht boten. Man darf Kalkoff entgegenhalten, daß die Entstehung der Wahlkapitulation in Dunkel gehüllt ist. Der Entwurf, den er für einen kursächsischen ansieht, ist Friedrich dem Weisen abzusprechen, will man nicht eine unwahrscheinliche Situation und ungewöhnliche Kanzleigebräuche annehmen, ohne daß ein einziger Quellenbericht dazu ermächtigt. Die Vorlage enthält nur den Keim zu einem der in Frage stehenden Paragraphen, und bei diesem hat dem Verfasser sicherlich nicht Luthers Fall vorgeschwebt; auch sind beide Artikel der Handfeste so formuliert, daß sie lediglich in der Sphäre des weltlichen Rechtes ihre Anwendung finden konnten. Luther und Friedrich der Weise haben sich niemals auf § 17 und 24 der Kapitulation berufen.

Kalkoff glaubt den Nachweis geliefert zu haben, daß Friedrich der Weise während seines Aufenthaltes in Köln die Bitte um ein Verhör des Reformators vor unparteiischen Richtern persönlich bei Karl V. vertreten und Luthers Schrift Oblatio sive Protestatio überreicht hat. Von der Anekdote einer Flugschrift, die Kalkoff zu Gunsten seiner Auffassung anführt, kennen wir weder den Verfasser, noch die Abfassungszeit; es wird darin von der Absicht des Kaisers gesprochen, Luthers Landesherrn vor der Verurteilung des Ketzers zu Rate zu ziehen. Ob jener Plan zur Ausführung kam, bleibt ungewiß. Die Bemerkung Dr. Peutingers zu dem Generalvikar des Bischofs von Augsburg: „er werd bericht, . . . solle . . . ier Mt. uf des Kurfürsten von Sachsen bericht gesagt haben: man solle dem münch rechts, wie er sich erpiett, gestatten“, ist keine Stütze für die neue Hypothese; wissen wir doch nicht, aus welcher Quelle Peutingers Nachricht stammt. Es ist eine unhaltbare Vermutung, sie sei den amtlichen Berichten eines Gesandten der Stadt Augsburg am Kaiserhof entnommen. Legt man Wert auf eine Notiz Aleanders in seiner Depesche vom 8. März 1521, so ergibt sich daraus allerdings, daß Karl V. mit dem Kurfürsten von Sachsen in Köln eine Unterredung gehabt hat. Diese Tatsache soll auch nicht in Abrede gestellt werden, wohl aber, daß die beiden Fürsten über die lutherische Frage miteinander verhandelten. Gerade über den Inhalt der Besprechung schweigt der Nuntius. Endlich führt Kalkoff noch einen Brief des Erasmus ins Feld. Das Schreiben des berühmten Humanisten ist undatiert, braucht also keineswegs auf Anfang Dezember 1521 gesetzt zu werden, wie es Kalkoff festlegt, sondern könnte ebensowohl gegen Mitte oder Ende des Monats abgefaßt sein. Die Stelle, um die es sich handelt, ließe sich dann auf dem Briefwechsel zwischen Friedrich dem Weisen und den kaiserlichen Räten beziehen. Auch die spätere, Luther betreffende Korrespon-

denz Karls V. mit dem Kurfürsten von Sachsen weiß nichts von Vereinbarungen, die in Köln getroffen wären. Sie bestehen nur für Kalkoff.

Luthers Berufung vor den Reichstag. Friedrich der Weise hat sich in einem Schreiben vom 7. November 1520 zum ersten Male bei dem jungen Herrscher für seinen Professor verwendet. Die Aufforderung des Kaisers, Luther mit auf den Reichstag zu bringen, weist der Kurfürst zurück. In diesem Verhalten sieht Kalkoff den „Ausdruck des schwersten Mißfallens gegen die kaiserlich-päpstlichen Staatsmänner“, denn Friedrich habe in der Verbrennung der lutherischen Schriften einen offenkundigen Rechtsbruch erblicken müssen. Der Brief des Kurfürsten vom 21. Dezember läßt nur eine Möglichkeit der Deutung zu: Friedrich der Weise war bestrebt, in Luthers Sache die Neutralität zu bewahren, so weit es angängig war; er mochte weder für den Beschützer eines Ketzers gelten, noch billigte er die scharfen Maßnahmen gegen den Lehrer seiner Hochschule.

Aleander schreibt am 8. Februar 1521 an den Vizekanzler Medici, Luthers Schrift (Oblatio sive Protestatio) sei durch Herrn von Cistein (gemeint ist der Marschall Herzog Johanns von Sachsen Nickel Ende vom Stein) dem Kaiser überreicht und von diesem zerrissen worden. Kalkoff macht den Vorgang zu einer Demonstration des Gesamthauses der ernestinischen Herzöge, die vor versammeltem Reichstage Luther in seiner Forderung unterstützt hätten. Es gelingt ihm dies, weil er dem Bericht des Nuntius nach seinem Belieben Gewalt antut.

Im Februar 1521 hatte der kaiserliche Beichtvater Glapion mehrere Konferenzen mit dem sächsischen Kanzler Brück um zu verhindern, daß Martins Sache vor den Reichstag gezogen würde. Friedrich der Weise zeigt sich den Vorschlägen, mit denen man an ihn herantritt, unzugänglich. Da von Kalkoffs Standpunkt die Zurückhaltung des Kurfürsten auffallend ist, hat er nötig, sie mit der Behauptung zu rechtfertigen, Friedrich habe den entgegenkommenden Erklärungen Glapions kein Vertrauen schenken können, vielmehr den Beichtvater als vollendeten Heuchler durchschaut. Kalkoff vermag uns indes nicht zu überzeugen, daß Glapion unter dem Einfluß des päpstlichen Nuntius Aleander gehandelt hat. Wir halten daran fest, daß seine Aktion erfolgte im Einverständnis mit Gattinara, dem Leiter der kaiserlichen Politik.

Aleander wohnte den Beratungen der Stände über den ersten Entwurf eines kaiserlichen Mandates gegen Luther nicht bei. Der Bericht, den der Nuntius seinem Vorgesetzten darüber erstattete, widerspricht den Angaben, die Aleander in einem Brief an Eck macht. Seine Darstellung der Vorgänge ist wenig sachlich und voll ungelöster Fragen, mithin ungeeignet, ein richtiges Bild der Verhandlungen zu geben. Trotzdem benutzt Kalkoff den Nuntius als Gewährsmann, weil nach seiner Aussage der Kurfürst von Sachsen Luthers Sache so eifrig in den Sitzungen verteidigte, daß es dabei fast zu Handgreiflichkeiten gekommen wäre.

Wenn Kalkoff die Antwort der Stände auf die kaiserliche Proposition vom 19. Februar, zu der es keinerlei Vorurkunde gibt, nach den unbestimmten und ungenauen Angaben Aleanders in einzelne Bestandteile zerlegt, um die Entstehung des Dokuments, sowie den Anteil des Kurfürsten von Sachsen daran aufzudecken, so kann man dies Verfahren nicht billigen.

Am 2. März genehmigte Karl V. die Forderungen des Reichstages, aber

Geleitbrief und Zitation an Luther wurden nicht sogleich expediert. Aleander und mit ihm Kalkoff geben als Grund für die späte Abfertigung des Boten nach Wittenberg an, Friedrich der Weise habe den Geleitbrief für sein Gebiet nicht unterzeichnen wollen, weil er mit Luthers Kommen nur dann einverstanden sei, wenn der Reformator die Gründe seiner Lehre darlegen dürfe. Das Motiv, aus dem heraus der Nuntius sich die Verzögerung zu erklären sucht, befriedigt nicht, während zwei sächsische Dokumente unserm Verständnis der Situation jede Schwierigkeit benehmen. Danach suchte Karl V. das Odium, das für ihn in der Zitation eines Ketzers liegen mußte, von sich abzuwälzen. Kurfürst Friedrich, getreu seiner bisherigen Politik, war jedoch nicht gewillt, die Verantwortung für eine Berufung Luthers zu tragen.

Luther vor Kaiser und Reich. In der Schilderung von Luthers Auftreten in Worms wiederholt Kalkoff die Behauptung Hausraths, der Reformator sei zu der Bitte um Bedenkzeit, die er am 17. April aussprach, von seinem Landesherrn veranlaßt worden. Keine Quelle sagt etwas aus über Besprechungen zwischen Luther und seinem Kurfürsten. Kalkoff muß Max Lehmann zugestehen, daß dem Reformator am 18. April die gleiche Frage vorgelegt wurde, wie am Tage zuvor; er erkennt die Zuverlässigkeit des Frankfurter Gesandten an. Wenn Fürstenberg Luthers Befangenheit während des ersten Verhörs hervorhebt, so erblickt Kalkoff die Ursache dafür in peinlicher Verlegenheit. Der Reformator voll Scham über eine Lüge, deren er sich schuldig gemacht, und Friedrich der Weise trotz der Ungunst des Augenblicks in nutz- und aussichtsloser Opposition gegen Kaiser und Stände! Weder die innere Wahrscheinlichkeit, noch die Quellen sprechen für Kalkoff.

Nach dem 18. April wurden die Beratungen der Stände über Luthers Schicksal fortgesetzt. Die dramatisch bewegte Schilderung, die Aleander von ihnen gibt, erregt größten Argwohn, und man wird in diesem Punkte die Abschnitte bei Kalkoff ablehnen, weil sie ganz auf die Depeschen des Nuntius aufgebaut sind.

Am Abend des 25. April ließ Karl V. dem Reformator kundtun, er habe sich binnen 21 Tagen nach Wittenberg zurückzuverfügen. Zur selben Stunde kam Luther von seinem Landesherrn die Nachricht zu: „wie man ihn beiseit bringen solt." Der Kurfürst hat — nach Kalkoff — bereits im März 1521 mit seinen Räten eine Zufluchtsstätte für Luther erwogen. Die Annahme beruht auf der falschen Interpretation einer Briefstelle. Friedrich der Weise durfte in weiteren Sitzungen nichts für Luther unternehmen, drohte ihm doch gleich seinem Schützling die Reichsacht! Kalkoff folgert diese bislang unbekannte Tatsache aus dem Umstand, daß Karl V. (in Anlehnung an die üblichen Formeln in der päpstlichen Bulle) auch gegen die vorzugehen beabsichtigte, „die in [Luther] in solher seiner ketzerei enthalten." Der Kurfürst hat sich ängstlicher als andere Fürsten auf dem Reichstage von Luther ferngehalten. Seine Ansicht, man dürfe den Reformator nicht verurteilen, ohne ihn gehört zu haben, teilte die Mehrheit der Stände. Es wird damals niemandem in den Sinn gekommen sein, über den mächtigen Reichsfürsten die Acht verhängen zu wollen.

Hat Friedrich der Weise sich eiligst aus dem Staube gemacht, um den Häschern des Kaisers zu entgehen? Daß er „an erlaubnis vom reichstag

abgeschieden", schreibt Herzog Erich von Braunschweig, der dem Sachsen nicht wohlgesinnt ist. Die Korrespondenz des Kaisers mit Friedrich nach dessen Abreise deutet auf keinerlei Mißstimmung. Dafür, daß der Kurfürst „schärferen Einspruch" gegen das Wormser Edikt erhoben, sucht man vergebens ein Zeugnis.

Resultat. Friedrich der Weise hat Luthers Forderung eines Schiedsgerichtes unterstützt in Köln gegenüber den Nuntien, Anfang Januar persönlich bei Karl V.; späterhin gewährte er dem Reformator Schutz auf der Wartburg und hat das Achturteil gegen ihn nicht zur Ausführung gebracht. Im übrigen ist er in keiner Weise für seinen Professor eingetreten. Wir sind zu demselben Ergebnis gelangt, welches die älteren Forscher, insbesondere auch Max Lehmann, gewonnen hatten. Was die persönliche Teilnahme des Kurfürsten an der reformatorischen Bewegung angeht, so läßt sich aus Mangel an Material ein abschließendes Urteil nicht gewinnen.

Für die Auffassung, die Kalkoff hat von dem Verhältnis Friedrichs des Weisen zu Luther während der Tage in Worms, fehlen die Beweise.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN

1922 AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN [Klassische Philologie] Nr. 3

Wilhelm Schaeffer, geb. zu Lüneburg 21. II. 95.

*Argumenta consolatoria, quae apud veteres Graecorum scriptores inveniuntur.**

Ref.: Prof. Pohlenz. Korref.: Prof. Reitzenstein. Prüf.: 14. XII. 21.

Die Consolationen sind schon mehrfach Gegenstand wissenschaftlicher Bearbeitung gewesen. Noch nicht untersucht sind die einzelnen Trostgedanken, die vor der Abfassung eigentlicher consolationes bei Dichtern und Prosaikern der älteren griechischen Literatur zerstreut vorliegen. Für die älteste Zeit, wo sich selten eigentliche Trostgedanken finden, müssen Gemeinplätze berücksichtigt werden, die vielfach später zum Trost verwandt wurden.

Der erste Teil
enthält die Trostgedanken, die zu allen Zeiten fast dieselben geblieben sind.

I. Die Trauer selber, die sich in Weinen und Jammern äußert, bringt Milderung des heftigsten Schmerzes. Bei Homer (Il. 23, 426—8; 24, 227 und 513—14; 23, 10; Od. 4, 100—102; 541; 11, 212) kommt dieser Gedanke häufig zum Ausdruck, ebenso bei den Tragikern (Soph. O. C. 1708—10, El. 1119—20; Eurip. Tro. 608—9, fg. 263, 573), während die Redner nur zum Schluß ihrer öffentlichen Grabreden zur rituellen Totenklage auffordern. Eine ähnlich mildernde Kraft hat auch die vertraute Zwiesprache über das Unglück (Aesch. Prom. 637—9; Eurip. fg. 563).

II. Diesen Trostgedanken, die aus dem Leben selbst erwachsen, stehen ähnliche zur Seite, die aus einem natürlichen Gefühl oder den religiösen Vorschriften und Bräuchen entsprossen sind. Den Eltern ist es ein Trost, wenn der Sohn in ihren Armen stirbt (Il. 22, 426; Eurip. Iph. Taur. 627); der Frau wäre es tröstlich, wenn sie noch ein letztes Wort ihres Gemahls vernehmen und bewahren könnte (Il. 24, 742—45); es mildert den Schmerz, den Angehörigen noch einmal zu umarmen, ihm nach Brauch und Sitte in heimatlicher Erde ein Grab zu bereiten; denn die Seele, die nicht bestattet ist, kann ihre Ruhe nicht finden (Il. 24, 226—7; 171—5; 208; 23, 9 ff; Od. 11, 72 ff; Arch. fg. 12; Soph. El. 864—70, Aias 1756—57; Eurip. Tro. 386—90; Phoen. 1447—53; Suppl. 168—75). Bei Archilochos zuerst findet sich der Gedanke, daß weder der Tote noch der Lebende Nutzen von der Klage habe (fg. 9); dann bei Euripides (Tro. 1248—50); doch sind gerade die Hiketiden des Euripides ganz auf dem Gedanken aufgebaut, den Toten ein ehrenvolles Begräbnis zu verschaffen.

III. Nicht nur eigene Trauer mildert den Schmerz, sondern auch das Mitleid und die Teilnahme der Verwandten und Freunde. Bei Homer ist dieser Gedanke selten ausgesprochen (Od. 24, 45 ff), häufiger bei den Lyrikern (Call. 1, 16—19; Arch. 9, 1—2; Geffcken, Griech. Epigr. 41 und 47; Solon fg. 21; Philetas cf. Pohlenz in Charites für Leo pg. 108) und bei den Tragikern (Aesch. fg. 138: Soph. Ant. 876—82, 847; Eurip. Alc. 369—70, 614; Herc. 1384—91, fr. 119, 962, 1079), von denen Euripides ihn

am klarsten zum Ausdruck bringt. Ähnliche Gedanken finden sich in der Leichenrede des Ps-Demosthenes (Dindorf orat. 60 § 45 und 48) u. ö.

IV. Andere Trostgründe entspringen dem entgegengesetzten Gedanken; die Menschen machen sich klar, daß die Trauer nichts nütze, daß der Tote durch Tränen und Klagen nicht wieder zurückgerufen werden kann; nicht länger soll man sich der Trauer hingeben als einen Tag (Il. 24, 128—32; 522—4; 549—51; Bacchyl. V 162,3; Arch. fg. 13; Sem. Am. 2). Mit diesem Gedanken ist häufig die Mahnung verbunden, das doch so kurze Leben ja recht zu genießen. Diese Sentenz findet sich fast bei allen Dichtern. (Simonides 39; Soph. fg. 513; Eurip. Alc. 985—6, Tro. 697—8, fg. 332).

V. Die Trauer ist nicht nur unnütz; es ziemt sich auch nicht für einen Mann, sich ihr hinzugeben. Dieser Gedanke, das natürliche Gefühl zurückzudrängen, liegt Homer ganz fern; aber Archilochos in seiner männlichen Art weist das Klagen als etwas Weibisches entschieden zurück (9, 9—10). Derselbe Gedanke findet sich bei Lyrikern (Pind. Pyth. III 83 ff.) und Tragikern (Soph. fg. 861; Eurip. Or. 1022—3; Iph. Aul. 316 ff., 446 ff., Tro. 726, fg. 98). Plato nimmt sogar häufiger aufs bestimmteste gegen alle Verweichlichung Stellung; er fordert, daß die Hinterbliebenen an den tapfer Gefallenen sich ein Beispiel nehmen; nur durch die Tat kann man die Toten ehren (Rp. 386—7, 605 c, Menexenos 248 b, 247 e ff, 246 b ff). Auch bei den Rednern findet sich dieser Gedanke (Ps. Demosth. Epit. § 47—48), ebenso im Axiochos 365 b. Neben der Mahnung, den Schmerz als unmännlich zurückzudrängen, behält aber auch die alte Anschauung, daß man sich dem Schmerze hingeben solle, um ihn zu lindern, ihren Platz.

VI. Ein dem griechischen Geiste eigentümlicher Grundzug ist das Streben nach Ausgeglichenheit, nach Harmonie und Ruhe. Nichts zuviel, Maßhalten ist das Beste, Erkenne dich selbst — sind altbekannte Weisheitssprüche (Kalchreuter, die *Μεσότης* bei und vor Aristoteles, Tüb. 1911). Bei Homer finden sie sich nicht; aber auch hier gelten als größte Fehler Übermut und Unmäßigkeit. Daß sich diese Gedanken auch aufdrängen, wo es sich darum handelt, einen Trauernden wieder aufzurichten, ist selbstverständlich. Schon in der Ilias tadelt Apollo den Achilles, daß er sich allzusehr der Trauer hingebe (24, 39 ff). Die Lyriker haben diese Gedanken aufgenommen (Pind. fr. 216 bei Ps. Plut. ad Ap. 28, 116 c), die Tragiker haben sie fortgesponnen (Soph. O. C. 1692—4; Eurip. Alc. 1077, 794—5, 799; fr. 46, 418). Selbst Gesetze sind gegeben, um übermäßiger Trauer oder wenigstens ihrer Äußerung entgegenzutreten (Pernice bei Gercke—Norden II² 63—64). Plato, Crantor, Cicero, Seneca, Ps.-Plutarch und viele Spätere haben diese Argumente übernommen.

VII. Weit weniger inneren Wert hat jener Trostgedanke, daß die Zeit schon alles heilen werde. Verhältnismäßig spät — erst bei Sophokles — ist dieser Gedanke ausdrücklich ausgesprochen (fr. 868). Aus derselben Wurzel scheint jener Gedanke zu entspringen, daß ein Leid, durch das man wiederholt heimgesucht wird, nicht mehr so sehr schmerzt (Eurip. fg. 821, Herc. 1291—3). Dieselbe Wirkung der Gewöhnung kann man auch dadurch erlangen, daß man sich einen Schmerz oder ein Leid schon, solange es einem noch gut geht, ausmalt, was besonders Euripides (fg. 964, 761), aber auch andere loben (Soph. fr. 281; Simonides 62; Ps. Lysias,

Epit. 77). Auch der Genuß des Weines bringt Vergessen; er ist das beste Heilmittel für den Schmerz, für die Trauer; er ist der Sorgenbrecher (Il. 24, 128 ff; Alc. 35; 41, 3—4; Soph. fg. 691; Eurip. Bacch. 278—83). Aber Euripides weiß auch, daß dieser Trost nur kurze Zeit hilft, hernach kehrt der Schmerz verdoppelt wieder (fg. 1079, 3–5). Mannigfache Gestalt hat dieser eine Grundgedanke: Gewöhnung bringt Vergessen; er findet sich zu allen Zeiten, in Dichtung und Prosa.

VIII. Ein Trostgedanke, ähnlich platt wie der vorhergehende, aber noch viel häufiger, ist jener, daß man den Trauernden darauf hinweist, daß er nicht allein dies Leid zu tragen hat. Vielen Menschen vorher ist es so ergangen, viele werden noch das Gleiche erleiden. (Il. 24, 534 ff., 602 ff.; 15, 139—140; 6, 381—415; Od. 24, 29; Call. 1, 12 ff.; Mimn. 2, 15—16; Simonides 36; Pind. Pyth. III, 87 ff.; Soph. Antig. 944 ff., El. 860, Öd. Col. 1722—23; Eurip. Alc. 417—18, 892—4, 926 ff., fg. 332, 273, 46, 453. Antim. Lyde Ps. Plut. ad Ap. 9). Etwas verinnerlicht wird dieser Gedanke, wenn man die Trauernden auf die hinweist, die mit hoher Gesinnung und mit Adel ihr Leid getragen haben; ihnen soll man nacheifern (Il. 24, 46 ff, Eurip. Alc. 903 ff).

IX. Oft wird nicht daran erinnert, daß andere Menschen Ähnliches erlitten haben, sondern daß alle sterben müssen, daß man dem Tode nicht entrinnen kann. Diese beiden Gedanken hängen eng zusammen, wie Eurip. Alc. 416—19 und 889—94 beweisen. Die menschliche Kraft ist zu schwach, um gegen die Macht der Götter oder des Schicksals etwas auszurichten; darum soll man das Unabwendbare in Ruhe und Gelassenheit hinnehmen. Dieser Gedanke ist uralt. Hektor tröstet Andromache mit ihm (Il. 6, 486—9); von den Späteren ist er oft verwendet (Arch. 56; Od. 24, 28—9; Kaibel, Epigr. Gr. 198; 501 b 16; Pind. Pyth. III 59—62; Aesch, Pers. 293—4; fg. 362; Soph. El. 1171—3; O. C. 1693; fg. 865; Eurip. Alc. 297—8; fg. 733; Phoen 1762—3, Hel. 253—4, Hec 958—62; Ps.-Lysias, Epit. 77; Ps. Demosth., Epit. 49, Axioch. 365 b).

X. Den Gedanken, daß man dem gütigen Schicksal vertrauen soll, findet man nicht. Selten, besonders in den ältesten Zeiten, verweist man die Trauernden darauf, daß sie die Hoffnung auf bessere Zeiten nicht aufgeben sollen. Derartige Sentenzen liegen vor bei Simonides 85, Theognis 1135—6, Soph. fg. 862, Eurip. fg. 408. Ähnliche Trostgründe bieten vereinzelt Sophocles (Trach. 123—139) und Euripides (Tro. 632—3 und Hercul. 95—106; vgl. auch fg. 124, 196, 304, 408, 409, 415).

XI a. Den Sterbenden ist es die größte Beruhigung, zu hoffen, daß für die Ihren gesorgt sei, besonders wenn sie für diese den Tod erleiden. Man erkennt dies aus den Gebeten der Sterbenden (Il. 6, 476 ff. vgl. 24, 213—17, Od. 11, 538—40; Simonides 116; Eurip. Alc. 300, 163 ff.), noch mehr aus den letzten Worten der freiwillig sich Opfernden (Eurip. Alc. 282—4, Heraclid. 530—32; Andr. 406—10; Phoen. 1013—14, 1054—56). Auch die Redner verwenden den Gedanken, da die Toten, denen zu Ehren die Leichenrede gehalten wird, ja für das Vaterland gefallen sind (Thuk. II, 41; Plato, Menand. 249; Ps.-Lys. § 75 epit.; Hypereides 42).

XI b. Dem Wohlergehen der eigenen Angehörigen entspricht das Unglück und Elend der Feinde. Rache an Achill wäre für Hecabe der schönste Trost (Il. 24, 212—13), vgl. auch Simonides 128; Aesch. Choeph.

435 ff. Aias bittet Zeus um den Tod der Atriden (Soph. Aias 388 ff und 835—41); der Chor der Hiketiden trägt sein Unglück leichter, weil die Feinde büßen mußten (Eurip. Suppl. 731—3; 1146 ff).

XII. Großen Taten folgt wie ein Schatten der Ruhm, unsterblich und nie alternd. Nach diesem Stückchen Unsterblichkeit streben die Griechen in Homers wie in Platos Zeit. Nach Simonides 4,3 sind es besonders die Tragiker, bei denen der Gedanke an den Nachruhm als Trostmittel verwendet wird, das stärker wirkt, als das Bewußtsein erfüllter Pflicht (Aesch. Agam 1304, Choeph. 320—1, 345—54 vgl. Odyss. 24, 30—33; Soph. Antig. 817—18, 695, Phil. 334 ff; Eurip Alc. 150—1, 323—5, 445 ff, Heraclid. 530—2, Iph. Aul. 312, 1397 ff). Kein Redner läßt in einer Grabrede diesen Gedanken vermissen (Thuk. II 43, Plato Men. 246 d, 248 c. vgl. Symp. 208 c—e; Isocr. Euag. 76; Ps.-Demosth. Epit. 44, 48—49; Ps.-Lysias, Epit. 79. Hypereides Epit. 29, 41—42).

Der zweite Teil

enthält die Trostgedanken, die sich allmählich gewandelt haben.

Daß die Griechen so großen Wert auf die ewige Dauer des Ruhmes legen, kommt daher, daß ein lebendiger Glaube an ein ewiges Leben der Einzelseele im Vollbesitze aller geistigen Kräfte nicht allgemein vorhanden ist. Der Wandel der Anschauungen über das Schicksal der Seele, sowie – was eng damit verbunden ist – über den Wert des Lebens ist natürlich von Einfluß auch auf die Trostgedanken gewesen.

I. Nach der Ansicht der homerischen Epen ist der Tod vor allem das Ende des schönen Lebens. Der Mensch selbst — der Körper — wird verbrannt, ein Abbild — die Seele — geht in die Unterwelt. Diese Seele entbehrt im allgemeinen außer in einigen jüngeren Teilen der Epen des Bewußtseins, d. h. des wirklichen Lebens; Achill will lieber als Mensch tagelöhnern denn als König im Schattenreich herrschen. Die homerischen Menschen kennen im allgemeinen nur Bejahung des Lebens; ein Todesfall erregt zwar Trauer im Hinblick auf den Verstorbenen, aber die Überlebenden trösten sich schnell. Dieses starke Lebensgefühl findet sich noch bis in späte Zeiten (Sappho. 137, Geffcken, Epigr. 47, 83, 41, Eurip. Iph. Aul. 1249—52, Orest. 1082 ff., Suppl. 196, fg. 533), wird aber stark eingeengt durch den Pessimismus.

Schon Hesiod hat ein ganz anderes Urteil (W. und T. 100 ff, 174 ff) Bald hören wir überall die Klagen: Nicht geboren zu sein ist für die Menschen das Beste, d. h. ein früher Tod ist erwünscht. Das Leben ist so voll von Elend und Jammer, hat Überfluß vom Übel, daß der Tod nur als Ende des Leidens, als Befreier aus tiefster Not, längst aber nicht mehr als der Übel größtes angesehen wird. Menschen, die dieser Ansicht huldigen, wird der Tod leicht. Bacchylides hat diesen Gedanken zuerst als Trostmotiv verwendet (V. 160—1). Dichter (wie Aesch. Prom. 751 fr. 255—353, Soph. Ant. 1328 Trach. 1169) und Prosaiker folgen, deren Sentenzen gern in die späteren Consolationen aufgenommen werden (Cic. Tusc. I 113, 115; Ps. Plut. ad Ap. 11 pg. 107, 109, Axioch. 366 d). Zu Euripides' Zeiten ist der Pessimismus so stark verbreitet, daß er in den Hiketiden durch Theseus' Mund diese Ansicht öffentlich zurückzuweisen muß (Hik. 196 ff; dagegen vergl. Heraclid. 593 ff, Tro. 268—70).

Mit ähnlichen Gedanken tröstet man die Hinterbliebenen vorzeitig Gestorbener: der Tod ersparte auch zukünftiges, mögliches Leid (Eurip. Tro. 639—42, fg. 449; Ps. Plut. 107, Ps. Demosth. 45, Axioch. 367 b).

II. Da das Leben so überfließt von Übeln, so ersehnt man in steigendem Maße ein glückliches Jenseits, sucht nach einer ausgleichenden ewigen Gerechtigkeit.

In Sitten und Gebräuchen lebten Rudimente eines vorhomerischen Glaubens fort, daß die Seele doch ein gewisses Fortleben habe. Einzelne Helden waren von den Göttern ja auch mit ewigem Leben in steter Seligkeit beschenkt. Auf andere Menschen, erst kürzlich verstorbene, wurde dies übertragen; Sophokles läßt den Chor die Elektra durch den Hinweis auf Amphiaraos trösten (El. 836 ff.). Diese Ansichten von einem ewigen Leben wurden gepflegt und ausgebildet in den Mysterien von den Orphikern und von den Pythagoreern, damit ihre Anhänger ruhigen und frohen Herzens sterben konnten (Pind. fg. 137 a; Soph. fg. 753; I. G. Vol. XIV 638 ff.). Durch die Orphiker besonders wurde allmählich „der Gedanke einer ausgleichenden Gerechtigkeit im Seelenreiche“ und die „Betonung der Moral“ begründet und ausgebreitet. Diese Gedanken sind auch in die Odyssee eingedrungen (11, 576 ff.); vgl. auch Bacchyl. 3, 58—65, Il. 3, 276 ff.; 22, 258. Emped. 115, 3—8. Der sterbende Bellerophontes tröstet sich damit, daß er gut und fromm gelebt habe, Eurip. fg. 311, 852; vgl. auch Pind. Ol. II, fg. 132, 133 und Ps. Plut. ad. Ap. 120 B C = Pind. 129). Ein Beispiel dafür, daß diese Gedanken auch in späterer Zeit nicht an Wirkung eingebüßt haben, ist Plutarch, der seiner Frau, die den Tod eines Kindes betrauert, schreibt, sie bedürfe ja nicht des üblichen Trostes, da sie ja an die Mysterien glaube (ad ux. 10, 611 D E).

Die Wirkung dieser Gedanken sehen wir bei Pindar, Aeschylos (Eum. 267—76, Suppl. 701 ff), Sophokles (El. 836 ff, Antig. 73 ff). Noch öfter spricht von der Vergeltung Euripides (Herc. 655—662, Alc. 363—4, 743—6, 1000 ff), der freilich sich zu einem festen Glauben nicht durchzuringen vermag (Hipp. 191—7, fr. 816, 10—11). Am ehesten huldigt er einem unpersönlichen Pantheismus, der die Seele des einzelnen in den unsterblichen Äther aufgehen läßt, von wo sie gekommen ist (Supp. 531—6). Diese philosophische Ansicht hat Verbreitung gefunden und klingt sogar in dem Epigramm auf die vor Potidäa Gefallenen nach (I. G. I 442).

Aber wie Euripides zugibt, den Tod nicht zu kennen, sagt Sokrates, er wisse nicht, was der Tod sei (Apol. 40 C). Wie man vulgär zum Tode stand, sagt Kephalos: In der Jugend spotten die Menschen über die Mythen von der Unterwelt; im Alter glauben sie daran, wenn der Tod nahe ist (Pl. Repl. 330 D ff). Die Redner meiden dies Gebiet oder berühren es nur im vorsichtigen Zweifel (Hyper. 43, Isokr. Euag. 70, Ps.-Dem. Epit. 46). So wird der Hinweis auf das Jenseits zum Trost nur dann verwendet, wenn der Leidtragende zu jenen Kreisen der Gläubigen gehört; sonst wagt man es kaum, ihn darauf hinzuweisen.

Im Zusammenhang mit dem Wandel, der sich hier anbahnt, steht auch eine Änderung in der Wertschätzung der Grabgebräuche; es wird dem Menschen gleichgültig, wie er bestattet wird. Den Anfang macht Herakleitos (fg. 96). Bion (Stob. ed. Hense III pg. 746, cap. 40, 8) und Plato (Phaid. 115 c) haben denselben Grundgedanken zum Ausdruck gebracht. Ähnlich äußert sich schon Euripides (fg. 532; Tro. 1248—50).

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN

1922 AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN [Romanische Philologie] Nr. 4

Hermann Steuhl, geb. zu Siegen i. W. 3. XI. 99.

*Der Einfluß Crestiens von Troyes auf den Roman Rigomer von Jehan.**

Ref..: Prof. Stimming. Prüf.: 7. XII. 21.

Zu den Nachahmern Crestiens von Troyes gehört auch der Dichter des Romans Rigomer, ein gewisser Jehan. Da er nur seinen Vornamen nennt, muß er wohl ziemlich bekannt gewesen sein. Sein Werk beweist, daß er jedenfalls ein nicht unbedeutender Dichter gewesen ist.

In dieser Arbeit sollen nur die stofflichen und formellen Beziehungen zwischen den Werken Crestiens und dem Rigomer festgestellt werden, eine Untersuchung der stilistischen Beeinflussung erübrigte sich, da Grosse, Klose, Kuhse, Marquardt, Rennert, Rohde, Schrader und Thedens schon erschöpfend auf diesem Gebiete gearbeitet haben [1]; außerdem genügten auch die genannten Beziehungen vollständig für den Nachweis der Abhängigkeit Jehans von Crestien.

Es ergab sich folgendes:

Seine Benutzung des Erec verrät Jehan durch die Kenntnis

1. der Sperberepisode, besonders des darin vorkommenden Kampfes für eine Dame (Er. 509 ff., Rig. 721 ff.);

2. der Räuberszenen (Er. 2796 ff., 2925 ff., 4306 ff.; Rig. 1961 ff., 8449 ff., 10771 ff., 12073 ff.);

3. der Joie de Cort-Episode, in der er besonders das Vorbild für das Schloß Rigomer fand (Er. 5372 ff.; Rig. 4987 ff., 6883 ff., 12666 ff., und 14428 ff.).

Außerdem zeigt der Rigomer mit dem Erec auch noch Aehnlichkeiten in der Charakterschilderung mehrerer Personen, besonders der des Yder, Orguelleus de la Lande, Gaudin de la Montaigne, des Chevalier au Cor und des Königs der Roten Stadt.

Der Cligés konnte wegen seines orientalischen Stoffes dem Dichter des Rigomer nicht viel bieten; trotzdem hat ihn Jehan gekannt. Man vgl. folgendes:

---

1) Grosse, R., Der Stil Crestiens von Troyes, Diss. Straßburg 1881, auch Franz. Stud. I, 127 ff.
Klose, M., Der Roman von Claris und Laris in seinen Bez. zur afr. Artusepik des XII. u. XIII. Jhs., unter besond. Berücksichtigung der Werke Cr. v. Troyes, Diss. Göttingen 1915, auch in den Beiheften z. Ztschr. f. Rom. Phil. Bd. 63.
Kuhse, Der Einfluß Raouls von Houdenc auf den Roman Rigomer von Jehan, Diss. Göttingen 1913.
Marquardt, W., Der Einfluß Cr. von Troyes auf den Roman Fergus des Guillaume le Clerc, Diss. Göttingen 1906.
Rennert, A, Studien zur afr. Stilistik, Diss. Göttingen 1904.
Rohde, R., La Vengeance Raguidel. Eine Unters. über die Beeinfl. durch Cr. v. Troyes u. über ihren Verf., Diss. Göttingen 1904.
Schrader, H., Der Einfluß Cr. v. Troyes auf den Roman Li Biaus Desconëus des Renaut von Beaujeu, Diss. Göttingen 1915.
Thedens, R., Li Chevaliers as deus espées in seinem Verhältnis zu seinen Quellen, insbesond. zu den Romanen Cr. v. Troyes, Diss. Göttingen 1908.

Cligés schneidet dem besiegten Neffen des Sachsenherzogs den Kopf ab und spießt diesen auf seine Lanze (Cl. 3507 ff.).

Im Rigomer steckt der Besitzer des schönen Gartens die Köpfe der von ihm besiegten Ritter auf Pfähle (Rig. 11055 ff.).

Diese Szene hat Jehan nach der Entlehnung weiter ausgestaltet (vgl. die vollständige Diss. S. 34, d.).

Ferner stammt der Cligés aus dem Roman gleichen Namens; Jehan kennt sodann Griechenland, die Heimat des Cligés (Rig. 9113) und weiß auch, daß letzterer in der Normandie gewesen ist (Cl. 5067 ff., Rig. 9365 ff.).

Die Karre ist von Jehan in noch geringerem Maße als der Cligés in Anspruch genommen worden; er hat es vermieden, diesen Lanzelotroman zu sehr auszubeuten, da der Rigomer ja in einen Gavain- und einen Lanzelotroman zerfällt. Es läßt sich aber beweisen, daß Jehan die Karre gekannt hat; W. Foerster (Rom. Bibl. Bd. XXI, S. 78, 2) urteilt daher nicht zutreffend, wenn er der Karre jede Beziehung zum Rigomer abspricht. — Es ergab sich:

1. Crestien erzählt von zwei gefährlichen Wegen, die zu der gefangenen Ganievre führen (Karre 651 ff.).

Jehan schildert die Gefährlichkeit der beiden Pfade, auf denen man nach Rigomer gelangen kann. (Rig. 11541 ff.).

2. Die Leute von Meleagants Vater nehmen Lanzelot gefangen und binden ihm dann die Füße unter dem Bauch des Pferdes zusammen (Karre 4125 ff.).

Auf dieselbe Weise wird im Rigomer ein Edelmann von Räubern gefangen und fortgeführt (Rig. 12073 ff.).

3. Lanzelot wird von Meleagants Schwester aus der Gewalt ihres Bruders befreit (Karre 6639 ff.).

Im Rigomer erlöst die Schwester des Gaudionet den Gavain aus dem Gefängnis ihres Bruders (Rig. 10583 ff.).

Diese drei Stellen haben den Dichter des Rigomer besonders zur Nachahmung angeregt; zur weiteren Ausgestaltung der beiden letzten Rigomerstellen haben auch der Erec (vgl. die vollständige Dissertation S. 5 ff.) und der Löwenritter (vgl. ebenda S. 44, b) beigetragen.

Der Löwenritter hat infolge seiner Beliebtheit bekanntlich auch in fremde Literatur Eingang gefunden; so ist es begreiflich, daß der Rigomer in engen Beziehungen zum Löwenritter steht. Folgende Stellen zeigen in beiden Romanen große Aehnlichkeiten:

1. Das Zusammentreffen mit einem Waldmenschen (Yv. 288 ff.; Rig. 2285 ff.);

2. die Befreiung eines Ritters aus gefährlicher Lage mit Hilfe eines Fräuleins (Yv. 802 ff.; Rig. 7286 ff., 10693 ff.);

3. die leicht getröstete Witwe (Yv. 800 ff.; Rig. 9597 ff.);

4. die Begrüßung eines Helden (Yv. 2329 ff.; Rig. 14389 ff.);

5. der Kampf mit einem feuerspeienden Reptil (Yv. 3341 ff.; Rig. 16444 ff.);

6. das Verneigen eines Tieres vor einem Ritter als Zeichen der Dankbarkeit oder Ehrerbietung Yv. 3394 ff.; (Rig. 13849 ff.);

7. die Rettung eines Mädchens von einem Riesen bezw. Raubritter (Yv. 3817 ff.; Rig. 569 ff.);

8. das Erlebnis des Yvain und Cligés auf dem verfluchten Schloß bezw. Kirchhof (Yv. 5115 ff.; Rig. 9209 ff.);

9. der Erbschaftsstreit (Yv. 5491 ff.; Rig. 1529 ff.);

10. die Ablehnung einer Heirat und Erbschaft (Yv. 5723 ff.; Rig. 4469 ff.).

Ferner hat der Löwenritter dem Rigomer noch viele kleinere Züge geliefert (vgl. die vollständige Diss. S. 56 ff.). Von den handelnden Personen hat Keu viel Aehnlichkeit mit dem Seneschall im Löwenritter; nach den Ortsnamen Ruiste Montee und Noire Espine im Yvain sind Ruiste Vallee und Blance Espine im Rigomer genannt.

Der Wilhelm von England hat auf den Rigomer keinen Einfluß ausgeübt. Schon Schrader (vgl. Jahrb. d. Philos. Fakult. der Georg August-Univ. zu Göttingen 1921, erste Hälfte, Hist.-Philolog. Abt., S. 115 f.) macht darauf aufmerksam, daß in allen Werken, die bis jetzt auf ihre Beziehungen zu Crestien von Troyes nachgeprüft worden sind, kein Einfluß des Wilhelm von England zu bemerken ist. Dadurch ist ein weiterer wichtiger Beitrag zu der Verfasserfrage des Wilhelmslebens gegeben.

Der Graal zeigt mit dem Rigomer Uebereinstimmungen in:

1. Der Unkenntnis des Perceval bzw. des alten Waldweibs über das Rittertum (Gr. 100 ff., Rig. 3504 ff.);

2. den Zeltszenen (Gr. 615 ff., Rig. 7839 ff., 12161 f., 12752 ff.);

3. dem Zusammentreffen mehrerer Ritter mit kranken oder verwundeten Helden in einem Schloß (Gr. 3014 ff., Rig. 2645 ff., 8601 ff.);

4. dem Vorkommen schlecht gepflegter Pferde (Gr. 3653 ff., 7035 ff., Rig. 15535 ff.);

5. der Aufforderung zu Abenteuern durch eine Dame (Gr. 4568 ff., Rig. 19 ff.);

6. der Schilderung des Gewerbslebens einer Stadt (Gr. 5726 ff., Rig. 6356 ff., 14175 ff., 14210 ff.);

7. der Beschreibung der Schlösser Roche del Chanp Guin und Rigomer (Gr. 7515 ff., Rig. 1087, 1092, 1095 f., 1100 f., 1119, 1500 ff., 3109 f., 6110 bis 6148 usw.).

Dazu kommt Jehans Entlehnung kleinerer Züge aus dem Graal (vgl. die vollständige Diss. S. 84 ff.). Von den Personen des Graal zeigen mehrere größere Aehnlichkeiten mit denen des Rigomer, so Yonet, Gavain, Meliant de Lis, Sagremor, Yvain li Avoutre und Orguilleus de la Lande.

Schließlich findet man im Aufbau der beiden Romane derartig große Uebereinstimmungen (vgl. die vollständige Diss. S. 105 f.), daß auch darin eine Anlehnung Jehans an seinen Lehrmeister Crestien deutlich zutage tritt.

Zusammenfassung.

Schon W. Foerster hat behauptet, daß besonders der Löwenritter und der Graal stoffliche Fundgruben für den Rigomer gewesen seien (vgl. Kl. Yvainausg., 4. Aufl., S. LV). Die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit bestätigen also die Richtigkeit der Worte Foersters.

Weniger stark ist die Beeinflussung Jehans durch den Erec gewesen. Auch den Cligés und die Karre hat der Dichter des Rigomer nachweislich gekannt, das Wilhelmsleben nicht.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN

1922 AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN [Romanische Philologie] Nr. 5

Theodor Lebelt, geb. zu Hannover. 25. III. 95.

*Christusglaube in der altfranzösischen Literatur.**

Ref.: Prof. Stimming. Korref.: Prof. Hilka. Prüf.: 31. V. 22.

1. Kapitel: Das Erlösungswerk Christi.

Das Bild vom Erlösungswerk Christi, wie es uns in der altfranzösischen Literatur entgegentritt, ist in kurzen Zügen folgendes: um die durch den Fall der Engel und ihren Sturz in die Hölle leergewordenen Teile des himmlischen Paradieses einst wiederaufzufüllen, schafft Gott den Menschen. Der Mensch aber erreicht zunächst seine ihm von Gott gesetzte Bestimmung nicht, sondern, vom Teufel zum Ungehorsam gegen seinen Schöpfer verleitet, muß er sogar das irdische Paradies verlassen. In die Schuld des ersten Menschen ist die ganze Menschheit verstrickt. Wie Adam ist auch ihr das Paradies verschlossen worden und sie der Macht der Sünde, des Teufels, des Todes und der Hölle verfallen. Um die Menschheit zu retten und sie ihre eigentliche Bestimmung einst erfüllen zu lassen, wird Gott Mensch; der ϑεάνϑρωπος allein kann das Erlösungswerk vollbringen und Gott die durch Verletzung seiner Majestät notwendig gewordene Genugtuung leisten. Jesus Christus bleibt während seines ganzen irdischen Lebenswandels frei von Sünde, er, der sündlos Geborene. Freiwillig stirbt er schuldlos am Kreuz und erwirbt sich dadurch ein unendliches Verdienst, das für das Vergehen des Menschen Gott Genugtuung leistet. Damit hat Christus die Erlösung des Menschen, seinen Loskauf aus der Macht des Teufels sowie die Bezahlung der Schuld Adams, das Opfer vollzogen und dem Menschen Befreiung vom Teufel, von der Hölle, vom Tode, der Knechtschaft, der Sünde und damit Rettung, Freiheit, Leben, Gesundheit, Frieden mit Gott und das Paradies verschafft. — Auferstehung und Himmelfahrt Christi treten in der Literatur hinter Menschwerdung und vor allem dem Tode Christi am Kreuz hinsichtlich ihrer Heilsbedeutung vollständig zurück.

Die charakteristischen Farben für dieses hier kurz skizzierte Gemälde entstammen einer bestimmten theologischen Werkstatt, der des Verfassers des „Cur Deus homo", Anselms von Canterbury. Der überwiegend vorherrschende Einfluß Anselmscher Theologie gegenüber der moralistischen Auffassung eines Abaelard vom Erlösungswerk Christi zeigt sich in zwei Grundzügen unseres Bildes: 1) in der rechtlichen Auffassung des religiösen Verhältnisses des Menschen zu Gott (Begriff der Genugtuung) und 2) in der nachdrücklichen Betonung der Bedeutung des Todes Christi am Kreuz unter Hintansetzung seines irdischen Lebens. Noch in einem dritten Punkte zeigt sich der Einfluß der Anselmschen Gedanken, mit denen Abaelard hier übereinstimmt, nämlich in der Aufgabe der Vorstellung von der Zahlung eines Lösegeldes an den Teufel. — Wollen wir über diese Feststellung hinaus noch einen Schritt weiter gehen und eine Vermutung aussprechen — denn um mehr als dies kann es sich nicht handeln —, wieweit diese

theologischen Gedankengänge dem Volke vertraut gewesen sind, so können wir das bei der Art der Denkmäler, die diese Gedanken zeigen, nur mit einer durch die Sachlage gebotenen gewissen Zurückhaltung tun. Mit Sicherheit zeigt uns die französische Literatur nur, wieweit die theologischen Anschauungen der Großen jener Zeit in gewissen Kreisen der Geistlichkeit oder derer, die geistliche Erziehung genossen hatten, Eingang gefunden hatten. Denn nur diesen genannten Kreisen gehören die Verfasser der Dramen und der Mehrzahl der didaktischen Werke, die uns diese Ideen darbieten, an. Da diese Gedanken ferner hauptsächlich in den Mysterienspielen enthalten und deren öffentliche Aufführungen uns bezeugt sind, so wissen wir auch, daß das Volk, das nicht lesen konnte, gerade sie zu hören bekam und sie sich aneignen konnte. Wieweit aber das Volk diese spezifisch Anselmschen Gedanken sich tatsächlich angeeignet hat, darüber Vermutungen zu äußern, müssen wir uns versagen, da für die Zuführung von theologischen Gedanken an das leseunkundige Volk noch ein zweiter Weg vorhanden war: die Predigt der Geistlichen und Bettelmönche sowie der persönliche Verkehr mit jenen. Wieweit aber durch diesen Zuführungskanal Gedanken in das Volk gedrungen sind, die die Amselmsche Auffassung etwa paralysierten, das festzustellen sind wir nicht in der Lage, da uns die Unterlagen hierfür fehlen.

Können wir für die Tatsache, daß in der religiösen Anschauungswelt der mittelalterlichen französischen Literatur die spezifisch Anselmschen Gedanken über das Erlösungswerk Christi sich durchgesetzt haben, irgend welche Gründe nachweisen? Ich glaube, daß wir dazu in der Lage sind, da wir in anderen Zügen der mittelalterlichen Literatur Frankreichs wie zugleich auch des in ihr sich offenbarenden Volkscharakters und Glaubenslebens Parallelerscheinungen finden, die uns den Erfolg der Anselmschen Theologie verstehen lassen. Hinsichtlich des ersten Grundzuges der Anselmschen Auffassung vom Erlösungswerk Christi, der juristischen Auffassung, verweise ich auf die Vorliebe des mittelalterlichen Franzosen für Darstellungen juristischer Vorgänge, wie sie ihren Ausdruck findet in den sogenannten Schwesterstreiten, den „procès du Paradis“, in denen das Erlösungsproblem mit allen Feinheiten einer scholastischen Methode behandelt wird. Würden die Verfasser der Mysterien gewagt haben, diese langen Dispute den Zuhörern darzubieten, wenn diese sie nicht gern gehört hätten? Zum mindesten sind sie ein Zeugnis für die juristische Einstellung der Verfasser. Ferner verweise ich noch auf die in Didaktik und Mirakelspielen mit Vorliebe dargestellten Dispute der Teufel mit den Engeln und auch der Jungfrau Maria, oft vor Jesus Christus als Schiedsrichter, deren klassisches Beispiel die Advocacie aus dem 14. Jahrhundert ist. Beide Literaturerscheinungen, Schwesterstreite und Teufelsdispute, beide besondere Abarten der beliebten Literaturform der Débats und Disputes, entspringen wie diese letzteren ein und demselben Zug gallofranzösischen Charakters, der Vorliebe für das scharfsinnig Disputierende, und können uns deshalb wohl das Durchdringen der Anselmisch-juristischen Auffassung verständlich machen. — Hinsichtlich der anselmischen nachdrücklichsten Betonung des Todes Christi verweise ich auf den aus der mittelalterlichen Christusmystik geborenen Wunderkult, wie er uns in den Literaturdenkmälern der geistlichen Lyrik entgegentritt (vgl. Kap. 5). Schon die Passionsspiele rein

als solche genommen, welche Leiden und Tod Christi zum eigentlichen Gegenstand und Höhepunkt ihrer Darstellungen haben, sind eine Parallele zu der Anselmschen Betrachtungsweise vom Erlösungswerk Christi. — Noch eine Bemerkung zu dem dritten Punkt Anselmschen Einflusses auf die religiöse Anschauungswelt der mittelalterlichen französischen Literatur, der Aufgabe der Vorstellung von der Zahlung eines Lösegeldes an den Teufel. Hier ist es doch im höchsten Grade auffällig, daß, trotzdem man gerade von der Zeit des 13. bis 15. Jahrhunderts als von der Zeit eines „vollendeten Teufelskultes" gesprochen hat, wie man von einem Christus- und Marienkult redet, sich trotz jener mit diesem Ausdruck gekennzeichneten höchsten Blüte des Teufelglaubens doch jene von Anselm in der wissenschaftlichen Theologie überwundene Vorstellung der Zahlung eines Lösegeldes an den Teufel als Gläubiger nicht findet. Daß wir dieses Motiv alten Glaubens zumal in der dramatischen Literatur, wo wir es seiner dramatischen Wirkung wegen noch am ehesten vermuten dürften, nicht antreffen, ist jedenfalls ein Beweis dafür, daß auch in diesem Punkte die durch Anselm zum Allgemeingut der Theologie gewordene Anschauung von Einfluß auf die französische Literatur gewesen sein muß. An die Stelle dieses Motives hat man in der Literatur ein anderes gesetzt, das von dem durch Christi Menschwerdung und Tod geprellten dummen Teufel, dessen Späße, Entsetzen und komischer Jammer für den volkstümlichen Geschmack der Zuschauer eine angenehme Unterbrechung bedeutete in dem tragischen Ernst der Passionen.

2. Kapitel: Christi Stellung a) zu Gott-Vater und zum Heiligen Geist, b) zur Jungfrau Maria, c) zu den Heiligen, d) den Engeln und e) zum Teufel.

a) Charakteristisch für die Auffassung der Christusperson ist die Aufgabe der Persönlichkeitsgrenze gegenüber Gott-Vater und dem Heiligen Geist. Dies zeigt sich darin, daß man vor der Geburt Christi liegende Handlungen, die gemeinhin als von Gott-Vater gewirkt angesehen werden, Christus zuschreibt. So empörten sich einst die Engel wider Christus, Christus schuf die Welt und den Menschen nach seinem Bilde, verbot ihm, eine bestimmte Frucht zu essen, vertrieb ihn nach Übertretung dieses Verbotes aus dem Paradies, ließ die Sündflut über die Menschen kommen u. a. m. Dramatisch dargestellt finden sich solche Übertragungen im allgemeinen nicht. Als einen Ausnahmefall nenne ich die Résurrect., wo Gott im Paradies von Adam mit „Jesus" angeredet wird ($^{319}/_{27}$, $^{324}/_{2,20}$) und als präexistenter Christus zu Adam spricht ($^{324}/_{24}$ ff). Zu welchem Dilemma Autoren bei einer solchen Darstellungsweise kommen, zeigen Stellen wie Nat. Paris $^{63}/_{10}$, $^{71}/_{16}$, Nativ. $^{43}/_{7}$ ff. Durch die Anwendung hier doppelsinniger Ausdrücke für Christus, wie „Gott-Vater" u. a., sowie die üblichen Ausdrucksspielereien, Gott zugleich Vater und Sohn der Maria zu nennen, wird die Verwischung der Persönlichkeitsgrenze noch gesteigert. Lassen sich aus der Literatur heraus für diese Entwicklung Gründe aufweisen, die ihr günstig gewesen sind? — Charakteristisch für das Volksepos, besonders die Epen der Geste du Roi und der des Garin de Montglane, ist die durch die Frontstellung zum Mohamedanismus entstandene Hervorhebung Jesu

Christi als „des“ Gottes der Christen, die notwendigerweise eine Übertragung von Gott-Vater zugeschriebenen Handlungen auf Christus bedingt. Für die spätere Zeit, in der der Einfluß des Volksepos sich erhalten hat, lag keine Veranlassung vor, diesen Prozeß etwa rückgängig zu machen. Die gleiche Verwischung der Grenze der Christuspersönlichkeit hat, wenn auch nicht in demselben Grade, gegenüber dem Heiligen Geist stattgefunden (vgl. Jos. v. A, bes. 1288 ff). Wie ist diese Gottesauffassung religions-geschichtlich zu werten? Sie ist im Grunde eine naiv modalistisch-sabellianistische Gottesauffassung, die trotz ihrer Verwerfung im Altertum durch die „Kirche“ im Gemeindeglauben sich erhalten hat, und wie die altfranzösische Literatur uns zeigt, selbst im Mittelalter noch weit verbreitet ist. Als charakteristischen Ausdruck eines Patripassianismus vgl. das Flagellantenlied[1]) von 1439: „O roy des roys, char precïeuse, / Dieux peres, Filz, sainz Esperis, / Vostre sainctisme char glorieuse / Fut pendue en croix par Jüifs . . .“. —

b) Eigenartig ist die Darstellung des Verhältnisses des beiderseitigen Wirkens der Maria und Christi in den Marienmirakelsammlungen erzählender Form. In letzteren finden sich neben reinen Marienmirakeln reine Christusmirakel sowie eine Art von „Misch“mirakeln, in denen bald Maria, bald Christus als Mirakelwirker genannt wird, oft so, daß Einleitung oder Schluß Christus, dagegen die eigentliche Erzählung Maria als Wundertäter nennt. Gegen die Aufnahme der reinen Christusmirakel in die Marienmirakelsammlungen lag insofern kein Bedenken vor, als man sie von Christus zu Ehren der Muttergottes gewirkt betrachtete. Der Aufnahme selber aber liegt eine Anschauung zu Grunde, die ich der bildenden Kunst entnehme, und die uns zugleich die rätselhafte Darstellung der „Misch“-mirakel erklärt. Die Darstellung der Maria geschieht im Mittelalter wie noch heute als Muttergottes mit dem Christkind auf dem Arm. Darstellungen als Orante gehören zu den Ausnahmen. Dem Verfasser der „Misch“mirakel und dem Sammler, der die reinen Christusmirakel in die Marienmirakelsammlungen aufnahm, schwebte das Marienbild vor, das er in der Kirche sowie sonst sah. Je nach seiner persönlichen Einstellung, je nachdem sein geistiges Auge bei seiner literarischen Tätigkeit die Gestalt der Maria umfaßte oder auf dem Christkinde als dem eigentlichen Urquell der Macht der Muttergottes haften blieb, fand das von ihm berichtete Wunder eine verschiedenartige Darstellung (vgl. Judenknabe Nr. 24). Wie man sich etwa näher das Verhältnis der Maria zu Christus in diesem Punkte dargestellt hat, darüber vgl. Mir. Chartres 67 ff, $^{86}/_{15}$, $^{149}/_{2}$ ff u. a. (son chier filz ot prïé). In den späteren Mirakeln in dramatischer Form konnte diese Anschauung des Verfassers wegen der bühnenmäßigen Darstellung, die eine Trennung beider Personen herbeiführte, nicht mehr jene literarische Ausprägung der „Misch“mirakel erzählender Form finden.

c) Das Verhältnis Christi zu den himmlischen Heiligen ist charakterisiert durch die Darstellung der Heiligen als Fürsprecher der Menschen bei Christus, oft durch Vermittlung der Maria, und als Boten und Begleiter Christi.

d) Den Engeln gegenüber gilt Christus als ihr roi, sire, capitaine, gouverneur, maistre, pere. Die Engel sind Christus in Liebe zugetan und

1) Chants hist. I $^{238}/_{5}$ f.

verfolgen mit freudiger Anteilnahme sein Erlösungswerk. Dem erhöhten Christus dienen die Engel, wie die Heiligen als Boten und Begleiter.

e) Für die Auffassung des Verhältnisses Christi zu dem Teufel charakteristisch ist in den Passionsspielen die Darstellung, daß Jesus im Kriege mit dem Teufel steht. Er vertreibt ihn aus den Kranken, entreißt ihm die Seelen. Der Teufel ist der geprellte, dumme Wicht. Christus tritt den Teufeln als mächtiger König entgegen, dem sie sich unterwerfen müssen, den sie aber wie auch seine Anhänger über die Maßen hassen. In der übrigen Literatur ist Christus hauptsächlich der Schiedsrichter, den der Teufel im Vertrauen auf seine Gerechtigkeit in dem Kampf mit der Jungfrau Maria um die Seelen der Menschen aufsucht, doch infolge des grenzenlosen Einflusses der Muttergottes auf ihren Sohn leer vor ihm ausgeht und sich dann schmähend über das „Muttersöhnchen" als Richter trollen muß.

3. Kapitel: Das Wesen Jesu Christi.

Zur Kennzeichnung der Gottheit Christi dienen Prädikate wie „Filz Dieu", „Dieu", „creatour"; beliebt ist ferner die Bezeichnung Christi als „pere", „roi", „sire", daneben „emperere", „monarche", „prince", „baron", „chief", „maistre", „chevalier", „champion", „mediateur", „racateres", „redempteur", „sauveur", „ami", „espous", „frere", „juge", „medecin", „prophete", „pasteur" u. a. m. An Sinnbildern werden für ihn gebraucht aus der Tierwelt „agnel", „colons", „pelican", „phenix", „rossignol" u. a., aus der Pflanzenwelt „arbre", „flur", „fruit" u. a., von Steinen „escharboucle", „union" u. a., sowie sonstige, wie „cierge", „encens", „fontaine", „lumiere", „medecine" u. a. m. Daneben wird Christus zur Kennzeichnung seines Wesens durch Abstrakte wie „amour", „charitez", „confort", „joye", „salus" u. v. a. bezeichnet. Zahlreich sind die Adjektive, die zur Bezeichnung seiner Ewigkeit, Allgegenwart, Hoheit, Heiligkeit, Allwissenheit, Gerechtigkeit, Liebe usw. dienen. Bemerkenswert ist der häufige Gebrauch solcher Adjektive, die spezifisch ritterliche Vorzüge ausdrücken, wie „cortois", „fier", „gracïeulx", „vaillant" usw.

4. Kapitel: Christus und der Mensch.

Trotz des das ganze Mittelalter erfüllenden Kultes der Heiligen, an ihrer Spitze der Maria, ist zu allen Zeiten das Gefühl einer durch keine Mittelpersonen aufgehobenen unmittelbaren Abhängigkeit des Menschen von Christus geblieben. Zu ihm fleht man um Sündenvergebung, Gewährung der Seligkeit, Bewahrung vor der Macht des Teufels. Man zeigt, wie er allen Menschen, die auf ihn vertrauen, hilft, Heiligen und Minder-Heiligen, Reuigen und Bußfertigen, Verfolgten, Gefangenen, Leidenden, Kämpfenden u. a. m. Immerhin ist bemerkenswert, daß sich gleich schroffe Beispiele, wie sie H. Becker (Die Auffassung der Jungfrau Maria in der afrz. Lit., Diss. Göttg. 05, S. 72) für die ethische Entartung des Marienkult anführt, nicht finden; wo Spuren einer solchen Auffassung vorhanden sind, spielt in der Regel der Mariendienst hinein. In der älteren Epoche der französischen Literatur, dem Volksepos, läßt man Christus unmittelbarer und aus eigenstem Interesse in das menschliche Leben eingreifen. Später werden die

Beweggründe seines Eingreifens andere: im 13. und 14. Jahrhundert vor allem schiebt sich das Muttergottesbild vor die Gestalt Christi. Mit dem 15. Jahrhundert setzt eine neue Epoche ein, die Zeit der Mysterien, der Weihnachts- und Passionsspiele, die Christus als Welterlöser und Heiland uneingeschränkt in den Mittelpunkt stellen und Maria die mehr nebensächliche Rolle der *θεότοκος* und der Mater dolorosa zuweisen.

5. Kapitel: Christusdienst.

Charakteristisch für den Christusdienst ist, daß ihm weit weniger Kultisches anhaftet als dem Marien- und Heiligendienst. Seine Betätigung gipfelt in Glauben und Liebe. Christusliebe ist das Thema einer bestimmten Gruppe[1]) religiöser Lyrik, für die kennzeichnend eine eigenartige, glutvolle religiöse Erotik ist, die sich an den orientalischen Hochzeitsliedern des Hohen Liedes nährt. In ihnen tritt Christus als der „Seelenbräutigam" auf, der stürmisch um die Seele wirbt, sie zu flammender Liebe entfacht und ihr Lachen und Weinen, Jauchzen und Klagen einflößt einer trunkenen Liebe, die sich bis zum Gefühl der Eifersucht gegen die Jungfrau Maria steigert. Verbunden mit dieser erotischen Ausprägung der Christusmystik ist der Wundenkult, die Verehrung des Ecce homo, welche Freude hat an dem Sinnfälligen einer roten, warmen Blutesfarbe und sich in der Betrachtung der Seitenwunde des Gekreuzigten nicht genugtun kann. Dies „Sich-Spiegeln in dem Blut Christi" wird vor allem den Nonnen empfohlen, deren „espous" Christus ist.

Neben diesem geistigen Christusdienst, dessen Hauptmittel das Gebet ist, findet sich ein mehr kultischer, der selbst gröbere Formen annimmt: als seine Haupterscheinungen können Namenglaube, Reliquienverehrung, Wallfahrten, Hostienverehrung und Kreuzesglaube mit seiner besonderen Form des gebärdenmäßigen Darstellens des Kreuzes als Kreuzschlagen zum Schutz in Gefahr, vor allem in Anfechtungen durch den Teufel, angesehen werden.

---

1) Dits de l'âme, Altlothr. Lieder u. a.

Hugo König, geb. zu Holzminden. 24. X. 94.

*Die Steine in der altfranzösischen Literatur.** Ref.: Prof. Stimming. Prüf.: 22. II. 22.

Die Arbeit soll ein Gegenstück zu der im Jahre 1916 in Göttingen erschienenen Dissertation von G. Wüster: »Die Tiere in der altfranzösischen Literatur« sein. Sie soll ein Bild geben von dem, was die alten Franzosen von den Steinen wußten.

Bekanntlich geben die altfranzösischen Steinbücher, die »lapidaires«, ein Bild von dem petrologischen Wissen jener Zeit; man hat in ihnen einen Maßstab für die Beurteilung der damaligen, speziell petrologischen Wissenschaft. Das ganze naturwissenschaftliche Denken des Mittelalters hat sich nie von einer gewissen Unselbständigkeit befreien können; auch die Steinbücher fußen auf den literarischen Erzeugnissen des Altertums wie der Bibel und berichten von den Edelsteinen nur das, was den alten Griechen und Römern bekannt gewesen war. Selbst Brunetto Latini, der im Mittelalter eine wissenschaftliche Autorität ersten Ranges war, versteht unter dem Ausdruck »Stein« nur die Edelsteine.

Dem Ideenkreise der mittelalterlichen Völker lag eben die tote, einförmige Welt der Steine fern; Tiere und Pflanzen sieht der Mensch wachsen und vergehen, die Steine erregen wohl durch ihren Glanz und ihre Farbenpracht seine Bewunderung, mit den übrigen Fragen der Petrologie jedoch beschäftigt er sich kaum.

piere ist die allgemeine Bezeichnung für den Begriff »Stein«, die Dichter geben ihm verschiedene Beiwörter; sollte man darin nicht schon den unbewußten Versuch erkennen, eine Differenzierung unter den vielen Arten von Steinen, die ihm in der Natur begegnen, herbeizuführen? Der Dichter nennt den Stein plate, grosse, reonde, brune, bise, cornue, late, poignale usw.

Vor allem sind es aber die Bilder und Vergleiche, die von einer gewissen Beobachtungsgabe auf diesem Gebiete zeugen. So heißt es z. B. bei Audefroy li Bastars (Bartsch S. 58):

. . Dame . .
Mais plus vos truis *dure* que piere bise.

Der Stein dient hier also als Bild des Harten.

Nachdem der Mensch die Härte des Steines erkannt hat, ist es natürlich, daß er ihn als Waffe, als Werkzeug benutzt:

Rolland escrit: Se je n'ai oblié
De *geter pieres*, grant vantaje n'avré.
Une en a prise, si la treit vers l'Asclé. Entree 2757.

Bei den mittelalterlichen Belagerungen einer Stadt, einer Burg usw. haben die Steine eine große Rolle gespielt, ebenso auch im Baugewerbe.

Nach dem 1. Teil, der über die Steine im allgemeinen handelt, folgt der über die verschiedenen Arten von Gesteinen mit folgender Einteilung.

A. Steine, die unmittelbar verwandt werden.

B. Steine, die mittelbar, durch technische Zurichtung usw. verwandt werden.

C. Steingebilde, die ihren Namen nach ihrer Verwendungsart erhalten haben.

In dem 2. großen Hauptteil sind die Edelsteine behandelt.

Die Alten beschränkten sich nur auf die äußeren, unterscheidenden Merkmale der Edelsteine, erfaßten diese viel schärfer, und aus jeder auch ganz geringen Abweichung bildeten sie eine Unter- und Nebenart. Ferner haben die Alten viele geringere, kaum halbedle Steinarten in das Gebiet der Gemmen einbezogen; die altfranzösischen Dichter haben manchem Stein einen ganz anderen Namen beigelegt als wir z. B. bei Plinius finden; viele neue Edelsteine sind direkt erfunden, z. B. einige in »Li dit de l'herberie« von Rutebeuf vorkommende.

Der Aberglaube des Mittelalters hat dazu beigetragen, vielen Steinen mancherlei Wunderkräfte beizulegen. Diesem Aberglauben entspricht auch die mittelalterliche Auffassung von dem Wesen der Edelsteine:

Aux lieux ou l'*aurore* vermeille
. . . . s'eveille:
. . . .
. . . . . . les pierres *croissent*,
Entre rochers naissant ainsi
Que les *enfans au ventre naissent*
Qu'au corps de l'homme un porreau croist,

heißt es im Blason de la Marguerite (17). Sie führen dasselbe Dasein wie der Mensch:

Non seullement *elles ont vie*
Mais subjectes a *maladie,*
Nourriture, vieillesse, et *mort*
Languissent . . . id. 41.

Als eine Entweihung des Uebernatürlichen, gewissermaßen Göttlichen würde der mittelalterliche Mensch es empfunden haben, wenn man mit wissenschaftlicher Kritik an diese Wunderkinder der Natur herangetreten wäre, denn

Nul sçait de leurs vertus la *cause*
Mais quant a moy maintenir j'oze
Que Dieu moteur de l'univers
Leur depart diverse puissance. id. 25

In diesen Versen liegt eine uns wesensfremde Naturanschauung ausgedrückt.

Unter der »aurore« verstand man das Paradies, wo 4 Flüsse fließen, in deren Bett die Edelsteine verborgen liegen:

Li catre fluns de Paradis
Eufrates, Gion et Tigris
Et Nilus cil de Babilonie
. . . .
N'ont bone pierre en lor rivage. Athis 5625.

Indien, Persien, Arabien, überhaupt der Orient, das ferne Zauberland aus 1001 Nacht, werden als Fundstellen genannt. Die Steine zeigen viele

schöne Farben; von ihnen gehen leuchtende Strahlen aus, die das Dunkel der Nacht taghell erleuchten.

Natürlich wurden auch falsche Steine in den Handel gebracht, die man aber durch verschiedene Mittel auf ihre Echtheit hin prüfen kann. Ein Mensch, der diese Fähigkeiten besitzt, stand natürlich in hohem Ansehen.

Die edelsten unter ihnen sind der Diamant, Saphir, die Perle, Smaragd, Opal und der Rubin; andere wie z. B. den Karfunkelstein, den Jaspis, den Kristall schätzt man weniger; doch gehen die Ansichten über diese Wertschätzung auseinander: der Karfunkelstein z. B. ist einer der beliebtesten Edelsteine der altfranzösischen Dichtung.

In der Medizin spielen die Edelsteine als Heilmittel eine große Rolle: Alle möglichen, dem Mittelalter bekannten Krankheiten können mit Hilfe eines Edelsteines geheilt werden:

. . qui l'(pierre) avra sus li *n'i ara maladie.* Gaufr. 2023.

Aber auch andere geheimnissvolle Kräfte wohnen in den Steinen. Ein Beispiel für den unerschütterlichen Glauben an die den Steinen innewohnenden Kräfte bietet Asprem. 40; 22, wo Hiaumont, ein Heidenkönig, und Karl der Große im Zweikampf sich messen. Karl hat auf dem Helm einen solchen wunderkräftigen Stein unter vielen anderen:

Rois Crestiens, moult par ai grand desir
Que ge te puisse de l'iaume dessesir
Tant con ces pierres puissent desus gesir,
Ne te puis ge empoirier ne ledir.

Hiaumont bricht daher den Kampf ab.

Den Vorzügen und der Seltenheit der Edelsteine entsprach natürlich auch die Wertschätzung derselben.

Les pierres en valent *plus de C. mars d'argent.*
Doon d. M. 3625.

Man legte ihnen den Wert von Schlössern, Städten, Ländern bei.

Hand in Hand mit der Verwendung der Edelsteine als Amulette ging der Gebrauch als Schmuckstein. Ringe, besetzt mit Edelsteinen, sind nichts Ungewöhnliches. Bei der Frauenkleidung sind Gewänder, Mäntel, der um die Hüfte sich schlingende Gürtel geschmückt mit kostbarem Geschmeide. Der Kronreif auf dem Haar leuchtet oft von blitzenden Edelsteinen:

I *cercle* ot an son chié d'une ovre tregitee
Et fut de riches pierres tot anviron orlee. Parise 3078.

Der Frau steht der Ritter darin ebenbürtig zur Seite. Schilderungen von edelsteingeschmückten Helmen, Sattelzeug usw. bietet die altfranzösische Literatur in reicher Fülle.

Im Athis befindet sich die Schilderung eines Zeltes, in dem der heidnische König wohnt; auch hier spielen Edelsteine eine große Rolle.

Einzelne Edelsteine habe ich in dem weiteren Teile meiner Arbeit näher besprochen mit folgender Gliederung:

A. Edelsteine, die sowohl Schmucksteine als auch heil- und wunderkräftige Steine sind.
B. Edelsteine, die nur Schmucksteine sind.
C. Edelsteine, die nur heil- oder wunderkräftig sind oder sonst bemerkenswerte Eigenschaften haben.

Die im Text abgekürzt zitierte Literatur ist folgende:

Entree: L'Entree d'Espagne . . . p. p. M. Thomas, Paris 13.
Blason De La Marguerite: In »Blasons, Poésies Anciennes« p. p. D. M. M. xxx Paris 1807.
Athis: Athis et Prophilias p. p. A. Hilka Gesellsch. f. rom. Liter. 12.
Gaufr.: Gaufrey p. p. M. F. Guessard, Paris 59.
Asprem: Roman d'Aspremont p. p. J. Bekker, Berlin 47.
Doon d. M.: Doon de Maience p. p. M. F. Guessard, Paris 59.
Parise: Parise La Duchesse p. p. M. F. Guessard, Paris 66.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN

1922 AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN [Mittlere und Neuere Geschichte] Nr. 7

August Niemeyer, geb. zu Bevern (Kreis Holzminden) 7. II. 94.
*Die staatsrechtliche Entwicklung der Abtei Corvey bis zum Ende des 12. Jahrhunderts.** Ref.: Prof. Brandi. Prüf.: 17. V. 22.

Die Arbeit zerfällt in zwei Teile: Aufstieg und Blütezeit Corveys bis zur Mitte des 11. Jh.'s und Beginn des Verfalls bis zum Ende des 12. Jh.'s. Je ein allgemeiner Ueberblick vor beiden Teilen sucht die kulturelle Bedeutung und innere Geistigkeit des Klosters in den entsprechenden Zeitabschnitten zu würdigen. Die Anfangszeit ist die Periode der höchsten Blüte. In Wissenschaften und Künsten, in der Mission und im Landbau wird eine segensreiche Tätigkeit entfaltet. Die Aebte Adalhard (Gründerabt), Warin, die drei Bovonen mit ihrer strengen mönchischen Lebensauffassung und teilweise bewunderten Gelehrsamkeit, die Mönche Ansgar („Apostel des Nordens"), sein Schüler Rimbert *(Vita Anskarii)*, Agius *(Vita Hathumodae)*, Widukind *(Res gestae Saxonicae)* sind die markantesten Persönlichkeiten dieser Kulturepoche, die bis ins 10. Jh. hinein völlig nach Westfranken orientiert ist, mit dem Beginn der Sachsenherrschaft jedoch eine gänzlich einseitig sächsische Einstellung bekommt (Widukind; der Konvent, eine „durch und durch sächsische Klostergemeinschaft" aus edelfreien und freien Sachsensöhnen).

Mit Widukind geht die hohe Kultur der Frühzeit zu Ende; der strenge Klostergeist lockert sich. Die politische Betätigung der einseitig sächsischen Einstellung wird zur Zeit der Salier zum bewußten Partikularismus und verbindet sich im Investiturstreit mit der rücksichtslosen Verfechtung gregorianischer Ideen (Bernhard von Constanz). Die Oppositionsstellung des Klosters und die Verwicklung in die Parteikämpfe tragen sehr zum Verfall bei. Dieser wird noch gefördert durch unfähige und dem Weltleben ergebene Aebte (Friedrich von Hoya 1079/82, Heinrich I 1143/46: „Zeit der tiefsten Erniedrigung"). Höhepunkte in dieser beginnenden Niedergangsperiode sind die Abtszeiten Marcwards (1081/1107, Einführung der Hirsauer Reform) und Wibalds (1146/58; „kurze episodenhafte Nachblüte": Förderung von Bibliothek, Klosterschule und klassischen Studien; Eintreten für persönliche Armut; Wibalds Briefe; *Codex Wibaldinus)*. Nach Wibald geht es schnell bergab. Abt Widikind (1189/1207) ist der „Typus des fehdelustigen Herrn der damaligen Zeit". Die Verweltlichung macht reißende Fortschritte: „das Kloster wird Versorgungsanstalt für die Söhne der umwohnenden Adelsfamilien". „Erst der Anschluß Corveys an die Bursfelder Kongregation (1505) veranlaßt ein neues, wenn auch schwaches Aufleben".

Entsprechend vollzieht sich die verfassungsgeschichtliche Entwicklung der Abtei. Der erste Teil der Arbeit behandelt in zwei Abschnitten die „Anfänge der Abtei bis zur Erwerbung der hohen Vogtei" (Anfang 10. Jh.'s) und „Die Entwicklung von der Erwerbung der hohen Vogtei bis zur Schenkung des Klosters an Erzbischof Adalbert von Bremen (1065)".

Nach der vorläufigen Gründung der Propstei Hethi im Solling (815) durch die Mönche von Alt-Corbie wird 822 der Grundstein zur Benedik-

tiner Abtei Corvey bei Höxter gelegt. Der glanzvolle Aufschwung beginnt mit der Gründung (Karolingisches Hauskloster; Immunität; Königsschutz; reichsunmittelbare Abtei; Reichsabtei) und setzt sich durch das 9. Jh. fort (freie Abtswahl; Befreiung vom Kriegsdienst; reiche Zuwendung an Gütern und Regalien durch die Herrscher und umfangreiche Privatschenkungen vor allem im Wesergebiet, aber auch im sächsischen Nordlande, an der Elbe, an der Mosel, und am Rhein; Erwerb von Missionszehnten in der Osnabrücker und Paderborner Diözese, voller Erfolg im ersten Osnabrücker Zehntenstreit). Ein Kapital über die Vogteien bildet den Abschluß des ersten Abschnitts.

Der zweite Abschnitt des ersten Teiles beginnt mit einem Kapitel „Krone, Fürsten und Geistlichkeit um die Wende des 9. Jh.'s; päpstlicher Schutz; ottonische Politik". Die Betrachtung dieser allgemeinen Verhältnisse dient als Hintergrund für die Untersuchung der weiteren Entwicklung Corveys. Die ottonische Politik bedurfte für ihre Zwecke einer starken Reichskirche. Voraussetzung dafür war die Verleihung der hohen Immunität an die geistlichen Stifter. Corvey besitzt sie Anfang des 10. Jh.'s. Dadurch empfängt „die Einbeziehung des Klosters in die königliche Privatherrschaft, die Reichsunmittelbarkeit der Abtei" „ihre völlige Ausprägung". Das Problem der tatsächlichen Auswirkung der hohen Immunität in ablegenen Gutsbezirken ist gestreift. Geschlossene Herrschaften waren nur zu erzielen durch „den Ausbau der Immunität in größeren Gutsarealen" und zwar „durch Einfügung von Ländereien in den Gutsverband" und durch „Ausbreitung der Immunität über die Grundherrschaft hinaus" durch „Bannbezirke oder Gerichtsherrschaften": die Corveyer Grundherrschaft mit vorherrschender Fronhofsverfassung erhält bis Mitte des 11. Jh.'s vorzüglich durch private Traditionen in der Tat eine weitere bedeutende Ausdehnung und Verdichtung, und Otto I. verleiht dem Kloster die Gerichtsherrschaft über die beiden Bauerschaften Meppen und einen Bannbezirk um Corvey. Die Zehntenfrage entwickelt sich mit Hilfe von früheren Fälschungen weiter günstig: die Befreiung der klösterlichen Herrenhöfe von der bischöflichen Zehntabgabe wird 913 anerkannt, der Besitz ausgedehnter Kirchenherrschaften um Obermarsberg und Meppen 1025 bestätigt. Die Zahl der Vogteien hat sich vermehrt, die Verleihung der freien Vogtwahl wirkte eine Zeitlang der Erblichkeit und den Uebergriffen der Vögte entgegen. Die „Stellung des Abts und der Abtei zu König und Reich" ändert sich entsprechend den Grundsätzen der ottonischen Politik: Corvey wird zu allen Reichspflichten herangezogen; von Heinrich II. bis zu Heinrich III. werden die Aebte nicht mehr vom Konvent gewählt, sondern von den Herrschern ernannt.

2. Teil: Der Verfall der Abtei wird im 11. Jh. immer deutlicher. Der vorübergehende Verlust der Unabhängigkeit (Schenkung an Bremen 1065) und der dauernde Verlust der Osnabrücker Zehnten 1077 (zweiter Osnabrücker Zehntenstreit; vergebliches Bemühen Wibalds im dritten Osnabrücker Zehntenstreit) leiten die Entwicklung ein. Das Kloster beginnt zu verarmen. Das Ansehen des Abts von Corvey in der Reichsverfassung (im 12. Jh. Reichslehensfürst, *princeps*, jüngerer Reichsfürstenstand, zweiter Heerschild) steht in krassem Gegensatz zu den inneren Verhältnissen der Abtei. Die vielen Reichslehenspflichten (Heerfahrt, Hoffahrt, *servitium regis*, Hospital-

pflicht, Regalien- und Spolienpflicht) lasten mit erdrückender Schwere auf der klösterlichen Wirtschaft. Der Grundbesitz, in großen Wirtschaftskurien zentralisiert, nimmt ständig ab. (Lehnsgüter, gewaltsame Entfremdung). Der wirtschaftlich genutzte Rest ist geteilt in Abts- und Konventsgut entsprechend den doppelten Aufgaben des Klosters. Abt, Konvent und fast jedes Klosteramt haben besondere Einkünfte. Bedingungslose private Traditionen finden nicht mehr statt. Die Inkorporierung der Klöster Kemnade und Werbe, die vorübergehende von Fischbeck bessern die Lage der Abtei nicht, legen eher den Grund zu Streit und Hader mit den Nachbarn. Einige Regalien tragen noch zur Förderung der Abtei bei und kommen der im 12. Jh. beginnenden Territorialpolitik zugute. Die Verwaltung der Klosterdomänen leidet unter den Selbständigkeits- und Erblichkeitsbestrebungen der Wirtschaftsbeamten; die Einkünfte entsprechen längst nicht mehr dem Nutzwert der Güter. Die Ministerialen, in Zentral- und Lokalverwaltung, in Kriegs- und Burgendienst verwendet, beginnen sich teilweise zu emanzipieren. Die Edelvogtei hat sich zu einem erblichen Lehen vornehmer Familien entwickelt (Die Grafen von Northeim, Hermann von Winzenburg, Heinrich der Löwe). Ihre Träger sind nicht selten Gewaltherren. Die Reaktion seitens des Klosters ist die Begründung vogtfreier Immunitäten (im Klosterbezirk und auf den Fronhöfen). Eine Unsumme von Teil-, Vize- und Untervögten versieht die Gerichtsbarkeit in kleineren Bezirken. Ende 12. Jh.'s erwerben die geistlichen Fürsten die hohe Gerichtsbarkeit als Regal. Die Corveyer Edelvogtei verliert seitdem ihre beherrschende Bedeutung. Sie wird gewissermaßen abgelöst durch die bis in die Neuzeit hinein abgeschlossenen Schutzbündnisse Corveys mit mächtigeren Nachbarn (1198 zuerst mit Cöln), die sich meist zu Schutzherrschaften mit all' ihren gefahrvollen Auswirkungen für den schwachen Schützling entwickelten. In geistlich-jurisdiktioneller Beziehung besitzt Corvey im 12. Jh. die *exemptio totalis* von der Diözesangewalt der Bischöfe von Paderborn, die im nächsten Jahrhundert den Kampf gegen das bevorrechtete Kloster aufnehmen.

Im 13. Jh. kommt der Zersetzungsprozeß in der Abtei Corvey durch das Zusammenwirken aller widerstrebenden inner- und außerabteilichen Kräfte zu vollster Auswirkung.

Für den Corveyer Grundbesitz sind zwei Karten beigegeben.

JAHRBUCH DER ERSTEN PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN
1922 AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN [Romanische Philologie] Nr. 8

Albert Fischer, geb. zu Friesendorf bei Coburg 29. IV. 93.

Der Gebrauch der Negation im Französischen.

Ref.: Prof. Stimming. Prüf.: 2. 6. 1922.

Die Arbeit ist nach folgenden Hauptgesichtspunkten angelegt:
A) Die Negation wird vom Verb getragen:
B) Die Negation wird nicht vom Verb getragen;
Im zweiten Falle wird weiter unterschieden, ob
a) das Verb nicht vorhanden oder
b) das vorhandene Verb nicht Träger der Negation ist.

Als Negationen letzterer Art werden verstanden: Les anciens ont peu ou *point* connu cette inquiétude secrète .. René 30. Il faut engraisser *pas* beaucoup, mais un peu. Fort comme la mort 68. Je veux *rien* ou tout. Plaid. I, 7.

Die Negationen selbst werden geschieden in:

A: die reinen Negationen, die — so verschieden auch der sprachliche Ausdruck sein mag (s. Kap. 2 des 2. Abschnitts über d. reine Negation) — immer nur den Begriff „nicht" ausdrücken;

B: die näher bestimmten Negationen, deren Bestimmungen (personne .., rien .., jamais, plus usw.) immer zugleich das Gebiet angeben, auf das sich die Negationen erstrecken sollen. —

ERSTER HAUPTTEIL: DIE NEGATION WIRD VOM VERB GETRAGEN.

Erster Teil: Die reine Negation.

I. Abschnitt: Die betonte Form der reinen Negation: non.

A: In den ältesten Texten negiert „non" noch ganz allgemein das Verb des Satzes: mais *non* i ab un plus valent. Alexander 23.

B. Aus den Tonverhältnissen wird dann die Tatsache erklärt, daß einerseits schon um 900 die abgeschwächte Form der Negation „ne" als Satznegation erscheint: e *ne* doceiet .. lor salut Jonas 6, während andrerseits sich „non" bei einigen Verben (faire, avoir, estre, vouloir (pouvoir) = verba vicaria) bis ins 17.⁰ erhalten hat: *Non* ferai, de par tous les diables. Avare V, 3.

C. „Non" verneint im afz. (bes. 15. u. 16.⁰) die infiniten Formen des Verbs: .. *non* tenir sa promesse Deschamps I, 22, 16. *Non* en tuant les gens .. Rab. I, 112.

II. Abschnitt: Die unbetonte Form der reinen Negation: ne.

1. Kapitel: Die einfache Negation.

Es wird nachgewiesen, daß — im afz. durchaus, im nfz. bis zu einem gewissen Grad — ein Unterschied besteht zwischen einfachem „ne" und der verstärkten Negation ne-pas (point ...) derart, daß „ne" weniger Satzton beanspruchen kann als „ne-pas ..". Als Gründe dafür, daß die Negaton in bestimmten Fällen keinen Ton haben kann, werden angesehen:

Die Negation kann nicht in ihrer verstärkten (betonten) Form stehen, wenn:

A: ein Wort (oder Wörter) in ihrer unmittelbaren Nähe einen starken logischen oder affektischen Ton trägt.

I: Ein logisch betontes Wort läßt die verstärkte Negation nicht aufkommen, wenn die Negation in Verbindung steht mit:

a) Negationsbestimmungen oder deren Umschreibungen: De meshuy je *ne* crains *personne*. Athfr. III, 49. Je *n*'ai vu *de ma vie* tant de relâchement .. Joueur IV, 8,

b) Substantiven in allgemeiner Verwendung: il *n*'est *subject* si vain .. Essais I, 133,

c) adverbialen Ausdrücken (Verb + Subst. als Objekt): *Garde n*'avoit .. La Font. Contes I, 3, 92,

d) Verben, auf die ein verkürzter Nebensatz folgt: Qu'a mont n'a val *n*'i a *que dire*. Floris 256,

II: Affektisch betonte Wörter lassen die verstärkte Negation nicht zu, so:

a) im Wunschsatze: Mais qu'il *ne* vous *vueille desplaire*. Pathelin 83,

b) im rhetorischen Fragesatz: Das Wesentliche ist nicht, daß er — wie meist angenommen — mit que (= pourquoi) eingeleitet ist, sondern sein rhetor. Charakter: Pourquoi *ne* m'avez-vous enseveli vivant? Theuriet 4, 94,

B: sie an sich eine schwache (subjektive) Negation darstellt: Je *ne* puis, ce me semble Belleau I, 39. Elle *ne* savait ce qu'elle disait. Goriot 78,

C: sie in Sätzen auftritt, die, ohne grammatisch verneint zu sein, schon negativen Sinn haben (Bedingungssätze, Fragesätze usw.): Je la connais de vue, reste! .. si je *ne* me trompe. Crispin sc. 1,

D: sie als beständige Begleiterin bestimmter Verbformen auftritt und so mehr formalen Charakters ist: *Net* chalt a demurer. Guil. 1032. Mais ça *n*'empêche qu'on devrait les coller au mur. Débacle 49.

Als eine an sich schwache und subjektive Negation (nach B und C) wird anch die sogen. „unlogische" Negation erklärt. Neben dieser Frage warum auch sie in der unbetonten Form „ne" erscheint, wird die andere Warum steht in diesen Sätzen überhaupt eine Negation? im einzelnen Falle psychologisch zu erklären versucht. Belege sind für die einzelnen Erscheinungen hier nicht nötig.

2. Kapitel: Die verstärkte Negation.

A: Indem die unbetonte Form „ne" an Stelle des non die allgemeine Satznegation wurde, mußte die Sprache zu einem neuen Mittel greifen eine besonders nachdrückliche Negation wiedergeben zu können: sie fügte zu „ne" andere Wörter (ursprünglich positive Substantive, Adverbien) hinzu die durch ständige syntaktische Verknüpfung mit der Negation (Funktionsübertragung) allmählich ihre Eigenbedeutung verloren und zu bloßen Verstärkungspartikeln der Negation herabsanken (Funktionsverteilung).

I. Substantive: An den drei häufigsten Negationsverstärkungen pas point, mie wird (so weit noch möglich) der zunehmende Bedeutungsverlust gezeigt: 1) Li fieus Seuwin *nul point ne* s'areta. Huon 5487. 2) Vous *n*'irez *pas* de mei si loign. Rol. 250. 3) .. *de* sa fille *n*'avras tu *mie*. Enea 3425. 4) Ço est Climoris qui *pas ne* fut prozdume. Rol. 1485.

Die Folge des stetigen Kampfes zwischen den beiden Tendenzen: Abschwächung eines vielgebrauchten Wortes und Streben der Sprache, die Negation möglichst stark auszudrücken ist eine erneute Verstärkung: durch

„du tout“: ceste veie . . *n*’est *pas del tut* nette que . . . le pain seintefied encuntre lei manjuns. Rois 83.

Andere Substantiva sind nur zuweilen bloße Verstärkungspartikel der Negation, wie: grain, goutte, mot, rien, nïent, giens (< genus): *ne* vous doubtés *grain.* Froiss. I, 272, 180. Enfans *ne* pleurez *goutte.* Rab. I, 317.

II. Adverbien: Eine Reihe von Adverbien treten als bloße Negationsverstärkungen auf: du tout, nullement, aucunement; mitunter auch demi(e), autrement, bonnement, (ne) tant ne quant usw.; sogar auch die Negationsbestimmungen ja(mais), onques, guaires: Je *ne* puis *du tout* croire Augier, Homme I, 7. *Autrement* louer *ne* le quier. Flovis 371. Un auteur quelquefois, trop plein de son objet, *Jamais* . . *n*’abandonne un sujet. Boileaux, Art p. I, 49.

B: Nachdem pas, point, mie als ständige Begleiter des „ne“ zu Mitträgern der Negation geworden sind, kann der nächste Schritt der Entwicklung eintreten: der Funktionsverteilung folgt die Funktionsübertragung: pas, point . . werden als wesentliche Faktoren der Negation angesehen und genügen allein zur Negation des Verbsatzes: Ja il *point* de recovrer? Bestiaire d’A. 28, 9.

Die gerade Linie dieser Weiterentwicklung zeigt die heutige Volkssprache, in der die einstigen Negationsverstärkungen stets allein den Verbsatz negieren: Non, du moins je le crois *pas* Fort comme la m. 335. Sais *pas.* Débacle 69 (das Entsprechende gilt auch für die Negationsbestimmungen jamais, plus usw.).

Zweiter Teil: Die näher bestimmte Negation.

I. Abschnitt: Die negativen unbestimmten Pronomen.

Vier Göttinger Dissertationen über dieses Gebiet der Negation: nul (Jäger, 1906); aucun, pas un . . (Hoepner, 1907); personne (Etzrodt, 1909); rien, néant (Ohlhoff, 1912) machen eine allgemeine Behandlung überflüssig. Es wird aber in einer kurzen vergleichenden Betrachtung versucht, die in den Darlegungen der Verfasser noch bestehenden Widersprüche zu heben. Das Hauptgewicht wird darauf gelegt, nachzuweisen, daß diese Indefinita insgesamt — ob ursprünglich positiv oder negativ — von gleichem negativen Charakter sind, wo sie ohne ne gebraucht werden in grammatisch nicht verneinten Sätzen mit negativem Sinn. Als beweisend werden besonders die Fälle angesehen, in denen die Indefinita nach Verben oder Konjunktionen erscheinen, nach denen auch das sogen. unlogische ne aufzutreten pflegt: sans ce que l’autre en ouyst *riens.* 100 Nov. I, 292: oder sogar in Verbindung mit diesem ne: avant que *nulle chose ne* fit. Saintré 116.

II. Abschnitt: Die negativen unbestimmten Adverbien.

A. Die Verwendung in negativen Sätzen. Einfache ja, onques (ainz) werden meist verstärkt durch „mais“: *onc ne* fu *mais* tant granz ocire. Eneas 20, oder durch „puis“ (seltener bei ja): . . *Ja puis* honor *n*’aie. Chastelain 12, 39. Onques wie einfaches ja verschwinden im 17⁰.

Plus kann im afr. vertreten werden durch: 1) mais: Je *ne* sais *mais* que je vos die. Eneas 7424. 2) mie (seltener): . . car mes amis *n*’i est *mie* (= ist gestorben) Motette 12ª, 3. 3) jamais (selten): . . et *ne* purent *jamais* se lever de table. Rom. com. 216.

Guère erscheint I) als Quantitätsadverb mit den Bedeutungen:

1) = nicht viel: De sa vie *n'*ot *guaires* cure. Eneas 961. 2) = nicht viel (von Zeit) = nicht lange: *Guaires de temps ne* demoura. Fabeln 16, 15. Der Begriff „de temps" wird meist unterdrückt: Et *n'*i ont *gaires* demourei. Floris 1058. Guère = „nicht lange" liegt auch dem nfr. naguère zugrunde, dessen allmähliche Erstarrung aus afr. (il) n'y a guere (de temps) gezeigt wird: *n'avoit gueres* . . Que la borgoise *ert* endormie. Auberee 346. E *n'*i *a gueres* aprés *morust* dame . . Nov. 14[0], 11.

II. guère als Gradadverb = ne-presque pas, peu: *n'*est *gueres* granz Rol. 3823.

B: Verwendung in formell positiven Sätzen mit negativem Sinn.

Hier gilt auch die Beweisführung des 1. Abschnitts: y a il *plus* rien? Athfr. III, 55 . . il est malaisé que l'art et l'industrie aillent *guiere* avant. Essais I, 59.

III. Abschnitt: Französ. Umschreibungen für lt. nemo, nihil, nunquam und nusquam.

Diese Betrachtung, die z. T. nur eine andere Gruppierung der im I. und II. Abschnitt behandelten Erscheinungen ist, wird vorgenommen, weil sie besonders geeignet ist, eine Vorstellung zu geben von der Reichhaltigkeit und Lebendigkeit der afr. Ausdrucksweise gegenüber der fast einförmigen Regelmäßigkeit der nfz. Sprache. So steht z. B. der einzigen nfr. Umschreibung für nusquam „ne-nulle part" eine Fülle afr. Ausdrucksweisen gegenüber: ne-(en)nul lieu, en nul endroit, en terre, au mont, soz ciel, el siecle, en siecle vivant usw. oder: *n'*at tant bel chevalier *de ci en Antioche*. Reise 49.

IV. Abschnitt: Die Einschränkung der Negation (ne-que).

Von den Ausdrücken des Französischen zur nachträglichen Einschränkung einer Negation des Hauptsatzes wird nur „ne-que" behandelt, da die übrigen Wendungen wie fors(que . . .), (ne)mais(que), sinon(que), si ce n'est . . schon durch Helmer (Diss. Göttingen 1913), Schmedtper (Diss. Gött. 1912) und Kiene (Diss. Gött. 1914) eingehende Behandlung erfahren haben.

A: das einschränkende que in negativen Sätzen.

I: Die Negation des Hauptsatzes ist ganz allgemein: ne-que = „nur".

Die Einschränkung bezieht sich auf einen Begriff, der a) hinter dem Verb des Hauptsatzes steht: *n'*en ad *que* un trunçun. Rol. 1352, b) vor dem Verb des Hauptsatzes steht (Subj. Obj. adverb. Bestimmung). Das afr konnte noch que voranstellen: Ainc *c'*une nuit *n'*i vaut il sejorner. Boeve I 10491. Meist bedient sich die Sprache in diesem Falle einer Art Umschreibung durch „il n'y a que": *N'*a *que* nus dous . . *qui* nos ot. Adam 239 oder durch „ce n'est que": „ce *n'*est *qu'*une erreur *Qui* glisse en vous Belleau I, 147. c) auf das Satzverb selbst. Die Einschränkung geschieht ebenfalls durch eine Art Umschreibung: Je *n'*en *fais que* rire. Athfr. III, 241

II: Die Negation des Hauptsatzes ist nicht allgemein: ne-que = „nicht . ., außer". *Personne n'*y tompe *que* ceux qui s'y precipitent . . Retz 8, 9

B: das einschränkende que in formell positiven Sätzen mit negativem Sinn. Car je ne veulx pas Qu'il y ait nul *que* vous et moi. Athfr. III, 465 Je veux être pendu si j'ai bu *que* de l'eau. Amphitr. II, 1.

ZWEITER HAUPTTEIL: DIE NEGATION WIRD NICHT VOM VERB GETRAGEN.

Erster Teil: Die reine Negation.

I. Abschnitt: non und ne.

A: Das Verb ist nicht vorhanden. I) non vertritt einen ganzen Satz a) in der Aussage: *Que non*, répondit Madame .. (= direkte Rede) Goriot 111. Mes je di qe *non* (= indirekte Rede) Motette W 9ª, 5, Plains moi! *Sinon*, je te maudis! Beaudelaire 307. Soit vray ou *non* .. St. Gelays II, 85. b) in der Frage: E moi que chalt! — E por quoi *non*? Adam 116. .. est-il en vie ou *non*? La Font. Fabl. IV, 19, 11. c) in der Antwort: afr. non konnte noch das Subjektspronomen bei sich haben: Gabes tu? Sire, *je non* (< je non fais) Joufrois 3653. II) non vertritt nur Satzteile: Por fol vos tieng, *non* por hardi. Raguidel 706.

B: Das vorhandene Verb ist nicht Träger der Negation: elle veut estre *non pas* secouée, *mais* solicitée. Essais I, 25.

C: non verneint einen einzelnen Begriff. a) es steht vor demselben: Cil metent lor vie en *noncure* .. Lais 41, 17. b) es vertritt ihn: intelligible ou *non*, elle rend un homme blanc comme de la neige. Lettres pers. 67. Im afr. konnte noch „ne" in einer Reihe von Fällen an Stelle von „non" gebraucht werden (vergl. Tobler V.B. I² 1 ff.). Von den festen Verbindungen aus non + Subjektspronomen (naje, nennil) hat sich nenni bis in die moderne Zeit erhalten: *Nenni*, répond le gardinier. Florian III, 3.

II. Abschnitt: Pas, point und andere Ausdrücke zur Wiedergabe der reinen Negation.

Für pas, point, die zunehmend die Stelle von non einnehmen, werden fast genau dieselben Funktionen wie für non nachgewiesen.

Andere Ausdrücke zur Wiedergabe der reinen, nicht vom Verb getragenen Negation sind: rien, nïent, grain, ni plus ni moins, rien moins, jamais, nullement, du tout: Tes enfances devés vos faire, *nïent* baer a folie. Auc. 10, 41. Je vais vous le rendre monsieur ..! — *Du tout*, s'écria le jeune homme. Souvestre, Coin 70.

Zweiter Teil: Die näher bestimmte Negation.

I. Abschnitt: Die negativen unbestimmten Pronomen.

A: Das Verb ist nicht vorhanden, a) in der Aussage: Tant fu biaus varlés que *nus* plus. Nov. 13⁰, 30. (Aktanfang) *Personne!* — Il est allé chez quelque ami, sans doute. Augier, L'avent. II, 1; b) in der Frage: Et que disait-il? — Rien! — *Rien?* Ruy Blas III, 3 *Pas un* nom? — *Pas un* doigt? Cyrano I, 4; c) in der Antwort: N'est-il donc pas d'autres recours? *Aucune.* Scribe, Puff II, 8. Mais or que lor valt? *Nïent* .. Reimpredigt 62, 5.

B: Das vorhandene Verb ist nicht Träger der Negation: Peu ou *rien* lui estoit refusé. Hept. I, 102. Et lors vient l'amors a *nïent* .. Joufrois 1076. Je crois que pou ou *nulle* fausseroit .. Christ. de Pis. II, 16, 487.

II. Abschnitt: Die negativen unbestimmten Adverbien.

A: Das Verb ist nicht vorhanden: .. nous nous donnons tout de suite ou *jamais*. Dame au camélia 93. C'est donc moi qui conduis à l'autel? .. *Non plus*. Ciguë II, 10. molt ot bien faite la bochete, *non guaires* grant, mais petitete. Eneas 3998.

B: Das vorhandene Verb ist nicht Träger der Negation: Armand .. semblait prendre plaisir à parler d'elle, *non plus* comme autrefois avec des larmes aux yeux, mais avec un doux rire. Dame au c. 60.

III. Abschnitt: Die Einschränkung der Negation (que, sinon [que]).

A: que = „nur“: Vous n'avez seulement qu'à dire une parole. — *Qu*'une? Suite de Ment. III, 4. Mes yeux ont-il assez de charmes? — *Que* trop, *que* trop, Madame. Mairet Brad. 274.

B: que = „außer“ kann nur in Verbindung mit negativen Wörtern vorkommen, so nach: point de, nul, aucun, plus, personne, nïent, rien: nul tes vers n'a soucy? .. Nul *que* la vaine Echou .. Baïf 8. Encore une nuit .. Plus *qu*'une. Sapho 283. il te parlerons de moi, rien *que* de moi. Daudet, Lettres, 35, 6. *rien que* ist zu dem Begriff „nur“ („bloß, schon“) erstarrt: il me semblait que je salissais tout le monde, *rien qu*'en donnant la main. Main gauche 139.

C: sinon (que) = „außer“: Point de femmes, *sinon* quelques paysannes. Colomba 23, 9.

ANHANG: DIE NEGATIVEN PARTIKEL DER BEIORDNUNG.

1. ni (ne) < nec, das a) zur einfachen Anreihung zweier oder mehrerer Satzglieder oder Sätze dient: Mais ne conurent son vis *ne* son semblant. Alexius 23[e] oder b) zum Ausdruck der Wechselbeziehung: Que nul aultre estat ne desir, *Ne ne* ferai *ne ne* fis onques. Froiss. I, 186, 3359. *N*'onques ne fui an ton damache, *Ne* ne te fis honte ne let. Erec. 1007.

2. Für afz. ne-aussi (= nfz. ne-pas non plus) wird auch ne-avec belegt: Foy ne luy doy, *n*'hommage *avecque*. Villon. Gr. I. 11.

3. Dem afz. ne-nëis entsprechen nfz. ne-pas même, ne-pas seulement Que ja mes ne respassera Ne ja none *nes ne* verra. Cligés 5753. Ils entreront dans Cirte aussi facilement Que s'ils *n*'y treuvoient *pas* un soldat *seulement*. Mairet, Brad. 537.

4. non seulement-mais (aussi, encore, même).

An Stelle von non seulement erscheint zu allen Zeiten auch ne-pas seulement, das dann zum Verbum tritt: Nous *ne* haïssons *pas seulement* les méchans parce qu'ils nous nuisent, *mais* parce qu'ils sont méchans. Émile 259.

JAHRBUCH DER ERSTEN PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN

1922 AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN [Philosophie] Nr. 9

Hermann Hassbargen, geb. zu Blersum (Reg.-Bezirk Aurich) 17. I. 93.

Die ethischen Grundgedanken von Ernst Laas und R. v. Jherings historisch-gesellschaftliche Theorie. Ref. Prof. Misch. Prüf. 11. II. 20.

1. Laas und Jhering haben ihre geschichtliche Stellung in der Philosophie innerhalb der positivistischen Bewegung, die seit dem 2. Drittel des 19. Jahrhunderts auch in Deutschland vordrang. Bei diesem Eindringen des Positivismus in das deutsche Denken war von entscheidender Bedeutung, daß dieser über eine mathematisch-naturwissenschaftliche oder naturwissenschaftlich-psychologische Denkrichtung hinaus durch Comte und die Schule der Utilitarier zu einem philosophischen Standpunkt ausgebildet war, der das, was früher auf metaphysischem Wege erstrebt worden war, auf dem Boden der selbständigen Erfahrungswissenschaften zu leisten versprach: nicht bloß in der Begründung der Einheit des Wissens, sondern auch in der Organisation der Kultur durch ein geschlossenes Gedankensystem. Hieraus ergibt sich als eine Hauptfrage an jedes positivistische System: ob der Uebergang von der Wirklichkeitserkenntnis zur Wertbestimmung und ethischen Zielsetzung haltbar sei. Diesen Uebergang bei Laas und Jhering zu studieren, ist das Problem der Abhandlung.

Zum Vergleich werden die maßgebenden Positivisten des Auslandes herangezogen. Bei Comte greift an der fraglichen Stelle des Systems der Wissenschaften, wo auf die Soziologie die Politik zu gründen war, die Wendung zur „Religion der Menschheit" ein: eine aus dem Prinzip der Naturgesetzlichkeit unableitbare Stellung gegenüber „dem großen Wesen" Menschheit, die das „Umschlagen des Positivismus in naturalistischen Pantheismus" bedeutet. In der parallelen englischen Bewegung des Utilitarismus, wo die psychologische Analyse mit selbständigem Anfang in den einreihigen Aufbau des Systems der Gesetzeswissenschaften eingreift, führt diese empiristische Zergliederung der moralisch-sozialen Welt doch nur auf einen Inbegriff von der Gesellschaft nützlichen oder schädlichen Neigungen. Hier zeigt sich, daß nach dem Ausschluß der objektiven Werte wieder die alte Lust-Unlustrechnung den Ausschlag geben muß: es bleibt für die Wendung zur Ethik nur die Hypothese einer Harmonie des wohlverstandenen Eigeninteresses mit dem Glück der Gesamtheit. Beide Wendungen kehren bei Laas und Jhering wieder.

In Deutschland lag dem Eindringen des Positivismus die Erkenntnis gerade der Eigenart der geistig-geschichtlichen Welt voraus. So ist hier die Verbindung der positivistischen mit idealistischen Motiven von der deutschen Bewegung her ein Grundzug der Lage seit 1850 (Misch, Logos VI, 1916). In diesem Zusammenhang ergibt sich die Stellung der ethischen Theorien von Laas und Jhering. Sie heben sich innerhalb einer allgemeinen um 1880 in der deutschen philosophischen Literatur einsetzenden Hinwendung zur Ethik durch die ausgesprochen positivistische Richtung heraus, zeigen dabei aber doch den unaufgelösten Rest der deutschen Geistesphilosophie. Laas hat das Begriffspaar „Idealismus" (Platonismus) und

„Positivismus" in seinem so betitelten Werk (1879, 1882) als die Grundkategorie für die systematische Auseinandersetzung und das historische Begreifen der ganzen philosophischen Arbeit hingestellt, entsprechend dem von Comte geprägten Gegensatz zur „Metaphysik" der „Kanto-Platoniciens". Jhering ist auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften einer der bedeutendsten Zeugen für die Immanenz des philosophischen Geistes in den Einzelwissenschaften, die von positivistischer Seite als eine moderne Endform der Philosophie überhaupt angesehen wird. Seine „historisch-gesellschaftliche Theorie" des „praktischen Lebens" (Der Zweck im Recht, 1877, 1883) berührt sich noch stärker als die Ethik von Laas mit der damals modernen Moralwissenschaft der Engländer; die von dem großen Juristen eingesehene Notwendigkeit, „auf seinem Gebiet Philosophie zu treiben", führte ihn zum Versuch einer psychologischen Grundlegung.

Beide deutschen Forscher suchen durch eine erklärende Theorie der gesellschaftlichen Wirklichkeit das Lebensideal zu begründen im Unterschied von den Denkern positivistischer Richtung wie A. Lange und Riehl, die wegen der Unmöglichkeit des Ueberganges vom Sein zum Wert die Wissenschaft auf die Erkenntnis der naturgesetzlichen Ordnung einschränken und so die Philosophie zerteilen in das System der Wissenschaft und eine davon unabhängig einsetzende nicht-wissenschaftliche Ethik.

2. Laas hat seine Stärke in der Kritik. Er hält an dem Pflichtbegriff fest, sucht ihn aber von seiner idealistischen Grundlage abzulösen, um empirisch von dem Lustprinzip aus eine „absolute Moral" aufzubauen, die zur Ueberordnung des Gesamtinteresses über das individuelle verpflichtet.

Seine Kritik richtet sich sowohl gegen den Utilitarismus wie gegen den Idealismus. Jener muß das Phänomen der sittlichen Verpflichtung wegdeuten, dieser gibt keine zureichende Begründung desselben. Das Argument gegen den Platonismus ist, daß die Rede von „objektiven" Werten und Normen im Sinne eines „an sich Giltigen" eine intellektualistische Verkennung des emotionalen Ursprungs der Werte sei; das Argument gegen Kant ist die historische Relativität der „Forderungen des Gewissens", die als unverträglich gilt mit der Behauptung eines Unbedingten im sittlichen Bewußtsein.

So bleibt als Basis die Lust-Unlustrechnung in Erweiterung auf die soziale Wohlfahrt mittelst der utilitaristischen Hypothese von der Koinzidenz der persönlichen und sozialen Interessen. Auch Laas versteht unter „Begründung" zunächst nur die kausale Erklärung der Entwicklung der sittlichen Normen mit Bezug auf die Zwecke, denen sie dienen; er gibt eine evolutionistische Erklärung der Moral in Darwin-Spencerscher Richtung.

Aber diese Erklärung führt ihn auf das Problem, daß die Normen, „nachdem sie einmal da sind, nicht mehr funktionieren als Ansprüche Einzelner gegen Einzelne, sondern als über allen Einzelnen stehende soziale Gewalten, die allen Pflichten auferlegen". Hier tritt die Auffassung der Gesellschaft als eines „Ganzen" im Gegensatz zur „Assoziation" ein, und nun wird die Verbindlichkeit der Normen begründet auf dem sokratisch-platonischen Gedanken, daß sie die Bedingung für die Möglichkeit sozialer Ordnungen überhaupt sind.

Laas drückt das durch den Begriff der „kollektiv-allgemeinen Zustimmung" (gegenüber der distributiv-allgemeinen) aus; aus dieser Konstruktion

folgt, daß dem Individuum das „Recht“ abzusprechen ist, die von ihm anerkannten sittlichen Ordnungen — und jeder muß Ordnungen überhaupt wünschen — seinerseits zu verletzen. Die Vermittlung mit dem Lustansatz stellt Laas dadurch her, daß er die Lehre der englischen Moralisten von den Sympathiegefühlen fortbildet in der Richtung von Kants Begriff des interesselosen Wohlgefallens. Die „leidenschaftslos und selbstlos urteilende Sympathie“ ermöglicht eine Erweiterung des Blickes, bei der das wohlverstandene Gesamtinteresse „einer größeren Menge fühlender Wesen“ zum „praktischen Beziehungszentrum“ des Wertes der sozialen Güter wird; eine solche Beurteilung durch „einen sympathisch gleichgestimmten Beobachter“ ist eine „objektive“ und als solche ein Maßstab für den „wahren objektiven Wert“ der sozialen Ordnung.

Als wahrhaft wertvoll gilt also das, was im Sympathiegefühl bei maximaler Weite des intellektuellen Horizonts als befriedigend erfahren wird: das Maximum wird durch den Begriff der Menschheit festgelegt, im Sinne eines Inbegriffs „allgegenwärtiger Gesamtinteressen“. Auf der so gefaßten „Objektivität“ der Werte beruht die sittliche Verpflichtung zur Anerkennung der Normen als etwas, „was über uns steht“. Laas reduziert auf diesen Begriff von objektivem Verhalten im Sinne einer universalen Sympathie das Ideal der sittlichen Persönlichkeit, das er kantisch in der Denkfigur einer unendlichen Aufgabe stehen läßt. Aber das Brüchige dieser Konstruktion eines Humanitätsideals auf positivistischer Basis zeigt sich abschließend darin, daß er für die Unterordnung der Sonderinteressen auf das Prinzip der Herrschaft der Intelligenz durch eine äußere Organisation der menschlichen Gesellschaft zurückgreift, im Sinne von Comte, durch eine Zentralstelle, die „das völlig säkularisierte und modernisierte Analogon des mittelalterlichen Papsttums“ sein würde.

3. Jhering. Bei diesem überlegenen Kopf handelt es sich nicht um eine Auseinandersetzung mit den ethischen Theorien, sondern um eine Gesamtanschauung vom menschlichen Leben, die ihm aus der Arbeit am historischen Stoff erwachsen war und zur Aufklärung in einer Theorie hindrängte. Schon beim „Geist des römischen Rechts“ (mit dem Untertitel „Beitrag zur Naturlehre des Rechts“) stand im Hintergrunde der Analyse die Tendenz, eine Hypothese über Entstehung und Natur des Rechts überhaupt durchzuführen. Der „Zweck im Recht“ brachte diese die historische Analyse begründende „Naturlehre“ in Erweiterung zu einer historisch-gesellschaftlichen Theorie des praktischen Lebens überhaupt; diese soll „die ganze Gestalt, welche die menschliche Welt an sich trägt“, begreiflich machen.

Unter Leben versteht Jhering zunächst im positivistischen Sinne die Zweckbeziehung der Außenwelt auf das eigene Dasein, dann aber von seiner geschichtlichen Anschauung aus die ganze Fülle der Zwecke in dem menschlichen Kulturdasein. Er sucht diese Zwecke in ein System zu bringen. Die Systematik sucht er auf genetischem Wege zu finden und greift so — im Gegensatz zur historischen Schule — das Problem des Naturrechts wieder auf, um es mit den Mitteln der entwicklungsgeschichtlichen vergleichenden Methode aufzulösen.

Für diese objektiv auf die historischen Phänomene gerichtete Analyse hat er als Grundkategorie den Begriff des Zwecks, den der Wille sich setzt.

Der Wille gilt hier zunächst, der geschichtlichen Anschauung entsprechend, als eine „schöpferische aus sich selbst gestaltende Kraft“ (I, 25), dem Mechanismus der Natur gegenüberstehend. Inhaltlich bestimmt sind die Zwecke durch die „Lebensbedingungen der Gesellschaft“, verschieden jeweils durch die historische Lage, womit der historische Relativismus zum Prinzip erklärt wird: „das Bestehen und Gedeihen der Gesellschaft ist der Zweck aller ethischen Grundsätze“ (II, 194); „die ganze sittliche Weltordnung ist ein Produkt der Geschichte“ (II, 112). Die Normen, die in einer geschichtlich gesellschaftlichen Lage auftreten, können in Beziehung auf die Motive des Willens erforscht werden: materiale Analyse von Recht, Sitte, Moral. Für die genauere Bestimmung dieser Grundlegung durch den Zweckbegriff nimmt Jhering nun aber die zeitübliche naturalistische Wendung: er setzt den Willenszweck gleich mit dem Interesse und zwar dem Interesse des Indlviduums; so wird der Begriff der „egoistischen Selbstbehauptung“ das Konstruktionsmittel für die Theorie des ganzen praktischen Lebens, die vom alten Naturrecht nun nur noch unterschieden bleibt durch die Benutzung der geschichtlichen Forschung als Stütze für die Hypothese über die Entwicklung des gesamten Zwecksystems.

Hier ergibt sich der positivistische Begriff von der Gesellschaft in scharfer Zuspitzung: die Gesellschaft ist eine bloße „Assoziation“ im Sinne einer Aktiengesellschaft. „Verknüpfung des eigenen Zweckes mit dem fremden Interesse: auf dieser Formel beruht unser ganzes menschliches Leben“ (I, 37).

Mit dieser positivistischen Wendung aber ergibt sich zugleich methodisch als oberste Regel der Analyse die Ableitung des Höheren aus dem Niederen: in den höheren Motiven ist nichts, was nicht aus den niederen abzuleiten wäre. Dem positivistischen Aufstieg „vom Stoff zum Geist“ entsprechend ist Jherings Gang: von der „egoistischen Selbstbehauptung“ zur „ethischen Selbstbehauptung“ durch einen Indifferenzpunkt beider (Sozietät) hindurch. An dem „Punkt, wo das Sittliche durchbricht“ (II, 198), steht die Hypothese des Utilitarismus von der Koinzidenz des individuellen und sozialen Interesses. Und das Stufenprinzip der positivistischen Wissenschaftslehre, die Hierarchie, in der die historische Folge mit der logischen Ordnung übereinstimmt, kehrt in der Konstruktion der Systematik der Zwecke wieder (das Schema der obligatorischen Geschäfte im römischen Recht, „welches ... die historische Stufenleiter der römischen Obligation enthält,“ I, 272, vgl. auch I, 245, 237, 261). Aber dank seinem historischen Bewußtsein stellt er grundsätzlich heraus, daß dieser Stufengang ein „qualitativer Fortschritt“ ist (I, 247; I, 96, 218). Und hier greift die von Hegel ausgebildete Dialektik ein, die wieder der empiristischen Zeitlage entsprechend modifiziert wird: es handelt sich nicht um „die logische Dialektik des Begriffs“, sondern um die praktische des Zwecks (z. B. Individualgebot → einseitig verbindende Norm → zweiseitig verbindende Norm). Für die Durchführung dieser Dialektik dienen konträr entgegengesetzte Begriffe wie die Verschiedenheit und Gleichheit der Zwecke (Fortschritt vom Tauschverkehr zur Assoziation I, 125, 208), tierische Gebundenheit und menschlich verstandesmäßige Freiheit des Blicks, Leben in der Gegenwart und gedankliche Vorausnahme der Zukunft (Fortschritt vom Tauschverkehr zum Kreditsystem, von der ausschließlichen Regulierung der Egoismen durch die

Konkurrenz zur Mitwirkung der Selbstbeherrschung in der Ordnung der Gesellschaft II, 112; I, 167, 265, 136; II, 198). Auf diese Weise wird die „objektive Vernunft“, die auch Jhering in der menschlichen Gesellschaft und ihrer Entwicklung anerkennt, auf eine Gesetzlichkeit reduziert, die der Verstand als den notwendigen Zusammenhang der geschichtlichen Entwicklung zu begreifen vermag: „mit derselben Notwendigkeit, mit der sich nach der Darwinschen Theorie die eine Tierart aus der anderen entwickelt, erzeugt sich aus dem einen Rechtszweck der andere“ (I, 13).

Diese dogmatische Haltung, der zufolge Jhering nicht streng analysiert, sondern im Historischen nur eine Bestätigung für seine Hypothese sucht, vermag sich dem historischen Stoff gegenüber zu behaupten, weil die Grundbegriffe Zweck und Gesellschaft nach dem Zusammenhange, in dem sie jeweils auftreten, modifiziert werden: sie sind bei Jhering nicht eindeutig. So wird die Gesellschaft, die als das „Zwecksubjekt des Sittlichen“ bestimmt wird, zwar prinzipiell als eine unitas compositionis gefaßt, aber gilt doch zugleich als ein „Ganzes“, als ein „belebtes, zur Einheit der Persönlichkeit zusammengefaßtes Wesen“ (II, 192). Und der Begriff der Wahrheit, der prinzipiell in positivistischer Weise ersetzt wird durch den der Richtigkeit im Sinne des „den praktischen Zwecken des Lebens Angemessenen“ (II, 121), verbindet sich mit dem Schatten der Hegelschen Fassung des Wahren als des Ganzen in der Formel: „die Entwicklung ist die Wahrheit“ (II, 122).

Bei dieser Behauptung eines Sinnes der menschlichen Kulturentwicklung treten in die positivistische Fassung der Kontinuität der Kultur die idealistischen Wertsetzungen mit den Begriffen: „ethische Selbstbehauptung“, „Autonomie“, „Würde als Mensch“ hinein, ja auch der göttliche Zweck spielt eine Rolle. Aber Maßstab des Wertes des menschlichen Lebens bleibt doch der Erfolg (hier auf die historische Persönlichkeitbezogen als deren Rückwirkung auf Mit- und Nachwelt), und im einzelnen zeigt sich, wie unvereinbar jene idealistischen Motive mit dieser prinzipiellen Messung der Höhe menschlichen Daseins sind, die Jhering in der Formel zusammenfaßt (I, 259: „Ueber dem Recht steht das Leben“.

JAHRBUCH DER ERSTEN PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN

1922 AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN [Philosophie] Nr. 10

Erich von Gündell, geb. zu Goslar 13. IV. 54.

*Neuzeitliche Klassifikationen der philosophischen Systeme.**

Ref.: Prof. Misch. Prüf.: 24. V. 22.

Mit der historischen Einstellung, in der die Philosophie selbst zum Gegenstand philosophischer Betrachtung gemacht wird, wird die Klassifikation der philosophischen Systeme zu einer wesentlichen Aufgabe. In diesem systematischen Interesse einer „Philosophie der Philosophie" sind auf vergleichend geschichtlichem Wege die Kategorien festzustellen, die bei den bisherigen Versuchen einer solchen Klassifikation zu Grunde gelegt worden sind. Die Arbeit beschränkt sich dabei auf die nachkantische Zeit, in der die Auseinandersetzung der Weltansichten unter einander nicht mehr bloß immanent, als ein Moment der philosophischen Produktion, vollzogen wird, sondern eigens von der Reflexion erfaßt und zu einem historisch und systematisch zu erforschenden Problem gemacht worden ist, sodaß eine Reihe speziell diesem Gegenstand gewidmeter Schriften zusammengestellt werden konnte.

1. Im Verfolg der von Kant gewonnenen Position, durch die der Gegensatz kritischer und dogmatischer Philosophie und innerhalb des Idealismus der neue Begriff eines „transzendentalen" gegenüber dem „problematischen" und dem „dogmatischen" Idealismus festgelegt ist, gibt innerhalb der philosophischen Produktion den ersten Einsatz F i c h t e ' s Wissenschaftslehre mit der radikalen Entgegensetzung von Idealismus und Dogmatismus als den zwei Seiten einer Alternative, auf welche die Entscheidung zur Philosophie zurückgeführt werden kann. Hier ist der Begriff „Idealismus" auf den „transzendentalen" eingeschränkt und entsprechend der Begriff „Dogmatismus" über die übliche, auch von Kant festgestellte Bedeutung hinaus erweitert; die Verknüpfung der kritischen Haltung mit dem Ausgangspunkt vom Bewußtsein gilt als eine in der Sache begründete Selbstverständlichkeit, sodaß der gegenständliche Einsatz eines philosophischen Systems genügt, um dasselbe als dogmatisch zu stempeln. Maßgebend für diese Fassung ist Fichte's „ethischer Idealismus", der den erkenntnistheoretischen Gegensatz zwischen Empirismus (Realismus) und transzendentalem Idealismus zum Ausdruck eines „Entweder — Oder" in der Lebensentscheidung zwischen der „gemeinen Denkart" und der Erhebung zum geistigen Leben macht. So erscheint die zum ethischen Idealismus gehörende Methode des Ausgangs vom Bewußtsein als Grundsatz der Philosophie überhaupt, die sich damit von dem „Dogmatismus" der natürlichen Einstellung abscheidet, welcher „von dem wahrhaften Realitätsgehalt des Daseins abstrahiert".

Sieht man von der neuzeitlich-subjektiven Wendung ab, so tritt das Elementare des Kant-Fichte'schen Gegensatzes von Idealismus und unkritischem Realismus heraus und wird beleuchtet durch Platon's Bild von der „Gigantomachie", in der die „Ideenfreunde" den „Erdgeborenen" gegenüberstehen im Streite um die Bestimmung des Seins; in Platon's objekti-

vistischer Form des Idealismus ist der ihm entgegengesetzte Standpunkt, der historisch durch die Auseinandersetzung mit Demokrit gegeben war, dahin bestimmt, daß er das Sein in den Wirkungszusammenhang auflösen muß durch Gleichsetzung des Seienden mit der Kraft (Dynamis).

In der neueren kritischen Durchbildung, die der von Fichte als Dogmatismus gestempelte Standpunkt im Positivismus als der Philosophie der Naturwissenschaften erfahren hat, tritt derselbe Gegensatz auf, um damit das Ganze der Philosophie zu umspannen, nur mit entgegengesetzter Bewertung der zwei Glieder, wiederum noch innerhalb der philosophischen Produktion. Comte nimmt Platon und Kant zusammen als Vertreter derjenigen Richtung der Philosophie, welcher sich der Positivismus entgegenstellt: die Wendung von dem einen zu dem anderen Gliede des Gegensatzes, die für Fichte die ewige Entscheidung zur Philosophie bedeutete, erscheint hier, in umgekehrter Richtung gesehen, als ein gesetzlicher geschichtlicher Fortgang, in welchem das metaphysische Stadium der Philosophie überwunden wird (Metaphysik der „Kanto-Platoniciens"). — Der so verstandene Gegensatz ist folgerecht durchgeführt in dem Buch von Laas „Idealismus und Positivismus" (1879), wo die sämtlichen Systeme auf die zwei Klassen verteilt werden und Idealismus = Platonismus gesetzt wird.

2. Der Gegensatz Idealismus-Positivismus kehrt auf dem Standpunkt der historischen Reflexion, unter Verflachung seiner systematischen Bedeutung, wieder in den Versuchen, die Mannigfaltigkeit der Systeme auf dem Wege einer psychologischen Konstruktion zu ordnen. Degérando (Histoire comparée des systèmes de philosophie, 1804) gibt, im Zusammenhang mit den psychologischen Arbeiten der ideologischen Schule, eine solche Konstruktion. Die komplizierte Darlegung geht von den Unterschieden in der Erkenntnistheorie aus; er entwickelt sie aus den drei Problemen des Ursprungs, der Gewißheit und des Wirklichkeitswertes der Erkenntnis, kombiniert die drei Gegensatzpaare (Empirismus-Rationalismus, Skeptizismus-Dogmatismus, Materialismus-Idealismus) mit einer psychologischen Analyse des Erkenntnisvermögens in seine Faktoren und sucht nun aus den Variationen im Verhältnis dieser Faktoren zueinander die Gruppierung jener Gegensätze zu verschiedenen „Gesamtsystemen" abzuleiten, auf die die einzelnen, historisch vorliegenden Philosopheme aufgeteilt werden. Dieser mechanisierenden Konstruktion entspricht das Ideal eines Gleichgewichts im Gebrauche der Erkenntnisfaktoren, eine mittlere Linie, die von der echten „Erfahrungsphilosophie" einzuschlagen wäre, um über die Gegensätze hinauszukommen. Für diese Richtung nimmt er Kant in Anspruch.

In bedeutender Vereinfachung und von dem intellektuellen Gebiet in das emotionale verschoben, tritt die Zurückführung des alten radikalen Gegensatzes auf empirisch-psychologische Wurzeln bei James auf (Pragmatismus, 1907), der die Zweiteilung der philosophischen „Temperamente" in tender-minded (rationalistisch) und tough-mindet (empiristisch) gibt, auch hier wieder mit dem Ideal eines Gleichgewichts zur Ueberwindung des Gegensatzes — eine Illustration für die übliche Verkehrung des von Fichte herausgestellten Zusammenhangs von Philosophie und Persönlichkeit ins Empirisch-Psychologische.

3. Die gründlichste Explikation des Gegensatzes, der hier überall gemeint ist, gibt der Neokritizist Renouvier (Esquisse d'une classification

systématique des doctrines philosophiques, 1885/86). Er geht in sachlich gerichteter Analyse von den einzelnen dauernden Grundproblemen der Philosophie aus, den metaphysischen ebenso wie den ethischen und erkenntnistheoretischen, entwickelt die möglichen Stellungen zu diesen Problemen dichotomisch in konträren Begriffsgegensätzen und sucht zwischen den Thesen dieser Gegensätze einerseits und den Antithesen andererseits gewisse innere Beziehungen auf; durch Zusammenfassung dieser Beziehungen wird die Gruppierung der Systeme immer mehr eingeengt, und so gelangt er schließlich zu einem übergreifenden Gegensatze, der es gestattet, die gesamten Richtungen der philosophischen Produktion auf ihn zurückzuführen. Solcher Gegensätze werden sechs aufgeführt: Ding-Idee (Bewußtsein); Unendlich-Endlich; Entwickelung-Schöpfung; Notwendigkeit-Freiheit; Glück-Pflicht; Evidenz-Glaube (croyance). Den übergreifenden Gegensatz findet er in dem — historisch zuletzt maßgebend gewordenen, aber seiner Bedeutung nach primären — erkenntnistheoretischen Gegensatze von évidence und croyance: Evidenz, dem Positivismus zugeordnet, als Gewißheit im Sichhalten an das unmittelbar Gegebene verstanden, sodaß die Unterscheidung in den Gegensatz von Wissen und (kantisch-ethisch verstandenen) Glauben zurückgeht. So verstanden, wird der erkenntnistheoretische Gegensatz aufs engste mit dem ethischen — Anerkennung oder Verwerfung des Pflichtbegriffs — verknüpft; und dieser wird letztlich als entscheidend für die Stellungnahme zu den metaphysischen Problemen befunden. Kant's Sonderung der theoretischen und praktischen Vernunft wird hier fruchtbar gemacht, um die Wurzel der Gegensätze der Systeme in Fichte'schem Sinne aufzudecken. Ein „Glaube“ steht, entsprechend dem Primat der praktischen Vernunft, als Voraussetzung auch hinter der „Evidenz“, weil die Annahme eines philosophischen Prinzips überhaupt als eine Sache der Entscheidung gilt. Daher sind die letzten Gegensätze nicht sachlich auflösbar, die Einheit der Philosophie hat nur die Bedeutung einer regulativen Idee: „denke so, daß jeder deiner Gedanken ein Stück der allgemeinen Philosophie werden kann“.

4. Stellt so die historische Reflexion über die Philosophie ebenso wie die psychologische denselben fundamentalen Gegensatz heraus, der in der philosophischen Produktion sich geltend machte, so liegt doch wieder in Kant selbst, in der in den drei Kritiken entworfenen Gliederung der Philosophie, ein Weg, der über diese Dualität hinausführt: neben der Verselbständigung der praktischen Vernunft gegenüber der theoretischen die direkte Beziehung der Philosophie zu dem mit dem organischen Leben zusammengenommenen Bereiche des Aesthetischen. Wie dieser Weg in der deutschen Bewegung produktiv von dem Schelling'schen Identitätssystem an beschritten worden ist, so wird er auch in der nachfolgenden Reflexion für die Klassifikation der Weltansichten ausgenutzt. Eine Dreigliederung tritt an Stelle des polaren Gegensatzes.

Bei Trendelenburg (Ueber den letzten Unterschied der philosophischen Systeme, 1855) kehrt zunächst der erste Gegensatz wieder, in historischer Bezeichnung als Demokritismus und Platonismus, und sachlich gefaßt als „physikalische oder mechanische“ Weltansicht gegenüber der „organischen oder teleologischen“; er wird zurückgeführt auf die zwei — Natur und Geist umfassenden — Begriffe Kraft (causa efficiens) und Ge-

danke (Bewegung und Zweck, causa finalis). Aber aus dieser Dualität leitet Trendelenburg die Notwendigkeit einer Dreizahl möglicher Weltansichten ab, da die zwei Glieder des Gegensatzes nicht bloß im Verhältnis der Ueber- oder Unterordnung, sondern auch der Indifferenz stehen können. So erhält das Identitätssystem („Spinozismus") eine selbständige Stelle. Diese Konstruktion von drei allein möglichen Weltansichten bedeutet jedoch nicht Koordination im Sinne des relativen Rechts einer jeden von ihnen. Den Maßstab der Beurteilung gibt der Anspruch auf Totalität, den sie nicht alle zu erfüllen vermögen. Die physikalische Weltansicht findet ihre Grenze am geistig-sittlichen Leben, in sie geht aber auch der Spinozismus zurück, da er den Zweckbegriff des Geistes ausschließt; dagegen vermag die teleologische Weltansicht dem Anspruch auf Totalität Genüge zu tun, weil der Zweckbegriff über das bewußte geistige Leben hinausreicht und ihm der Mechanismus untergeordnet ist: „die große Tatsache des Lebendigen führt auf den Gedanken im Grunde der Dinge". Hier liegt Kant's Kritik der Urteilskraft zugrunde; aber diese Erweiterung des ethischen Idealismus überschreitet durch die metaphysische Wendung des Zweckbegriffs die Grenzen, die Kant für die teleologische Betrachtung festgestellt hat.

Mit den von Kant erarbeiteten Unterscheidungen gibt Apelt (Metaphysik, 1857) eine Theorie über „die Spaltung der Wahrheit in die verschiedenen Weltansichten". Hier handelt es sich nicht um die Gegensätze der Systeme, sondern um die im Rahmen der Transzendentalphilosophie feststehende Verschiedenheit der Struckturformen des Wissens, entsprechend dem Zusammenhange von Kant's drei Vernunftkritiken, aber ohne dessen dramatischen Gang und abseits von der metaphysischen Vertiefung der „Geschichte des Bewußtseins" bei Fichte und Hegel, antropologisch wie bei Fries. — Die Notwendigkeit einer Mehrheit von Weltansichten wird aus der menschlichen Beschränkung (Unmöglichkeit einer Erkenntnis des Wesens der Dinge) abgeleitet, der theoretischen Erkenntnis der „Glaube" (die Ideen der Vernunft) gegenübergestellt, aber nun der Versuch gemacht, den Fortgang zu konstruieren, der über den naiven Realismus der natürlichen Weltansicht notwendig hinausführt. Die „natürliche Weltansicht" wird als „morphologische" charakterisiert („das Beharrliche der unmittelbaren Wahrnehmung ist die Gestalt"), das Gesetz dieser Gestaltung wird erfaßt durch die „physikalische Weltansicht" mit den Begriffen Masse, Kraft, Bewegung; durch die Selbständigkeit der inneren Erfahrung ist die „psychologische Weltansicht" garantiert; sie bringt die Zweckgesetze des geistigen Leben und damit die Teleologie hinzu, führt über die Selbsterkenntnis hinaus durch den Zusammenhang von Seele und Welt, in dem „die Gestalt eine geistige Bedeutung gewinnt", und gipfelt in der „sittlichen Ansicht der Dinge". Die menschliche Gesellschaft — kantisch auf das Sittengesetz gestellt — ist der Ursprung aller unserer Begriffe von der selbständigen Geisteswelt: so steht sie durch die Unterordnung unter ein ideales Gesetz auf der „Uebergangsstufe von Naturgesetz zur Idee", von der die physikalische Ansicht ganz ausgeschlossen bleibt. Und der Abschluß ist die „religiös-aesthetische Weltansicht", die sich in der Ausbreitung der ethischen Ansicht über die ganze Natur in der Weise der „Ahnung" ergibt. So erscheint hier als Kern die Dreiheit der physikalischen, ethisch-teleologischen und religiös-aesthetischen Weltansicht.

Die Dreigliederung der Weltansichten entsteht, da die physikalische Weltansicht (Positivismus) ein eindeutiger Begriff ist, durch eine Sonderung innerhalb des Idealismus, indem das Freiheitsproblem einer Willensmetaphysik den Rahmen sprengt und von dem antik-objektiven ein christlich-subjektiver Idealismus sich abhebt. Dieser Zusammenhang mit dem Christentum tritt hervor in dem Klassifikationsversuch von Naville (Les systèmes de la philosophie, 1909), der die Tradition des französischen Spiritualismus festgehalten hat. Hier wird der „Idealismus" — wie bei Trendelenburg der „Spinozismus" — an den Materialismus herangerückt gegenüber dem „Spiritualismus" (Lehre von der Freiheit und dem Schöpfergott), der dem christlichen Denker als relativ beste Lösung gilt.

Dilthey's Konzeption der drei Typen der Weltanschauung zeigt, in diesem Zusammenhang gesehen, zunächst die Beziehung zu der kantischen Dreigliederung; es bleibt auch die kritische Haltung: deutlich beim Vergleich mit Trendelenburg, zu dessen Konstruktion der drei Weltansichten er anmerkt, daß „sie alle drei einer unkritischen Metaphysik angehören". Aber zugleich wird der methodische Fortschritt in der Erforschung des Phänomens der Metaphysik greifbar, die Ueberwindung der intellektuellen Analyse durch die strukturelle, die in ihrer historischen Orientierung von der Totalität als dem Grundzug des menschlichen Lebens und ihrer Spezifikation in „Bewußtseinseinstellungen" ausgeht, um die permanenten Grundformen der Systeme als in sich gegliederte Ganze zu verstehen. Diese Methode der Analyse ermöglicht es, in die Klassifikation der Weltansichten den Satz der „Geschichtlichkeit des metaphysischen Bewußtseins" aufzunehmen: das Spezifische der typischen Grundformen, das die Möglichkeiten der Systembildung auf eine bestimmte Anzahl eingrenzt, wird verflüssigt zur strukturellen Variabilität in der Gestaltung einer Bewußtseinsstellung. Die Frage, ob sich zwei Typen zusammennehmen lassen, um den binären Gegensatz zurückzugewinnen, erscheint als eine sekundäre Angelegenheit des „logischen Arrangements", da die grundlegenden Lebenskategorien unreduzierbar sind (Aufweis ihrer verschiedenen Strukturen). Und andererseits wird von der ganzen Typenlehre das Rational-Fixierende abgestreift, da sie nur als Mittel dienen soll, „tiefer in die Gechichte zu sehen".

5. Dem Unternehmen einer Klassifikation der philosophischen Systeme wäre der Boden entzogen, wenn die Lehre von der Permanenz der Grundformen der Weltansicht nicht zurecht bestände. So bedarf es einer Auseinandersetzung mit Hegel, wie sie auch Renouvier versucht hat, dessen Polemik gegen das absolute System hier ihre Stelle findet.

Zusammenfassend wird festgestellt, daß trotz der Mannigfaltigkeit der Terminologie und der Einteilungsgründe alle Klassifikationen sachlich auf eine beschränkte Zahl von Prinzipien zurückgeführt werden können; dabei scheidet eine Reihe von Termini, die systembildend sein zu können scheinen, aus, weil sie keine Prinzipien, sondern Ableitungen von solchen sind. Für den Gegensatz Empirismus-Rationalismus, der eine übergreifende Bedeutung beansprucht, ergibt sich, daß auch er nur durchführbar ist, wenn entweder auf Seiten des Empirismus der Begriff eines „höheren Empirismus" (Schelling) eingeführt wird, oder der Begriff des Rationalismus so weit gefaßt wird, daß die ratio nicht bloß den Verstand, sondern auch die Vernunft umfaßt.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN
1922 AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN [Philosophie] Nr. 11

Winthrop Bell, geb. zu Halifax (Nova Scotia, Canada) 12. V. 1884.

*Eine kritische Untersuchung der Erkenntnistheorie Josiah Royce's.**

Ref.: Prof. Husserl. Prüf.: 7. VIII. 14.

I. Einleitung.

Seit einigen Jahrzehnten ist in der amerikanischen Philosophie ein bestimmter „Idealismus" vorherrschend gewesen. Selbst die anderen Strömungen — Pragmatismus, Neu-Realismus usw. — haben sich an ihm orientiert, und sich als Opposition zu ihm entwickelt. Der hervorragendste Vertreter dieses Idealismus ist Josiah Royce gewesen, dessen System auf einer Erkenntnistheorie beruht.

Liste der Hauptwerke von Royce, die der Darstellung zugrunde gelegt sind: The Religious Aspect of Philosophy. 1885. — The Spirit of Modern Philosophy. 1892. — The Conception of God. 1897. — Studies of Good and Evil. 1898. — The World and the Individual, Hauptwerk in 2. Bd. 1899, 1901. — Outlines of Psychology. 1903. — The Philosophy of Loyalty. 1908. — Sources of Religious Insight. 1912.

II. Die „erste Ansicht des Idealismus" und die Voraussetzungen der Royceschen Erkenntnistheorie.

Royce unterscheidet einen erkenntnistheoretischen und einen metaphysischen Idealismus. Den ersteren (die Ansicht, daß die ganze gegenständliche Welt aus Elementen von der Art, die man „mental" oder „ideal" nennen kann, besteht) finde man in einer oder der anderen Form bei vielen Denkern, die dem zweiten (Interpretation der ganzen Welt als einheitlicher Ideen- und Willensentfaltung eines „absoluten" oder „göttlichen" Bewußtseins) nicht huldigen. Royce behauptet, nur der zweite ermögliche eine Lösung der vom ersteren gefundenen Probleme. Er entwickelt seine eigene Metaphysik als logische Folge seiner Erkenntnistheorie.

Erkenntnisse sind Tatsachen im einzelnen Bewußtsein. (Royce's Gebrauch der Worte „mind" und „consciousness" impliziert, ohne daß er je eine Frage darüber aufwirft, eine durchgehende Gleichsetzung von „Bewußtsein" und „Seele".) Sie treten aber als Erkenntnis „von" etwas außerhalb dieses Liegendem und (nach der „naiv-realistischen" Ansicht) „an sich" unabhängig vom erkennenden Bewußtsein Bestehendem auf. Wie soll man nun die Erkenntnis auslegen, und wie muß die gegenständliche Welt beschaffen sein, damit eine derartig „transzendente Leistung" (mit all den bekannten Modis des bloßen Meinens, des Erlebnisses einer „Erfüllung" dieser Meinung, des Irrtums usw.) verständlich sei? Nur Seelisches ist der Seele direkt zugänglich. Wie sollte die Vorstellung („idea") eine Korrespondenz mit einem ihr transzendenten Gegenstand behaupten können, der aus anderem als „such stuff as ideas are made of" bestehn?

Diese „Behauptung" findet im Urteil statt. Aber als „bloß psychisches Phänomen" ist das Urteil weder wahr noch falsch. Und „setzt man eine bloß passive Hinnahme dessen voraus, was im Bewußtsein ist, dann hat

man keinen Glauben an eine Außenwelt. ... Eine Zutat zu den bloßen Bewußtseinsdaten — eine mehr oder weniger klare willensmäßige Reaktion — ist an der Vorstellung von einer objektiven äußeren Wirklichkeit mitbeteiligt". Der Urteilsakt, in dem sich dieser Glaube entfaltet, ist auch mehr als ein bloßes Ordnen gegenwärtiger Daten. Diese willentliche (obgleich nicht willkürliche) Operation wirkt an den zuerst „rezeptiv" erhaltenen Daten in unterscheidbaren Stadien — Aufmerksamkeit, welche eigentlich eine bloß subjektiv bedeutsame Rolle spielt, und „Recognition" (selbst in zwei Stufen vollzogen) — und „verwandelt die bloßen Eindrücke in Symbole einer realen Welt", die nun entweder „wahr" oder „falsch" sein können. Bloße „Korrespondenz" genügt hier aber nicht. Der Gedanke selbst muß die Korrespondenz mit gerade dem betreffenden Gegenstand wollen. Aber wenn das Urteil schon einen Gegenstand als seinen Gegenstand bestimmen kann, wie kann es sich noch über ihn irren? Und „da ein Bewußtsein meiner Meinung, selbst wenn es vollständig wäre, doch immer nur Gedanken enthalten könnte, wie kann das Ergebnis einer solchen willentlich-synthetischen Bewußtseinstätigkeit überhaupt Korrespondenz mit einer „objektiven" (d. h. unabhängig von den Schwankungen — dem „ständigen Fließen und Wechseln" — des individuell-immanenten Bewußtseins bestehenden) Weltordnung behaupten oder erzielen? Der einzige Fall, der kein Rätsel mehr aufweist, wäre der Fall, wo in einem „inklusiven Gedanken" Meinung und Gemeintes immanent eingeschlossen und verglichen werden.

Sogar die Selbsterkenntnis weist wesentlich dieselben Probleme auf. Das „cogito, ergo sum" besteht durch Evidenz zurecht. Aber indem man versucht, zu bestimmen, was für ein Ich das so gegebene Subjekt sei, appelliert man schon an Erinnerungen und Erwartungen. „Das flackernde und begrenzte Selbstbewußtsein irgend eines Augenblicks impliziert logisch weit mehr als es direkt enthält."

Royce's Lösung der Probleme ist, daß die Gegenstände „mir" eigentlich nicht transzendent sind. Mein „wahres oder vollkommenes Selbst" muß alle Gegenstände besitzen, die ich in Einzelakten überhaupt meinen kann. Ich muß zu ihnen „schon jetzt in der Relation stehen, in der ich oft zu einem halbvergessenen Namen stehe, wenn ich denselben suche". Das einzelne Bewußtsein ist Moment oder partielle Entfaltung („aspect or organic element") eines „absoluten Bewußtseins" („mind"), welches in einer (im strickten Sinne der mathematischen „Kette") infiniten „Einheit des Denkens" „zugleich all unsere Einzelgedanken und alle Gegenstände der Welt vereinigt". Diese allein kann wahrhaft sein, denn „endliche Systeme" sind „nur relativer, d. h. negativer Bestimmung fähig." Royce findet in seinem „absoluten Idealismus" auch die einzige Lösung dafür, daß die Wahrheit und der Irrtum meiner Meinungen — die Möglichkeit ihrer wirklichen „Erfüllung" oder nicht — eine „reale" und nicht bloß eine „leere" Möglichkeit sein muß. (Denn die Tatsache dieser Wahrheit bzw. Irrtümlichkeit soll ebenso „objektiv" bestehen, wie irgend eine andere.)

Durch eine Analyse der sozialen Bedeutung der gegenständlichen Welt findet sich Royce in seinen Ansichten bestärkt. Die „möglichen Erfahrungen" aller bewußten Wesen sollen Ein System bilden. Und diese „weiteren Inhalte" „machen die Tatsachen, die ich schon als wirkllch anerkenne, aus".

In „The World and the Individual“ greift Royce zu Anfang die Probleme von einem anderen Gesichtspunkte aus an, und entwickelt Einsichten, die in einem anderen Sinne verstanden werden könnten. Er selbst versteht sie aber nicht in diesem anderen Sinne; er kommt zu Resultaten, die im wesentlichen mit denen der anderen Werke übereinstimmen und zeigt dieselben Ansichten vom Wesen der erkennenden Funktion selbst. Er unterscheidet eine „internal“ und eine „external meaning of ideas“. Eine Vorstellung (eben darin von bloßen Empfindungen, Strebungen u. dgl. verschieden) ist ein Gebilde, daß „mir wirklich zum Bewußtsein kommt“. Schon an und für sich, ohne jede Referenz auf ein „Objekt“ definiert, ist sie „ein psychischer Zustand mit einem bewußten Sinn“. Dieser soll ihre „innerliche Bedeutung“ heißen. Die „äußerliche Bedeutung“ umfaßt dann den weiteren eben in jener transzendenten Referenz bestehenden Sinn, den die Vorstellung auch haben kann. Um die innerliche Bedeutung zu präzisieren, unterwirft Royce die Vorstellung einer „psychologischen Analyse“, und behauptet: Bewußtsein sei an und für sich ein zum Ausdruck gelangender Wille; „internal meaning“ sei eine zu partieller Klarheit und ebenso partieller Erfüllung gebrachte Willensabsicht. Der immanente Unterschied zwischen verschiedenen „ideas“ bestehe zum großen Teil in der Verschiedenheit der „plans of action“, welche das sie vollziehende Bewußtsein ausmachen.

Damit ist aber unversehens (obgleich wohl unvermeidlich) in die „internal meaning“ schon die gegenständliche Referenz hineingetragen. Gestützt u. a. auf eine Mehrdeutigkeit des Wortes „meaning“ wird diese Verschiebung des Schemas bei der Betrachtung derjenigen Frage fortgesetzt, welche für Royce schon in den früheren Werken bestimmend war: nämlich wie die Vorstellung ihren eigenen transzendenten Gegenstand bestimmt. Diese ganze gegenständliche Eigenbestimmung wird allmählich in die innerliche Bedeutung aufgenommen, und die äußerliche Bedeutung wird als die wirkliche Beziehung zum Gegenstand charakterisiert. Schließlich wird sie (durch Betrachtungen, die den im vorletzten Absatz dieses Auszugs angegebeuen ähnlich sind) mit dem Gegenstand selbst identifiziert.

Auf dieser Basis vollzieht Royce hier wiederum eine Demonstration des „absoluten Idealismus“, (die „äußerliche“ Bedeutung der „endlichen“ Idee sei in der „absoluten“ Idee auch eine „innerliche“), um dann, gestützt auf die jetzt stärker betonten voluntaristischen Momente, seinen ganzen „metaphysischen Idealismus“ zu entwickeln.

Wenn also bei genauem Verfolgen des Arguments von Royce's Hauptwerk eine Inkonsequenz in der Ausführung seiner anfangs erklärten Absicht konstatiert werden muß, so mag es von Wichtigkeit für eine Klärung des „Erkenntnisproblems“ sein, die in der Sache selbst liegenden Gründe aufzudecken, welche ihm diese Inkonsequenz nahelegten. Es wird an der Hand von zahlreichen Zitaten dargetan, daß „innerlich“ bei Royce nach wie vor vom Standpunkt dessen, was einer Seele „innerlich“ ist, bestimmt wird. Royce weist einmal beispielsweise darauf hin, daß das Wesen der Münze oder des Wechsels nicht in seinem physischen Dasein und den bloß dazugehörigen Eigenschaften besteht. Nun hat die Münze dieses Dasein, und muß es haben. Das was ihr also als Münze „innerlich“

(ihr Wesen ausmachend) zukommt, ist nichts weniger als das, wovon gesagt werden kann, daß es ihr als physischem Ding „innerlich“ sei. Als Orientierungsproblem für die Kritik wird die Frage aufgeworfen, ob Royce's Betrachtung der Erkenntnis als eines an sich — eben qua Erkenntnis — intraseelischen Vorgangs nicht etwa zweierlei wohl zu unterscheidendes „Innerliches“ vermengt und damit die Behandlung des erkenntnistheoretischen Problems in fataler Weise psychologisiert.

Weitere Zitate zeigen, daß für Royce bei einem Erkenntnisakt Völlig-Erkennen In-sich-reell-Einschließen bedeutet. Alles wird für „Ideales“ erklärt, nicht nur weil es etwas sein müsse, was eine „union of ideas“ in symbolischer Korrespondenz vertreten und meinen kann, sondern auch weil es „in“ eine „idea“ als Erfüllung ihrer „Absicht“ müsse aufgehen können.

Royce ist sich der geschichtlichen Quellen verschiedener Elemente seiner Theorien durchaus bewußt, bestreitet aber mit Recht, einen bloßen Eclecticismus getrieben zu haben.

III. Kritik von Royce's Voraussetzungen. Der eigentliche Boden einer Ekenntnistheorie. Die reine Wesenslehre des Bewußtseins.

§ 1. Gegenstand-sein birgt für Royce nur dann keine Probleme, wenn es Element-sein im erkennenden Erlebnis als psychischem Ganzen bedeuten soll; seine Lösung der erkenntnistheoretischen Probleme beruht auf der Voraussetzung des Gefangen-seins des Denkens im Rahmen der eigenen Vorstellungen des denkenden Subjekts. Als zentrale Frage ergibt sich also: Sind wirklich „Ideen“ („seelische Inhalte und Zustände“) die einzigen unmittelbaren Erkenntnisobjekte? Eine erkenntnistheoretische Untersuchung, welche die Ansprüche der Erkenntnis überhaupt erforschen will, darf nicht (mit Royce) bei der Beantwortung ihrer Fragen psychologische Feststellungen heranziehen, da man dabei die Gültigkeit gewisser Erkenntnisse voraussetzt. Die Auszeichnung gewisser „Inhalte“ als „bewußter“ u. dgl. kennzeichnet sie nur als selbst weitere Gegenstände der Erkenntnis und man ist am eigentlichen Erkennen vorbeigeraten. Ob man das, was Royce also über „Erkennen“, „Bewußtsein“, „Seele“ usw. voraussetzt, wirklich annehmen darf, kann sich nur aus einem direkten Ansehen des Wesens der Erkenntnis selbst ergeben.

§ 2. Der Vorschlag, dieses direkte Ansehen zu versuchen, erweckt verschiedene Bedenken: Weshalb ein eigenartiges Verfahren bei einem so nahen Thema wie dem Erkennen nötig sei; ob wir es ausführen können, ohne unsererseits gewisse Erkenntnisse vorauszusetzen (also ohne einen *circulus vitiosus* zu begehen); wie man das „Wesen der Erkenntnis“ in einer anderen als der Royceschen Weise „ansehen“ könne usw.

§ 3. Daß man für die Erkenntnisforschung eine unmittelbar anschauende Analyse der Natur des Themas fordert, die bei anderen Wissenschaften nicht nötig ist, beruht auf der Tatsache, daß man es in allen anderen Wissenschaften mit gegenständlich Gegebenem zu tun hat, dessen Natur man in der gewöhnlichem Einstellung hinnimmt und in dieser Identität eben als gegeben intuitiv festhält, während die Erkenntnistheorie eigenartig ist in ihrem Versuch, das für alle Gegenständlichkeiten Gebende zu untersuchen. Royce behandelt dieses unter einem Schema, welches nur

die Relationsformen des reellen Enthaltenseins und des äußerlichen Verbundenseins zuläßt. Nur ein direktes Anschauen der Erkenntnis selbst als solcher (nicht also notwendigerweise als psychichem Faktum) kann entscheiden, ob dieses Schema ihrer wirklichen Natur und damit ihrer eigentlichen Problematik angemessen sei. Daß die Akte, in denen wir uns auf die Mannigfaltigkeit der Welt richten und die in irgend einem Sinne die problematischen „Gültigkeitsansprüche" erheben, selbst von korrelativ mannigfacher Art sind und diese Ansprüche nicht erst auf dem Umweg über Wahrnehmungsurteile oder dgl. stellen, bleibt Royce infolge seines fertigen Schemas verborgen.

§ 4. Wir wollen Erkenntnis von Erkenntnis gewinnen, um die eigene Natur der Gültigkeitsansprüche der Erkenntnis festzustellen. Royce behauptet, die Reflexionsabsicht eröffne einen *regressus in inf.*, der einem *circ. vit.* gleichkomme, wenn man vor der „unendlichen Mannigfaltigkeit" der „absoluten Idee" Halt macht. Dies wäre aber nur dann der Fall, wenn das Erkennen von vornherein irgendeine Abspiegelungs- oder Abzeichnungsfunktion wäre und wenn der „Erkenntnis von Erkenntnis" die Aufgabe einer Begründung der Ansprüche des Erkennens überhaupt zugesprochen würde. In Wahrheit dienen in diesem Falle (zu dem wir verschiedene Analoga aufweisen können), obgleich ein gewisser Regressus oder „Kette" möglich ist, seine weiteren Glieder nicht dem Erkennen des ursprünglichen Gegenstands; der Regressus ist aber „unschädlich" — nicht einem *circ. vit.* gleich.

§ 5. Kann man die „Natur" der Erkenntnis und nicht bloß (in der Weise der psychischen „Introspektion") einzelne tatsächliche Erlebnisse „anschauen"? Zur Orientierung ist festzustellen, daß wir bei jeder Wahrnehmung außer dem vermeinten Gegenstand-an-sich zweitens diesen Gegenstand-wie-vermeint und drittens das bloße „Was" dieses Gegenstandes, unterscheiden können, welches dasselbe beim vorgetäuschten, erinnerten usw. wie beim (vermeintlich) wahrgenommenen Gegenstand und stets ein Allgemeines ist. (Jedem dieser Drei sind verschiedene Prädikationen relevant usw.) Den Unterschied zwischen „Was" und „Daß", „Essenz" und Existenz" hat Royce behandelt, das „Was" aber als „innerliche Bedeutung" gedeutet. Dagegen muß man feststellen, daß dieses Was des Gegenstands (oder seiner Art) nicht der „inneren Reflexion" zugänglich ist, daß die Irrtumsmöglichkeiten bezgl. seiner von anderer Art als die der „inneren Anschauung" sind (*vide* die Geometrie). Es ergibt sich ein prinzipieller (evtl. noch zu präzisierender) Unterschied zwischen Tatsachenerkenntnis und Wesenserkenntnis.

§ 6. Royce will den Unterschied zu einem graduellen stempeln, indem unsere gewöhnliche Erkenntnis mit dem („innerlichen") „Was" das Postulat des „Daß" — des induviduellen Daseins — verbindet, welches im „absoluten Selbst" wiederum ein „Innerliches" sein müsse. Tiere und Kinder „passen sich dem Was ihrer Welt an", und das primäre Bewußtsein sei ein solches „vom vagen Universellen". In Wahrheit ist aber Wesenserkenntnis nicht empirische Tatsachenerkenntnis mit bloßer Weglassung einer bei dieser postulatorisch vollzogenen Daseinssetzung. Es ist zweierlei, individuelle Gegenstände nach ihren allgemeinen Merkmalen zu erfassen, und letzterer als solcher bewußt zu werden. Die Momente der „Wesen",

rein als solche betrachtet, zeigen strenge Gesetzmäßigkeiten unter sich und betr. ihrer möglichen Synthesen; und es ergibt sich hier die Möglichkeit „synthetischer Erkenntnisse apriori“ auf dem Wege der direkten „Einsicht“, die individuelle Anschauungen als exemplarischen Boden gebraucht, aber nicht „aus“ ihnen gewonnen werden kann. Der ganze Sinn und die ganze Struktur der zwei Erkenntnisarten ist ebenso wie ihre Gegenstände verschieden; die eine nicht irgendeine bloße Abart der anderen[1]).

§ 7. Bei Royce geht dies entsprechend seinem vorausgesetzten Schema verloren, weil er über der „Willkürlichkeit“ der „Begriffsbildung“ dasjenige übersieht, was die „subjektive Verstandestätigkeit“ dabei leitet und ihr Grenzen setzt.

§ 8. Man nehme z. B. irgendeine Dingwahrnehmung vor, um das, worin bei ihr das Erkennen besteht, wesensmäßig festzustellen. (Jeder, der weiß, was: ‘ein Ding wahrnehmen’ heißt, kann diese Feststellungen, auch ohne dieselbe Wahrnehmung zu vollziehen, selbst prüfen, wie es der Leser einer Tatsachenbeschreibung nicht kann.) Es stellt sich ein möglicher Doppelsinn von „Datum“ heraus. Den „Fluß“ der „psychischen Daten“ kann ich finden und beachten; er ist aber erst in einem zweiten Akte mir gegenständlich „gegeben“. In der originären Wahrnehmung kommt mir ein Ding, nicht aber wiederum diese „Daten“ (was sie auch für eine Rolle beim ganzen Erlebnis spielen mögen) zur erkenntnismäßigen „Gegebenheit“. Echte „Vorstellungen“ kann ich mir beliebige vom Dinge machen. Sie aber und auch jeder symbolische Vertreter müssen einen Hinweis auf ein originäres direktes Erkennen des Vertretenen enthalten, wenn man das Symbol als Symbol soll überhaupt meinen können. Vom einen Ding kann die Darstellungsweise zweifellos innerhalb weiter Grenzen variieren. Die Beachtung ihrer ist aber nie und nimmer Wahrnehmung des Dinges. Royces Schema erweist sich als für das Thema eigentlich irrelevant.

§ 9. Wie der Gegenstand „im“ Erkenntnisakt „gegeben“ werden kann, wenn nicht alle möglichen Gegenstände von vornherein psychische Größen sind, hat seine Problematik, wenn auch nicht nach Royceschem Schema. Die Sache erscheint „rätselhafter“ als anderes nur wenn man Erkennen = Inklusion deutet. Und Royce zeigt sich mitunter dessen bewußt, daß Erkenntnis von Seelischem selbst ebenso problematisch ist. Royce verfolgt eine an die Cartesische erinnernde Betrachtung, nur um schließlich festzustellen, daß das Subjekt des *cogito* „zugleich das am besten und am wenigsten bekannte Besitztum unserer Erkenntnis“ sei, und die „volle Realität“ des „absoluten Ich“ „logisch fordere“. Wenn man aber bei der *cogitatio* selbst bleibt, so findet man das Problematische des spezifsch Erkennens in ihr enthalten (wie auch das reale Ich weiter bestimmbar sein möge: dieses Ich ist erst Thema für weitere Akte). Was zur Erkenntnis als solcher gehört, kann also in einem Gebiet studiert werden, dem eine besondere Evidenz eigen ist.

§ 10. Royce’s Ansichten über „Evidenz“ zeigen sich bei der Analyse schwankend und inkonsequent. Dies beruht darauf, daß er Evidenz nur als eine mögliche weitere psychische Tatsache kennt — als ein zu ge-

---

1) Zum Thema der Wesenserkenntnis wird auf Husserls Schriften verwiesen.

wissen Erkenntnisakten hinzukommender Stempel oder eine Garantie der Gültigkeit; was, da es wieder erkannt werden müßte, einen bösen Regressus (cf. § 4) implizieren würde. In der direkten Betrachtung von Erkenntnissen aber finden wir Unterschiede bezgl. ihrer Evidentheit, welche in einer Varietät der möglichen Modi und Grade ein ihnen immanenter Charakter ist, und von der (reflexiven) Erkenntnis von dieser Evidentheit prinzipiell verschieden ist. Sie ist kein Anhängsel lediglich „auf subjektiver Seite", sondern eine Modifikation der gegenständlichen Seite im Akte auch. Bei der „Einsicht" z. B. (welche geradezu der Name für adäquate Wesenserkenntnis ist) ist nicht nur das Einsehen, sondern wird auch korrelativ die eingesehene Wahrheit „evident". Hier wieder zeigt sich Royce's Schema der eigentlichen Problematik des Themas völlig unangemessen.

§ 11. Bei der Frage, welcher Art die Evidenz bei Erkenntnis vom Wesen der Erkenntnis sein kann, ist eine Kritik gewisser Ansichten Royce's über Irrtumsunmöglichkeit in einem bestimmten Gebiet von „inneren" Gegenständen am Platze. In Bezug auf Eigenschaften, Zustände, usw. meines „realen" (psychisch-empirischen) Ichs erweisen sich die Evidenz- und Irrtumsmöglichkeiten als andere als in Bezug auf das immanent gegebene Was der Erkenntnis, wo eine adäquate Einsicht möglich ist. (Royce's Beispiele sind gut; seine Auslegung ihrer Bedeutung ist fehlerhaft.) Als Subjekt der Erkenntnis kommt in der Immanenz nicht das seelisch-empirische Ich, sondern ein „rein"-erkennendes Ich in Betracht.

§ 12. Royce könnte einwenden, wir seien nur auf seinen eignen Ausgangspunkt zurückgekehrt, mit dem einzigen Unterschied, daß wir uns jeden Weg zur Lösung der Probleme verbaut hätten. Daß psychische Gebilde — Erkenntnisakte — nicht nur äußerliche Relationen haben, sondern daß dieses „Haben" ihnen zugleich immanent sei, sei gerade das Problem gewesen. Die Frage ist also: ob Erkenntnis vom Wesen-der-Erkenntnis-selbst doch nach allem eine psychologische Wesenserkenntnis ist? Die Frage, weshalb die Sache dann unlöslich rätselhaft erscheinen müßte, führt auf eine Untersuchung des Sinnes des „Psychologischen". Die spezifische Einheit dieser Sphäre zeigt sich in seelischer Zugehörigkeit. Wenn wir aber die Erkenntnisakte qua Seelenzustände betrachten (was auch möglich ist), sehen wir gerade vom spezifisch Erkenntnismäßigen (für welches es überhaupt keine „schematischen" Analoga sonst gibt) an ihnen ab. (Cf. Royces eigene Andeutung davon: unter Kap. II in diesem Auszug, zu Anfang des dritten Absatzes). Das zum Schluß des Kap. II angeregte Bedenken über Royces Deutung dessen, was der Erkenntnis qua Erkenntnis „innerlich" sei, erweist sich als vollkommen berechtigt; jeder Versuch, die eigentlichen Erkenntnisprobleme von psychologistischem Standpunkte anzugreifen, als „nicht eine Vermehrung, sondern eine Verunstaltung der Wissenschaften".

§ 13. Es erübrigt noch, den Boden zu untersuchen, auf dem die eigentliche Problematik einer Erkenntnislehre erwächst. Bei der Erkentnis, wie bei jedem Thema, muß die Sache selbst das, was bei ihr die vernünftig angreifbaren Probleme sind, diktieren, und es hat keinen Sinn, sie in Beziehungen „rätselhaft" zu nennen, welche ihr nicht eigen sind. Letzteres muß man Royce u. a. betr. seiner Behandlung der Frage der Einheit der

gegenständlichen Meinung bei „fließender“ Mannigfaltigkeit der Bewußtseins-„daten“ vorhalten. Infolge seiner Voraussetzungen, seines losen Gebrauchs des Wortes „ideal“ und der einseitigen Orientierung an der Urteilssphäre (cf. § 3, zum Schluß) ist ihm entgangen, daß die Bewußtseinsaktivität (im eigentlich „prägnanten“ — die „Gültigkeitsfrage“ erhebenden — Sinn von „Bewußt-sein“) verschiedene „Qualitäten“ zeigt, welchen in gewissen Grenzen wesensmäßig die Natur ihrer Gegenständlichkeiten entspricht; daß diese verschiedenartigen Bewußtseinsakte unter sich einsichtig-apriorischen Gesetzmäßigkeiten unterworfen sind; und daß der „mannigfache Wechsel“ der Erlebnisse, in welchem die eine „Intention“ (das „meinende“ Sich-Richten auf einen Gegenstand) sich konstituiert und kontinuierlich erhält, durch ebenso apriorische Gesetze geregelt ist. Die eigentliche Aufgabe der Bewußtseins- („Erkenntnis-“)lehre besteht in der systematischen Aufsuchung dieser apriorischen Gesetze; ihr Umfang ist derjenige der „intentionalen Akte“ als solcher.

§ 14. Royce ist manchmal nahe daran, die Intentionalität rein zu fassen; aber seine Mißdeutung ihrer als Willenstatsache hat ihn daran gehindert. Willensakte sind selbst eine Art der intentionalen Akte. Durch seine Behandlung der „Bedeutung“ als (individuellen) subjektiven Faktums entgeht ihm die eigentliche Signifikanz der Identität des Sinnesgehalts aller intentionalen Erlebnisse von gleichem Wesen. Eben damit wird es ihm unmöglich, die hier waltenden apriorischen Gesetzmäßigkeiten anzuerkennen. Auch vermengt er Geltungsäquivalenz und Bedeutungsidentität. (Ein Unterschied, der sich von fundamentaler Wichtigkeit für das Verständnis der Sache zeigt.)[1])

§ 15. Eine Aufdeckung einiger der einfachsten apriorischen Strukturgesetze des „Bewußtseins-von“ eröffnet als Horizont eine unendliche Fülle von Aufgaben, die der Erforschung in dieser Region erwachsen muß. Wie sie in der von uns geforderten Einstellung die Royceschen Schwierigkeiten in Angriff nehmen könnte, zeigt sich am Beispiel des Erfüllungsphänomens. Es zeigt sich mitunter, daß Royce dabei zweierlei „Andere“ bei einem meinenden Akt vermengt: das „Andere“, welches ich meine, und welches mir die „erfüllenden“ Akte weiter und voller (bezw. anders) aufweisen sollen, und das „Andere“, welches diese Aufweisung vollzieht. Daß die Gegebenheitsweise dinglicher Eigenschaften (wesensmäßig — also für jedes nur mögliche Bewußtsein) die der „Erscheinungen“ ist, beklagt Royce deshalb als eine „Begrenztheit des menschlichen Typus vom Bewußtsein“, weil er für uns Erscheinung gleich Schein, für das göttliche Bewußtsein gleich Darin-Vorkommen interpretiert. In den von uns geforderten Forschungen untersuchen wir nicht „unsere bloßen Phantome“ (Royce) sondern intentionale Phänomene — das, worin sich uns etwas seinem Wesen nach originär zeigen (und nicht nur „symbolisch“ anzeigen) kann. Husserl, dem zuerst die systematische Aussicht auf das Gebiet dieser Art der Bewußtseinsforschung geworden ist, hat sie demgemäß „Phänomenologie“ genannt.

---

1) Dieselbe Vermengung ist auch bei den meisten der bisher einflußreichen Darstellungen der reinen Logik zu konstatieren — an einem Ort, wo sie besonders verhängnisvoll werden muß.

§ 16. Die dieser Wissenschaft zugrunde liegenden „Postulate" sind keine Hypothesen, sondern zur Einsicht zu bringende *Principia*. Innerhalb der Bewußtseinslehre selbst dienen sie nicht als Obersätze zur logischen Ableitung des Folgenden, sondern jeder Satz der Wissenschaft muß in gleicher Weise einsichtig gemacht werden. (Was nicht besagt, daß diese Einsicht in jedem Falle leicht zu erzielen sei!) Es zeigt sich, daß zu ihrem Gebiet die Forschung der eigentlichen Problematik der Erkenntnis gehört: Was bei allen Formen des „Bewußtseins-von" der „Geltungsanspruch" und seine Normen bedeuten; was „Erscheinung", „Bedeutung", „Irrtum", „Vernunft" usw. in ihrer Eigenart sind; und die Erforschung des Sinnes der Parallelität zwischen gültigen Erkenntnissen und wirklichem Sein. Sie bereitet also nicht nur der erkenntnistheoretischen Arbeit den Boden, sondern hat sie selbst zu leisten.

1922 [Klassische Philologie] Nr. 12

Ewald Deneke, geb. zu Bremen 11. X. 93.

De Platonis dialogorum libri Vindobonensis F memoria.

Ref.: Prof. Pohlenz. Prüf.: 1. III. 22.

Die Dissertation ist im Druck in Göttingen 1922 erschienen und in der Buchhandlung von Robert Peppmüller, Göttingen, käuflich.

1922 [Vergleichende Sprachwissenschaft] Nr. 13

Wolfgang Krause, geb. zu Berlin-Steglitz 18. IX. 95.

Die Wortstellung in den zweigliedrigen Wortverbindungen, untersucht für das Altindische, Awestische, Litauische und Altnordische.

Ref.: Prof. Hermann. Korref.: Prof. Andreas, Prof. Schröder. Prüf.: 23. VI. 20.

Die Dissertation ist im Druck erschienen in der „Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung" Band 50, S. 74–129.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN

1922 AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN [Klassische Philologie] Nr. 14

Johannes Heinrich Grashoff, geb. zu Bremen 21. IX. 93.

*Beobachtungen zur Stiltechnik der Dichter Cicero, Catull und Tibull.**

Ref.: Prof. Reitzenstein. Prüf.: 27. VII. 21.

An ein paar sprachlichen Beobachtungen nachzuweisen, welche Bedeutung die Neoteriker für die Ausbildung der lateinischen Dichtersprache der Reifezeit haben, ist Zweck der Arbeit. Sie nimmt als Typen dreier Entwicklungsstufen die Dichter Cicero, Catull und Tibull, ohne natürlich die anderen ganz beiseite zu lassen, und wählt als Ausgangspunkt die Beobachtung der Wiedergabe von eigenschaftsbestimmenden Zusätzen zu den nomina propria und nomina appellativa durch den ablativus qualitatis. Dabei ist als Voraussetzung eins zu bedenken: die nahe Verwandtschaft des abl. qual. mit dem abl. instr. Die Grenzen zwischen beiden sind fließend, und in vielen Uebergangsfällen wird eine glatte Entscheidung sich nicht geben lassen. Sind wir aber imstande, einen Einfluß des Verbums auf den Ablativ zu konstatieren, so werden wir den betreffenden Ablativ nicht als eigenschaftsbezeichnend buchen dürfen. Es handelt sich dann meistens um den Ablativ des begleitenden Umstandes.

Dem abl. qual. parallel steht bei Ennius, Lukrez und Cicero eine Konstruktion mit cum; daß diese auch für den Ablativ des begleitenden Umstandes eintritt, liegt in der Natur der Sache. Es sind zumeist metrische Gründe, die für die Anwendung der einen oder andern Ausdrucksweise maßgebend waren.

Der zu behandelnde abl. qual. tritt uns am schroffsten entgegen in Beispielen wie Ennius annal. 263 (Vahlen[2]): amaro corpore buxum. Er ist hier weiter nichts als ein Ersatz für das epitheton ornans und steht einem einfachen Adjektiv völlig gleich. Häufen sich die Bestimmungen, so wechselt der Dichter im Ausdruck und setzt Partizip, Adjektiv und abl. qual. gleichberechtigt neben einander (typisch ist Lukrez V, 33). Beschränken wir uns zunächst auf die Ablative in der Zusammensetzung mit corpus, so finden wir bei Cicero (Poetae Lat. minor. ed. Baehrens. I. Leipzig 1879) fünf Beispiele rein qualitativen Charakters, wobei zu beachten ist, daß zum Teil mehrere Bestimmungen neben einander erscheinen. In 8 andern Fällen ist der Ablativ dem Verbum anzugliedern und dadurch erleichtert. Einer besonderen Erörterung bedarf die Stelle »defixo corpore Perseus« in Vers 21. Dort ist nach dem besseren Codex D überliefert:

> e pedibus natum summo Jove Persea vises,
> quos humeros retinet defixo corpore Perseus,
> quam summa ab regione Aquilonis flamina pulsat.

Der Text ist also unverständlich und wird auch nicht durch die abweichenden Lesarten von H (pulsant für pulsat) und die Besserungen einiger Herausgeber (quem für quam, umeris für umeros) restlos gesäubert; denn auffallend und störend wirkt sofort die doppelte Nennung des Namens Perseus. Wir müssen versuchen, sie zu meiden, und finden einen Ausweg

darin, daß wir aus dem abl. qual.: defixo corpore Perseus einen Ablativ des begleitenden Umstandes machen: defixo corpore serpens! Diese Verbindung hat Cicero oft und nicht nur bei Sternen, wo das Bild der in Schlangenwindungen vor sich gehenden Bewegung am Platz ist, sondern auch bei den Fischen und dem Schwan.

Sehr verlockend wäre für unsere Fassung »defixo corpore serpens« Baehrens Lesart des folgenden Verses: »qua ...... pulsant«. Derartig absoluter Gebrauch von pulsare läßt sich aber nicht rechtfertigen; wir müssen an »quam« festhalten und folgendermaßen lesen:

e pedibus natum summo Iove Persea vises,
quos umeris retinet defixo corpore serpens,
quem summa ab regione Aquilonis flamina pulsant. —

Bei der Konstruktion mit cum finden wir unsere Beobachtungen bestätigt: qualitative und vom Verbum abhängige Bestimmungen treten auf. Lukrez gibt dasselbe. Catull hat eine Umschreibung mit corpus in unserm Sinne nicht, ebensowenig Tibull.

Gehen wir nun zu den andern Ablativen über, so finden wir bei Cicero und Lukrez wieder einen reichen Gebrauch. Anders Catull. Was bei den älteren Dichtern geläufige Konstruktion ist, wird bei Catull eine vereinzelte Erscheinung. Typisch war der völlige Bruch mit der corpore-Formel, d. h. daß der abl. qual. als Ersatz für das einfache Adjektiv verschwindet; nur komponierte Adjektive oder andere Konstruktionen finden gelegentlich durch den Ablativ einen Ersatz. Die Häufigkeit des Vorkommens ist in den einzelnen Gedichtsarten sehr verschieden; am größten ist sie naturgemäß in den längeren Gedichten, in denen ein höherer Ton durch den Stoff selbst bedingt ist. Wo die epische Erzählungsweise das Antiquierende des Stiles unwillkürlich bewirkt, werden wir unsern abl. qual. am ehesten zu suchen haben. Weniger Belege geben die kleinen Gedichte lyrischen Charakters, und fast leer ausgehen müssen wir bei den sogenannten Epigrammen. Von den 15 Ablativen, die höchstens in Betracht kommen, sind rein qualitativ nur 6 und zwar, mit einer Ausnahme, in der Form, daß sie im Wechsel mit anderen Bestimmungen auftreten. Wird der Ausdruck schon dadurch erleichtert, so zeigen die von uns hinzugefügten Ennius- und Lukrezverse, daß die bewußte oder unbewußte Abhängigkeit von älteren Werken den Dichter beeinflußt hat.

Bei Tibull (I. u. II. Buch) fehlt der abl. qual. als Zusatz völlig.

Als zweiten Punkt der Betrachtung wählen wir die Wortkompositionen. Sie sind wie der abl. qual. ein Mittel, den Begriff bestimmter zu fixieren und ausdrucksvoller zu machen. Welcher Ton durch ihre Anwendung in einen Ausdruck hineingelegt wird, haben wir uns zunächst durch eine Uebersicht der Entwicklung im Griechischen und Altlateinischen vergegenwärtigt. Wichtig ist die Nachahmung der griechischen Vorgänger durch Ennius, Pacuvius, Accius und besonders wichtig die kühne Wortbildungskunst des Laevius, der in der Dichtungsart des »παίγνιον« den Catull beeinflußt.

Wortkompositionen bedingen hohen Ton oder — karikierend komischen, d. h. was die große Poesie in ernster Absicht verwendet, gebraucht die Komödie zum Parodieren. Wo wir im Deutschen ganze Sätze formen müssen, um eine Charakteristik zu geben, genügt für den Lateiner und

mehr noch für den Griechen infolge der Bildungsart ihrer Sprachen die Wortverbindung. Daraus folgt für die διπλᾶ und τριπλᾶ nicht nur die Eignung zur Beschreibung, sondern auch zur Umschreibung. Wir finden deshalb zusammengesetzte Wörter oft in Rätseln, Orakeln und Stellen, die einer rätselhaften Andeutung gleichkommen. Das ist bemerkenswert für unsere Beobachtungen, bei denen die Gewohnheit der Alexandriner, allerlei Gelehrsamkeit in umschreibenden Andeutungen unterzubringen, eine Rolle spielen wird.

Bei Cicero sehen wir Folgendes: Sondern wir griech. Wörter, direkte Uebersetzungen, termini technici und leichtere, auch in Prosa übliche Bildungen aus, so bleibt noch eine stattliche Zahl von Kompositionen, die zeigen, daß der Dichter durchaus auf dem Boden des altlateinischen Sprachgebrauchs steht. Alle poetischen Werke Ciceros, die wir für unsere Untersuchungen heranziehen konnten, haben ein Gemeinsames: den hohen Ton und Stilcharakter. Dadurch ergibt sich ein einheitliches Bild, das wir in seiner Gesamtheit als Vergleichspunkt festhalten müssen, wenn wir unsern Blick auf Catull und Tibull lenken. Cicero schreibt hohen und zumeist epischen Stil, und für diesen bietet sich ihm in den Wortkompositionen ein Mittel, das durch den Sprachgebrauch seiner Vorgänger fest eingewurzelt ist. Nicht aus irgend einer besonderen Absicht tritt die Komposition an den einzelnen Stellen auf, sondern als selbstverständlicher Bestandteil der ganzen Dichtungsart.

Ein Gleiches finden wir bei Lukrez, der ebenfalls kräftige Einwirkungen der altlateinischen Schriftsteller spüren läßt und von sich aus in der alten Richtung weiterbaut.

Catull zwingt uns zu ganz anderer Betrachtungsweise. Statt einer breit angelegten Dichtung haben wir bei ihm eine große Zahl kleiner Stücke, statt des einen alles umfassenden Stilcharakters den buntesten Wechsel in Ton und Grundstimmung. Auseinanderzusetzen haben wir uns dabei mit den Worten Nordens (Vergilkommentar[2] zu Vers VI, 141): »Mit der freien Wortkomposition sind die augusteischen Dichter, da die sprachschöpferischen Versuche früherer Dichter (zuletzt der Neoteriker), die lateinische Sprache nach dem Muster der griech. zu bereichern, durch das Verdikt der Analogisten ... gebrandmarkt waren, äußerst zurückhaltend.« Wir haben zu prüfen, ob bei den Neoterikern wirklich von einer freien Wortkomposition die Rede sein kann!

Als Ausgangspunkt diene Carmen 64, das Epyllion, von dem aus am ersten eine Anknüpfung nach rückwärts möglich ist. Es bringt nichts Ueberraschendes und Außergewöhnliches. Catull kommt bei hohem epischen Ton trotz der Abneigung der νεώτεροι gegen die Ueberschätzung des Ennius nicht ganz von den archaischen Kunstmitteln los. Rein äußerlich geht allerdings die Zahl dieser Kunstmittel zurück.

Carmen 63 hat verhältnismäßig viel διπλᾶ; sie erklären sich aber in den Galliamben aus Gründen der Metrik. — Nähere Behandlung verdient Carmen 7, das uns »lasarpicifer« bringt: Birt (Philol. 63) macht auf die vielen kyrenischen Angaben aufmerksam und fragt, ob dem Dichter etwa ein Poem des Callimachus vorlag. Ein solches lag tatsächlich vor, denn einmal weisen einzelne Uebereinstimmungen (wie Messung Κῦρήνη, Form Libyssa) auf Callimachus, und dann haben wir in der griechischen Epi-

grammatik Niederschläge des in unserm Gedicht vorgetragenen Gedankens, die auf callimacheischen Vorgang führen: A. P. XII, 145, wo im 4. Vers für *ψεκάδα* »*δεκάδα*« zu schreiben ist. vgl. ferner A. P. XVI, 52, 8. *δεκάς* für Zahl hat Callimachus; also auf ihn wird in dem Epigramm XII, 145 sowohl der Gedanke von dem libyschen Sande wie der Ausdruck *δεκάς* für Zahl zurückgehen (letzte Quelle ist Homer Ilias II, 126). Dann aber entstammt seinem *παίγνιον* die ganze Grundidee von Catulls 5. und 7. Gedichte. Callimachus macht Häufchen von je 10, Catull von 100 und 1000. Catull 48 ist wahrscheinlich älter, denn es gibt die Idee noch einfach, aus der dann durch Uebertragung des callimacheischen Bildes Carmen 5 und 7 herauswachsen. Zudem läßt die süßliche Sprache von 48 (mellitos oculos), die der Dichter später meidet, auf frühere Abfassung schließen.

Die Wortkomposition »lasarpicifer« von Carmen 7 hat also wahrscheinlich alexandrinisches Vorbild. Das Gedicht selbst gehört der Frühzeit an wie ein anderes, 68[b], das uns ein besonders auffälliges »falsiparens« bringt. Diese Komposition ist eine direkte Nachbildung des »*ψευδοπάτωρ*«, das Callimachus (hymn. VI, 99) in anderm Sinne gebraucht.

Ausführlicher zu behandeln ist ferner Carmen 58[b], das in pinnipes und plumipes zwei Kompositionen hat, die ein gewolltes Pathos herausstreichen, während das Gedicht eigentlich auf einen andern Ton gestimmt ist. Die Schwierigkeiten im Gedankengang und der Anlage des Gedichtes scheinen sich am ehesten noch zu beheben, wenn wir die Verse, die als 58[b] überliefert sind und von den Herausgebern meistens in 55 eingereiht werden, an den Anfang von 55 setzen. Zu einem sichern Beweis freilich können wir dabei nicht gelangen. Der hohe Ton, den wir in den Versen 58[b] (allerdings karikiert) fanden, ist die eine Seite der catullischen Wortkompositionen; sie ist die stärkste, da sie dem eigentlichen Wesen der *διπλᾶ* entspricht; als zweite schließt sich der metrische Zwang an, der in den Hexametern die Verwendung von Kompositionen fördert, im Gedicht 63 sie geradezu veranlaßt. Scherz und Spottlust sind weitere Ursachen, und schließlich neigt die alexandrinische Vorliebe für rätselhafte Andeutungen zu Umschreibungen durch *διπλᾶ*. Der Unterschied gegen die Aratea ist wesentlich: Cicero verwendet die Kompositionen als ein selbstverständliches, von der Stilart gefordertes Mittel ohne zahlenmäßige Einschränkung und ohne bewußte Absicht an den einzelnen Stellen. Catull hat bedeutend weniger *διπλᾶ*, und zudem ist eine große Zahl davon noch unter dem Gesichtswinkel einer besonderen Absicht zu beurteilen. Bezeichnend ist, daß die Gedichte von 69 bis Schluß keine poetischen Wortkompositionen bieten, trotzdem z. B. 76 und 101 hohes Pathos aufweisen. Wir haben in beiden ein anderes poetisches Genre, das dem epischen oder lyrisch-dithyrambischen Stil fernsteht und doch große Dichtung, *ἀοιδή*, sein kann. Hier liegt ein Novum vor, eine Tat, wie sie nur aus tiefstem Erleben und einem reichen Gemüt entspringen kann. Wir fassen damit die stärkste Seite des Dichters, der Tradition und Manier verläßt, ganz sich selbst gibt und seinem einzig dastehenden Empfinden die individuelle Form schafft. —

Das Resultat unserer Einzelbetrachtung steht im Gegensatz zu der erwähnten Behauptung Nordens. Schon die Neoteriker schränken den Gebrauch der Wortkompositionen erheblich ein und bilden die Grundlage, von der aus sich die wunderbare Kürze und rhetorische Gedrungenheit

des klassischen Stils erklären läßt. Ein Blick auf die Ciris, die ganz unter neoterischer Einwirkung steht, bestätigt es.

Tibull gibt wenig Material für unsere Frage. In einer Dichtkunst, die ihren Hauptnachdruck auf abgeklärte, die Leidenschaft mäßigende Form legt, ist für kühne Wortbildungen kein Platz. —

Ablativus qualitatis und Wortkomposition waren beide ein Mittel zur Veranschaulichung des Begriffs. Der ältere Dichter pflegte diese Mittel und stand noch völlig unter dem Einfluß der archaischen Literatur, bei den jüngeren verblaßt der Gebrauch, und dem Dichter bleibt eigentlich nur das Adjektiv, und zwar im wesentlichen dasselbe Adjektiv wie dem Prosaiker; nur die »iunctura«, wie Horaz (ars poet. 48) sagt, kann ihm die Neuheit geben. —

1922 [Romanische Philologie] Nr. 15

Wilhelm Knoth, geb. zu Wolfenbüttel 5. IV. 97.

Die Syntax der Temporalsätze im Französischen.

*(Die Handlung des Nebensatzes geht derjenigen des Hauptsatzes voran).**

Ref.: Prof. Stimming. Prüf.: 14. XII. 21.

1. Form des Zeitsatzes. Die Zeitsätze — entsprechend deutschen Sätzen mit „nachdem" und "seitdem" — sind entweder eingeleitet durch Konjunktionen (bes. häufig im Afz.) oder sie sind ausgedrückt durch a) Infinitiv-; b) Partizipialkonstruktionen (Einfluß des Lat.).

2. Satz- und Wortstellung. A. Satzstellung. Stellung des Zeitsatzes zum Hauptsatz: der Zeitsatz steht meist an 1. Stelle. — Stellung des Zeitsatzes zum Nebensatz: er folgt meist unmittelbar hinter der betr. Konj. — B. Wortstellung. Inversion häufig im Afz., selten im älteren Nfz., oft im Nfz. (Stilmittel). — Trennung der Bestandteile der Konjunktion.

3. Tempora und Modi. Neben den verschiedensten Zeitenfolgen in den temporalen Satzgefügen ist die häufigste: Passé ant — Passé défini. Modus: vorwiegend Indik.; im Afz. ganz einzeln der Konjunktiv.

4. Aneinanderreihung von Zeitsätzen (zwei oder mehreren, auch Inf.- u. Part.-Konstr.). Verbindung entweder syndetisch oder asyndetisch.

5. Zeitsätze in Funktion eines anderen Satzes: bes. eines Causalsatzes, ferner eines Conditional- und Concessivsatzes.

6. Nachsatz: Einleitung auf mannigfache Weise im Afz. (si, et, temp. Adv. u. a. m.).

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN

1922 AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN [Englische Philologie] Nr. 16

Waldemar Körtge, geb. zu Witten-Ruhr 21. VII. 94.

*Über die Reimtechnik bei Robert Burns.**

Ref.: Prof. Morsbach. Prüf.: 8. III. 22.

Sehr auffällig ist der starke Einfluß, den die englische Schriftsprache auf die Burnssche Reimtechnik in den dialektischen Gedichten ausübt. Burns reimt a zu e, d. h. engl. [æ] zu schott. [E].

Bemerkenswert sind die (allerdings nicht zahlreichen) Bindungen von msch. a : msch. e vor Nasalen (z. B. defences : mischances). Hier handelt es sich für B. wahrscheinlich um eine zu seiner Zeit (und teilweise auch heute) noch gültige nordengl. Aussprache des a = [æ], wo heute in der südenglichen Schriftsprache [ā] gilt.

Englischer Einfluß zeigt sich in Wörtern wie water, wattle, want, wander und swallow, die zwar nicht den fortgeschrittenen Laut ǫ aufweisen, aber doch [æ], entsprechend dem neuschott. [a].

Die englische Reimtradition spielt sehr oft in die schottischen Gedichte hinein. Dies gilt vor allem für die Bindungen von ō : o (u) in Reimen wie John : alone, : groan usw., throne : son usw., dann auch in anderen Reimbindungen.

Nicht in allen Fällen ist in den a : e-Reimen engl. beeinflußtes [æ] zu lesen, msch. e wandelte sich in bestimmter Umgebung (vor und nach w) zu [a], so daß in einigen Fällen reiner [a]-Reim vorliegt. Die Bindung a (= æ) mit e aber deutet einen nur annähernd reinen Reim an, und zahlreiche nur annähernd reine Reime finden sich auch sonst bei B., so in den a : u [æ : ɘ] und a : i [æ : e, ɘ]-Bindungen, wo a = [æ] gilt, ferner z. T. in den i : u [e : ɘ]- und e : u [E : ɘ]-Reimen und in den 7 a : e-Reimen in den engl. Gedichten. Diese Tatsache ist ein bedeutendes Charakteristikum der Burnsschen Reimtechnik und zeigt nebst der Zahl der bloßen Endsilbenreime, daß B. geringen Wert auf Korrektheit der Reime legte.

Die Bindungen von a : o wurden schon immer als eine Besonderheit der Burnsschen Reimtechnik angesehen (s. Murray, Dialect of the Southern Counties of Scotland p. 239). o wurde in labialer Umgebung zu a entrundet, doch liegt nur in einer beschränkten Anzahl der ca. 30 a : o-Reime reiner [a]-Reim vor. Die übrigen Bindungen sind traditionell oder ungenau.

Weiteren Gebrauch als seine Vorgänger machte B. von den e : i-Reimen, in denen eine starke Zurückziehung des i in die mid.-position zum Ausdruck kommt.

Bei B. finden sich mehrsprachige schottische Formen, die noch heute gelten.

Msch. ę, ȩ̄ wurden im Ayrshire Dialekt durchweg zu ī, doch zeigen einige Wörter heute eine Abweichung von der regelrechten Lautentwicklung = [ē]. Hier gilt auch bei B. ē statt ī. ē neben ī haben fear, bear, tear vb, wear, swear, doch ist ī am häufigsten.

Der schottischen Reimtradition entstammen das undiphthongierte msch. ī in Lehnwörtern, ferner Fälle von msch. ā : msch. ē [ē : ī].

Die schottische Liedertradition äußert sich gelegentlich in den dialektischen Gedichten in Assonanzen und Endsilbenreimen.

Der literarischen Tradition zuzuschreiben sind ferner die Abkehr vom anfänglichen Reimschema und der Binnenreim.

Die Reimtechnik der Lieder ist von der schottischen Liederkunstdichtung beeinflußt. Die Reime sind z. T. ungenau; Assonanzen nehmen einen breiten Raum ein.

Eine Fortentwicklung zur späteren Periode ergibt sich insofern, als einige Ungenauigkeiten aus früherer Zeit (vor 1786/87) später nicht mehr vorkommen. So begnügt sich B. vor 1786 öfter mit Endsilbenreimen und unreinen Bindungen als später. Reime von ŭ^{o} : e, die unrein sind und nur die Endung -ther gemeinsam haben, kommen nach 1786 nicht mehr vor.

1922 [Romanische Philologie] Nr. 17

Martin Harling, geb. zu Aschen (Kr. Diepholz) 15. XI. 97.

*Die Satzerweiterung durch être, il y a, avenir, arriver und se faire im Französischen.** Ref.: Prof. Stimming. Prüf.: 15. III. 22.

Unter Satzerweiterung wird derjenige sprachliche Vorgang verstanden, bei welchem der Redende zum Ausdruck eines einfachen Gedankens scheinbar unnötigerweise die Grenzen der einfachen Aussage überschreitet, indem er unter Zuhülfenahme einer Formel aus dem einfachen Satze ein Satzgefüge macht.

Es werden unterschieden Fälle ohne und solche mit Herausstellung einzelner Satzteile. Den breitesten Raum nehmen die Untersuchungen über die Erweiterung mit c'est (...) + Nebensatz ein. Daneben werden behandelt: être celui qui, être ce qui; ferner être, il y a in Verbindung mit einem Nebensatz; schließlich avenir que, arriver que und se faire que.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN

1922 AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN Nr. 18
[Alte Geschichte]

Albert Lindemann, geb. zu Scheppau (Kr. Helmstedt) 24. VI. 92.

*Ueber die Schlachten bei den Thermopylen und bei Artemision.**

Ref.: Prof. Kahrstedt. Prüf.: 8. III. 22.

Für die Untersuchung kommen als Quellen in Betracht: Aischylos' Perser, Simonides' Epigramme, Herodot, Ktesias und die datierten Tontafeln aus der Zeit des durch Xerxes niedergeworfenen babylonischen Aufstandes. Abgeleitete Quellen sind: Ephoros, Sosylos' Fragment über Artemision (ed. Wilcken, Hermes 41), Pompejus Trogus im Auszuge des Justinus, ferner Cornelius Nepos und Plutarch.

1. Kapitel. Die persischen Streitkräfte.

Der übereinstimmende Bericht der Alten von der großen Ueberlegenheit der Perser darf nicht ignoriert werden. Der Wert unserer Quellen, insbesondere Herodots, wird durch die Tontafelfunde bestätigt, die den babylonischen Aufstand bezeugen, den Xerxes im Jahre 480 niederwerfen mußte; es erscheint verständlich, daß er die dazu nötigen Truppen aus Griechenland mitnehmen mußte, und daß Mardonios nur mit einem Teile des ursprünglichen Heeres zurückbleiben konnte.

2. Kapitel. Die griechischen Streitkräfte.

Herodots Zahlenangaben über die griechischen Streitkräfte dürfen im allgemeinen für zuverlässig gelten. Die Liste des Thermopylenheeres (VII; 202) muß nach Ktesias (Pers. 25) durch 1000 lakedaimonische Perioiken ergänzt werden. Dazu stimmt Simonides' runde Angabe von 4000 Peloponnesiern. Die opuntischen Lokrer, die nach Hdt. „πανστρατιῇ" kamen, waren nach Ephoros (Diodor. XI, 4, 7) 1000 Mann stark; das mag ungefähr stimmen. Ephoros' 1000 Malier sind für die kleine Landschaft entschieden zu viel. Insgesamt darf man so das Heer des Leonidas auf reichlich 7000 Hopliten berechnen (Ktesias, Pers. 25 : 7300). Die Leichtbewaffneten werden nicht sehr zahlreich gewesen sein.

Für Artemision besteht kein Grund, Herodots Flottenliste zu bezweifeln.

3. Kapitel. Der persische Angriff.

Der persische Kriegsplan war angelegt auf engste Kooperation zwischen Heer und Flotte; eine Teilung der Flotte, eine Diversion, etwa zum Zwecke einer Landung auf dem Peloponnes, wurde vermieden, um zunächst durch Uebermacht die griechische Flotte zu vernichten.

4. Kapitel. Die griechische Verteidigung.

Sie war nach Herodots Auffassung nur zur See, dank des Verdienstes der Athener, kräftig genug, während sie zu Lande versagte, weil die Spartaner und die übrigen Peloponnesier ihre Hauptkräfte am Isthmos zurückhielten.

Die spartanisch-peloponnesische Isthmosstrategie ist wohl verständlich, aber gewiß nicht berechtigt gewesen. Die Oitalinie war leicht zu verteidigen.

Ein genügend starkes Feldheer hätte man trotz der Stärke der Flotte aus dem Peloponnes und Mittelgriechenland aufbringen können, das nicht viel schwächer zu sein brauchte als das von Plataiai, wo man doch die meisten Mittelgriechen gegen sich hatte.

5. Kapitel. Die Oitalinie.

Eine Beschreibung des Gebirges und der Pässe wird gegeben auf Grund der topographischen Aufnahmen der Reiseberichte, insbesondere nach Grundy (Great Persian War). Daß Herodot nichts erwähnt von einer Besetzung des wichtigen Asopospasses von Trachis nach Doris, braucht nicht beanstandet zu werden; eine hier vorgehende persische Umgehungskolonne wäre isoliert gewesen und mußte mit einem griechischen Angriff in schwierigem Gelände rechnen.

Grundy (S. 288) versteht unter *ἡ διὰ Τρηχῖνος ἔσοδος ἐς τὴν Ἑλλάδα* (Hdt. VII, 176) das Mitteltor der Thermopylen, wahrscheinlicher erscheint die Ansicht von Kromayer (Ant. Schlachtfelder II, 140, 1) und Macan (Herodotus VII—IX im Komm. zu Hdt. VII 176, 6), daß darunter der Asopospaß Trachis-Doris zu verstehen ist, zumal sich auch Hdt. VIII, 31, auf diesen bezieht: *ἐκ μὲν δὴ τῆς Τρηχινίης ἐς τὴν Δωρίδα ἐσέβαλον.*

Grundys Feststellung, daß das Mitteltor der Schauplatz der Kämpfe gewesen ist, wird dadurch bestätigt, daß viele Perser ins Meer fielen (Hdt. VII, 233). Herodots Schlachtbericht paßt überhaupt vollkommen auf das Gelände am Mitteltor und wird besonders gesichert durch die Auffindung der phokischen Mauer.

Daß Xerxes vier Tage untätig vor dem Passe lag (Hdt.), erklärt sich daraus, daß er auf seine Flotte wartete, um die Verluste eines nur frontalen Landangriffs zu vermeiden.

Für den Verlauf der Kämpfe kommt nur Herodots Bericht in Betracht; auf ihm fußt im allgemeinen auch Ephoros. Ihm fehlt die Lokalkenntnis, daher erklärt sich seine Annahme, daß die Kämpfe am Westtore stattgefunden hätten (*ἐπὶ τὸ στενώτατον τῆς παρόδου* Diod. XI, 6, 4).

7. Kapitel. Die Umgehung der Thermopylen.

Der Pfad Anopaia ist nach Grundy (S. 301) für 9/10 seines Verlaufes absolut sicher festgestellt, weil er den einzigen Weg durch das schwierige Gelände darstellt. Die Stellung der 1000 Phoker wird im allgemeinen auf der Sattelhöhe von Alt-Drakospilia angenommen (Grundy, Kromayer); Munro (a. a. O. S. 315, 318) sucht sie beim Kloster Panhagia, das läßt sich aber nicht mit den Angaben Herodots (VII, 217, 218) in Einklang bringen. Von modernen Kritikern wird häufig die Anschauung vertreten (Bury, Grundy, Beloch), Leonidas habe auch nach der Ueberrumpelung der Phoker mit einem Teil seiner Truppen die Umgehungskolonne aufhalten können. In dem dichten Walde bei Ober-Drakospilia (1 1/2 Stunden vom Mitteltor) hätten 3000 Hopliten dazu genügt. Diese Annahme scheitert aber an der Unmöglichkeit, mit der damaligen Hoplitentaktik in dem waldigen Berggelände zu operieren. Von den verschiedenen Motiven, die die Neueren für den Tod des Leonidas und seiner Getreuen angenommen haben, ist die Tatsache ihres Opfertodes gemäß den spartanischen Ehrbegriffen quellenmäßig und sachlich unbestreitbar. Trotzdem kann der letzte Kampf als Rückzugsgefecht der Nachhut aufge-

faßt werden, entstanden durch das überraschende Erscheinen der feindlichen Umgehungskolonne. Nur Spartaner und Thespier blieben bei Leonidas zurück. Letztere hatten vielleicht gerade die Wache vor dem Tor und waren gar schon in Gefechtsfühlung mit den Persern in ihrer Front, als die Katastrophe hereinbrach.

8. Kapitel. Die Operationen der griechischen und persischen Flotte bis zur ersten Seeschlacht.

Das Artemision ist von Lolling (Mitteil. des Archäol. Inst. Athen 1883, S. 7 und 175 ff.) bei dem Dorfe Kurbatsi gefunden.

Nach Hdt. (VII, 179—183) schickte die persische Flotte von Therma aus 10 Aufklärungsschiffe voraus; nach der Ueberrumpelung der drei griechischen Vorpostenschiffe bei Skiathos legten drei persische Schiffe an der Myrmexklippe an (ἐπήλασαν Hdt. VII, 183); nicht etwa „strandeten" sie. Xerxes war zu dieser Zeit noch nicht in Thessalien, denn die Mannschaft des bei Tempe gestrandeten athenischen Schiffes kam auf dem Landwege nach Hause.

Die ganze persische Flotte stach darauf in See und ging abends an der Ostküste von Magnesia zwischen Kasthanaia und Sepias, der Südostspitze der Halbinsel, vor Anker. Die Identität von Sepias mit dem heutigen Kap Kato Georgi ist durch Beloch sichergestellt (Gr. Gesch. II², 1, 33, A. 1). Nach dem Sturm und Schiffbruch fuhren die Perser nach Aphetai, das entweder am Eingang des pagasaiischen Golfes auf der Halbinsel Trikeri oder etwas weiter östlich, Artemision schräg gegenüber, lag. Möglicherweise hatten die Griechen vor dem Sturme Artemision verlassen und waren nach dem Euripos zu gefahren, um gegen den Nordost besseren Schutz zu haben (s. Hdt. VII, 172; VIII, 4, 5; alles andere ist unhistorisch). Bei ihrer Rückkehr fingen sie die 15 Schiffe des Sandokes ab. Von Aphetai aus schickten die Perser 200 Schiffe aus, die um Euboia herum den Griechen in den Rücken kommen sollten. Die Gefahr, daß dieses Geschwader in der Isolierung von den Griechen angegriffen wurde, bestand nicht, da die persische Hauptflotte die Griechen bei Artemision festhalten konnte oder ihnen auf den Fersen war, wenn sie gegen das Umgehungsgeschwader aufgebrochen wären. Um unbemerkt zu bleiben, beschlossen diese daher, in der Nacht dem Umgehungsgeschwader entgegenzufahren; am Abend versuchten sie aber noch einen Ueberfall auf die persische Flotte bei Aphetai.

9. Kapitel. Die Seekämpfe bei Artemision.

Im ganzen macht Herodots Bericht einen durchaus zuverlässigen Eindruck, jedenfalls kommt er allein für uns in Betracht. Der griechische Ueberfall glückte nicht, die Perser bestiegen sofort ihre Schiffe und fuhren den Griechen entgegen. Diese hatten gehofft, die Perser nahe am Lande, — noch unentwickelt —, zu treffen; nun galt es, im offenen Wasser den viel schnelleren und beweglicheren feindlichen Schiffen Widerstand zu leisten, von denen besonders die Phoiniker geübt waren im διέκπλους. Die griechische Flotte bildete deshalb die Verteidigungsaufstellung des κύκλος, wobei die Schiffshinterteile nach dem Mittelpunkt des Kreises, die Vorderteile strahlenförmig nach außen gerichtet waren. Auf die Weise war den persischen

Schiffen der διέκπλους erschwert, da es natürlich nicht leicht war, in diesen engen stachlichen Ring einzubrechen, ohne sofort die eigene Bewegungsfreiheit einzubüßen. Sobald die Perser ihre frontale Vorwärtsbewegung eingestellt hatten, den κύκλος umringten und nun ihre Schnelligkeit nicht mehr ausnutzen konnten, brachen die Griechen nach allen Seiten vor, um zum Nahkampf der Epibaten an die feindlichen Schiffe heranzukommen. In der πεζομαχία waren die Griechen überlegen, sie nahmen gleich 30 Schiffe, bis die Nacht der Schlacht ein Ende machte. In der Nacht wurde durch einen Sturm das persische Umgehungsgeschwader an der Südostküste Euboias vernichtet; am andern Morgen kamen 53 athenische Schiffe in Artemision an, die wahrscheinlich den Euripos hatten bewachen sollen (Bury). Ueber diesen zweiten Schlachttag wissen wir nichts mehr, als daß die Griechen kilikische Schiffe vernichteten.

Am dritten Tage erwarteten die Griechen den persischen Angriff, mit den Flügeln ans Land gelehnt (Hdt. VIII, 15, 78). Es ist sehr wahrscheinlich, daß auch diesmal die Verteidigungsstellung ziemlich dicht war; der Unterschied war nur, daß sie diesmal eine Art Halbkreis oder Bogen bildete, während es am ersten Tage ein Kreis war. Diesmal wurden sie von den Persern also im Halbkreise umringt (Hdt. VIII, 16), die Griechen stießen vor, um zum Nahkampfe Schiff an Schiff zu kommen.

Dieser Schlachtbericht Herodots läßt sich vielleicht ergänzen durch das Papyrusfragment des Sosylos (ed. Wilcken, Hermes 41), das ein anderes taktisches Mittel zur Bekämpfung des διέκπλους der phoinikischen Schiffe für die Kämpfe bei Artemision erwähnt. Die Erzählung des Ephoros besitzt keinen selbständigen Wert. Bei ihm, bezw. Diodor, finden wir eine Bearbeitung des herodoteischen Berichtes. Dabei faßt Ephoros-Diodor verschiedene Einzelereignisse — Schiffe des Sandokes, kilikische Schiffe und 30 Schiffe in der ersten Schlacht — zusammen zu dem Bilde einer einzigen Schlacht. Den zweiten Schlachttag läßt er weg. Im übrigen finden sich zum Teil wörtliche Anklänge an Herodot.

10. Kapitel. Chronologie der Ereignisse bei den Thermopylen und bei Artemision.

Als feststehende Tatsache wird angesehen, daß die Kämpfe zu Wasser und zu Lande gleichzeitig an drei aufeinander folgenden Tagen stattfanden, wahrscheinlich am 18., 19., 20. Tage seit Xerxes' Aufbruch von Therma. Herodots Einzelangaben sind nach Busolts wahrscheinlicher Annahme (Griech. Gesch. II², 681 A. 3) zu ergänzen insofern, als die von ihm für den Nachmittag des 16. Tages — Ankunft der Perser in Aphetai — berichteten Ereignisse sich wahrscheinlich in zwei Tagen abgespielt haben, die vor der ersten Seeschlacht einzuschieben sind. Bei der Musterung der persischen Flotte in Aphetai wurde der schlechte Zustand festgestellt, in den sie durch Sturm und Schiffbruch gekommen war. Den Bericht hierüber erhielt Xerxes am 17. Tage (nach dem Aufbruch von Therma); deshalb griff er am 18. zu Lande an, ohne noch weiter auf die Flotte zu warten. Diese ging am 20. zum Angriff vor, als das Schicksal der Thermopylen bereits entschieden war.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN

1922 AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN [Klassische Philologie] Nr. 19

Kurt Schmidt, geb. zu Siebleben bei Gotha 8. VII. 91.

*De Celsi libro qui inscribitur Ἀληθὴς λόγος quaestiones ad philosophiam pertinentes.** Ref.: Prof. Pohlenz. Prüf.: 13. VII. 21.

Kelsos, dessen Ἀληθὴς λόγος sich aus der umfangreichen Widerlegungsschrift des Origenes zum größten Teil wiedergewinnen läßt, hat nach den methodisch sehr anfechtbaren Angaben seines Gegners (vgl. z. B. Heine, Philol. Abhdlg., M. Hertz dargebracht, 197 ff.) bis in die neueste Zeit als Epikureer gegolten; erst nachdem Zeller ihn im allgemeinen richtig eingereiht hatte, suchte Heine a. a. O. ihn durch unmittelbaren Vergleich mit Plato zum ausgesprochenen Platoniker zu stempeln. Unberücksichtigt ist bislang aber ein Faktor geblieben, dessen Wirksamkeit bei einem philosophischen Schriftsteller des 2. Jahrhdts. n. Chr. von vornherein in Erwägung zu ziehen ist: die Schultradition. Eine genauere Untersuchung der Arbeitsweise des K. ergibt aber, daß er tatsächlich eine von dieser abhängige Quelle z. T. wörtlich ausschreibt.

An einer Stelle nämlich hat K. versäumt, die Fuge zwischen Eigenem (der Polemik gegen das Christentum) und Entlehntem (philosophischen Darlegungen) zu verdecken: IV 52 bricht er seine Polemik plötzlich ab (ἀλλ' ἐκεῖνο μᾶλλον ἐθέλω διδάξαι τὴν φύσιν, ὅτι ὁ θεὸς οὐδὲν θνητὸν ἐποίησεν· ἀλλὰ θεοῦ μὲν ἔργα ὅσα ἀθάνατα, θνητὰ δ' ἐκείνων). Zu ἐκείνων fehlt das Beziehungswort: das ist weder durch die Annahme einer Auslassung des Origenes, der innerhalb eines Fragmentes nie etwas ausläßt, noch durch die einer Korruptel — IV 54 Anf. setzt Or. anstelle des ihm unverständlichen ἐκείνων das ebenso unklare ἄλλων — zu erklären. Hat aber K. die IV 52 mit ὁ θεὸς beginnenden Worte abgeschrieben, so gilt dasselbe für den ganzen Abschnitt IV 52—61, der innerlich ein Ganzes bildet, ebenso für IV 62—70 (vgl. die Verweisung IV 69 auf IV 60) und IV 73 ff., da K. nach seiner eigenen Angabe (IV 73) in der IV 52 angefangenen Erörterung fortfahren will; auch ist der Grundgedanke des weitläufigen Exkurses schon in dem Fragment IV 69 Anf. ausgesprochen, das bei K. wohl zwischen den Bruchstücken IV 70 und 73 stand. Diese 3 Abschnitte, die auch inhaltlich zu dem von K. gerade behandelten, IV 2 und V 2 formulierten Thema — Herabkunft des Messias — nur in lockerem Zusammenhang stehen und stilistisch von dem bei ihm sonst (vgl. IV 5—7, VI 52 f., VII 11—18 u. ö.) so lebhaften, stark aggressiven Ton durch ihre Ruhe und Trockenheit abstechen, stammen also aus derselben Quelle, ebenso aber auch IV 14—18: darauf deutet der schulmeisterhafte Anfang IV 14 und die Aehnlichkeit der philosophischen Haltung.

In diesem Abschnitt ist fast alles platonisch: die ganz allgemein gehaltene Aufzählung von Gottes Eigenschaften (vgl. Phaedr. 246e), die Ausführung über seine Unwandelbarkeit (Staat 381 b c; Polit. 269 d), die Lehre vom erlaubten Betrug (Staat 380 d, 381 e, 382 d e); doch ist der Gedankengang im einzelnen geändert und die Beweisführung leitfadenmäßig zusammengedrängt; auch erscheinen anstelle der „Unvernünftigen und Rasenden“ bei

Plato (382 e) nach dem Vorgang der Popularphilosophie (Xen. mem. IV 2; Max. Tyr. 13,3 d H.) „Kranke und R.“. Da ja zu diesen Aenderungen für K. kein ersichtlicher Grund vorlag, bestätigen sie die Annahme der Entlehnung dieses Abschnitts aus einer philosophischen Quelle.

Daß diese aber mit der für die größeren Abschnitte IV 52 ff. angenommenen identisch ist, ergibt sich daraus, daß sich IV 62—69 dieselbe Methode findet, platonische Gedanken aus verschiedenen Dialogen (zu IV 62 ff. s. Theaet. 176 a; Staat 380 b c; Gesetze 9[illegible] b c) summarisch unter einem bestimmten Stichwort — dort: Gott, hier: κακά — zusammenzufassen. Aber hier kommt noch ein anderer Bestandteil hinzu: die stoische Lehre von der ἀποκατάστασις (IV 65; vgl. Orig. IV 68; Stoic. vet. fr. I 109; II 623, 625); aus ihr ergab sich ja auch, da nach Chrysipp nach der ἐκπύρωσις numerisch (κατ' ἀριθμόν) der Bestand der Welt gewahrt bleibt (a. a. O. 624) und der κόσμος weder zu-, noch abnehmen kann (a. a. O. 597), Kelsos' Lehre von der Konstanz der Uebel (IV 62, 69).

Mit der ἀποκατάστασις hängt die gleichfalls stoische Lehre von der Entwickelung der Elemente aus einander (St. v. fr. 614, 619 g. E.; Dox. gr. 458, 23 ff.) innig zusammen: diese ἀμοιβὴ ἐξ ἀλλήλων εἰς ἄλληλα (vgl. die ganz ähnliche Ausdrucksweise Philo, de aet. mundi 21, 109) erwähnt K. IV 60, 69; das Stoische verbindet sich aber auch IV 52—61 mit platonischer Grundanschauung: denn im „Timäus“ (69 c) wird gelehrt, daß Gott Schöpfer der göttlichen Wesen ist, die Erschaffung der sterblichen aber seinen Geschöpfen (ἐκείνων bei Kelsos IV 52!) überlassen hat (vgl. noch Tim. 42 d). Hier prallen zwei Weltanschauungen aufeinander: platonischer Dualismus und stoischer Monismus; denn nach stoischer Lehre ist auch die Gottheit in jenen „Wechsel“ einbezogen (St. v. fr. II 614, 604). In Kelsos' Quelle wird eine Verbindung und ein Ausgleich der beiden dadurch erreicht, daß an der dualistischen Welterklärung — also am Platonismus — im Prinzip festgehalten und die stoische Lehre auf die vergängliche Materie eingeschränkt wird (vgl. außer IV 65 noch IV 79, 99 [372, 17 K.]), während Gottes Wesen in platonischer Weise geschildert wird (IV 14—18; VI 64/65, s. u.). Dasselbe läßt sich bei Maximos Tyr. (41, 4 g. E.; vgl. 11, 5 f. mit Kelsos IV 14, 60) und Plutarch (de E) beobachten: dieser läßt durch Ammonios die Kap. 9 vorgetragene stoische Lehre 393 e zurückweisen und den Dualismus von Gott und θνητὴ φύσις Kap. 18 verkünden; deren ewige Veränderungen aber werden nach stoischer Manier und mit Verwertung von Aussprüchen Heraklits (Frg. 91, 76) geschildert, ganz wie bei Max. Tyr. (a. a. O.; vgl. 10, 5 c) und Kelsos' Autor (IV 60: ἀμοιβὴν παλίντροπον — Heraklit Frg. 51, 90).

Auch IV 11 ist die platonische Lehre von der Verheerung der Welt durch Feuer und Wasser (Tim. 22 c/d; Ges. 677 a; vgl. Kels. I 19) von stoischer und herakliteischer Ausdrucksweise (ἐκπύρωσις, ἀμοιβή) durchsetzt: dies und der Umstand, daß K. die Lehre ausdrücklich nicht als seine eigene bezeichnet, legt auch hier die Herkunft aus der Quelle nahe. Charakteristisch ist dabei die — bei Plato noch unbestimmt gelassene — Fixierung der Weltkatastrophen κατὰ . . . ἄστρων ἐπανόδους τε καὶ συνόδους: das ist astrologische Doktrin und zwar die des Berosos (Sen., nat. quaest. III 29, 1; vgl. Firmic. Mat. III 1, 9), die auch Censorinus (de die nat. 18, 11; wahrscheinlich aus Varro) kennt. Aehnliches bietet ferner Nigidius Figulus (Lucan. I 650 ff.), nur daß er statt des Steinbocks den Wassermann d. h. den nach seiner

eigenen Erzählung (Nig. Fig. op. rell., coll. Swoboda, p. 125) unter die Sterne versetzen Deukalion und der Symmetrie wegen statt des Krebses das gleichfalls im Zodiakus folgende Sternbild, den Löwen, nennt. Die Lehre des Berosos verdanken Seneca, Varro und Nigidius wahrscheinlich der Vermittelung des Poseidonios (Geffcken, Hermes 49, 337). Die Vorstellung von in periodischem Wechsel wiederkehrenden ἐκπυρώσεις und κατακλυσμοὶ findet sich aber auch in den Quaest. Homer. des Heraklit (c. 25), der sie den „angesehensten" Philosophen zuschreibt, d. h. den Stoikern, und den Vorgang auch ganz nach deren Theorie (St. v. fr. II 600) physikalisch erklärt. Da die altstoische Ekpyrosis-Lehre infolge der Einwände der Peripatetiker und Skeptiker im 2. Jahrhundert (Boethos, Panaitios: Philo l. c. 76; Dox. gr. 469 b 7 ff.) völlig aufgegeben worden ist, liegt es nahe, bei Heraklits Angabe ebenfalls an Poseidonios zu denken, der ja die ἐκύπρωσις wieder aufnahm: ihm würden wir auch die bei jenem vorliegende stoisierende Erklärung der Lehre des „Timäus" — vielleicht in seinem Kommentar (s. Gronau, Poseid. 84) — am ehesten zutrauen. Dürfen wir dazu noch mit Capelle (Arch. f. Gesch. d. Philos. 20, 180 f.) das stoische Fragment Orig. c. C. IV 64 und Cic. de rep. VI 21 (23) für Poseidonios in Anspruch nehmen, dann hat dieser nicht eigentlich die alte Theorie von der ἐκπ. wieder eingesetzt, sondern die ἐκπυρώσεις nach Platos Vorgang und unter Erwähnung astrologischer Spekulation mit κατακλυσμοὶ in Parallele gesetzt: K. bietet dann den schulmäßigen Extrakt der Lehre des großen Rhodiers[1]).

Bei der starken Beeinflussung von Kelsos' Quelle durch die Stoa befremdet es umsomehr, daß IV 69, 74—99 trotz einer ganzen Reihe stoischer Zutaten — κοιναὶ ἔννοιαι (IV 84), Definition der Sprache (a. a. O. = St. v. fr. II 166), Preis der Mantik (IV 88), πρόνοια (IV 99) — die anthropozentrische Lehre scharf bekämpft wird. Daß diese für Kelsos' Zweck viel zu ausführliche Beweisführung sich ursprünglich gegen stoische Argumente, besonders derjenigen Doktrinäre, die den Tieren alle Vernunft absprachen (vgl. IV 81 ff.), richtete, lehrt ein Vergleich von IV 75 und 78—80 mit jenen bei Cic. de nat. d. II 133; 151 ff., 158. Die allgemeine Annahme aber, daß K. seine Einwände den Epikureern verdanke, ist trotz gewisser Aehnlichkeiten zwischen IV 76, 78 und Lukrez (V 228 ff.; vgl. Lactant. de opif. dei III 1 ff.) nicht haltbar; denn es fehlt in der ganzen Erörterung das für Epikur Spezifische: die Bekämpfung der πρόνοια, die IV 99 ausdrücklich erwähnt wird (vgl. IV 4; VII 68). Ferner ist das Argument der leichteren Ernährungsmöglichkeit der Tiere (IV 76) — wiederum ohne Spitze gegen die πρόνοια! — auch in der Popularphilosophie anzutreffen (Musonios: Stob. flor. III 17, 42: 505, 9 ff. H.; Dio Chrys.: VI 21 ff., 31 B.; vgl. Epiktet I 16, 1); ebenso geht aber das andere angeblich epikureische (IV 78) schließlich auf Protagoras (Plat. Prot. 321 c; Arist. de part. anim. 687 a, 24 f.) zurück: ähnliche Schilderungen sind im ausgehenden Altertum ziemlich verbreitet (Gronau 154[2], 155) und finden sich sogar bei Stoikern, wie Seneca (epist. 124, 22; vgl. Quintilian. II 16, 11—16 und dazu Kaibel, Galeni protr. 40[2]), besonders aber in den προτρεπτικοὶ (Galen. protr. IX S. 12, 19 f. K., XIII; Jambl. protr. 36, 11 ff. P.;

1) Nachweisbar ist poseidonische Lehre bei K. IV 5 (= Philo, de prov. I 3, 88 g. E.): auch hier verdankt K. stoischer Vermittelung herakliteische Ausdrucksweise (οἰχήσεσθαι τὰ πάντα, vgl. Simplic. ad Aristot. categ., p. 412 Kalbfl.; Eth. Eudem. 1235 a 25).

Boeth. cons. 3, 8, 4) zum Beweise der Stärke und des Wertes der menschlichen Vernunft.

Ist aber die Argumentation nicht epikureischen Ursprungs — dagegen sprechen ja auch die stoischen Elemente —, wie ist sie dann in dem Buche des stoisierenden Platonikers zu erklären? Wie inbezug auf die letzten Prinzipien der Welt (s. o. S. 2), so klafft auch über den letzten Weltzweck ein unüberbrückbarer Gegensatz zwischen dem strengen Stoizismus und Plato, nach dem Gott, der nur das Ganze im Auge hat (Ges. 903 b, 904 a = Kels. IV 99) und etwas schlechthin Vollendetes schaffen will (Tim. 30 b = IV 99), πρὸς τὴν σωτηρίαν καὶ ἀρετὴν τοῦ ὅλου (Ges. 903 b = IV 69; mit den folgenden Worten vgl. IV 99) alles eingerichet hat, also nicht der Menschen wegen. Auch hier entscheidet sich Kelsos' Autor für Plato und lehnt die Auffassung der Stoiker ab; dies ist um so verständlicher, als diese selbst — von Seneca an (de ira dei II 27, 2; z. T. wörtliche Anklänge bei K. IV 69 f. 99) — von ihrer anthropozentrischen Einseitigkeit sich mehr und mehr freimachten (vgl. Epict. fr. III Sch.; diss. IV 7, 6 f.; Marc. Aurel. V 8) und ein anderer Platoniker des 2. Jahrhunderts, Maximos von Tyros, unter Verwendung von Platos Beispielen (903 c) dessen Lehre immer wieder betont (5, 4 e f. 32, 10 g; 41, 4 g).[1]) —

Dieselbe Methode wie in den besprochenen Abschnitten findet sich VI 64/65: platonische Gedanken über Gottes Eigenschaften sind aus verschiedenen Dialogen (Phaedr. 247 c: ähnlich verwandt von Plut. de Is. et. Os. 382 b; Staat 509 b; Tim. 28 c, 69 c: vgl. Pohlenz, Vom Zorne Gottes 5) in summarischer Kürze schematisch zusammengestellt; auch Stoisches (ἐξ αὐτοῦ τὰ πάντα: περὶ κόσμου 397 b 14) fehlt nicht. Auch hier benutzt also K. seine Quelle. Wenn nach dieser Gott nicht einmal an der οὐσία teilhat, so soll ihm natürlich das Sein nicht abgesprochen werden, sondern der Verfasser will nur, indem er Plato, bei dem das ἀγαθόν (d. h. Gott; vgl. Albin. prol. 27 Anf; dieselbe Gleichsetzung VII 45) ἐπέκεινα τῆς οὐσίας (Staat 509 b) ist, noch übertrumpft, die Transzendenz Gottes ganz besonders unterstreichen. Dasselbe Bestreben führt ja die zeitgenössischen Platoniker (Apulejus: de Plat. I 5; Albinos 10; Max. Tyr. II 10) dazu, in ähnlicher Weise wie K. Gottes Wesen rein negativ zu bestimmen (so schon Philo: Zeller III 2[4] 401 ff). Soweit wie Kelsos' Autor gehen im 2. Jahrhundert aber höchstens die Gnostiker (Basileides: Hippolyt. ref. VII 21, 1; X 14, 1) und die Gläubigen des Hermes (Poemandr. 2, 5; 4 f.), für die Gott οὐκ ὤν, bezw. ἀνουσιοστὸς ist. Im Neuplatonismus dagegen — bei Plotin — findet sich neben der platonischen Ausdrucksweise (III 9, 3 g. E.; V 1, 10; 4, 1) die weitergehende III 8, 10 g. E., besonders aber V 2, 1: οὐδὲν ἦν ἐν αὐτῷ· διὰ τοῦτο ἐξ αὐτοῦ πάντα· καὶ ἵνα τὸ ὂν ᾖ, διὰ τοῦτο αὐτὸς οὐκ ὄν, γεννητὴς δὲ αὐτοῦ. Aehnlich

1) In der Stoa selbst kreuzt sich die universale Auffassung mit der anthropozentrischen, bis sie diese schließlich verdrängt; schon Chrysipp betrachtet den Menschen gelegentlich, wie Plato (903 c), nicht als Selbstzweck, sondern als „Teilchen" des allumfassenden, vollkommenen Universums (Cic. de nat. d. II 14, 37; vgl. Plut. Stoic. rep. 1054 f) und führt die σωτηρία („salus", St. v. fr. II 1170) und οἰκονομία τοῦ ὅλου (Plut. 1050 a e f; de comm. not. 1065 d; vgl. Kelsos VIII 53) zur Erklärung der Uebel an: das ist dann stereotyp in der Stoa; auch Kelsos' Quelle geht ja von den κακὰ zur σωτηρία τοῦ ὅλου über (IV 70/69; s. S. 1); vgl. später noch Plotin II 3, 18. Stärker dringt dann die platonische Auffassung bei Poseidonios durch (περὶ κόσμου 396 a 29 ff.; 397 a 24 ff.; 397 b 2 ff.; Euseb. praep. ev. VIII 14, 35 f., 41; vgl. Capelle 184 f.), der sich mit Kelsos (IV 65, 69) sogar wörtlich berührt.

scheint Kelsos' Autor geschlossen zu haben: Gott hat nicht Teil an der *οὐσία*, denn aus ihm ist alles, auch die *οὐσία* (ganz ähnliche Beweisführung im Herm. Trism.: Stob. ecl. phys. 35, 11 M.). Natürlich braucht Plotin Kelsos' Quelle nicht direkt benutzt zu haben: die Aehnlichkeit wird wohl auf dem Schulzusammenhang beruhen; dann dürfen wir aber annehmen, daß jene aus dem Schulbetrieb hervorgegangen ist.

Wird somit die Transzendenz Gottes von K. VI 64/65 — auch seine sonstigen Aeußerungen über Gott (z. B. I 66; IV 6, 71, 99; VII 27; VIII 2,21: hierzu vgl. Tim. 29 e, Phaedr. 247 a) stimmen zu dieser platonischen Grundanschauung — stark betont, so gab es natürlich für ihn auch hier kein Paktieren mit der Lehre der Stoiker, deren Definition er natürlich kennt (VI 71; vgl. Dox. gr. 306, 5), von der Immanenz Gottes. Auch V 14, wo er Gott „an den Stoizismus erinnernd" (Zeller) *πάντων τῶν ὄντων λόγος* nennt, fehlt das spezifisch Stoische: die Durchdringung des Alls durch diesen *λόγος* (vgl. ähnliche stoische Definitionen: Dox. gr. 458, 1/2; Diog. Laert. VII 88); K. bedient sich dieser Ausdrucksweise lediglich des Wortspiels wegen, um zu zeigen, daß doch etwas „*παράλογον*" unmöglich von Gott herrühren kann.

Wie kann ich nun diesen transzendenten Gott überhaupt erkennen? Dieser Frage wendet sich nunmehr K. zu (VI 66; vgl. VII 33, 36); erst nach langem Hin und Her antwortet er VII 42 ziemlich geheimnisvoll: *συνθέσει, ἀναλύσει, ἀναλογίᾳ*. Anstatt daß nun diese doch nicht ohne weiteres verständlichen Begriffe dem Laien erläutert würden, folgt VII 45 — scheinbar zusammenhanglos — eine Tafel von 7 Begriffspaaren, die veranschaulicht, daß sich Gott zu den *νοητὰ* verhält, wie die Sonne zu den *ὁρατά*: das ist natürlich — auch im einzelnen! — platonisch (Staat 507—509). Offenbar soll die Gotteserkenntnis durch Analogie erläutert werden; dies wird durch Albinos (is. 19) bestätigt, der gleichfalls drei Wege der Gotteserkenntnis — die Dreizahl der viae in der mittelalterlichen Theologie geht also unter Vermittelung des Neuplatonismus ins 2. Jahrhundert zurück — aufzählt (*κατὰ ἀφαίρεσιν, κατ' ἀναλογίαν, διὰ τὴν ἐν τιμίῳ ὑπεροχήν*) und für den zweiten gleichfalls das platonische Beispiel anführt: wiederum tauchen Schulzusammenhänge für uns auf: doch auch K. selbst beruft sich hier auf „weise Männer" als Erfinder der Theorie (VII 42) und grenzt VII 45 das Zitat ausdrücklich ab. Daß die Auseinandersetzung VII 45 durchaus den Eindruck des Leitfadenmäßigen macht, braucht kaum gesagt zu werden.

Schließlich wird K. auch seine Dämonologie (VII 68 ff.) in ihren Hauptzügen seiner Quelle verdanken (vgl. im einzelnen die Diss.): ihre Grundlage ist platonisch, aber wiederum aus den verschiedensten Dialogen zusammengestellt; s. zu VII 68, VIII 28, 58 Anf.[1]): Ges. 903 b; zu V 25: Polit. 271 d u. (*κατὰ νόμον*, vgl. VIII 24) Ges. 717 b, Tim. 40 e; zu VIII 45, 60 (Mantik): Symp. 203 a. — Auf der einen Seite empfiehlt K. die Verehrung der Dämonen, *ἵν' εὐμενεῖς ὦσιν* (VIII 24, vgl. 33), auf der andern aber warnt er vor Uebertreibung des Dämonenkultus (VIII 60): dieselbe Zwiespältigkeit zeigt der Akademiker bei Porphyr. de abst. II 42 f., mit dem K. auch in der Formulierung des Gottesbegriffs (zu Porphyr. II 37 s. VI 64/65; VII 27; VIII 21) weitgehend übereinstimmt.

Da wir auch hier wieder auf Schultradition schließen dürfen und da

1) Die Spekulation vom Einfluß der Dekane auf den menschlichen Körper ist astrologisch: Firmic. Mat. II 4, 5; IV 22, 2; vgl. auch Herm. Trism.: Stob. ecl. phys. 21, 9; S. 130 f. M.

überhaupt die behandelten Themen nachweislich dem akademischen Schulbetrieb des 2. Jahrhunderts angehören (Albin. 7 Anf.), kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß Kelsos' Quelle, deren Verfasser er, sogern er sonst mit Schriftstellerzitaten prunkt, charakteristischer Weise nirgends nennt (ebenso Philo: Bousset, Jüd.-christl. Schulbetrieb 154), ein akademisches Schulbuch — ein ὑπόμνημα oder ein nachgeschriebenes Kollegheft — war, ähnlich wie Albinos' und Apulejus' Aufzeichnungen, die ebenfalls die platonische Lehre, wie sie sie auffassen, systematisch zusammenstellen und mit der anderer Schulen, besonders der Stoa, verknüpfen. Trotz weitgehender Uebereinstimmung auch in Einzelheiten ist es dennoch unwahrscheinlich, daß jenes Buch nun gleichfalls aus der Schule des Gaios stammt: denn während bei diesem kritikloser Eklektizismus noch in vollster Blüte steht, zeigt sich bei K. wenigstens in den prinzipiellen Fragen eine bewußte Abkehr vom Stoizismus, die IV 73 ff. zum offenen Kampf wird, hervorgerufen durch ein immer lebhafter werdendes Studium des auch von K. vergötterten Plato, für das er selbst durch seine zahlreichen Platozitate und Stellen wie IV 23 (= Phaed. 109 b) ein gutes Beispiel bietet. Dieser Weg aber führt aus der „Mondscheinakademie" des 2. Jahrhunderts heraus zum Neuplatonismus, mit dem Kelsos' Quelle zahlreiche Fäden verknüpfen: jener Akademiker, dessen Lehre uns in ihr entgegentritt, sicher nach Gaios anzusetzen, war gewiß einer der ersten, der ihn einschlug.

1922 [Englische Philologie] Nr. 20

Hermann Flasdieck, geb. zu Elberfeld 6. V. 1900.

Forschungen zur Frühzeit der neuenglischen Schriftsprache.

Ref.: Prof. Morsbach. Prüf.: 17. V. 22.

Die Dissertation ist im Druck erschienen in den „Studien zur englischen Philologie" hrsg. v. L. Morsbach, Heft 65 und 66.

1922 [Mittlere und Neuere Geschichte] Nr. 21

Georg Schnath, geb. zu Hannover 6. XI. 98.

Die Herrschaften Everstein, Homburg und Spiegelberg. Grundlegung zur historischen Geographie der Kreise Hameln und Holzminden.

Ref.: Prof. Brandi. Prüf.: 16. XII. 21.

Die Dissertation ist gedruckt in „Studien und Vorarbeiten zum Historischen Atlas Niedersachsens", Heft 7. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1922.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN

1922 AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN [Mittlere und Neuere Geschichte] Nr. 22

August Friedrich Müller, geb. zu Forst bei Holzminden 4. II. 89.

*Die Entwicklung der Landeshoheit im Bistum Halberstadt bis 1400.**

Ref.: Prof. Stein. Prüf.: 1. VI. 15.

1. Wenn H. Rudolph in seiner Dissertation „Die Entwicklung der Landeshoheit in Kurtrier" von einer bereits festen „Formel", nach welcher sich die Landeshoheit der deutschen Territorialfürsten entwickelt habe, mit einer gewissen Berechtigung sprechen kann, so muß doch immer wieder eingehend berücksichtigt werden, welche besondere Stellung die Grundherrschaft in bestimmten Fällen dieser Entwicklung eingenommen hat. In der Tat herrschte gerade während der Blütezeit des mittelalterlichen Feudalismus eine solche Mannigfaltigkeit der Rechtsansprüche, eine so vielseitige Beeinflussung derselben und Verschmelzung untereinander, daß eine allgemeine Formel niemals die tatsächlichen Verhältnisse wiedergeben kann. Auch im Bistum Halberstadt ist die bischöfliche Grundherrschaft bei der Bildung der Landesherrschaft, wenn man diese um die Wende des 14. Jhrds. als eine vielgestaltige Summe von Einzelrechten nimmt, nicht ohne starken Anteil gewesen und zwar nicht bloß während der Periode, in der die Grundherrschaft die Basis für die Immunität bildete und die Immunität auf ihre Gleichstellung mit der Grafschaft hindrängte. Diese Periode dauerte im Bistum Halberstadt von der Gründung im 9. Jahrhundert bis in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts. Sie war zugleich die Blütezeit der Grundherrschaft des Hochstifts. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß sie um Halberstadt, Osterwieck und Oschersleben territorial bildend und personal bindend gewirkt hat, daß das Recht an Grund und Boden die Ausbildung eines bischöflichen Bodenregals beeinflußt, den Wildbann um das Holznutzungsrecht erweitert, anderseits die Jagd beschränkt, die spätere Hoheit über die aus dem Harz tretenden Gewässer eingeleitet hat. Die Grundherrschaft hat nicht nur während der Immunitätszeit, sondern auch noch im 13. und 14. Jahrhundert einzelne Rechtsansprüche geliefert, aus denen die Landesherrschaft mit aufgebaut ist, indem durch Verbindung mit den öffentlichen Grafschaftsrechten eine Umdeutung ihres Charakters aus privaten in öffentliche stattgefunden haben muss. Aber längst nicht alle Rechte der Grundherrschaft haben an dieser Entwicklung teilgenommen. Vor allem das Hofrecht nicht, das gerade seit 1200 immer unwirksamer wurde, als die Bischöfe die dem Hochstift von Heinrich III. 1052 zu Lehen übertragenen Grafschaftsgebiete im Harzgau, Derlingau, Northüringau und Balsamgau einzuziehen begannen.

2. Von den ausgedehnten Grafschaften hat das Halberstädter Hochstift seit 1257 den Gobezirk Oschersleben, seit 1348 die Grafschaft Aschersleben und seit 1351/58 den größten Teil des Gebietes der Grafen von Regenstein nach schweren und langen Kämpfen zu behaupten vermocht. Die finanziellen Verlegenheiten zwangen nämlich das Hochstift zu Veräußerungen von Besitz und Grafschaftsgebieten. Den so verbleibenden

gräflichen und grundherrlichen Rechten hat aber nicht die Grundherrschaft — das Villicationssystem mit Hofrecht befand sich seit 1200 in Auflösung — sondern in erster Linie die gräfliche Gerichtsgewalt die Strucktur gegeben, während aus der Grundherrschaft nur einzelne Bausteine zum Ausbau der Landesherrschaft genommen wurden. Infolgedessen organisierte sich die bischöfliche Landesherrschaft nicht im Anschluß an die grundherrlichen Villicationen, sondern durch folgende zum Teil neugeschaffene Amts- und Gerichtsbezirke: Hornburg, Wülperode, Schlanstedt, Oschersleben, Crottorf, Schneidlingen, Gatersleben, Ermsleben, Wegeleben, Langenstein und Schwanebeck. Die Stadtbezirke Osterwieck, Halberstadt und Aschersleben nahmen in der Verwaltung des Territoriums eine Sonderstellung ein.

3. Wie sehr die Bildung der Landherrschaft eine Machtfrage war, zeigen die langen Kämpfe mit den Lehnsgrafen, besonders mit den Lehnsvögten im 13. Jahrhundert und mit den Regensteinern im 14. Jahrhundert. Sämtliche Vogteien des Hochstifts und der Klöster im Harzgau waren zu erblichen Lehen geworden. Während das Reich durch das fortgebildete Lehenswesen immer mehr aufgelöst wurde, gelang es den Halberstädter Bischöfen, wie andern Territorialfürsten, innerhalb ihres Territoriums das Lehnswesen zu beseitigen, und dadurch die Landeshoheit zu verwirklichen, wie sie von 1220 und 1232 die Reichsgesetze Friedrich II in einem bestimmten Zeitpunkt ihrer Entwicklung und keineswegs erschöpfend umschrieben hatten. Zu den zurückgegebenen Vogteien gehörten die Stiftsvogtei und die Vogteien der Klöster Hamersleben, Huysburg, Hadmersleben, Ilsenburg, Drübeck, Waterleer, Himmelpforten, Langeln, vorübergehend auch Hillersleben bei Neuhaldensleben und Quedlinburg.

4. Die grundherrliche Verwaltung und Handhabung der grundherrlichen und gräflichen Gerichtsbarkeit wurde fortan in die Hände der bischöflichen Ministerialen gelegt, aus denen nach und nach die neue, nur dem bischöflichen Willen unterstellte Beamtenschaft entstand. Diese neuen Amtleute übten auch die übrigen, aus den zu Lehen übertragenen Regalien gebildeten landesherrlichen Hoheitsrechte aus, soweit sie nicht irgendwie im Laufe der Zeit veräußert wurden. Das Bodenregal ergab im wesentlichen ein Obermärkerrecht über Dorf- und Markallmende sowie das Recht zur Erteilung von Siedlungsprivilegien im Großen Bruch. Der Wildbann erweiterte sich wahrscheinlich in Anlehnung an das Bodenregal zum Recht der Verfügung auch über die Holzbestände des Huy und Fallstein, während er im engeren Sinne auch später noch nur das Hochwild für den Bischof befriedete. Das Recht an Grund und Boden hat auch die Ausbildung der bischöflichen Straßenhoheit während der Immunitätszeit beeinflußt. Eine landesherrliche Hoheit über die Gewässer des Territoriums entwickelte sich erst recht spät, lehnte sich bis 1400 ebenfalls eng an die Grundherrschaft an. Ein Salz- und Bergwerksregal hatte sich bis 1400 noch nicht ausgebildet, weil keine Saline und kein Bergbau im bischöflichen Territorium betrieben wurden. Obwohl das Reich Markt- und Zollregal nicht völlig preisgegeben hatte, muß der Halberstädter Bischof in der Erhebung Oscherslebens zum Marktflecken im Jahre 1253 dieses Hoheitsrecht eigenmächtig ausgeübt haben. Außer in Halberstadt, wo das Hochstift Markt-, Münz- und Zollrecht der Stadt abgetreten hatte, besaß es in Osterwieck und Aschersleben alle diese und die sonstigen daraus folgenden Rechte, in

Oschersleben das Marktrecht, in Halberstadt und Aschersleben außerdem noch das Judenschutzregal. Zweifellos in Anlehnung an die gräfliche Gerichtsgewalt erhoben zuerst die Lehnsvögte im 12. Jahrhundert von den ihnen unterstellten Freien uud Unfreien die Bede als eine Realsteuer. Diese Bede haben die Bischöfe seit 1200 als Gewohnheitsrecht übernommen und ihr alle Freien und Unfreien gerade so unterworfen, wie der landesherrlichen Kriegsdienstpflicht. Diese Dienstpflicht umfaßte die eigentliche Heeresfolge und den Burgbaudienst, von der die Stadt Halberstadt befreit war.

5. Aus allen genannten Hoheitsrechten entwickelte sich unter Anerkennung durch die Reichsgesetzgebung die Landeshoheit des Halberstädter Hochstifts. Wohl hat das Recht an Grund und Boden wie an Personen manches Material zum Aufbau derselben geliefert, aber niemals hat die Grundherrschaft sich zur Landesherrschaft erhoben. Den Kern der Landeshoheit bildeten die hohe Gerichtsgewalt, in zweiter Linie die materiellen landesherrlichen Hoheitsrechte. Andrerseits empfing der Bischof als Grundherr und als Inhaber öffentlicher Rechte die Huldigung und den Treueid seiner Untertanen oder deren Stellvertreter. Damit war die erstrebte landesherrliche Stellung des jeweiligen Bischofs erreicht. Kraftvoll aber ist diese bis 1400 nicht zum Ausdruck gekommen, weil der Landesherr infolge dauernd wachsender Verschuldung sich zu Gunsten von Ständen und Personen in der Ausübung landesherrlicher Rechte starke Beschränkungen auferlegen mußte. Daraus entstanden die Mitregierung des Domkapitels und nach 1400 die Anfänge der ständischen Mitregierung der Ritterschaft, die sich aus besonderen Steuern und deren Verwaltung herleitete. Dennoch blieben dem Bischof genügend Rechte, die ihn als Landesherrn kennzeichneten und in die jüngste Periode der Territorialherrschaft überleiteten.

1922 [Klassische Philologie] Nr. 23

Erich Hofmann, geb. zu Mühlhausen (Thür.) 4. III. 95.

Qua ratione ἔπος, μῦθος, αἶνος, λόγος et vocabula ab eisdem stirpibus derivata in antiquo Graecorum sermone (usque ad annum fere 400) adhibita sint.

Ref.: Prof. Pohlenz. Korref.: Prof. Hermann. Prüf.: 26. VII. 22.

Preisarbeit von 1921.

Die Dissertation ist in Göttingen 1922 bei der Universitäts-Buchdruckerei von W. Fr. Kaestner erschienen.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN

1922 AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN [Romanische Philologie] Nr. 24

Karl Ziern, geb. zu Klein-Mimmelage (Kreis Bersenbrück, Reg.-Bez. Osnabrück) 15. X. 99.

*Sprachliche Untersuchung über „Floriant et Florete".**

Ref.: Prof. Stimming. Prüf.: 15. III. 22.

Der afr. Roman von „Floriant et Florete", dessen Sprache darzustellen der Verf. in seiner Arbeit unternimmt, gehört der jüngeren Artusepik an und ist uns in einer einzigen Hs. überliefert, die zu Newbattle Abbey in Schottland aufbewahrt wird, und die für den Verf. nicht erreichbar war. Veröffentlicht ist sie zum ersten und einzigen Male von Francisque Michel im Auftrage des Roxburghe Club als:
„Floriant and Florete, a metrical romance of the fourteenth century edited ... by Francisque Michel (Printed for the Roxburghe Club. Edinburgh 1873).

Rezensiert worden ist die Ausgabe von W. Foerster (Ztschr. f. österr. Gymn. Wien 1875. p. 538—546) und A. Mussafia (Liter. Centralblatt Nr. 2. 1875), kurz besprochen von P. Paris, Histoire littér. 28, 139—179 und G. Paris, Romania IV, 511.

Die Arbeit behandelt:

A. Einleitung.
B. Silbenzählung (mit Unterabteilungen).
C. Reimuntersuchung:
 I. Lautlehre. II. Flexionslehre.
D. Metrisches:
 I. Reime. II. Silbenzahl der Verse.
E. Sprache des Kopisten:
 I. Lautlehre. II. Flexionslehre.
F. Gesamtcharakter der Sprache des Verf. — Entstehungsort und -zeit des Denkmals.
G. Gesamtcharakter der Sprache des Kopisten. — Entstehungsort und -zeit der Hs.
H. Anhang.

In der Einleitung teilt der Verf. Näheres über die Hs. und die Ausgabe mit, und behandelt sodann ausführlich die Stellung des Denkmals innerhalb der Artusepik, namentlich das Verhältnis zu „Claris et Laris". Ausgehend von der Andeutung einer literarischen Abhängigkeit des letzteren Romans von „Floriant et Florete", die G. Paris auf Grund einer inhaltlichen Uebereinstimmung in der Histoire littér. 30, 135 macht, und die von Groeber, Grdr. II 1, 789, wiederholt wird, ist es dem Verf. durch Beibringung sowohl zahlreicher inhaltlicher Uebereinstimmungen als auch einer Fülle von direkt wörtlich wiederkehrenden einzelnen Stellen — die gewöhnlich 3 und 4 bis zu 12 und mehr Versen umfassen; die längste sogar 22 Verse! — gelungen, weitgehende Beziehungen zwischen „Flor. et Fl." und „Cl. et L." zu erweisen. Welcher Art diese Beziehungen sind — ob „Flor. et Fl." von dem Verf. von „Cl. et L." benutzt ist oder umgekehrt, oder ob gar, was von vornherein wegen der wörtlichen Uebereinstimmungen unwahrscheinlicher

ist, die Verfasser identisch sind — darüber erlaubt sich der Verf. erst ein Urteil, nachdem er, stutzig gemacht durch die verblüffenden Parallelstellen, zunächst alles das vorgeführt, was sich inhaltlich über die Person des Dichters aus den Romanen herausholen läßt, und weiterhin im Zusammenhang mit der Darstellung der Reimsprache und Reimtechnik von „Flor. et Fl." vergleichsweise auch „Cl. et L." herangezogen hat.

Die Ergebnisse, zu denen der Verf. auf Grund seiner Untersuchungen gelangt, sind folgende:

I. Die Sprache des Dichters:

Sie ist im Kerne franzisch-schriftsprachlich (zu beachten namentlich: Reime von an : en; ai : oi; — ei > oi — -īlis > -is; — -īvus > -is — Gleitlaute zwischen m—r; m—l — zentralfranzösische Gestalt der Palatale; — -ïons; -ïez fast durchweg im Indic. Imperf. u. Condition. usw.), weist aber neben vereinzelten östl.-südöstl. Zügen (-illum + s > -aus; — 3 mal Nachlaut-i in sai, lai neben ça, la) vor allem pikard. Elemente auf (je 1 mal sëir; assëir neben 1 mal veoir; 1 mal cheoir; 1 mal seoir; 1 mal asseoir — iee : ie 18 mal gesichert — -z : -s; — pikard. Pronominalformen: 2 mal mi neben 3 mal moi, 3 mal toi, 1 mal soi; no, vo neben nostre, vostre.)

Da die Untersuchungen G. Wackers (Das Verhältnis von Dialekt und Schriftsprache im Afr. Diss. Berlin 1916) nun jene urspr. pikard. Kriterien als der Schriftsprache des 13. Jhrdts. eigene sogen. „literar. Pikardismen" erwiesen hat, so gehört offenbar auch „Flor. et Fl." zu jener Klasse der Vertreter einer pikard. gefärbten franzischen Literatursprache, zu denen G. Wacker (a. a. O., p. 86) auch den „Cl. et L." zählt! (Groeber, Grdr. a. a. O., bezeichnet letzteren als pikard.-franz.; „Flor. et Fl." als „franzisch".

II. Was das Verhältnis von „Flor. et Fl." zu „Cl. et L." anbelangt, so ist auch bezügl. der Sprache der beiden eine große Aehnlichkeit festzustellen (s. o. zur Lokalisierung!). Auch das, was aus den Denkmälern selbst über die Person der Dichter zu erschließen ist, spricht nicht unbedingt gegen eine Identität der Dichter. Gleichwohl glaubt der Verf. diese Annahme ablehnen zu dürfen, einmal wegen der anzutreffenden überraschend wörtlichen Uebereinstimmungen, dann aber auch wegen der Komposition der beiden Dichtungen. Die Feststellung, daß „Flor. et Fl." in diesem Punkte bei einer gewissen Weitschweifigkeit doch eine größere Frische und Klarheit bewahrt als „Cl. et L.", veranlaßt den Verf., (— wie Groeber nach G. Paris „vermutet" —) den Verf. von „Flor. et Fl." als den älteren anzusprechen. Daraus ergibt sich die einfache Folgerung, daß der Verf. von „Cl. et L." den Roman von „Flor. et Fl." neben anderen Artusepen vornehmlich und in allererster Linie als Vorlage benutzt und in weitgehendem Maße für sein umfängliches Werk ausgeschöpft hat — eine Tatsache, die M. Klose, der den Roman von „Cl. et L." in seinem Verhältnis zur Artusepik des 12. u. 13. Jhrhdts. untersucht hat (Beiheft 63 der ZRPh. Halle 1916), vollkommen übersehen hat.

III. Da nun andrerseits „Cl. et L." auf Grund zeitgenössischer Anspielungen mit Sicherheit um das Jahr 1268 angesetzt werden darf (vergl. Alton, Li Romans de Claris et Laris. Liter. Verein Stuttgart. Bd. 169. Tübingen 1884. p. 863), so ist damit bereits ein terminus ad quem für die Entstehungszeit des Denkmals gegeben, der in glücklicher Weise

mit dem aus den sprachlichen Kriterien [Inklinationsformen: jel, nel, sel (sīc), jes, nes, ses (sic les); ses (sī les); quel — s o n amblëure; — -ïons; -ïez fast stets noch im Ind. Imperf. u. Condition. — 9 mal Verstummen des Hiatusvokals gesichert, — 3 mal grande, 6 mal tele(s), quele; — oi : ai — e : ié (B. G.) sehr zahlreich. — c > [s] usw.] vom Verf. gewonnenen Ergebnisse = 1260—1280 = übereinstimmt.

IV. Aus der Untersuchung d e r S p r a c h e d e s K o p i s t e n geht hervor, daß diese sich nicht wesentlich von der des Verf. unterscheidet. Im Grunde franzisch (-aticum > -age; kein Nachlaut-i —; vereinzelt e statt a vor gedecktem -r; und umgekehrt — focum > feu; — ǭ + l$^{Kons.}$ > eu; stets moi; franzische Palatalgestalt usw.), zeigt sie durchaus — und zwar noch vollkommener als das Original — schriftsprachliches Gepräge. Vereinzelt begegnen östliche (-aus < ę̆ + l (l̇) + s neben -els, -eus) und pikard. Züge (stets iee > ie; -iaus < ę̆ + l (l̇) + s; vereinzelt -ius < -ī + l + s), auf die nicht allzu großes Gewicht zu legen sein wird, da sie sich zumeist als vom Kop. aus Vorlagen ühernommene Elemente erklären lassen dürften.

Eine genauere Angabe der Heimat des Kopisten erscheint schwierig und zwecklos, wenn man bedenkt, welch einer späten afr. Epoche die Hs. angehört, und wie stark bereits um diese Zeit die Schriftsprache in die Dialekte vorgedrungen war.

V. Als E n t s t e h u n g s z e i t d e r H s. ergibt sich auf Grund der sprachlichen Erwägungen die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts, (eu neben o und ou < vlt. ọ̄; — -[ṅ] > -[n]; — s vor Kons. ist stumm. — -ié (B. G.) öfters > -e. Starke Zerrüttung der Nominalflexion, die sich im Uebergangsstadium befindet. —

Artikel: Nom. Sg. li neben sehr häufigem le;
Nom. Plur. li neben vereinzeltem les. —

Betonte Personalpronom. lui und li werden promiscue gebraucht. — Neben überwiegendem: mes, ses bereits 7 mal; mon, ton, son. — Im Possess. Plur. (satzunbetont) 2 mal leurs (neben leur). —

Demonstrativpron.: cest / cel } gelegentlich > ce. — Konjugat.: -ions im Konj. Praes. und Imperfekti. — Doppelschreibungen des Anlautkonsonanten usw.]

In einem A n h a n g e fügt dann der Verf. schließlich noch eine kritische Betrachtung über die Textgestaltung Michels an, nimmt zu den wichtigsten von den Rezensenten der Ausgabe vorgeschlagenen Emendationen Stellung und gibt selbst einige wenige neue nebst sonstigen Anmerkungen.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN
1922 AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN [Romanische Philologie] Nr. 25

Eduard Bergmann, geb. zu Koppenbrügge (Kr. Hameln). 29. IX. 97.

Die Substantivierung des Adjektivs im Französischen.

Ref.: Prof. Stimming. Prüf.: 14. XII. 21.

Nachdem in einem Vorwort der Vorgang der Substantivierung eines Adjektivs erörtert worden ist, wobei mehrere Stadien unterschieden werden, werden die verschiedenen Gruppen der substantivischen Adjektiva nach einander vorgeführt.

A. Das subst. Adjektiv stellt gleichzeitig eine gewisse Eigenschaft und einen Träger dieser Eigenschaft dar.

I. Subst. Adjektiva, die lebende Wesen bezeichnen.

a) solche, welche ganze Klassen von Personen umfassen, daher kollektivische Bedeutung erhalten.

1. solche im Plural. Seit frühester Zeit bis in die Gegenwart finden wir Belege für substantivierte Adjektiva im Plural, die Personen bezeichnen: Canten li gran e li petit. Passion, 42.

2. solche im Singular. Im Altfr. sind die Belege noch selten, da im Lateinischen eine Abneigung herrschte, das Adj. alleinstehend anders als im Plural von Personen zu gebrauchen. Allmählich wurde aber der Gebrauch im Singular allgemein. Li povre tant nen i öust a perdre. Chans. de Guil. 406. Sowohl im Plural als auch im Singular kann mit und ohne Artikel ein attributives Adjektiv beigefügt werden,

b) solche zur Bezeichnung von Einzelpersonen. Die Substantivierung konnte sehr leicht vor sich gehen, da durch den Artikel für männliches und weibliches Geschlecht Missverständnis nicht zu befürchten ist. Ele avoit le mort plus amé Si acoilli le vif en he. Brut. 2214. Der Artikel kann fehlen. Achève, malheureuse, achève de vêtir. Corn., Clit. II, 6.

c) subst. Adjektiva, die auf ein vorhergehendes Substantiv zurückgehen. In diesem Falle ist es zweifelhaft, ob Substantivierung vorliegt, doch ist solche anzunehmen in: Carles li magnes u. ä., wo ein Epitheton einem Eigennamen als unterscheidendes Kennzeichen beigefügt ist.

Oft hat das subst. Adj. eine Ergänzung bei sich. al glosius celeste. Rol. 2253. . . . une allusion au captif de Saint-Hélène. Michelet, p. 187. Li glorïouz, qui en la crois fu mis. Amis, 904.

d) subst. Adjektiva zur Bezeichnung von anderen Individuen. Im Altfz. begegnen solche zur Bezeichnung von Pferden. Le bai de Gascoingne enselé. Erec 2663.

II. Subst. Adj., die Ideen oder Sachen ausdrücken. Hier ist die Neigung besonders stark ausgeprägt, den adjektivischen Charakter abzustreifen und in die Kategorie der Substantiva hinüber zu gleiten.

a) subst. Adj., die eine feste, ganz beschränkte Bedeutung angenommen haben.

Zeitausdrücke: Et le futur? Mol. IX, 1618; wissenschaftliche Ausdrücke: la physique . . . et la politique . . . Pascal, 88; andere Ausdrücke: . . ., com-

me sont tous les lits à l'antique. Scarron. R. c., 283 . . . mariant l'Adriatique avec le grand Turc. Daudet, 5.

b) solche, die keine feste, spezielle Bedeutung angenommen haben: Le rouge (sc. vin) avec le blanc ont mis. . . Froiss. II, 316, 59. . . une personne emportée par le rapide revînt près de Marseille . . . Margueritte, p. 219.

c) Aus euphemistischen Gründen substantivierte Adj. De son voloir an grant la tienent (in gr. Gier halten) Yvain 2108.

B. Das subst. Adjektiv bezeichnet eine Eigenschaft und zugleich den Träger dieser Eigenschaft.

Diese subst. Adj. bezeichnen meist neutrale Begriffe. Der Gebrauch des neutralen subst. Adj. im Französischen ist seltener als im Deutschen, da Einschränkungen bestehen.

I. subst. Adj., die etwas Konkretes bezeichnen.

a) solche, die einen Gegenstand oder ein Phaenomen bezeichnen.

1. solche, die eine Farbe bezeichnen. Ta barbe par les distinctions du gris, du blanc, du tanné et du noir, me semble une Mappemonde. Rabel. II, 136. Es tritt ein attributives Adj. hinzu: le jaune tentre du papier. Zola, p. 97.

2. solche, die eine Substanz bezeichnen: sa mère qui se faisait embrasser . . . sous le menton, pour qu'elle ne dérangeât pas son rouge. Goncourt, p. 9.

3. Farbenadjektiva, die die Kleidung bezeichnen: Une fille qu'on aima dans le bleu. Verlaine, 220.

4. solche, die Pelzarten bezeichnen: la vendeit on le gris . . . Eneas, 451.

5. ebenso die Temperatur: granz est li calz, si se lievet la puldre. Rol. 3633.

6. die Art des Wetters: En l'oseur d'une nue . . . Bast. de Buil., 903.

b) einen Teil eines Gegenstandes: Le diantre, celluy qui n'a poinct de blanc en l'oeil . . . Rabel. II, 174.

II. subst. Adjektiva, die einen abstrakten Begriff in sich schließen:

a) das subst. Adj. drückt den Grad aus, in welchem eine Eigenschaft wahrgenommen wird. Je me couchois sans feu dans le fort de l'hiver. Mol. II, Sgan· 84.

b) Es drückt die Besonderheit einer Eigenschaft in ihrer Erscheinung an einem bestimmten Seienden aus:

Im Altfrz. sind die Belege selten, erst im 17. Jahrh. häufig: Se vos voléz faire mon buen . . . Cligés, 140. Quelque jour, . . . quand le réel et le quotidien vous manqueront. Musset, 80. Dann: quelque chose de nouveau, Cent N. N., 203.; surtout rien d'excentrique, Gyp, 35. Quoi de plus mystérieux . . . Margueritte, 19.

c) das subst. Adj. im adverbialer Bestimmung. Je ne le sais pas au juste. Maup., 275. Et puis je chiffonnais ma veste à la française. Hernani I, 2

Zweites Kapitel. Die subst. Partizipien.

I. das subst. Partizip Praesens:

a) subst. Part. praes., die lebende Wesen bezeichnen:

1. solche zur Bezeichnung von Personen, die eine Tätigkeit ausüben . . . Si les verront li trespassant. Cligés, 4722.

b) subst. Part. praes., die Personen bezeichnen, die so oder so beschaffen sind.: Plusieurs scavans disent: Marot I, 248.

b) subst. Part. praes., die Ideen oder Sachen bezeichnen:

c) das subst. Part. praes. bezeichnet ein Abstraktum. Part. praes. wird in ein Adjektiv verwandelt und bezeichnet erst im Neufranzösischen Abstrakta: . . . je pusse mêler le plaisant à l'utile. La Font. III, 194. Dann: quelque chose d'intéressant . . . Staël I, 10; rien de frappant dans le costume. Daudet, 254; tout ce que je trouvais de suppliant. Loti, 249.

II. Das subst. Partizip des Perfekts.

a) subst. Part. perf., die lebende Wesen bezeichnen: Or avant, dit la courroucée . . . qui . . . Cent N. N. XVIII, 99; zu dem subst. Part. perf. tritt ein Adjektiv: le mauvais radoté. Fierabr. 2708, mit einer adverbialen Ergänzung: le mieux monté de ces deux inconnus dit: Scarron, 38.

b) subst. Part. perf., die Ideen oder Sachen ausdrücken: li vostres diz n'en sera trespassez. Bartsch, 18, 95.

c) subst. Part. perf. bezeichnen einen abstrakten Begriff: (Erst seit dem 16. Jahrhundert): discerner le vrai d'avec le supposé. Gohin, 232. Dann: quelque chose de tombé. Hugo II, 157; rien de cassé Zola, 398.

Das subst. Part. perf. bezeichnet den Grad einer Eigenschaft: le débraillé de votre toilette. Darmesteter.

Drittes Kapitel. Der adverbiale Gebrauch gewisser Adjektiva, die als substantiviert anzusehen sind.

I. Das neutrale subst. Adj. in Verbindung mit Verben des Lautens, Tönens, Sprechens: Certes vous dites vray. Corn. Ment. IV, 1.

II. in Verbindung mit Verben der Wahrnehmung: Les uns voient noir, d'autres bleu . . . Robert, 119. Il voyait immense. ibid; 117.

III. mit Verben des Essens u. Trinkens: nous ne beumes poinct frais. Rabel. I, 126.

IV. mit Verben des Denkens: . . . si bien je ne soupe . . . autant songe creux que pour lors estoit mon ventre. Rabel. II, 68.

V. mit faire: Moult y faisoit vert et joli. Froiss. II, 330. il fait froit . . . Chans. 15. Jahrh. LXXX.

Viertes Kapitel. Die Substantivierung des Adjektivs in praepositionalen Ausdrücken.

I. Verbindung der Praeposition à mit einem subst. Adj. oder Part perf.: siglent a fort e nagent e guvernent. Rol. 2631. Praeposition + Artikel + subst. Adj.: Je puis apprendre au vrai le secret qui nous touche. Mol. I, Et. 152. Elle boa les yeux . . . à la dérobée. Scarron, 114. Praepos. + Part. perf.: Si s'est de lez le roi levée Et vint sor aus si a anblee. Yvain, 64.

II. Verbindung der Praeposition de mit dem subst. Adj.: La terre est toute moie, je le sai bien de fi. Aye d'Av. 108.

III. Praepos. en + subst. Adj.: En vain li fait aler grant voie. Ille et Gal. 5569.

IV. pour + subst. Adj.: Valere pour vray le nous dit. Villon, 17.

Fünftes Kapitel. Die Substantivierung des Zahladjektivs.

I. Zur Bezeichnung v. Personen: Quatre cenz milie atendent l'ajurnée. Rol. 715.

II. Zur Bezeichnung v. Ideen oder Sachen: sur un helme l'en duna treis. Gorm. et Is; 97.

III. Im Sinne eines Neutrums: tuit t'est ung, bel ou let. Villon. P. P. 442.

Sechstes Kapitel. Die Substantivierung von Pronominaladjektiven.

I. Possessivpronomen:

a) substantivische Possessivpronomen: Contre un des siens en i a des miens mil. Amis 1731.

b) substantivierte Possessiv.: La toie chars par la soie est sauvée. Jourd. d. Bl., 936.

II. Indefinite Pronomen:

a) autre.

1. substantivisches autre.: Si se feinst mort, si gist entre les altres. Rol. 2275.

2. substantiviertes autre.

b) tel.

1. substantivisches tel: es bezeichnet Personen, deren nähere Bestimmung unterbleibt: Vous m'avéz beaucoup celé les amours d'une telle. Cent N. N. XXXIII, 206.

2. tel im neutralen Sinne: ... Onques mais n'öi tel. Fierabr. 2754.

3. substantiviertes tel: ou avez vus emblé cel bon destrer? Il m'est a vis tot a mun quider Ke Brandom, ... sout un tel aver.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN

1922 AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN Nr. 26
[Klassische Philologie]

Georg Röhm, geb. zu Potsdam 31. X. 92.

*De Comoediarum Aristophanearum compositione.**

Ref.: Prof. Pohlenz. Prüf.: 13. VII. 21.

Einleitung.

Da bei dem Stande der Ueberlieferung wenig Aussicht ist, aus der aristophanischen Komödie sichere Schlüsse für den Ursprung und die Geschichte der Gattung zu ziehen, wird der Versuch gemacht, die Entwickelung der aristophanischen Komödie für sich zu betrachten und unter diesem Gesichtspunkte die Durchführung der Handlung und die Struktur der einzelnen Stücke zu untersuchen. Hierbei ist zu beachten, daß für die letzten Jahre nur einzelne Stücke in großen Zwischenräumen erhalten sind und dem Dichter von vornherein verschiedene Möglichkeiten zu Gebote gestanden haben.

I. Die Durchführung der Handlung in den Komödien des Aristophanes.

Um über die Einheit der Handlung ein Urteil zu gewinnen, wird der innere Zusammenhang der einzelnen Szenen jedes Stückes und der Anteil des Chores an der Handlung untersucht. (I = bis zur Parabase, II = von der P. an.)

ACH. I. Dikaiopolis macht Frieden und verteidigt ihn mit Hilfe der Telephosparodie gegen den Chor.

II. Die Freuden des Friedens in Markt und Fest. Die Parallele Dik.-Lamachos, am Ende von I anhebend, am Ende von II durchgeführt, tritt an Stelle des Gegensatzes zum Chor in I und verbindet beide Teile, die den Frieden empfehlen sollen. Der Ausgang, das Wetttrinken, nur lose verbunden.

EQU. Der Wursthändler, der größere Schurke, sticht in immer neuen Kämpfen den Paphlagonier beim Demos aus, die Handlung wird bis zur Exodos durchgeführt. Die unvermutet einsetzende Verjüngung des Demos sowie das Chorlied 973—996 sollen den Eindruck der Verhöhnung des attischen Volkes mildern. Der Chor, der ursprünglich in Aussicht genommene Gegner des Paphl. (Ach. 300), tritt seine Rolle immer mehr an seinen Bundesgenossen, den Wursthändler, ab, dessen Konzeption A. wohl dem Eindruck der Großsprecherei Kleons vor Sphakteria, dem das ganze Stück gilt, verdankt.

NUB. Unvollendete und nicht aufgeführte Ueberarbeitung. I. Strepsiades will sich in der Sophistenkunst des Sokrates unterrichten, um seine Gläubiger loszuwerden, eine Kunst, die er später wirklich erprobt (1214 ff.).

II. Durch den Sohn lernt er die bösen Folgen seiner neuen Lehre. Die Verbrennung der Denkbude am Schluß gehört sicher der Ueberarbeitung an. Der Schluß der ersten Wolken und die Rolle, die Strepsiades in ihnen spielte, ist nicht mehr sicher zu ermitteln. Möglich, daß in der ersten

Fassung der Unterricht des Sohnes fehlte und in der Karikierung des Sokr. und der Erfindung des frechen Alten der Sinn des Stückes und der Sieg über den Philosophen liegen sollte, (Verwandtschaft zum Motiv der Ritter), dann gehörten die bitteren Erfahrungen des Greises erst der Ueberarbeitung an, vielleicht weil die Uebertreibung mißverstanden wurde. Der Chor nur Gehilfe, in II. ohne Beziehung zur Handlung. Wohl der Ueberarbeitung zu verdanken der an die Tragödie erinnernde Hinweis auf die Katastrophe in dem Liede 1303 ff. und die überraschende These 1458—61.

VESP. I. Der seiner Richterleidenschaft wegen vom Sohne Bdelykleon gefangen gehaltene Philokleon versucht mit Hilfe des Chores vergeblich sich zu befreien. Sein Sohn muß erst den Chor, dann durch den Betrug im Hundeprozeß den Alten versöhnen.

II. Einzelhandlungen als Konsequenzen des Erfolges. Wieder geht der Kampf gegen Kleon, der den Richtersold erhöht hat. Der Lachesprozeß bereichert die Handlung, ist aber wie die Telephosparodie der Ach. erst nach Durchführung des Gegensatzes zum Chor, der in I. Mitträger der Handlung und Gegner des Sohnes ist, möglich. In II. satirische Lieder, 1450 ff. tragische Reflexion.

PAX. I. Trygaios befreit mit tätiger Hilfe des Chores und des Hermes die Eirene.

II. Verspottung einzelner Personen und die Hochzeit mit der Opora gehen nebeneinander her. Die Verlegung der Handlung in I. in den Himmel soll die Bellerophonparodie ermöglichen, die Mörderkeulenszene 236 ff. kann sowohl passende Einlage wie Ausgangspunkt der Erfindung sein.

AVES. I. Peithethairos gründet nach Besiegung des Widerstandes der Vögel die Wolkenstadt. II. Der Widerstand der Götter wird mit Hilfe der Vögel gebrochen, die Basileia dem Schauspieler als Siegespreis vermählt. In die bis zum Schluß durchgeführte Handlung sind die Verspottungen einzelner lose eingelegt. Der Chor bleibt, hemmend und fördernd, Mitträger der Handlung.

LYSISTR. Ly. überredet die Frauen zur Enthaltsamkeit gegenüber ihren Männern und läßt die Burg besetzen. Der Sieg der Frauen wird in Frage gestellt, (drastische Illustration der Peripetie durch die Kinesiasszene), dann erreicht, die Ex. knüpft lose das Festmahl an. Das 1. Motiv, die Enthaltsamkeit der Frauen, beherrscht die bis zur Ex. durchgeführte Handlung. Erst das 2. Motiv, die Besetzung der Burg, ermöglicht das Auftreten der beiden Chöre und ihre Kämpfe, die über die Par. fortgesetzt werden, während ihre für das Hauptmotiv gleichgültige Versöhnung obenhin behandelt wird.

THESM. I. Der Verwandte des Euripides kämpft vergeblich in der Frauenversammlung für den Freund und rettet sich nach der Entdeckung durch den Raub des Weinschlauchkindes (vgl. Ach.), das Motiv aber nicht durchgeführt, er bleibt trotzdem Gefangener. II. Befreiungsversuche des Eur. unter Benutzung euripideischer Dramen, am Ende von I. durch die Palamedesszene angekündigt. Ganz äußerliche Verbindung der beiden Stücke, die die Tendenz gegen Eurip. eint, in vss. 1160 ff. In I. der Chor Gegner, in II. Festfeier ohne jede Rücksicht auf die Handlung.

RANAE. I. Hadesfahrt des Dionysos mit Xanthias. Nach der Verspottung von Nebenpersonen beide von Aiakos geprügelt, was sonst den

Nebenpersonen durch den Protagonisten geschieht. II. neues Stück: der Wettstreit zwischen Euripides und Aischylos. I. und II. wieder ganz äußerlich verknüpft 1411 und 1414. In I. steht dem Protagonisten kein Gegenspieler gegenüber, auch die Rolle des Chores ist gänzlich verändert, daher in II die Umbiegung zum gewohnten, hier überraschenden Angriff gegen Euripides in Anlehnung an eine *σύγκρισις* des Gorgias (Pohlenz, N. Gött. Ges. 1920, 140 ff.), die auch im einzelnen Unstimmigkeiten hervorruft. Der Chor der Frösche und Mysten in I. ohne Anteil an der Handlung, die Verbindung wird umgekehrt durch die Teilnahme der Schauspieler an den Liedern des Chores hergestellt, in II. begleitet er nach trag. Muster den Streit.

ECCLES. Bis zum ersten *XOPOY* einheitliches Stück, die Uebertragung der Herrschaft auf die Frauen. Das Zwischenspiel des Blep. 311—477 ohne Protagonist und Chor. II. Einzelne Szenen mit stets neuen Schauspielern ohne den Protagonisten, zur Herstellung einer Verbindung wird Blepyros zum Gastmahl geladen. Das neue Motiv des Kommunismus, wohl aus Platos Gedanken stammend (Pohlenz, Aus Platos Werdezeit), wird schon unvermittelt in der Rede der Prax. 571 ff. angeschlagen, biegt dann den Gang des Stückes um. Der dichterische Schwerpunkt ist vom durchgehenden Angriff zur Ausmalung der einzelnen, für sich stehenden komischen Situation verschoben. Yom Chor nur Reste.

PLUTOS. Chremylos und sein Sklave heilen den blinden Reichtum, unvermittelt tritt die Penia dazwischen. Ihr Streit lehnt sich an ein sophistisches Lob der Armut an (W. Meyer, Laudes inopiae, Gött. Diss. 1916), verschiebt die These völlig, bleibt aber ohne Einfluß auf den Fortgang der Handlung. Danach Einzelszenen, die nur teilweise den erwarteten Erfolg der Heilung, die Besserung des Loses der Guten, zeigen. Nur Trümmer des Chores.

Ergebnisse.

1. Die Einheit der Handlung in der Komödie liegt im Grundgedanken, an dessen Stelle in den beiden letzten Stücken Auflösung in Einzelszenen hervortritt, sowie in ihrer Stimmung nnd Tendenz.

2. Erst die phantastischen Erfindungen gestalten aus dem Grundgedanken den komischen Stoff. Diese phantastischen Motive im Anfang reichlicher auftretend.

3. Die im Sinne der Komödie einheitliche Handlung endet im allgemeinen vor der Parab. (Ausnahme Equ.) Nachher lose Einzelszenen, deren strengster Typus, der mit Hinzutretenden sein Spiel treibende Protagonist, allmählich in die Handlung einbezogen, nie ganz unterdrückt wird. Die mühsam erreichte Einheit tritt zugunsten der Einzelszenen wieder zurück.

4. Der Anteil des Chores an der Handlung ist das ursprüngliche, erst durch feindliche oder friedliche Verbindung des Schauspielers mit dem Chor wird die phantastische Erfindung realisiert. Erst die Frösche sind ohne Rücksicht auf den Chor erfunden. Von Anfang an liegen für Arist. 2 Formen vor, der Chor als Gegenspieler, vermutlich die ältere Form, und der Chor als Gefährte des einen Schauspielers und Mitträger der Handlung. In II. steht der Chor zunächst ohne Beziehung zur Handlung und singt skoptische Lieder, die oft für die Stimmung des ganzen charakteristisch

sind. Mit den überarbeiteten Wolken und den Wespen beginnen tragische Nachbildungen.

5 u. 6. Prolog und Exodus sind anfangs nur lose mit der Haupthandlung verknüpft.

II. Struktur der aristophanischen Komödie.

Zunächst werden die einzelnen Stücke durchlaufend nach ihrem Bau analysiert und dabei der Wechsel von tetr. und trim., die Bildung von Szenengruppen und die Gliederung durch den Chor beobachtet.

Ergebnisse. A. Ach. — Thesm.

I. 1. Vor der Parabase. Kein Stück ist ohne Tetrameterszene. a. Ihre Form ist die epirrhematische Komposition, hierbei findet sich anfangs Beteiligung des Chores an den tetr. der Schauspieler sowie Unterbrechung der Systeme des Chores durch Schauspielerlangverse. Die Verwandtschaft mit der Parabase ist unverkennbar.

b. Ihr Inhalt: in diesen Szenen wird die Handlung entwickelt, wozu die Teilnahme des Chores, der allmählich zurücktritt, notwendig ist.

2. Der Zusammenhang von Chor und Handlung wird auch durch die Parodoi, die kein feierliches Einzugslied sind, sondern möglichst bald lebhafte Beteiligung des Chores an der Handlung bringen, bestätigt.

3. Von Prologen und Ueberleitungsszenen abgesehen finden sich trim. beim Auftreten neuer Schauspieler. Werden die trim. durch den Chor gegliedert, ist die Anlehnung an die epirrhematische Komposition der tetr. deutlich: Ach. 347—625 u. Thesm. 374—530. Die Verdrängung der Langverse durch trim. zeigt Thesm. 655—764.

II. 1. Nach der Parabase. Tetrameterszenen sind selten: Equ. 756—941 mit Fortführung der Handlung und Anteilnahme des Chores. Nub. 889—1104 u. 1345—1541 stammt aus der Ueberarbeitung, hier zum ersten Mal der Chor in der Rolle des unparteiischen Richters.

2. Die trim. herrschen vor in den Kasperleszenen, die von Natur mit dem Chor nichts zu tun haben, weshalb solche Szenen manchmal der Gliederung ganz entbehren. Sonst finden sich von Anfang an 2 Möglichkeiten, parallele Szenen zu gliedern: a) die Trennung von Strophe u. Antistrophe durch trim. Damit ist notwendig gegeben: Anwesenheit der Schauspieler während der Lieder, Beteiligung des Chores an der Handlung, anfangs auch Einschub von Langversen der Schauspieler in die Lieder, die Uebertragung aus den Tetr.-Szenen ist also deutlich. b) Die Bildung der eigentlichen *ἐπεισόδια*, zwischen ihnen die Chorlieder ohne Beziehung zur Handlung, Bühne von Schauspielern leer.

3. Chorlieder als Akttrennungen: a) die eigentlichen Parabasen, seit den Vögeln in die Handlung einbezogen. b) Die übrigen Lieder, teilweise Wiederholung von Teilen der Parabase, dann Spottlieder, endlich tragische Reflexionen. Die satirischen Märchenlieder Av. 1470, 1553, 1694 u. Ly. 1043, 1189, die ohne Rücksicht auf die dazwischen liegende Handlung aneinander anknüpfen, bringen eine Erneuerung alter Sitte. In allen Liedern ist das Streben, sie in die Stimmung des Ganzen einzubeziehen, unverkennbar, was die Thesm. bereits wieder aufgeben.

B. RAN. — PLUT.

I. RAN. Umkehrung der alten Formen. Die tetr. fehlen in I., als sie in II. erscheinen, spielt der Chor den Richter wie in der Wolkenüberarbeitung. Die Lieder in II. nach tragischem Muster, die Responsion ist aufgegeben.

II. u. III. Eccl. u. Plut. Verfall der alten Formen. Von den tetr. sind nur noch Reste vorhanden: Eccl. 571—709, Plut. 487—618 (ohne Chor). Statt der Chorlieder tritt die Regiebemerkung *ΧΟΡΟΥ* auf.

III. Folgerungen für die Geschichte der Komödie.

Die Einsicht in die Entwickelung der Kunst des Arist. und die Bloslegung ihrer Ausgangspunkte kann insofern nun für die Geschichte der Gattung verwertet werden, als sich prüfen läßt, wie weit die Theorien über die Anfänge der Komödie zu diesen Ergebnissen stimmen.

1. Der Agon im Sinne Zielińskis als Kampf zweier Gegner vor dem Chor als Richter ist kein alter Bestandteil der Komödie, sondern erst die jüngste Form der arist. Entwicklung. Ebensowenig ist er Muster für alle Tetr.-Szenen (Sieckmann, De comoediae Atticae primordiis, Gött. Diss. 1906), was schon die Parabase, die der Form nach von ihnen nicht zu trennen ist, lehrt. Dagegen verkennt die Skepsis von Wilamowitz (Berl. Sitzber. 1911, p. 477) und Kranz (N. J. 1919, p. 145 ff.), die in der Tetr.-Szenen nur den formalen Einfluß der Parabase sehen wollen, die innere Struktur der epirrhematischen Szene, die die Teilnahme des Chores an der Handlung verlangt. Wahrscheinlich stammen aus dem einen attischen *κῶμος* 2 Entwickelungen: 1. die erstarrte Form der Parabase, 2. die Szenen zwischen Chor und Schauspieler, die starke Wandlungen erlitten haben. Für den Zusammenhang des *κῶμος* mit den Tetrameterszenen ist Pax 1316 ff. zu vergleichen. Da die ausschließliche Zuteilung der epirrhemata an je einen der beiden Gegner stets vermieden wird, obwohl die Entwicklung dahin steuert, hat die Zweiteilung der epirrhematischen Szenen ursprünglich nichts mit der Gegenüberstellung der 2 Gegner zu tun, was ja auch die Verwandtschaft mit der zweigeteilten Parabase zeigt. Die Entwicklung der Tetrameterszenen in ihrem Verlauf und ihrem Ergebnis ist sicher durch die mannigfaltigen *συγκρίσεις* in der Rhetorik wie im öffentlichen Leben der Griechen beeinflußt. Der auffallende Unterschied der Schauspieler und des Chores im Kostüm zeigt nur, daß der Schauspieler nicht wie in der Tragödie sich vom Chore gelöst hat, läßt aber das Zusammenwachsen von Chor und Schauspieler zu.

2. Die Trimeterszenen des Harlekins sind alt, wie Poppelreuter gezeigt hat (De comoediae Atticae primordiis, Berl. Diss. 1893), ihre Verknüpfung mit dem übrigen Stück bilden zuerst die Rügelieder des komischen Chores, später tragische Reflexionen.

3. Zu Süß *βωμολόχος*-theorie (Rh. Mu. 63, 12 ff.): Der Anteil des Chores an den Tetr.-Szenen wird vergeblich geleugnet, dagegen ist richtig der Hinweis auf die verwandten Züge im Verhalten von *βωμολόχος* und Chor (pro poeta loqui, *παραβαίνειν πρὸς τοὺς θεατάς*, Spottreden), hierin lag eben die Möglichkeit für das Zusammenwachsen der heterogenen Elemente. Ebenso wertvoll ist seine Erkenntnis: was wir sehen, sind nur die Elemente, nicht notwendige Bestandteile jeder einzelnen Komödie, was

Zieliński und Mazon (Essai sur la composition etc. Paris 1904) verkannt haben.

4. Der Komödie eigentümlich sind:

das Erbe des attischen κῶμος, der in der Parabase erstarrt vorliegt. Er wurde in der Verbindung mit dem aus der Fremde kommenden Schauspieler in der lebendigen Entwicklung und nicht ohne fremden Einfluß schließlich zum Agon.,

die skurrilen Szenen nach der Parabase,

der komische Grundgedanke und die phantastische Erfindung.

Aus diesen Elementen schafft Aristophanes erst spät die Einheit, um sie alsbald wieder aufzugeben.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN

1922 AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN [Deutsche Philologie] Nr. 27

Anna Carstens, geb. zu Berlin 29. VIII. 95.

*Jacob Wilhelm Heinse unter dem Gesichtspunkt der Selbstbildung.**

Ref.: Prof. Weißenfels. Prüf.: 30. XI. 21.

Die Arbeit beabsichtigt nicht eine vollständige Heinse-Biographie zu geben, sondern sie will zeigen, wie die Betrachtung einer Persönlichkeit unter dem Gesichtspunkte der Selbstbildung zu Ergebnissen führen kann, die eine Darstellung ihrer Entwicklung schlechthin nicht aufweist.

Nach einleitenden Bemerkungen über die bisherige Heinse-Literatur, über die Quellen für die Betrachtung Heinses unter dem Gesichtspunkt der Selbstbildung und über den »Ardinghello« als einen nicht psychologischen Roman befaßt sich daher der grundlegende Teil der Arbeit mit der Frage: was ist Selbstbildung?

Die zeitgeschichtlichen Grundlagen für dieses Problem liegen in der Renaissance, während seine erste Formulierung mit dem Neuhumanismus hervortritt, zu dem sich von der Aufklärung her eine plötzlich scharf aufsteigende Kurve bei den Stürmern und Drängern findet. Diese leisten eine wichtige Vorarbeit für die Gestaltung des Selbstbildungsproblems: sie entdecken das Selbst, den Eigenwert des Individuums, nachdem der Rationalismus die Würde des Menschen überhaupt gefunden hatte. Auf diese Entdeckung gründen sie eine individualistische Moral und leiten aus ihr die Forderung der Ausbildung aller Kräfte ab. Aber sie denken dabei noch nicht an ein eigentliches Ausbilden, sondern nur an ein Ausleben dieser Kräfte. Die Vermehrung dieses rein ästhetischen Ideals um den ethischen Wert der Formung blieb dem Neuhumanismus vorbehalten. Im Anschluß an ihn erweist sich für den grundlegenden Teil das Ergebnis: Selbstbildung ist das bewußte Formen aller von der Natur gegebenen Kräfte der Individualität zur harmonischen Einheit der Persönlichkeit.

Im Hauptteil wird Wilhelm Heinse unter jenem Gesichtspunkt betrachtet, um zu erweisen, daß er nicht nur Stürmer und Dränger gewesen ist, als der er durch die Literaturgeschichte wandert, sondern ein Vorläufer des Neuhumansimus. Ein erster Hinweis, daß Heinse über den Sturm und Drang hinausgewachsen sei, findet sich bei W. Brecht. Während er aber diese Wandlung in Heinses letzte Lebensepoche verlegt, setze ich in vorliegender Arbeit ihren Vollzug bereits für Italien fest, und während außerdem Brecht nur die Tatsache hervorhebt, versuche ich die Hinentwicklung aufzuweisen. Ich stütze mich dabei weniger auf die Werke als ganz besonders auf Heinses Briefe und Tagebücher. Die Darstellung ist auch keine chronologisch-biographische, sondern eine prinzipielle, welche die Symptome der Selbstbildung herausarbeitet. Sie befaßt sich darum nicht mit allen einzelnen Lebensäußerungen Heinses, sondern nur mit seinem Verhältnis zu dem, was am tiefsten in seinem Innern verwurzelt ist, zur Natur, Erotik und Kunst, und zwar in den Hauptperioden seiner Entwicklung: bis 1774, 1774—1780 in Düsseldorf und 1780—83 in Italien.

Heinses Selbstbildung setzt erst in Düsseldorf ein. Alles, was vorher-

geht, legt nur den Grund dafür, daß er überhaupt zur Selbstbildung gelangte, und für die Art und Weise, wie sie sich gestaltete. Es ergibt sich, daß Heinse sowohl in seinem Natur- und Kunstgefühl als auch in seiner Erotik vor seiner Studienzeit urwüchsig empfand, sich aber, um zu erkennen, daß in dieser Natürlichkeit sein eigentliches Wesen liege, erst einmal von ihr entfernen mußte. Dies geschah in Jena, Erfurt und Halberstadt durch den anakreontisch verkünstelnden Einfluß Riedels, Wielands und Gleims.

Wieland wies Heinse zwar durch seine psychologischen Romane auf den Begriff der Persönlichkeitsbildung und hatte insofern positive Bedeutung für seine Selbstbildung, aber die Atmosphäre französischer Erotik und galanten Griechentums, die in seinem Kreise herrschte, brachte Heinse in die Gefahr, sich selbst zu verlieren. Daß er ihr entrann, verdankte er seiner Liebe zu Frau v. Massow, die, wie die Arbeit zu beweisen sucht, seine Sinnlichkeit vergeistigte. Das Bedeutungsvollste daran ist, daß Heinse selbst sich über diese Wirkung klar war, so daß man sagen kann, daß hier die ersten Anfänge seiner Selbstbildung liegen.

Wielands Kunsttheorie war für Heinse dadurch wichtig, daß hier sein Streben nach Glückseligkeit, die Vorstufe seines Persönlichkeitsstrebens, philosophisch gerechtfertigt wurde.

Der Aufenthalt bei Gleim in Halberstadt bot Heinse die Ruhe zur Niederschrift eigener Arbeiten. In diesen Uebersetzungen, den »Sinngedichten«, den »Musikalischen Dialogen«, der »Laidion oder die eleusinischen Geheimnisse« zeigt sich zunächt eine Differenz zwischen erlebtem Inhalt und übernommener Form, dann aber Anpassung des Inhalts an die anakreontische Form, woraus allmählich eine Selbstentfremdung folgt. Zu ersehen ist aus dieser künstlerischen Betätigung nur: Freiheitsdrang und Sehnsucht nach Glückseligkeit halfen Heinse die Feder führen, aber es geschah, ohne daß er diese Sehnsucht als Weg zu sich selbst, zu seiner Selbstbildung erkannte.

Diese Stufe erreichte er erst, als er sich von Halberstadt nach Düsseldorf wandte. Meine Arbeit verfolgt, wie er allmählich die Richtungskonstante seines Lebens findet. Sie zeichnet in kurzen Zügen das Leben in Fritz Jakobis Pempelforter Kreis, in den Heinse hineinkam, und der auf seine seelische Haltung stark einwirkte. Besonders wird versucht, das Verhältnis zwischen Heinse und Fritz Jakobi selbst, über das man sich bisher nicht klar war, aufzuhellen. Heinse wurde allmählich von seinen anakreontischen Irrwegen abgeleitet. Realistisches Naturerleben führte ihn zu einer eigenen Naturphilosophie und damit zu sich selbst, d. h. zunächst zu dem Ziel der Persönlichkeitsbildung im Sinne der Stürmer und Dränger. Dieser neue Mensch offenbart sich in den sogenannten Gemäldebriefen von 1776 und 1777. In eigens Heinse'scher Ausdrucksform tut der wieder zum Realisten gewordene Sinnenmensch seine Bewunderung für den von ihm entdeckten Rubens und seine naturalistischen Bilder kund. Theoretisch, seinem Wollen nach, weist er aber bereits über den Sturm und Drang hinaus, indem er das Prinzip der »Formung« vertritt. Aus beidem jedoch, aus der Erläuterung gegebener Kunstwerke sowohl wie aus seiner Theorie ergibt sich die eine bedeutende Tatsache: Heinse hat sich selbst gefunden.

Dieser sein Eigenweg, der »Natur und Leben« heißt, läßt ihn nun bewußt, d. h. mit dem Ziel der Selbstvollendung, nach Italien streben. Damit setzt sein eigentliches Selbstbildungsbemühen ein, das Ringen nach Formung

der erkannten Individualität zur harmonischen Persönlichheit. In Italien steigert sich seine Naturphilosophie zur Naturreligion, die ihm die Gebundenheit des Menschen zeigt, und damit den Stürmer und Dränger zur Selbstbeschränkung des Neuhumanismus führt. Die dazu notwendige Selbstbildung zeigt sich weiter in seiner wachsenden Bevorzugung der klassischen Kunst, besonders Raphaels. Auch Aphorismen drücken gleiche Gestimmtheit aus. Dagegen beweist sein erotisches Verhalten, wie es im Ardinghello stärksten Ausdruck findet, daß er trotz der Theorie: vergeistigter Liebesgenuß sei Mittel zur Emporbildung der eigenen Persönlichkeit, zu konsequenter Verwirklichung seines Ideals nicht fähig ist, daher noch nicht zu den klassischen Menschen gezählt werden kann.

Aber es ist doch mit Hilfe der Betrachtung Heinses unter bem Gesichtspunkt der Selbstbildung, und nicht nur der Entwicklung, erwiesen, daß er nicht schlechthin Stürmer und Dränger ist, wie man ihn bisher auffaßte, sondern eben eine Uebergangserscheinung zwischen Sturm und Drang und Klassik bedeutet.

1922 [Englische Philologie] Nr. 28

Hermann Albert, geb. zu Dortmund 2. I. 98.

Mittelalterlicher englisch-französischer Jargon.

Ref.: Prof. Morsbach. Prof.: Stimmung. Prüf.: 10. VIII. 21.

Aus dem 13. und 15. Jahrh. sind uns einige kleinere literarische Denkmäler überliefert, die uns von dem eigenartigen englisch-französischen Jargon, wie er sich nach dem Einbruch der Normannen in England durch die enge Berührung von Französisch und Englisch Redenden herausgebildet hatte, deutliche Proben geben. Die sprachliche Untersuchung beschränkt sich darauf, die vom kontinentalfranzösischen Gebrauch abweichenden Laute und Formen zu behandeln und vor allem klar zu legen, wie der Engländer über das uns überlieferte Schrift-Anglofranzösisch hinausgreifend rücksichtslos dazu übergeht, das fremde Idiom seinem eigenen Sprachgefühl lautlich, flexivisch, syntaktisch und in der Betonung unterzuordnen.

Die Ergebnisse gipfeln in folgenden Sätzen:

1) An der Echtheit des Jargons ist nicht zu zweifeln.

2) Das in England gesprochene Französisch war nicht überall gleich.

3) Der Jargon hat sich selbständig und organisch fortentwickelt.

4) Er bietet uns das Bild der Umformung einer Sprache nach den Gesetzen einer anderen und zeigt uns zugleich, eine welch wichtige Rolle bei Veränderungen des Lautkörpers der Bedeutungsinhalt einer Silbe spielt.

Die Arbeit ist nicht nur für die Anglistik, sondern auch für die allgemeine Sprachwissenschaft von Belang und ist gedruckt in Morsbachs Stud. z. engl. Phil., Heft LXIII, Halle 1922.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN

1922 AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN Nr. 29
(Englische Philologie)

Wilhelm Breuer, geb. 15. I. 93 zu Wittstock (Prov.Brandenburg).

*Ueber R. L. Stevensons impressionistische Technik.**

Ref.: Prof. Roeder. Korref.: Prof. Morsbach. Prüf.: 21. 12. 21.

Die Arbeit stellt einen Versuch dar, die Grundsätze und Methoden impressionistischer Kunstgestaltung bei R. L. Stevenson aufzudecken. Die Auswahl von Beispielen ist auf die Hauptwerke beschränkt worden, doch so, daß Werke aus den verschiedenen Lebensabschnitten des Schriftstellers herangezogen worden sind. — Die einleitenden Abschnitte behandeln den Begriff des Impressionismus und geben einige Daten über die Anfänge dieser Kunstrichtung. Der Einfluß Turners und Constables geht bis in die Anfänge des Jahrhunderts zurück, beide sind aber durchaus schon Impressionisten als Maler. Die Befruchtung der Fontainebleauer Malerschule durch diese Engländer ist für die französische impressionistische Malerei und damit auch für R. L. Stevenson von Bedeutung geworden. In Fontainebleau empfing er lebenslänglich nachwirkende Eindrücke von der neuen Kunst.

Im I. Hauptteil der Arbeit werden die Kunstprinzipien bezüglich der Form, im II. Teil bezüglich des Inhalts dargestellt. Das 1. Kapitel beschäftigt sich mit den Kunstgattungen. Das Drama im herkömmlichen Sinne ist in impressionistischen Zeiten wenig beliebt. Sein strenger Aufbau, seine Zielstrebigkeit sind dem Impressionismus entgegengesetzt. Stevenson ist sich theoretisch dessen bewußt und verhält sich in der Praxis dementsprechend. Er hat selbständig keine Dramen verfaßt, sondern nur in Zusammenarbeit mit W. E. Henley; und auch diese hat er nie hoch geschätzt. — Dagegen sind Roman und Short-story sehr beliebt und können als die Hauptgattungen impressionistischer Kunstgestaltung gelten. Insbesondere der Abenteurerroman bietet Stevenson die beste Möglichkeit zur Entfaltung seiner Kunstprinzipien in bezug auf Stoffwahl, Stil und Aufbau. In der Lyrik verbindet St. mit dem Lyrismus den Psychologismus. Die Ballade ist ihrem Charakter nach unimpressionistisch. Sie findet daher bei St. nur geringe Berücksichtigung. Sehr beliebt ist hingegen das Märchen in der Zeit der herrschenden Eindruckskunst. Stevenson verbindet die Einzelgeschichten seiner Arabian Night Tales reigenartig durch Zwischenbemerkungen seines Erzählers und wahrt den Zusammenhang durch die Wiederkehr der abenteuernden Personen. — Impressionistisch im eigentlichen Sinne des Worts ist die Reisebeschreibung. Ein nicht geringer Teil der Werke Stevensons sind daher travelbooks. — Seine Essays endlich verraten ihren impressionistischen Charakter sowohl durch die Wahl der dargestellten Personen wie durch die Stellungnahme zu ihnen, insofern sich der Kritiker mit ihnen verwandt fühlt und sich einer moralischen Beurteilung meist gänzlich enthält. — Das 2. Kapitel behandelt die impressionistische Komposition. Die Maltechnik (der sogenannte Pointillismus), findet ihre Analogie in dem Aufbau des impressionistischen Werkes. Einzelszenen,

-erlebnisse und -ereignisse werden oft lose aneinandergefügt, ohne daß auf die verbindenden Uebergänge ein besondrer Wert gelegt würde. Dadurch wird die Darstellung gedrungen und lebhaft in Annäherung an das wirkliche Leben. Die Mittel Stevensonscher Romantechnik im einzelnen sind: a) die Form der Memoiren wird bevorzugt; b) die Ich-Form wird verwendet, auch in kleineren Erzählungen; c) die „Kompositionsfigur", nämlich Mr. Mackellar in The Master of Ballantrae, ermöglicht es dem Dichter, selbst im Hintergrund zu bleiben, aber trotzdem eine ganz subjektivistische Darstellung zu geben. d) Als Beispiel impressionistischer Romankomposition bei Stevenson dient The Master of Ballantrae. e) Die Reisebeschreibungen geben die subjektiven Eindrücke des Künstlers wieder.

Im 3. Kapitel sind unter dem Begriff des „impressionistischen Blickes" eine Reihe von Eigentümlichkeiten zusammengefaßt worden, die sich aus der besonderen impressionistischen Sehweise ergeben. Im Unterschied zum Naturalisten wählt der Impressionist aus, er bevorzugt die Skizze. „Auslassen" ist eine seiner Hauptforderungen. Die Hauptzüge des Ausgewählten werden deutlich herausgestellt. Das Nebensächliche wird in andeutender Unklarheit gelassen; dadurch wird lebendige Anschaulichkeit des Wesentlichen erreicht. Mittel dazu sind: a) die sorgfältige Wahl des Beobachtungspunktes, von dem der Abstand groß genug ist, daß nur das Typische hervortritt, b) die Darstellung von Lichtwirkungen. Es entsteht bei St. eine Art von schriftstellerischem Rembrandtismus, den der Dichter als bewußtes Kunstmittel verwendet. In manchen Erzählungen, z. B. in The Strange Case of Dr. Jekyll and Mr. Hyde, spielen sich alle bedeutungsvollen Ereignisse zur Nachtzeit ab. c) Die Farbenverwendung. Auffällige Farben und Farbenabtönungen in Natur und Menschenleben werden scharf beobachtet und gern dargestellt. d) Die sogenannte visuelle Personencharakteristik. Es wird, wenn eine neue Person in die Handlung eingreift, zunächst der Eindruck geschildert, den diese Person macht. Dadurch wird zugleich indirekt meist der Charakter in seinen Grundzügen angedeutet. — Eine besondere Beachtung verdienen die Szenen, in denen der Eindruck gezeichnet wird, den das plötzliche Erscheinen eines Menschen oder das unvermutete Eintreffen einer Nachricht auf die Ueberraschten macht. e) Um lebendige Eindrücke zu erzielen, werden auch Gehörseindrücke gern dargestellt. Durch Kontrastwirkung wird die Wirksamkeit der Schilderung erhöht. — Das 4. Kapitel erörtert die impressionistische Sprachkunst. Darüber hat Stevenson in seinem Essay On some Technical Elements of Style selbst eingehend gehandelt. In bezug auf die Lautkunst (a) gilt, daß der impressionistische Künstler durch klangliche und rhythmische Gehörseindrücke lebendige Eindrücke zu vermitteln strebt. Wenngleich Stevenson auch niemals, wie andre Impressionisten es gern tun, den Inhalt hinter der klanglichen Wirkung zurücktreten läßt, so legt er doch auf das musikalische Element der Sprache großen Wert. Er ist sorgfältig bezüglich der Konsonantenkonkordanz (α), insofern er verwandte oder alliterierende Konsonanten zusammenstellt, und bezüglich der Vokalharmonie (β), gemäß der allgemeinen Tendenz des Impressionismus, auch die Vokallaute stimmungmalend zu gebrauchen. — Besondere Sorgfalt wird der Wortwahl (b) zuteil. Der Impressionist strebt nach feinsten Bedeutungsunterschieden, vermeidet abgegriffene Worte nach Möglichkeit. Er geht deswegen gern auf den etymologischen Sinn

des Wortes zurück (α), er gebraucht archaische Ausdrücke (β), verwendet Dialektworte (γ), liebt Wortzusammenstellungen, die die gewöhnliche Prosa nicht kennt (δ). Die Synästhesie lehnt St. ab (ε), gebraucht dagegen häufig die Annomination (ζ), Wortwiederholung und Variation (η), endlich die Juxtaposition von Worten gleicher syntaktischer Bedeutung (ϑ). — Bezüglich des Satzbaus (c) hält sich Stevenson von Extremen frei. Er läßt seine Figuren individuell sprechen, meidet jeden Schwulst, lehnt aber die allzu große Nüchternheit nur-parataktischen Satzbaus ab. —

Der II. Teil behandelt die Kunstprinzipien bezüglich des Inhalts, das 1. Kapitel den impressionistischen Psychologismus. Für den Impressionisten hat nur der augenblickliche Inhalt des Bewußtseins realen Wert. An die Stelle der Logik tritt die Psychologie, an die Stelle der deduktiven Beweisführung die Anschauung des Einzeldings. Eine Metaphysik kennt die impressionistische Philosophie nicht. Sinnlich-anschaulich muß das Kunstwerk daher sein. Darum wird das Ungewöhnliche, Aufregende dargestellt. Bisher weniger beobachtete psychische Zustände oder Vorgänge und psychische Abnormitäten werden daher gern zum Gegenstand eines Kunstwerks gemacht. — Die Psychologie des Kindes (a) findet ihren Ausdruck bei Stevenson in Kindergedichten, wie sie die Sammlung A Child's Garden of Verses enthält. — Die Psychologie des Abenteurers (b) bildet für den Dichter einen Hauptanreiz zur Darstellung. Groß ist die Zahl der seltsamen Lebensexperimentatoren in seinen Werken. — Unter den andern psychologisch merkwürdigen Charakteren erfordert die Gestalt des sogenannten Uebermenschen besondere Beachtung. Es werden durch Stevenson aber ausschließlich extreme Begabungen nach der schlechten Seite hin dargestellt, weil sich an ihnen besonders die impressionistische Kunst der Schilderung entfalten läßt. — Endlich noch eine Gruppe von Menschen, an denen die verschiedenen Grade des beginnenden Wahnsinns erkennbar sind (d). Oft ist die Grenze zwischen bloß ungewöhnlicher und psychopathischer Veranlagung schwer zu ziehen, denn die verschiedenen Stufen psychischer Anomalien werden gezeigt. — Das 2. Kapitel behandelt den impressionistischen Satanismus. Es werden Verbrechernaturen durch Stevenson geschildert, für die das Menschenleben kaum irgend einen Wert besitzt. Der Tod wird in sehr vielen, oft äußerst abschreckenden Formen in den Dichtungen dargestellt. — Die impressionistische Passivität (3. Kapitel) äußert sich in dem Mangel moralischer Stellungnahme des Dichters gegenüber seinen Geschöpfen. Die Personen werden rein ästhetisch betrachtet. „Die letzte Konsequenz des impressionistischen Wollens ist jenseits von Gut und Böse, die völlige Moralfreiheit" (Hamann 175). Amoralisch wie der Dichter sind seine Gestalten. Anhangsweise werden folgende Themen behandelt: I. Stevenson als Romantiker und das impressionistische Lebensideal; II. Stevenson als Maler; III. Das impressionistische Buch. — Das Nachwort weist darauf hin, daß Stevenson, der am Anfang der impressionistischen Bewegung in England steht, mit der literarischen Vergangenheit soweit im Zusammenhang geblieben ist, daß manches in seinen Werken an die ältere Zeit erinnert. Das erklärt sich aus seiner nationalen und religiösen Gebundenheit. Dennoch ist Stevenson aber deutlich nach seinen grundsätzlichen Ansichten und nach seinem Gesamtwerk Impressionist.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN

1922 AUSZUGE AUS DEN DISSERTATIONEN [Mittlere und Neuere Geschichte] Nr. 30

Ludolf Fiesel, geb. zu Ribbesbüttel (Kr. Gifhorn) 13. VII. 88.

Das öffentliche Geleit im frühen Mittelalter.

Ref.: Prof. Stein. Prüf.: 14. II. 17.

Von der unter dem Titel „Das öffentliche Geleit im frühen Mittelalter“ eingereichten Dissertation, die als Ganzes ungedruckt geblieben ist, sind die wichtigsten Ergebnisse in folgenden Aufsätzen erschienen:

1. Die kirchlichen Empfehlungsbriefe und das kirchlich-klösterliche Geleitswesen (Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte XLI, Kanonist. Abt. 157—167).
2. Zum früh- und hochmittelalterlichen Geleitsrecht (ebendort XLI, Germanist. Abt. 1—40).
3. Zur Entstehungsgeschichte des Zollgeleits (Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte XV, 466—506).

Der nachstehende Auszug wird Herrn Professor Brandi verdankt.

I. Entsprechend der antiken Praxis der Empfehlungsbriefe, von denen einige sogar im Original erhalten sind, hat auch die christliche Kirche, trotz anfänglicher Geringschätzung, seit dem 2. Jahrhundert *literae communicatoriae* oder *commendatitiae* als Bedingung für die Aufnahme in fremden Kirchen zur festen Einrichtung gemacht. Um Fälschungen vorzubeugen, hat man den Briefen eine feste Form (*literae formatae*) gegeben, die auch in germanisch-romanischen Formelsammlungen wiederkehrt. Hinkmar erneuerte dafür auch die Bezeichnung *literae canonicae*. Das Recht der Ausstellung wird den kirchlichen Oberen, Bischöfen und Metropoliten, bei Klöstern auch den Aebten, vorbehalten (Ben. Regel, 61). Verf. stellt (S. 164 f.) die erhaltenen derartigen Briefe zusammen, aus denen sich ergibt, daß über dem frühchristlichen Sinn des Ausweises für vertrauenswürdige Geistliche auch der antike, der Empfehlung zu Unterkunft und Förderung auf der Reise, wieder aufgelebt war; die Briete führten zu zusammenhängenden Brief- und Personalgeleiten.

II. Eine zweite Abspaltung des privaten antiken Geleitsbriefes bilden die offiziellen Reisepässe, insbesondere für den Grenzverkehr, die bei den Langobarden wiederkehren und auch im Verkehr zwischen den Päpsten des 8. Jahrhunderts und den Franken erwähnt werden. Innerhalb des Frankenreiches heißen diese Reisepässe, jetzt in Mandatsform für Königsleute, *tractoriae*. Bei Reichsfremden tritt ein Personalgeleit dazu (Gesandschaften). Aehnlich führt im byzantinischen Reich die Praxis des *cursus publicus* zum Personalgeleit. Die besonderen Ansprüche der Päpste auf Ehrengeleit werden, etwa durch Gregor VII., in sehr präzise Formen gekleidet; sie machen spätestens im XI. Jahrhundert eine feste Pflichtleistung daraus. Daß in den germanischen Reichen das Geleit „zum König“ die Form angenommen hat erhöhten Friedens der Kommenden, d. h. erhöhter Bestrafung ihrer Verletzung, entspricht den allgemeinen Formen von Königsschutz und Königsfriede; die Päpste haben auch dazu die Analogie gebildet. Im Reiche ist das Marktgeleit die wichtigste Anwendung, von den Stadtherren natürlich nur in ihrem Machtbereich gewährleistet.

III. Ueber den Königsschutz für die Händler hinaus führt das Zollgeleit, als Haftung der Staatsgewalt im zwischenstaatlichen Verkehr gegen

das Entgelt der Zollabgabe, nachweisbar zuerst im Venetianischen Gebiet 1001. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts (1157) verbreitet sich das Zollgeleit über die Hauptverkehrsgebiete Mitteleuropas. Im Reiche stehen seitdem neben dem alten unentgeltlichen Geleit des Königs durch das ganze Reichsgebiet (politisches Geleit) ein entgeltliches Geleit der Reichszollstätten und ein lehnshängiges Zollgeleit der Territorialherren durch ihr Territorium als Appendix des Zollregals. — Die Bezeichnungen für Geleit (bes. *conductus, ducatus, guidagium, guida, wida, tansa*) werden in einem Exkurs geprüft. Die Einleitung des dritten Aufsatzes (Vierteljahrsschrift) gibt eine kritische Uebersicht über die bisherige Geleitsliteratur, von den alten Publizisten bis zur Gegenwart (Haferlach, Hansische Gesch. Bl. 1914. Kalisch, Geleitsregal u. Zollregal, Berl. jur. Diss. 1901). Die umfassendste der bisherigen Arbeiten, P. Huvelin, *Essay historique sur le droit des marchés et des foires* (1897) erfährt dabei die entschiedenste Ablehnung.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN

1922 AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN Nr. 31
[Mittlere und Neuere Geschichte]

Walter Thormann, geb. zu Kreiensen 3. X. 96.

*Die historische Entwicklung der Thronfolgefrage im Herzogtum Braunschweig und ihre vorläufige Lösung im Jahre 1885.**

Ref.: Prof. Darmstädter. Korref.: Prof. Brandi. Prüf.: 1. III. 22.

Bisher wurde die braunschweigische Thronfolgefrage nur vom parteipolitischen oder staatsrechtlichen Standpunkt aus betrachtet, hier ist der Versuch gemacht, ihre historische Entwicklung darzustellen. Veröffentlichungen der letzten Jahre haben manche Seite dieser Angelegenheit besser erhellt, als es bis jetzt der Fall war; außerdem konnte der Verfasser bislang unzugängliche, im braunschweigischen Staatsministerium ruhende Akten zu seiner Darstellung verwerten, wie auch private Mitteilungen des Prinzen Heinrich von Preußen über seine derzeitige Kandidatur. In ausgiebiger Weise wurden die Auslassungen der Tagespresse über die Thronfrage benutzt, besonders die der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, der Germania, der Kreuzzeitung, der Deutschen Volkszeitung, der Nationalzeitung, des Berliner Tageblatts, der Frankfurter Zeitung, der Vossischen Zeitung und aller in Braunschweig erscheinenden Zeitungen.

Die Vertreibung des Herzogs Karl II. am 6. Sept. 1830 aus Braunschweig, die Thronbesteigung seines Bruders, des Herzogs Wilhelm, am 20. April 1831 und das zwischen der älteren und der jüngeren Linie des Welfenhauses vereinbarte Hausgesetz vom 24. Okt. 1831 „betr. die Vermählungen der nichtregierenden Mitglieder des durchlauchtigsten Gesamthauses Braunschweig-Lüneburg“ bildeten den Auftakt zu der braunschweigischen Thronfolgefrage. Die Bemühungen Herzog Wilhelms, eine standesgemäße Ehe zu schließen, blieben erfolglos, da niemals die Frage entschieden war, ob bei einer Verheiratung der Herzöge den Kindern Karls oder Wilhelms die Thronfolge gebühre. Auch Herzog Karl blieb unvermählt. Bei zunehmendem Alter des regierenden Herzogs rückte der Zeitpunkt der Vereinigung des Herzogtums mit dem Königreich Hannover — zum größten Leidwesen des braunschweigischen Volkes — auf Grund der beiderseitigen Landesverfassungen in immer größere Nähe. Ende der fünfziger und Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts erschienen zahlreiche Schriften, die sich mit der Regierungsnachfolge in Braunschweig beschäftigten. Teils wollten sie einer Regentschaft Herzog Karls bei dem Tode seines Bruders die Wege ebnen, teils traten sie für den Anschluß an Preußen ein, wofür zweifelhafte Rechtsgründe hervorgesucht wurden, oder aber sie schlugen der Bevölkerung vor, in einer gemeindeweis vorzunehmenden Abstimmung die Entscheidung über ihr künftiges Geschick selbst herbeizuführen. Eine dieser Broschüren vertrat die Ansicht, das hannoversche Königshaus könne in Braunschweig nicht sukzedieren, da es die unebenbürige Eleonore d'Olbreuse zu seinen Ahnen zähle. Diese Schriften, wie auch zahlreiche Gegenschriften, verfehlten ihre Wirkung auf die braunschweigischen Landtagsabgeordneten nicht. Im April d. J. 1861 forderten sie das Staatsministerium auf, die Frage zu prüfen, wie bei einer Thronerledigung die Sukzession sich

ordne. Daraufhin kam am 3. März 1863 ein hannoversch-braunschweigischer Erbvertrag zustande, durch den jede Behinderung der jüngeren Linie des Welfenhauses an der Thronfolge in Braunschweig beseitigt schien.

Im Jahre 1866 wollte Preußen zunächst die Abtretung der hannoverschen Erbansprüche auf Braunschweig verlangen, war späterhin jedoch bereit, dem Kronprinzen von Hannover die Thronfolge in Braunschweig zu gewährleisten, wenn er im übrigen die neue Ordnung der Dinge anerkenne. Diese Hoffnung erfüllte sich nicht, vielmehr erklärte Georg V. am 23. Sept. 1866 ausdrücklich, daß er die durch die Kriegsereignisse geschaffene staatliche Änderung in seinen Erblanden nicht anerkenne und sich und seinem Hause alle Rechte vobehalte. Mehrfach tauchte nach d. J. 1866 in der Presse die Ansicht auf, daß durch die Einverleibung Hannovers der Erbvertrag v. J. 1863 hinfällig geworden und das Nachfolgerecht, da es an der Krone Hannovers klebe, mit dieser auf Preußen übergegangen sei. Auch in preussischen Regierungskreisen war man damals bemüht, eine rechtliche Formel für die Verhinderung der hannoverschen Sukzession in Braunschweig zu finden. Man verfolgte den Plan jedoch nicht weiter, als ein vom Minister Schleinitz verfaßtes Gutachten Preußen keinerlei Recht zur Einmischung in die inneren Verhältnisse des Herzogtums zugestand.

Im Dez. 1870 kam die Thronfolgefrage in der braunschweigischen Landesversammlung aufs neue zur Erörterung, deren Ergebnis der Entwurf zu einem Regentschaftsgesetz vom 26. März 1873 war. Hierin wurde bestimmt, daß der deutsche Kaiser ersucht werden sollte, die Garantie für das Gesetz zu übernehmen, während der Großherzog von Oldenburg bei eintretender Thronerledigung als Regent vorgesehen war. Man hatte sich während der Beratungen — das muß ausdrücklich hervorgehoben werden! — von braunschweigischer Seite aus nicht die Gewißheit verschafft, daß der Großherzog zur Übernahme der Regentschaft bereit war. Als Herzog Wilhelm dies in einem Handschreiben am 31. März 1873 nachholte, lehnte der Großherzog eine Entschlußfassung ab, bevor ihm nicht die kaiserliche Garantieübernahme und die Zustimmungserklärung des Herzogs von Cumberland zu der geplanten Regentschaft übermittelt seien. Als am 6. November 1873 der Herzog von Braunschweig in Berlin um die Übernahme der Garantie nachsuchte, versagte sie der Kaiser. Man ließ daraufhin den Gesetzentwurf fallen.

Bei den Verhandlungen des Berliner Kongresses i. J. 1878 sprach sich Fürst Bismarck Lord Beaconsfield gegenüber dahin aus, daß der Thronbesteigung des Herzogs Ernst August (König Georg V. war am 12. Juni 1878 in Paris gestorben) in Braunschweig nichts im Wege stände, wenn von ihm ein offener bindender Verzicht auf Hannover ausgesprochen würde. Diese Eröffnungen des Reichskanzlers riefen zwischen der Königin Viktoria, dem Herzog von Cumberland und dem Herzog von Braunschweig einen Briefwechsel hervor, bei dessen Bekanntwerden i. J. 1885 Ernst August sich den Vorwurf der Doppelzüngigkeit zuzog. In einer Rechtsverwahrung vom 11. Juli 1878 hatte er erklärt, daß er alle Rechte seines verstorbenen Vaters aufrecht erhalte. Zu Ende d. J. 1878 begannen auf die Initiative Herzog Wilhelms hin im Landtag neue Beratungen über die Regelung der Regierungsnachfolge. Nach kurzen Verhandlungen wurde am 16. Febr. 1879 das „Gesetz, die provisorische Ordnung der Regierungsverhältnisse bei einer

Thronerledigung betr." erlassen. Man war sich hierbei jedoch völlig im unklaren, ob der Kaiser eine eventuelle Anwendung des Gesetzes zulassen werde.

Von dem am 18. Okt. 1884 nachts 1 Uhr 15 Min. in Sibyllenort erfolgten Ableben Herzog Wilhelms wurde der Stadt Braunschweig durch eine Proklamation des Kommandeurs der preußischen 40. Infanterie-Brigade die erste Kunde gegeben. Dieser Erlaß, der ohne Kenntnis des Herzogl. Staatsministeriums veröffentlicht wurde, gab dem sich auf Grund des Gesetzes vom 16. Febr. 1879 konstituierenden Regentschaftsrat die Gewißheit, daß er vom Kaiser anerkannt werde, was auch am 24. Okt. 1884 geschah. Ein vom Herzog Ernst August am 18. Okt. dem braunschweigischen Staatsminister (Graf Görtz-Wrisberg) übersandtes Regierungsantrittspatent wurde von diesem weder kontrasigniert noch publiziert. Nachdem der Regentschaftsrat am 27. Okt. vom Bundesrat als gesetzmäßige Regierung anerkannt und dadurch zugleich vom Reiche entschieden war, daß der Thronfolger „behindert" sei im Sinne des Gesetzes vom 16. Febr. 1879, legte der Herzog von Cumberland am 2. Nov. beim braunschweigischen Staatsministerium Protest gegen seine angebliche Behinderung an der Regierungsausübung ein. — In der Presse wurde die Thronfolgefrage eifrig erörtert. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung betonte in zwei längeren Artikeln, daß die Angelegenheit eine äußerst wichtige politische Seite habe, die allein für die Entscheidung ins Gewicht falle und eine Regierung der Welfen in Braunschweig auf keinen Fall zulasse. Ähnlich äußerte sich die nationalliberale und die fortschrittliche Presse (mit Ausnahme der Frankfurter Zeitung), wohingegen die konservativen und besonders die ultramontanen Blätter als eifrige Beschützer des Legitimitätsprinzips auftraten. Auch mannigfache Vorschläge für eine Lösung der Frage wurden laut. Die Namen mehrerer Prinzen wurden als Kandidaten für eine eventuelle Regentschaft genannt. Einige Zeitungsartikel legten Preußen eine Annexion des Herzogtums oder eine Umwandlung desselben in ein Reichsland nahe. Fürst Bismarck äußerte gegen die beiden letzten Projekte lebhaften Widerwillen. Das braunschweigische Volk und seine Vertreter verhielten sich jetzt, wie im weiteren Verlauf der Angelegenheit, recht passiv, zumal das Ministerium und der Regentschaftsrat durch das Dunkel, das sie über ihren Beratungen hinsichtlich der Regierungsnachfolge schweben ließen, nicht dazu beitrugen, das Interesse daran beim Landtag oder bei den Einwohnern des Herzogtums zu fördern.

Da eine Verständigung mit dem Herzog von Cumberland unmöglich schien, stellte Preußen am 18. Mai 1885 beim Bundesrat den Antrag, zu beschließen, daß die Regierung Herzog Ernst Augusts in Braunschweig mit dem inneren Frieden und der Sicherheit des Reiches nicht verträglich sei. In der ausführlichen Begründung war hervorgehoben, daß Preußen aus politischen Gründen die Thronbesteigung des Cumberländers mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln verhindern werde. Im Bundesrat zeigte sich bald, daß einige Staaten, darunter in erster Linie Bayern und Sachsen, Bedenken trugen, dem Wortlaut des preußischen Antrags beizustimmen. Sie fürchteten, mit seiner unveränderten Annahme einen Präzedenzfall zu schaffen, und wünschten daher, durch eine genaue Bezeichnung der Gründe für die Ausschließung des Herzogs die Konsequenz für anders geartete Fälle fernzuhalten. Am

24. Juni liefen beim Justizausschuß drei Anträge ein: der eine war von ihm selbst angefertigt, der zweite von der bayrischen Regierung, während die dritte Formulierung von Sachsen ausging, das schon einmal Anfang Juni einen Entwurf ausgearbeitet hatte, ihn jedoch wegen heftigen Widerspruchs preußischerseits sogleich hatte fallen lassen. Weder einer von den drei Anträgen des 24. Juni, noch der von Preußen am folgenden Tage eingebrachte Vermittlungsantrag fand Annahme. Bayern übermittelte am 27. Juni dem Bundesrat eine neue Fassung; gleichzeitig hatte es einen dritten Antrag in Bereitschaft, den es einzubringen gedachte, wenn der zweite vom Ausschuß zurückgewiesen werde. Nachdem Sachsen seine anfänglichen Bedenken aufgegeben und der Staatssekretär des Inneren von Bötticher auch vom Kaiser in Ems die Ermächtigung eingeholt hatte, daß Preußen an Stelle des eigenen Antrags einem anderen seine Zustimmung erteile, wurde der zweite bayrische Antrag am 2. Juli 1885 vom Justizausschuß und vom Plenum des Bundesrats angenommen. Der Beschluß besagte, daß die Regierung des Herzogs Ernst August in Braunschweig mit den Grundprinzipien der Bundesverträge und der Reichsverfassung nicht vereinbar sei. Oldenburg und Braunschweig enthielten sich der Stimmabgabe; Reuß ä. L. und Mecklenburg-Strelitz stimmten gegen den Beschluß, da sie ihn als einen mit der Verfassung des Reiches und dem deutschen Fürstenrecht unvereinbaren Eingriff in die in einem Bundesstaat bestehende Rechtsordnung ansahen.

Die braunschweigische Landesversammlung mußte nun gem. § 6 des Gesetzes vom 16. Febr. 1879 einen Regenten wählen. — Schon bei den Beisetzungsfeierlichkeiten des Herzogs Wilhelm hatte der britische Prinz, Herzog Georg von Cambridge, dem braunschweigischen Staatsminister mitgeteilt, daß er gewillt sei, die ihm als nächsten Agnaten unter gewissen Voraussetzungen zustehende Regentschaft zu übernehmen — jedoch unter Beibehaltung seiner Stellung im Vereinigten Königreich als britischer Staatsangehöriger und General, wie seines dauernden Wohnsitzes in London. Da der Staatsminister eine sofortige Erörterung darüber vermieden hatte, kam der Herzog in meheren Schreiben ausdrücklich auf seine Forderung zurück, ohne jedoch irgend etwas zu erreichen. Es wurde ihm von Braunschweig aus anheimgegeben, seine Ansprüche bei den Organen des Reiches zur Geltung zu bringen. Als Georg dies tat, wurde er vom Reichskanzler abgewiesen.

Obwohl in der Presse oft der Name des Prinzen Heinrich VII. von Reuß j. L., derzeit deutscher Botschafter in Wien, als Regentschaftskandidat genannt wurde, suchte Fürst Bismarck durch gelegentliche Äußerungen den Anschein zu erwecken, als wenn es sich hierbei nur um Erfindungen der Zeitungen handele. Doch berichtet uns ein den Ereignissen nahestehender Zeitgenosse (Freiherr von Cramm-Burgdorf; 1885—1906 braunschweigischer Gesandter in Berlin), daß vom Kaiser diese Frage ernstlich erörtert sei. Eine Bestätigung seiner Worte ist wohl der Umstand, daß Graf Görtz-Wrisberg Ende August 1885 seinen Urlaub in Gastein verbrachte, wo zur gleichen Zeit Prinz Heinrich VII. mit seiner Mutter weilte. Aber dem Reichskanzler gelang es, seinen Willen durchzusetzen, und die Kandidatur des reußischen Fürsten wurde fallen gelassen. Fürst Bismarck war nun eifrig bestrebt, einen preußischen Prinzen als Regenten in Braunschweig einzusetzen (wenn nicht

sogar zum Herzog von Braunschweig zu machen!). Zunächst hatte er den Prinzen Heinrich von Preußen dazu ausersehen. Dieser als junger, tatenfroher Seeoffizier wollte aber seinem ihm liebgewordenen Dienste nur ungern entsagen. Die Kandidatur rief bei ihm herbstes Bedauern und starken Widerspruch hervor. Sein Vater drängte ihn keineswegs zur Übernahme der Regentschaft, sondern berief sich lediglich auf ein Gespräch mit Herzog Wilhelm, demzufolge er mit diesem vereinbart hatte, daß entweder Prinz Heinrich oder sein jüngerer Bruder Waldemar die Thronfolge in Braunschweig antreten sollten. Im übrigen stellte er dem Prinzen anheim, seinen Standpunkt dem Großvater zu unterbreiten. Der Kaiser gewährte dem Enkel eine Audienz, in deren Verlauf es dem Prinzen gelang, eine Entscheidung in seinem Sinne herbeizuführen. Fürst Bismarck hatte in einer Sitzung des preußischen Staatsministeriums am 24. August 1885 erklärt, den Prinzen Heinrich als Regenten vorschlagen zu wollen, wenn dessen Vater damit einverstanden sei, sonst den Prinzen Albrecht. Als ein in diesem Sinne an den Kronprinzen gerichteter Brief längere Zeit unbeantwortet blieb, brachte der Reichskanzler mit Schreiben vom 3. Okt. 1885 an den braunschweigischen Staatsminister den Prinzen Albrecht von Preußen zum Regenten in Vorschlag. Nach einstimmig erfolgter Wahl durch die Landesversammlung übernahm dieser am 2. Nov. 1885 die Regierung des Herzogtums und führte sie bis zu seinem am 13. Sept. 1906 erfolgten Tode.

Zum zweiten Mal traten die Bestimmungen des Gesetzes vom 16. Februar 1879 in Kraft. Ein Regentschaftsrat führte die Regierung, bis Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, der vom braunschweigischen Landtag am 28. Mai 1907 zum Regenten gewählt war, an seine Stelle trat. Am 3. November 1913 konnten endlich die Welfen ihren angestammten Thron in Braunschweig besteigen, nachdem die hohenzollern — welfischen Gegensätze beseitigt waren. Doch kaum fünf Jahre hatte der junge Welfensproß — Herzog Ernst August — die Zügel der Regierung in Händen, als sie ihm in den Revolutionsstürmen des Jahres 1918 entrissen wurden.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN
1922 AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN [Mittlere und Neuere Geschichte] Nr. 32

Alfred Frankenfeld, geb. zu Kühndorf 27. X. 98.

*Justus Möser als Staatsmann im Siebenjährigen Kriege und am englischen Hofe.**

Ref.: Prof. Brandi. Prüf.: 31. V. 22.

I.

Justus Mösers Verhandlungen mit den Alliierten (Mai 1758 — Februar 1761).

Da infolge der franzosenfreundlichen Politik des regierenden Landesherrn, Klemens August, von Seiten der Alliierten die Neutralität seiner westphälischen Bistümer nicht beachtet wurde, entschloß sich der am 24. Mai 1758 zum Landesdeputierten ernannte Syndikus der Ritterschaft, Justus Möser, eine Politik schnellen Entgegenkommens zu führen; er hoffte durch Bereitwilligkeit um so eher die ärgsten militärischen Bedrückungen abwenden zu können, als durch die Alternativ-Sukzession das Haus Braunschweig-Lüneburg ein enges Interesse an dem Schicksal Osnabrücks nehmen mußte. Möser vermochte den Erlaß des letzten der drei im Mai dem Lande auferlegten Kontributionstermine in Höhe von 68 500 Th. durchzusetzen, aber dem Ansinnen, das Land an die englisch-preußische Sache zu ketten, auszuweichen.

Neue Ende Dezember 1758 einsetzende Verhandlungen in Münster führten, nachdem Möser in persönlicher Besprechung mit Herzog Ferdinand die fehlerhaften Anschlagspläne des Kommissariats dargelegt und die unbillige Ueberbelastung Osnabrücks bewiesen hatte, im Januar 1759 zu einer erheblichen Milderung der Kriegslasten des Landes. So wurden dem Hochstift die im Laufe des Winters entrichteten 30 000 Thaler sogleich zurückgezahlt, ferner 20 000 Thaler als Zuschuß für die Naturalverpflegung in Aussicht gestellt, im April 1759 endlich 50 000 Thaler als Milderungsquote bewilligt, worin freilich der Verpflegungszuschuß einbeschlossen war.

Im Frühjahr 1760 gelang es ihm bei neuen Verhandlungen in Marburg und Paderborn, die Erfüllung des größten Teiles der alliierten Forderungen seinem Lande zu ersparen. Von ursprünglich im ganzen geforderten 300 000 Thaler wurden Osnabrück rund 250 000 erlassen.

Im folgenden Winter 1761 kamen erneute Verhandlungen Mösers in Uslar zu keinem günstigen Ergebnis, sodaß er zur Durchsetzung der Osnabrückischen Ansprüche eine persönliche Vorstellung in Hannover und London in Erwägung zog. Der am 6. Februar 1761 erfolgende Tod des Kurfürsten Klemens August von Cöln bedeutete jedoch für das Hochstift Osnabrück einen Wechsel von Freund und Feind.

II.

Die Zeit der französischen Einfälle (Aug.—Sept. 1761, Okt. 1762).

Beim Einfall der Franzosen unter dem Marquis de Conflans im August 1761 blieben Mösers Bemühungen um Milderung der ausgeschriebenen

Kontribution vergeblich. Auch angesichts der Erpressungen des Brigadiers von Wurmser im September 1761 konnte Möser nur durch Präsentation alter Osnabrückischer Ansprüche aus der Zeit der französischen Besetzung 1757/58 den Nachlaß der Hälfte erreichen.

Während des Cambefortschen Ueberfalls im Oktober 1762 strebte Möser, die Vermittlung Europäischer Staaten beim französischen Hofe herbeizuführen.

III.

Innenpolitik und Liquidationsgeschäfte (1761—1763).

Die innerpolitische Tätigkeit Mösers in den Jahren 1761 bis 1763 war bestimmt von zwei Gesichtspunkten:

1) sollte nicht durch Maßnahmen der Regierung die Menge der Verschuldeten noch tiefer ins Elend geraten. Damit suchte er auch dem Münz-Spekulantentum unter Androhung schwerer Strafen das Handwerk zu legen.

2) Zur politischen Sicherstellung befürwortete er engen Anschluß an Hannover-England, wobei die Bestrebungen König Georgs III., das Stift ohne Rücksicht auf die Regierungs-Ansprüche des Domkapitels sofort in Administration zu nehmen, seiner Auffassung entsprachen.

IV.

Möser am englischen Hofe (seit Oktober 1763).

Im Verkehr mit den Londoner Regierungsbehörden handelte Möser nach denselben Grundsätzen. In Dingen, die die wirtschaftliche Wohlfahrt seines Landes betrafen, wahrte er ausschließlich die Interessen Osnabrücks; wofern dagegen dessen politische Sicherung für die Zukunft zu erwägen war, fungierte er als treuer Anwalt König Georgs III.

Die Arbeit beruht im Wesentlichen auf den Akten des Staatsarchivs zu Osnabrück.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN

1922 AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN [Philosophie] Nr. 33

Margarete Henze, geb. zu Treptow a. d. Rega 27. V. 94.

*Zum Problem einer allgemeingültigen Pädagogik.**

Ref.: Prof. Misch und Prof. Nohl. Prüf.: 19. VII. 22.

In seiner Schwierigkeit gesehen und formuliert wurde das Problem zuerst von Schleiermacher, der zur Ablehnung des Allgemeingültigkeitsanspruches aller den Begriff der »Bildsamkeit« und des »Bildungsideals« betreffenden Sätze kommt, auf Grund der Einsicht in die durch ihre konkrete Einmaligkeit und Einzigartigkeit bedingte »Irrationalität« der individuellen Persönlichkeit — als des »Objekts« der Erziehung — und auf Grund der Erkenntnis der Wandelbarkeit der kulturellen Gesamtlage, in der sich für das Individuum seine Aufgabe — und somit auch der jedesmalige Endzweck der Erziehung — zu ändern hat. Dagegen fordert er Allgemeingültigkeit für die vom Bildungsideal — als der konkreten Erfülltheit — zu scheidende »Idee des Guten« als eines rein formalen Prinzips, das als Richtungskonstante den Bildungsprozeß zu durchwalten hat. Er trennt also zwischen einer allgemeingültigen »apriorischen« Pädagogik als der spekulativen Auseinanderlegung der »Idee des Guten«, und dem nur für eine bestimmte Praxis gültigen pädagogischen System als ganzen. — Eine ähnliche Stellung nimmt Th. Waitz ein. W. Dilthey hat dann das Problem der Allgemeingültigkeit der Pädagogik bewußt zum Ausgangspunkt für den — nur angedeuteten — Aufbau eines völlig andersartigen Systems gemacht. Eine allgemeingültige ethische Zielbestimmung lehnt er ab wegen der Relativität aller ihr zugrunde liegenden ethischen Prinzipien. Doch bedeutet das nicht zugleich den Verzicht auf eine allgemeingültige Zielformel überhaupt. Er glaubt vielmehr, daß ihm die Eigenart seiner Psychologie Mittel geben wird sowohl für die Aufstellung eines allgemeingültigen Zieles, das Einwänden in bezug auf historische Bedingtheit nicht ausgesetzt ist, als auch für die Ueberwindung der aus der Kenntnis der Irrationalität der Persönlichkeit entspringenden Bedenken gegen allgemeingültige den Bildsamkeitsbegriff betreffende Sätze. Seit Dilthey steht das Problem der Allgemeingültigkeit der Pädagogik im Mittelpunkt der pädagogischen Diskussion. (cf. Litt.)

Der Ueberblick über diese Literatur zeigt, daß das Problem immer an denselben Grundbegriffen hängt: der Bildsamkeit einerseits und dem Ziel als »Idee« (Grundrichtung) oder Ideal andererseits. Die Untersuchung beschränkt sich darum auf ihre Betrachtung und sucht festzustellen, welche verschiedenen Wege zur Lösung des Problems eingeschlagen werden können und eingeschlagen worden sind.

Die Lösungsversuche lassen sich dann auf drei typische Formen reduzieren: den psychologistisch-pädagogischen Weg (Beneke, Meumann), den idealistisch-pädagogischen (Natorp, Häberlin, Cohn) und den geisteswissenschaftlich-pädagogischen (Dilthey, Litt, Spranger).

Der Hauptteil der Arbeit gibt eine eingehende kritische Analyse dieser drei typischen Lösungsversuche. Die Verf. geht hier ähnlich vor wie

Frischeisen-Köhler in seinem Buch „Bildung einer Weltanschauung", das ihr aber erst in die Hand kam, als ihre Arbeit in den Grundzügen feststand. Während die psychologistische Pädagogik nur die eine Seite des Bildsamkeitsbegriffs erfaßt, die psychologisch-physiologische, ohne ausdrückliche Berücksichtigung des »Geistigen« wird von der idealistischen Pädagogik nur das »Geistige« im Sinne der Idee betont und die naturhafte Seite vernachlässigt; es wird dort die Allgemeingültigkeit nur der psychologischen, hier nur die der »ideellen« Erkenntnisse für möglich gehalten. Idee und Wirklichkeit stehen sich in schroffem Dualismus gegenüber und wo eine Verbindung gesucht wird, bleibt sie rein äußerlich. Es muß also ein Weg gesucht werden, der Bildsamkeit und Ziel, Sein und Sollen gleichsam in der Wurzel packt und in ihrer unaufhebbaren Beziehung erkennt. Den Weg zu dieser Betrachtungsweise, den die geisteswissenschaftliche Pädagogik geht, hat Dilthey angebahnt, wenn er in seiner Pädagogik den Punkt sucht, »wo aus der Erkenntnis dessen, was ist, die Regel entspringt über das, was sein soll«. Er sieht diesen Punkt — und Spranger und Litt folgen ihm darin — in der Struktur der Persönlichkeit, als eines auf die Erzeugung von Lebensund Kulturwerten angelegten Zusammenhangs. Für die Erkenntnis des geistigen Lebens gilt, daß das Erfassen des Seins unabtrennbar ist von dem Erfassen des Wertes; d. h. dieselben Kategorien leiten die Auffassung individuellen Lebens und die Hervorbringung der Werte in diesem individuellen Leben. (Litt) Aus dieser Erkenntnis heraus erwächst das Bestreben, auf Grund eines »isolierend-idealisierenden« Verfahrens (Spranger) — durch Analyse des historischen Menschen sowie des Lebens in der Kultur — Zahl und Art der Sinn- und Wertrichtungen zu bestimmen, die den Aufbau beider bedingen und so eine allgemeingiltige Unterlage zu finden, von der aus sich auch die individuellen und historischen Besonderheiten des praktischen pädagogischen Lebens begreifen lassen. Bei dieser Ansicht von dem Menschen als eines ursprünglich auf Werte hin tendierenden Wesens ergibt sich eine innerliche Verbindung von Anlage und Ziel, sodaß Bildung verstanden werden kann als die »immer klarere Herausgestaltung aller Wertrichtungen im Erleben, der Gesinnung und dem praktischen Verhalten einer sich entwickelnden Einzelseele gemäß der Norm ihrer objektiv wertvollen Gestaltung«. (Spranger) Wenn auch im Einzelnen hier noch vieles ungeklärt erscheint und anderes noch ganz fehlt, z. B. Erörterungen über die Grundprinzipien der Entfaltung, so scheint der Verfasserin doch in der hier angedeuteten Einstellung der richtige Ansatzpunkt für die Gewinnung pädagogischer Wahrheiten zu liegen.

In bezug auf das Verhältnis, in dem Bildung und Weltanschauung miteinander stehen, hat Frischeisen-Köhler nachzuweisen versucht, daß das Problem der Allgemeingültigkeit der Pädagogik mit dem einer allgemeingültigen Weltanschauung wesensmäßig verbunden ist; d. h. daß sowohl der Begriff der Bildung wie der des Bildungsideals und der Bildsamkeit durch eine bestimmte Gesamtauffassung der Welt bedingt sind. Für das Bildungsideal trifft diese Behauptung wohl zu; doch scheint sie nicht zu gelten für den Bildsamkeits- und den Bildungsbegriff. Die Tatsache, daß der Bildsamkeitsbegriff einseitig von verschiedenen Gesichtspunkten aus erfaßt worden ist, gibt keine Veranlassung zu der Annahme, daß diese

Einseitigkeit begründet ist. Die innerhalb einer Sphäre berechtigte rein naturwissenschaftliche bezw. rein ideelle Betrachtungsweise verliert ihre Berechtigung, wenn sie sich zur »naturalistischen« bezw. rein »idealistischen« Weltanschauung erweitert, weil sie dann dem »Leben«, das beide Faktoren enthält, nicht gerecht werden kann. Eine selbständige Quelle für alle pädagogische Erkenntnis läßt sich aufweisen in dem Bildungserlebnis. Ebenso wie wir Wesen und Eigenrecht des Heiligen erfassen in der phänomenologischen Analyse des Religiösen, das des Aesthetischen in der des künstlerischen Erlebens (Genießen und Schaffen), wird uns auch der Sinn der Bildung zugänglich in dem Bildungserlebnis. Hier sehen wir die Urzelle jeder Pädagogik. Diese ist zu erweitern nach zwei Richtungen hin: nach der Seite der »reinen« Psychologie — da der Begriff der Bildung den der Bildsamkeit wesensmäßig einschließt — und nach der Seite der reinen Axiologie. (Nur diese »Ausweitung« liegt in dem Sprangerschen System vor, doch nicht der Rückgang auf die gemeinsame Wurzel.) Eine Aufeinanderbeziehung beider — der reinen Wertlehre und der reinen Psychologie ergibt die Grundlage für eine allgemeingültige Typenlehre von den Bildungswerten. Die Ausdehnung des Begriffs der Bildung auf die Fremderziehung führt weiter zu zwei neuen Begriffen: dem des Bildners, dessen Struktur allgemeingültig bestimmt werden kann durch Rückgang auf das pädagogische Erlebnis, und dem der Bildungsgemeinschaft, deren Wesen erfaßt werden kann mit den Methoden der reinen Soziologie unter steter Zurückbeziehung auf die Bildungsidee.

Die Besinnung der Pädagogik auf ihre »einheimischen Begriffe» (Herbart) führt also zu der Erkenntnis, daß eine autonome, allgemeingültige Pädagogik als »Wesenswissenschaft« denkbar ist, auf die sich jedes pädagogische System in seiner konkreten, auf eine bestimmte Praxis gerichteten Ausgestaltung zurückzubeziehen und aus der es die Rechtfertigung der Gültigkeit jeder Normierung zu schöpfen hat.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN

1922 AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN [Romanische Philologie] Nr. 34

Willy Hermenau, geb. zu Königsberg Pr. 10. X. 79.

Französische Bearbeitungen des Secretum Secretorum und ihr Verhältnis zu der lateinischen Uebersetzung des Philippus Tripolitanus. Textkritische Untersuchung und vier zum ersten Male herausgegebene Texte. (I. Das lateinische Secretum Secretorum. II. Die französische Versbearbeitung des Pierre d'Abernun. III. Die französische Rezension B. IV. Die französische Rezension C.)

Ref.: Prof. Hilka. Prüf.: 1. VIII. 22.

Weder der arabische Urtext des pseudoaristotelischen Secretum Secretorum noch die den europäischen Bearbeitungen zugrundeliegende lateinische Uebersetzung des Philippus Tripolitanus noch französische Bearbeitungen sind bisher veröffentlicht worden.

Die jüngste Arbeit über d. S. ist die Diss. v. A. A. Verdenius, Jacob van Maerlants Heimelijkheid der Heimelijkheden. Amsterdam 1917. Das S. gibt sich als Lehrbrief des Aristoteles an Alexander d. Gr. 'de omnibus fere scientiis'; seine arab. Herkunft darf als sicher gelten, als Zeit seiner Kompilation (durch Ja'hja ibn al-Batriq?) nach griech. u. arab. Quellen d. Ende des X. Jh. Die ältere und läng. (B) Fassung in 10 Büchern wurde zu Beginn des XIII. Jh. durch einen Kleriker Philippus für e. Bischof Guido v. Tripolis (= Tarabulus) ins Lat. übers. u. fand dann im Abendl. weiteste Verbreitung. Vgl. R. Förster im Cbl. f. Bibl.wesen VI. u. W. Hertz, Ges. Abh. 1905. S. 156 ff.

DER TEXT DES LATEINISCHEN SECRETUMS.

Die textkrit. Untersuchung geht wegen äußerl. Notgründe v. d. mangelh. Druck o. O. o. J. [Gryff, Reutlingen 1486?] (= Gr) aus, zieht in extenso folg. Hss. heran: Berl. oct. 298 (= B 298), Danzig Stadtbibl. Cod. Mar. F 180 (= M^1) u. Mar. F. 256 (= M^2), ferner in Einzelh.: Berlin lat. qu. 70 (= B) u. Ham. 530 (= H), nach Zitaten v. Verdenius den Druck Paris 1520 (= Pa), nach Steeles Ausg. in EETS. ES. LXXIV. S. 41—118 e. engl. Uebersetzung, und die französ. Hss. Berl. Ham. 44, 45, 46.

Die Tabula stammt v. Philippus, steht gewöhnl. zwischen s. Vorrede und dem von ihm übersetzten Texte, findet sich in Gr am Schlusse und fehlt bisweilen. Sie umfaßt nur die ersten 5 Bücher des S. und ist uneinheitlich überliefert. Viele Hss. haben als letztes das Kap. 'De phisionomia', andere fügen noch hinzu: 'De iustitia', 'De bonis que nascuntur ex ipsa', 'De circulo et exemplo iustitie', 'De rege et lege et pecunia'. Es ist die Frage, ob es Hss. gibt, deren Tabula auch die Kapp. der weiteren 5 Bücher enthält; verneinendenfalls ist es denkbar, daß die Tabula schon in Philipps Originalhs. in Unordnung geriet und so eine fehlerlose Ueberlieferung ausschloß.

Die Einteilung in Bücher ist nur selten durchgeführt, bisweilen begonnen und stimmt nie zu der Einteilung der arab. Fassungen, die ihrerseits den Text abweichend voneinander gruppieren und anordnen; sie ist willkürlich und sachlich unhaltbar.

Der Vorrede des Philippus und seiner Tabula folgen noch zwei andere Vorreden: 'cuiusdam doctoris in commendatione Aristotelis' und 'Johannis qui transtulit librum istum'. Der eigentliche Lehrbrief beginnt mit der Rubrik 'De epistola Aristotelis missa ad petitionem Alexandri'. In diesem Kap. zeigt eine Reihe „entstellter" Texte eine bemerkenswerte Störung insofern, als ein längeres Stück an falscher Stelle vorweggenommen erscheint.

Eine umfangreiche Lücke findet sich in Gr, M^2, B, B 298: da, wo die Krankheiten der vier Körperteile besprochen werden, fehlt in ihnen der dritte. Als solcher erscheinen in M^1, H, Pa und in dem Druck Venedig 1555 'oculi', die jedoch eine mißglückte Interpolation nach Avicenna und Razes für den richtigen 'venter' sind. Dieser findet sich in der gekürzten franz. Rez. C und nach Steele auch in lat. Hss. Verdenius' Vermutung, daß sich die 'oculi' in einigen arab. Hss. finden, bedarf des Nachweises.

Eine zweite große Lücke entsteht bei Gr, M^2, St. durch das Fehlen der 4. u. ff. Medizinen. B trägt sie erst am Schlusse nach.

Eine unbedeutende Lücke ist in allen „entstellten" Texten das Fehlen des folgenden Heilmittels gegen Leibschmerzen: 'amplectere puellam calidam speciosam' in dem Kap. 'De modo dormiendi'.

Einen langen, anscheinend gleichlaut. Einschub haben B 298 u. Pa sowie der Druck Venedig 1555, jedoch an versch. Stellen und nicht in gleichem Umfange (in Pa u. Venedig unvollst.); Anfang: 'O Alexander, iam scivisti id quod attrahit sua spiritualitas . .' (nach B 298).

Die von Förster Cbl. S. 11 besprochene Subskription: 'Completus est tractatus . .' findet sich ansch. nur in „entstellten" Texten, doch nicht in allen.

Drei Textstellen kommen in leichter Abänderung doppelt vor. Die Erklärung dafür ist wahrscheinlich nicht mehr innerhalb der lat. Ueberlieferung, sondern in der arab. zu suchen.

DIE FRANZÖSISCHEN BEARBEITUNGEN DES SECRETUMS.

P. Meyer hat in Romania XV als erster eine Gruppierung der franz. Texte angebahnt. Er unterscheidet folgende Rezensionen:

1) Die metrische Bearbeitung des Pierre d'Abernun. Eine Hs.: Pa Bibl. nat. 25407 (alte Bezeichn. Notre Dame Nr. 5 bezw. 277) XIII.

2) Die Prosabearbeitung des Jofroi de Watreford († gegen 1300). Eine Hs.: Pa Bibl. nat. 1822 (alte Nr. 7856) XIII.

3) Rezension A, anonym, wohl XIII. Eine Hs.: Pa Bibl. nat. 571 (alte Nr. 7068). Anf. XIV. Vgl. P. Paris, Les Mss. fr. de la Bibl. du Roi. IV. S. 404. Vermutl. treue Uebers. eines „entstellten" Textes.

4) Rez. B, anonym, XIV. Hss.: Pa Bibl. nat. 1086, 562 (alte Nr. 7062), 10468; Arsenal 2691; Lo Br. Mus. Add. 18179; Oxf. St. John's Coll. 102; Berlin Staatsbibl. Ham. 45. Nach letzterer ist der Text in d. Diss. wiedergegeben.

5) Rez. C, anonym, bald nach 1400, Hss.: Berl. Ham. 44, 46; Pa Bibl. nat. 1087, 1166, 1958; Arsenal 3190; Lo Br. Mus. Harl. 219; Cambr. Univ. Coll. Ff. I. 33, datiert Bourges 1420. Drucke: Pa 1497, 15. Sept. Anthoine Verard; Pa o. J. Alain Lotrian et Denis Janot. (Expl. München Staatsbibl. 4⁰ A. gr. b. 362); Pa 1517 Guillaume Eustache. Unsicher: Hs. Turin Bibl. nat. cod. Gall. CXLII. i. IV. 45. Die Angaben üb. die engl. Hss. u. die Drucke

verdanke ich dem unveröff. Teile der Diss. v. Th. Prosiegel, John Lydgates The Book of the Gouernaunce . . München 1903.

6) Rez. D, anonym. Eine Hs.: Montpellier Éc. de Méd. 164.

7) Rez. E. Eine Hs.: Oxf. Bodl. Rawl. C. 538.

8) Rez. F. Eine Hs.: Lo Br. Mus. Roy. 20. B. V.

Das Weiterleben des S. in der franz. Lit. ist noch nicht verfolgt worden; in die engl. Lit. sind folg. franz. Bearbeitungen übergegangen:

a. Jofrois Bearbeitung: 1. als Uebers. Ausg. v. Steele a. a. O. S. 119—248. 2. als Material in Gowers Confessio Amantis, Buch VII. vgl. Geo. L. Hamilton in Mod. Philology IX. S. 323—346.

b. Rez. C: 1. als Uebers. Ausg. v. Steele a. a. O. S. 1—39. 2. als Material in Lydgates u. Burghs Secrees of old Philisoffres, nachgewiesen v. Prosiegel (s. o.).

c. nach Steele, EETS. ES. LXVI (Lydgate) S. XIII, ein von Shirley benutzter frz. Text.

Das Verhältnis einiger der französischen Bearbeitungen zu dem lat. Secretum.

1) Die metrische Bearbeitung des Pierre d'Abernun.

Untersuchung u. Text nach einer in der Mitte nicht ganz vollst. Abschrift H. Suchiers. Die Bearbeitung gehört ins XIII. Jh. Die erhaltene Hs. ist wegen verschiedener Fehler nicht die Urschrift; Sprache u. Metrum sind agn. Pierre, wohl identisch mit Peter of Peckham, dem Verf. der Lumiere as Lais, war Gelehrter, nicht Dichter; er wollte ein wissensch. Werk popularisieren, ließ daher die Vorreden mit allem Sagenhaften weg, übersetzte auf weite Strecken hin wortgetreu, trocken und aus Reimnot mit vielen Flickwörtern. Da der Anfang gekürzt ist, läßt sich die Bearbeitung einstweilen keiner bestimmten lat. Textgruppe zuweisen.

2) Die Prosabearbeitung des Jofroi de Watreford.

Da das franz. Orig. dem Verf. nicht zugänglich war, haben nur die engl. Uebers. v. James Yonge und Zitate in der Hist. Litt. und bei Gidel verwertet werden können. Jofroi, ein norm.-irischer Geistl., bearbeitet trotz oft wörtl. Treue das S. frei, beinahe kritisch und fügt zahlr. Exempla aus versch. Quellen ein. Er tritt für Aristoteles ein, indem er das Sagenhafte über ihn mit der christl. Lehre in Einklang zu bringen versucht und die zauberischen Teile des S. für unaristotelische Fälschungen erklärt.

3) Die Rezension B.

Die Untersuchung fußt auf der Hs. Ham. 45. Diese, vielfach fehlerhaft, vermutlich nach Diktat angefertigt, gehört nach Sprache u. Schrift ins XV. Jhdt. Die Bearbeitung mit vorangestellter Table ist planmäßig zu einem Fürstenspiegel zurechtgestutzt. Dem Wortlaut der „entstellten" Vorlage folgt sie anfangs und auch später noch streckenweise treu mit gewandtem Ausdruck. Der ungenannt gebliebene Verf. mag sehr wohl ein Geistlicher gewesen sein, der die Arbeit in höherem Auftrage oder in Hoffnung auf klingenden Lohn anfertigte. Vgl. Hist. Litt. XXX. 588.

4) Die Rezension C.

Untersuchung und Text beruhen auf Hss. Ham. 44/46 und auf einem unveröff., auszugsweise hergestellten krit. Texte v. Prosiegel. Alle Hss. und Drucke beginnen mit einer Table, die, von geringfügigen Störungen abge-

sehen, gut überliefert ist. Die Sprache der Ham. Hss. ist gemeinfranz. mit norm. Dialektformen, die von Prosiegel zugrundegelegte Hs. Harl. 219 ist agn. Der Teil, dem Philipps Vorrede fehlt, geht vermutlich auf eine gekürzte lat. Vorlage zurück, in der Johannes Patricius (= Jaʿhja ibn al-Batriq) mit Philippus verwechselt und durch ihn ersetzt worden war, und in welcher als dritter Körperteil d. richtige 'venter' behandelt wurde. Bäder, Medizinen, Aderlaß und Zaubermittel sowie alle dunklen philos. Stellen fehlen. Gegenüber dem ungekürzten Texte hat diese Rez. vielfach die bessere Ueberlieferung bewahrt. Die franz. Uebers. ist eine stilistisch tüchtige Leistung. Daß nicht der Franzose die Textkürzungen vornahm, läßt sich aus der weitgehenden wörtlichen Uebereinstimmung mit dem ungekürzten lateinischen Texte schließen. Die Angabe im Katal. des Brit. Mus. zum Druck Pa 1517, daß Henri de Gauchy der Uebersetzer sei, beruht auf Verwechslung mit der Uebersetzung von Eg. Romanos Liber de Reg. Princ.

Alle herangezogenen lat. u. franz. Texte zeigen eine so weitgehende Uebereinstimmung, daß für sie nur eine gemeinsame Quelle, die lat. Uebersetzung des Philippus in Frage kommt. Aus der Gesamtheit hebt sich die frz. Rez. C als Uebersetzung einer gekürzten lat. Vorlage heraus. Innerhalb der ungekürzten Philippischen Ueberlieferung gibt es eine „fehlerlose“ und eine „entstellte“ Gruppe. Von den vier einer Untersuchung zugänglich gewesenen frz. Bearbeitungen sind die drei ersten beabsichtigt freie Uebertragungen. Die Art der von Pierre und Jofroi benutzten lat. Vorlagen konnte noch nicht ermittelt werden. Rez. B geht auf einen „entstellten“ Text zurück, Rez. A scheint die treue Uebersetzung eines solchen zu sein.

Die vorliegende Untersuchung ist nur eine Vorarbeit zu einer alle frz. Versionen umfassenden, für die als Grundlage eine krit. Darstellung der arab. und der lat. Ueberlieferung zu fordern bleibt.

Der Untersuchung folgen in der Dissertation die im Titel angegebenen vier Texte.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN

1922 AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN [Philosophie] Nr. 35

Bruno Snell, geb. zu Hildesheim 18. VI. 96.

Die Ausdrücke für den Begriff des Wissens in der vorplatonischen Philosophie (σοφία, γνώμη, σύνεσις, ἱστορία, μάθημα, ἐπιστήμη).

Ref.: Prof. Misch. Korref.: Prof. Pohlenz. Prüf.: 18. X. 22.

I. *σοφία.* *σοφία* steht anfangs neben *τέχνη* als das Wissen und Können im Beruf. Das geistige Interesse tritt zunächst besonders hervor in der Poesie; so heißen die Dichter *σοφοί.* Andererseits weitet sich die *σοφία* über den Kreis des eigenen Nutzens hinaus zu einer allgemeinen Lebensklugheit aus (Die Sieben Weisen). Sie gewinnt Nähe zur *ἀρετή* (besonders deutlich in der Adels-Moral Pindars). Rein intellektuell gefaßt wird sie zuerst in Jonien: *σοφία* bekommt auch die Bedeutung »Schlauheit«. — Gegenüber den folgenden Ausdrücken ist das Wort *σοφία* dadurch gekennzeichnet, daß es vom Adjektiv abgeleitet ist, während jene von Verben gebildet sind. So bezeichnet *σοφία* allgemein das jeweilige Ideal einer geistigen Haltung, während jene Ausdrücke eine b e s t i m m t e Art des Wissens bezeichnen, da sie von einer bestimmten Art des geistigen Aufnehmens ausgehen.

II. *γνώμη.* *γιγνώσκειν* bezeichnet in erster Linie das Erkennen durch das Gesicht: etwas als diesen Gegenstand erkennen. *γνώμη* legt aber nicht den momentanen Akt im Substantiv fest, sondern bezeichnet das, was eine zeitliche Dauer besitzt: die Fähigkeit zu erkennen (Einsicht) oder das Resultat der Erkenntnis (Ansicht), ist nur selten eigentlicher Wissensbegriff. Außerdem hat es nicht rein intellektuelle Bedeutung, sondern behält (als früh ausgebildeter Begriff, vergl. *σοφία*) die Beziehuug zum Handeln (»Gesinnung« — »Plan«, »Rat« usw.). Die Neubildung *γνῶσις* (Heraklit, Pythagoreer) bezeichnet wirklich den geistigen Akt des Erkennens und tritt zugleich als Substantiv zu *εἰδέναι* auf. (*εἴδησις* ist jüngere jonische Bildung, geschaffen, um ein Aequivalent für den Begriff der attischen Philosophie: *ἐπιστήμη* zu haben.)

III. *σύνεσις.* *συνίημι* heißt bei Homer »geistig folgen«. Es bezieht sich auf den S i n n des gesprochenen Wortes. So heißt *συνίημι* später »etwas als vernünftig in sich aufnehmen«. Wird der *κόσμος* Objekt des *συνιέναι*, so wird eine Vernunft in ihm vorausgesetzt (ursprünglich Götter). *σύνεσις* ist jonisches Wort und bezeichnet die Fähigkeit des *συνιέναι*, das Verständnis. Im Attischen bekam das Wort (offenbar durch die Sophisten) die Nebenbedeutung »Fähigkeit, sich in alles hineinzufinden«, »Versiertheit« und wurde in ernster Rede gemieden.

IV. *ἱστορία.* Die frühe Bedeutung von *ἱστορέω* (jonisches Wort!) »Zeugen verhören« geht wohl auf die Bedeutung »Richter sein« zurück. (*ἵστωρ* Augenzeuge, Schiedsrichter). In Jonien wird *ἱστορία* Bezeichnung für die empirische Erforschung der Außenwelt. Daß *ἱστορία* vom Sehen ausgeht (Stamm *ϝιδ-*, Beziehung zu *οἶδα* und *γιγνώσκω*), ist dabei von Bedeutung, — auch die verächtliche Nebenbedeutung »Vielwisserei« ist dadurch bedingt.

V. μάθημα. μανθάνω erhält von der Bedeutung »sich gewöhnen«, »sich üben« aus die theoretische Bedeutung »lernen«, auch »erfahren«, »merken«. μάθημα (auf die Bedeutung »lernen« zurückgehend) hat passivischen Sinn: das »Gelernte« oder das »Lernbare«, — der »Gegenstand des Lernens«. Dadurch war die Beziehung zur »Mathematik« gegeben (schon bei den Pythagoreern), in der es sich um unverrückbare Gegenstände der Erkenntnis handelt, die eindeutig bestimmbar, mitteilbar und lernbar waren.

VI. ἐπιστήμη. ἐπίσταμαι heißt bei Homer »können«, hat also eher praktische als theoretische Bedeutung. Die letztere überwiegt später, aber ἐπίσταμαι heißt auch dann »sich auf etwas verstehen«, bezieht sich also nicht auf Tatsachen (wie εἰδέναι, γιγνώσκειν), sondern auf ein τέλος: es geht mehr auf die Bestimmung der Dinge (wie συνιέναι auf die Bedeutung) als auf ihr Was. — ἐπιστήμη (ein dem Jonischen fremdes Wort!) bezeichnet wie σοφία die theoretische Seite der τέχνη (Bakchylides). — Durch Sokrates erlangt das Wort philosophische Bedeutung. Sokrates ging bei seiner Untersuchung des Wissensbegriffes vom Wissen des Handwerkers aus, der sich auf sein Tun versteht. Objekt der ἐπιστήμη ist das ἀγαθόν. Die Problematik des Begriffes liegt darin, daß es sicheres Wissen um ein τέλος wohl im Handwerk gibt, aber allem weiteren Wissen fehlt die Gewißheit. Platon versucht die Gewißheit des Wissens dadurch zu erweisen, daß er das ἀγαθόν in der schaubaren Idee (Stamm ϝιδ-!) festlegt und deren Erkenntnis durch die ἀνάμνησις-Lehre mit der mathematischen und der historischen Erkenntnis (Weg nach Larissa im Menon) verbindet, also jedes Wissen auf ein »Sehen« zurückführt (auf ein γιγνώσκειν). So hebt wirklich die »Theorie«, die »Schau« das πράττειν auf, indem dieses aus jenem hervorgeht.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN

1922 AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN Nr. 36
[Romanische Philologie]

Herbert Zirub, geb. zu Kreuz 14. X. 00.

*Anatole France, Beiträge zur Kenntnis seines Schaffens und seiner Persönlichkeit.**

Ref.: Prof. Hilka. Prüf.: 19. VII. 22.

Einleitung: Anatole France als Vertreter französischer Kultur und literarischer Tradition. Der greise Anatole France erscheint in der Gegenwart als repräsentativer Ausdruck jenes geistigen Frankreich, dessen Kultur stets Gemeingut des geistigen Europa gewesen ist. Aus universalem Wissen um Menschen und Dinge erwächst ihm eine überlegene Skepsis, eine unerbittliche Ironie und zugleich eine tiefe menschliche Güte. Nicht umsonst hat er sich France genannt, denn in ihm lebt ein Teil seines Volkes und die Kenntnis seiner Werke vermittelt bereits ein durchaus charakteristisches Bild des heutigen Frankreich. Doch auch in tieferem Sinne kann er als Vertreter seines Landes gelten: Für die französische Literatur ist France der feinste Hüter einer Tradition, welche von Rabelais bis Voltaire reicht. Er ist ein Nachkomme der Rationalisten des 18. Jahrhunderts, die im 19. Jh. mit Taine und Renan Positivisten und dann Skeptiker geworden sind. Seiner universellen Bedeutung nach kann Frances Lebenswerk nur dem Werke Voltaires an die Seite gestellt werden.

A. Seine geistige Entwicklung im Spiegel seiner Werke.

A. Frances Produktion bleibt bis 1886 spärlich. Für einige Zeit gehört er zu der Schule der Parnassiens, deren Disziplinen er in den Hauptpunkten annahm. Der Formenkult ist die von ihm am treusten befolgte Lehre des Parnasse. Seine ersten Verse erinnern an die Gedichte seiner Lehrer und Zeitgenossen, vor allem an Leconte de Lisle.

Die Versform entsprach nur schlecht dem Ausdruck seines Denkens. So beschäftigte er sich nach seinem Uebergang zur Prosa vorzüglich mit dem Roman und der Erzählung. Er begann sein Schaffen auf diesem Gebiete mit unzusammenhängenden Erzählungen wie „Les Désirs de Jean Servien“ oder „Jocaste et le Chat maigre“.

Als Feuilletonkritiker des „Temps“ pflegte er bewußt die „critique impressioniste“. Für ihn bedeutet die kritische Betätigung ein Ausprobieren eigener Kraft und Neigung, zugleich ein Suchen nach eigenem Stil. Die Sammlung seiner kritischen Aufsätze ist für die Beurteilung seines Lebenswerkes von nur relativem Wert, für die Bildung und Entwicklung des Schriftstellers hat sie jedoch eine große Bedeutung, denn nun folgen in kurzen Absätzen seine größeren Werke.

Wo der Dichter die Geschichte der Gegenwart schreibt, da zeigt es sich, daß er die Dekadenz seines Vaterlandes erkennt. Er wird zum offenen Kämpfer wider die eigene Gegenwart. Durch diese Wendung von stiller Meditation zu entschlossener Aktion entstehen zwei sich deutlich von einander abhebende Abschnitte seines Schaffens. Abgesehen von der Vorbereitungszeit war er in der ersten Hälfte der feine Ironiker, in der zweiten

jedoch der politisch interessierte Polemiker. So war die Dreyfusaffaire auf Frances Schaffen von einschneidender Bedeutung.

Deutlich spiegelt sich die Affaire in seinen sämtlichen Werken, die während und auch nach dieser Zeit entstanden. Fast alle zeigen mehr oder minder eine unverkennbare Neigung zum Schlüsselroman. Die nachteiligen Folgen dieser Wandlung treten erst in späteren Werken Frances deutlicher hervor. Im Laufe dieser Entwicklung mindern sich fast alle seine Vorzüge.

Zum Romancier ermangelte France der Erfindungsgabe. So ist Handlungsarmut typisch für seine Kunst, dafür aber finden sich unzählige Reflexionen moralischer und philosophischer Art. Die Handlung ist ihm nur insofern wichtig, als sie ihm Anlaß gibt zu allgemeinen Gedanken, gelehrten Einfällen und glänzenden Paradoxien. So muß man Bedenken tragen, ihn zu den zeitgenössischen Romanciers zu zählen, denn für seine Werke trifft die Bezeichnung „Roman" nur selten zu, in Wahrheit hat er stets nur philosophische Werke in Sprache und Stil des 18. Jh. geschrieben.

Sein Schaffen wird am treffendsten durch die Bezeichnung „chroniqueur" charakterisiert, denn auf Kosten des Romans werden seine Werke fast ausnahmslos zu Chroniken.

Seine letzten Werke stellen zu hohe intellektuelle Anforderungen, um auf die Verbreitung seiner früheren Veröffentlichungen Anspruch erheben zu können. Er vermag nichts Wesentliches mehr zu geben, sein Bestes liegt weit zurück. Er gehört darum der Vergangenheit an.

Der Einfluß dieses glänzenden und abgeklärten Stilisten wird auf die französische Literatur noch lange Zeit sich auswirken, im allgemeinen aber wird seine Geltung schwerlich von längerer Dauer sein. Schon heute hat er seinen Landsleuten und der gegenwärtigen Schriftstellergeneration nichts mehr zu besagen. Er hätte auch wohl kaum Anrecht auf einen Platz in der Weltliteratur, wenn ihm nicht in den gutherzigen Skeptikern Coignard und Bergeret ein bedeutender Typus und in Erzählungen wie „Crainquebille", „Putois" und „Le Procurateur de Iudée" Erfindungen von großer symbolischer Bedeutung gelungen wären.

B. Die Grundlagen seiner Weltanschauung.

In gelegentlichen Exkursen hat France viele Fragen gestreift. Er hat viel von einem Philosophen an sich, doch darf man ihn nicht als solchen ansprechen, sein philosophischer Geist meidet jegliches System. Ohne sich als Philosoph bekannt zu haben, hat er über das Welträtsel wie über das Rätsel des Lebens viel geschrieben. Er hat die Philosophie, welche sich in seinen sämtlichen Werken findet, in zwei Bänden selbst zusammengefaßt („Opinions de M. Jérôme Coignard", „Jardin d'Epicure"). Seine Philosophie beharrt bei der einzigen Wahrheit, daß nichts an sich existiere; deutlich zeigt er die Relativität aller Dinge. Bei dieser Ueberzeugung wirft er wohl Grundfragen auf, er gibt aber nie erschöpfende und bestimmte Antworten. France wird durch seinen Skeptizismus, der ein Produkt seiner Intelligenz und seines Empfindens ist, literarisch symbolisiert, doch ist sein Skeptizismus nicht fundamental. Er besteht nicht so sehr darin, alles zu leugnen, wie darin, alles zu glauben, ohne jedoch etwas für gewiß zu halten. Man

darf France jedoch auf keine Theorie festlegen, so auch nicht auf seinen Skeptizismus. Konsequenz läßt er jedoch sich nie angelegen sein und so steht neben dem Skeptiker auch der bejahende France. Auffallend ist seine Ironie, die ihn als geistigen Nachkommen Renans verrät. Sie ist ihm mehr als Stilform, eine Weltanschauungsform. France ist kein Menschenverächter wie Voltaire, er hat die warme Menschenliebe eines Michelet und dazu seine anmutige Ironie. Er schließt sich eng der Tradition des 18. Jh. an, dessen kritische Methoden er sich aneignete, so vor allem den Begriff von der universellen Relativität, mit dem die Philosophen dieser Epoche den Dogmatismus ihres Jahrhunderts untergruben. Durch die Eigenart seines Denkens, durch seinen Skeptizismus und seine leichte Ironie ist A. France vollkommen ein Mensch des 18. Jh. In seinen Werken hat France jeglichen Glauben untergraben. Er ist ein Libertin, der an nichts glaubt, aber vieles empfindet. So findet sich in seinen Werken eine ausgesprochene Vorliebe für religiöse Themen, besonders für die Frühzeit des Christentums, als es noch mit dem Heidentum in antiken Gemütern kämpfte. Er interessiert sich für alle Epochen der Weltgeschichte, aber seine Neigung zur Antike wird in allen seinen Werken erkennbar. Die alte hellenische Kultur ist die feste Basis seines Talents. Er erklärt sein Gefühl für das Schöne als einzige Richtlinie und entlehnt der Antike sein Kunstideal. France ist ein feiner Kenner der Geschichte. Trotzdem hat er keine hohe Meinung von der Geschichtswissenschaft. Die Wiedergabe der historischen Gesamtheit, die geschichtliche Stimmung hat er vorbildlich beherrscht. Hierin zeigt sich der Unterschied zwischen France und den Historikern.

C. Technik, Quellen und Einflüsse.

Anatole France besitzt eine reiche Bildung, erworben in einem Europa, von welchem die germanischen Völker ausgeschlossen sind. Er ist kein „savant“, wohl aber ein „érudit“ im besten Sinne des Wortes und sein Verstehen umfaßt die größten Gegensätze. Er ist unergründlich vielseitig; keine Formel vermag ihn völlig zu erklären, denn er verändert sich fortgesetzt. Seine Kunst ist aus zu vielen Eigenschaften zusammengesetzt, als daß es möglich wäre, von ihm eine wahre Vorstellung zu geben. Das wesentlichste Element seiner künstlerischen Qualitäten besteht in einem nicht gewöhnlichen Maß von Geist und Stil. In seinem Geiste finden sich die widerstrebendsten Elemente nebeneinander, seine Imagination ist die eines Dilettanten und als solche nicht schöpferisch. Ihm mangelt die Erfindungsgabe. In erster Linie hat er seine eigenen Gedanken und Erinnerungen. Um sie webt er Erzählung, Hintergrund und Charaktere. Oft hat man France den Vorwurf der kompositorischen Unfähigkeit gemacht, aber höher als jede Form steht ihm die Freiheit des Denkens. Ihm widerstrebt es, sich den Normen des zeitgenössischen Romans zu unterwerfen, er hat sich vielmehr eine rein persönliche Auffassung dieses Genres gebildet. Grundlage ist ihm ein einfaches Geschehnis. Um dieses gruppieren sich Exkurse in das Gebiet der Geschichte oder Philosophie. Er erhebt das Fehlen jeglicher Methode zu seiner eigenen Methode. Von kunstgerechter Komposition hält er nicht viel und tatsächlich genügt fast keiner seiner Romane ihren Anforderungen, ein Exkurs über ein Lieblingsthema ist ihm wichtiger als ein rechtzeitiges Fortschreiten der Handlung. Wenn

France auch die Form in der Komposition geringschätzt, bewahrt er sie doch in seiner Sprache, die als Ganzes betrachtet, klassisch ist. Er schreibt alle Stile, weil er selbst fortwährend ein anderer ist. Doch er hat einen durchaus originalen Stil gefunden und seine endgültige Kunstform ist das Ergebnis langjährigen künstlerischen Mühens. Sein Stil ist zusammengefügt aus einer Vielzahl von Stilen anderer.

Daß France seiner Kindheit unendlich viel verdankt, zeigen die ungezählten Anspielungen und Erinnerungen an Vaterhaus, Kirche und Schule, an Freunde, Lehrer und Lieblingsbücher. Fast immer ist sein Werk ein Bekenntnis, oft sogar eine kaum verborgene Autobiographie. Alles für sein literarisches Portrait Wesentliche hat er in seinen Werken selbst geäußert. Stets hat er nur sich selbst geschildert, denn er liebt sich selbst als Helden seiner Werke. So befindet sich in jedem Werke unter wechselnder Erscheinung und anderem Namen eine Gestalt, welche der Autor selbst ist und alle Ereignisse im Gesichtswinkel seiner Weltanschauung betrachtet. In drei Typen hat sich Frances Geist verkörpert: in dem alten Gelehrten Sylvestre Bonnard, in dem gutmütigen Abbé Coignard und in der Figur Bergerets, in welcher die Uebereinstimmung mit dem Autor am deutlichsten wird. Seine Personen plaudern und meditieren nachdenklich wie er selbst, statt zu handeln. So liegt der eigentliche Wert seiner Werke in diesen Konversationen über alle Gebiete menschlichen Wissens und Denkens, in ihnen gelangen seine ureigensten Neigungen und Fähigkeiten zu voller Entfaltung. Den Wert der Frau in der Literatur kennt France sehr gut. Er liebt es, eine dieser außergewöhnlichen Frauen in seinem Werke erscheinen zu lassen und es ihr zur Aufgabe zu machen, ihren Reiz über das ganze Werk zu breiten. Fast alle seine Frauengestalten sind jung und schön; von jeder empfängt er den Eindruck eines Kunstwerkes. Dieses ist in Thais so als Typ für seine Werke verwirklicht, daß alle später von ihm geschaffenen Frauengestalten diese antike Tänzerin nur reproduzieren, nicht aber übertreffen können. Die meisten seiner Charaktere zeigen gewöhnlich recht starke und unbeherrschte sinnliche Neigungen. Die in keinem Verhältnis zur Wirklichkeit stehende Wichtigkeit, welche France diesen Fragen zuweist, läßt als Grundzug seines eigenen Wesens die Sinnlichkeit erkennen.

Anatole France schöpft seine Kenntnisse stets aus Büchern, er hat nach vielen Vorbildern gearbeitet, sie in Stoff, Stil und Sprache geradezu kopiert, denn er liebt das „pastiche". Auffallend ist die Vollkommenheit seiner Imitationen. Aus allen Zeiten und Quellen schöpft France Ideen, Gefühle und Bilder. Fast immer sucht er sich die Mühe zu ersparen, die Elemente für seine Werke selbst zusammenstellen zu müssen, er stützt sich deshalb gern auf frühere Bearbeitungen seiner Stoffe. Das Studium seiner Quellen allein ist recht umfangreich.

Ein Geist wie Anatole France läßt sich nicht ohne weiteres klassifizieren, er ist aber wenigstens durch seinen Ausgangspunkt an Vergangenes gebunden. Deutlich zeigt sich von vornherein der Einfluß zweier grundverschiedener Strömungen: Renan und die Parnassiens. Ferner erinnert Frances geistige Anlage etwas an Voltaire als Erzähler. Er war sein Meister

in der Kunst des Spottens. Von Montaigne hat France die Nachsicht und Aufrichtigkeit, den gelassenen Skeptizismus und die universale Eigenart. France war ein Zeitgenosse der Naturalisten, doch stand er ihnen gänzlich fern. Er trägt in sich die ganze Ueberlieferung von den Erzählern des Mittelalters über Montaigne, Rabelais und Voltaire bis zu Flaubert und Zola, zu den Modernsten. Er ist ein „néo-grec" und seine Werke vermitteln eine Vorstellung von antiker Schönheit.

Auf der einen Seite steht, was er liebt: Antike, Renaissance und 18. Jahrhundert, auf der anderen, was ihm verachtenswert erscheint: Christentum, Reformation und Romantik.

Trotz aller Imitationen zeigt France Originalität und eigenes Temperament. Die Bezeichnung „Künstler" ist wohl für sein Denken und Schaffen am zutreffendsten. Zwar ist er als Künstler durchaus nicht vollkommen, doch er weiß durch geschickte Detailbehandlung, durch elegante Anmut der Form manche seiner Lücken und Unvollkommenheiten auszugleichen. Er ist im allgemeinen mehr Künstler und Denker als Dichter. Subjektiv ist er auch in seinem Schaffen, denn überall berichtet er die Erlebnisse seines Geistes, von dessen Unruhe, Zusammenhanglosigkeit und Zerstreutheit sein „Jardin d'Epicure" die exakteste Vorstellung zu vermitteln vermag.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN

1922 AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN [Philosophie] Nr. 37

Victor Gudenberg, geb. zu Göttingen 11. I. 95.

*Die Grundbegriffe der Historik in W. von Humboldts Akademie-Rede »Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers«.**

Ref.: Prof. Misch. Korref.: Prof. Nohl. Prüf.: 2. VIII. 22.

1. Die monographische Behandlung von H.s Akad.-Rede rechtfertigt sich gegenüber den vorhandenen Darstellungen durch die methodische Absicht, an diesem Werk als einem relativ geschlossenen Ausdruck des Ganzen von H.s Geschichtsphilosophie die Denkform aufzuzeigen, die für die deutsche Begründung der historischen Geisteswissenschaften kennzeichnend ist.

Die für das geisteswissenschaftliche Erkennen wesentliche »Wechselbeziehung zwischen Erlebnis und Begriff« (Dilthey) gibt der Untersuchung die Richtung: die Grundbegriffe H.s, die in diesem Werke zu einem »Organon der Geschichtswissenschafsen« (Gervinus, Droysen) verbunden sind, genetisch in ihre anschaulichen Erfahrungsunterlagen zurückzuverfolgen, so die Fülle, mit der ihre Atmosphäre gesättigt ist, klar herauszustellen, und zugleich den Zusammenhang des Ganzen, in dem sie verbunden sind durch die Beziehung der rationalen Fixierung auf die anschaulichen Bedeutungen aufzuhellen.

2. Den Ausgangspunkt der Untersuchung gibt H.s Totalanschauung von der geschichtlichen Welt, an Hand der Gedankendichtungen der römischen Jahre. Die in diese Zeit fallende Wendung zur Metaphysik findet sich ausgesprochen in seinen Aeußerungen zur Wissenschaftslehre. Ein der Ak.-Rede voraufliegender Entwurf (über »Wissenschaft und Kunst« 1814) unterschied noch Erfahrungswissenschaften (Naturkunde und Geschichte) und die höhere Erkenntnis der Metaphysik, die Geschichtsansicht der Ak.-Rede gibt die Möglichkeit, diesen Unterschied zu überbrücken, sie füllt die Lücke zwischen Empirie und Metaphysik aus und wird somit der Weg, auf dem er die eigentliche metaphysische Intention befriedigt, die er auf dem traditionellen Wege der Philosophie nicht zu erfüllen vermag.

3. H.s Begriff des »Geschichtschreibers« hat nicht ein bestimmtes Werk im Blick, wie Kant das Werk Newton's, sondern führt durch den großen Kreis der ihm bei der Abfassung der Rede gegenwärtigen historischen Darstellungen doch schließlich lediglich auf H. selbst zurück.

4. Die Denkform H.s läßt sich bereits in der inneren Form der Ak.-Rede objektiv fassen, diese zeigt eine zum intuitiven Denken gehörige Darstellungsform, bis ins einzelne aufweisbar. Die zentrale Stellung der Anfangsthese — »die Aufgabe des Geschichtsschreibers ist die Darstellung des Geschehenen« — kommt zum Ausdruck durch wiederholte Aufnahme des Grundmotivs auf höheren Stufen der Deutlichkeit, zu der die Entfaltung der Begriffe führt. Der Gedanke wird bestimmter, konkreter durch die Entwicklung in Form antithetisch angeordneter Positionen — ein Ganzes immer zuerst hingestellt, dann in seine Momente aufgelöst, diese genauer

entwickelt, dann wieder das Ganze zusammengegriffen und so fort. — Wie der Begriff der »einfachen Darstellung« als des »ersten« und »höchsten« zugleich auf die Grenzen der historischen Kunst hinweist, so treten bei der Bestimmung ihres Verfahrens auseinander »Sinnenwelt«, in kantischem Anklang als Chaos des Geschehens gefaßt, und »ursächlicher Zusammenhang«, der zugleich »Form« genannt wird, das was »dem Ganzen Gestalt gibt«. Damit ist das zentrale Motiv angeschlagen, das in verschiedenen, gesteigerten Wendungen der noch ungeschiedenen Momente — »Zusammenhang«, »Ursache«, »Gestalt«, »Form, die an den Begebenheiten hängt« u. a. — deutlicher und deutlicher hervortritt, bis es in der Mitte der Abhandlung, in dem Begriff der »Form des Zusammenhangs aller Begebenheiten« zum Stehen kommt. Mit der hier eingeschalteten Bezugnahme auf die Form — nähere Kunst ist zugleich die Ausweitung des Blicks auf jene Gesamttatsächlichkeit des Geschehens freigegeben, das der Historiker adaequat darzustellen hat — »Gewühl der sich drängenden Begebenheiten«.

Damit ist die erste in die Höhe führende Linie zum Kreise geschlossen, auf der so gegebenen Basis baut das weitere sich auf.

Der zweite Treil bringt die Historik im engeren Sinne mit der »historischen Ideenlehre«, und gipfelt in einer Zusammenfassung des metaphysischen Grundgedankens, der das Ganze wiederum rückwendend umschließt. Innerhalb dieser großen Gliederung treten als wesentliche Momente hervor: 1) Die Poetik. 2) Die Regionen der Kräfte. 3) Die Idee. 4) Die metaphysische Totalität. Mit der Poetik geht die Lehre vom historischen Verstehen zusammen, die ein Vermächtnis H.s an die gegenwärtige Erkenntnistheorie der Geschichte ausmacht. — H. ist es (gegenüber Ranke) nicht um den Stoff der Geschichte selbst zu tun, vielmehr immer nur um seine Struktur.

5. Die Beziehung der historischen Darstellung auf das künstlerische Schaffen wird in H.s Aesthetik zurückverfolgt, wobei gegenüber Schiller die Verbindung der psychologischen Analyse des schöpferischen Vorgangs mit den normativem Charakter der Aesthetik hervortritt.

6. Den Weg zum Begriff der Idee bahnt die Ak.-Rede durch eine Zerlegung der gesamten gegenständlichen Welt in verschiedene Schichten (»Regionen der Kräfte«), ihre besondere Behandlung läßt den Rest klar hervortreten, der in der »Form des Zusammenhangs« noch ungelöst blieb und durch den Begriff der Idee gedeckt werden soll.

Für H.s Begriff der Idee sind wesentlich die Momente: der Unabhängigkeit von den zeitlich-örtlichen Bestimmungen und der Entwicklung von innen heraus — »und es gelingt ihm [dem geistigen Prinzip], wie die zarteste Pflanze durch das organische Anschwellen ihrer Gefäße Gemäuer sprengt«, eine Fassung, durch welche die primäre Formulierung: »Ergreifen des ersten Funkens« erst die Mächtigkeit erhält. Weiter dann die Universalität: das Prinzip kann »in allen verschiedenen Gattungen des Daseins« — der Kunst, Sprache, Religion — in die Erscheinung treten. Die Bestimmungsmomente der »Richtung« und »Krafterzeugung« führen zu der spezielleren Fassung des Begriffs als historischer Kategorie. Hier sind Anschauungsgrundlagen: zunächst das historische Drama Schillers (Brief üb. d. »Wallenstein«) für den Kraftcharakter der Idee. Ferner das eigene Erlebnis historischer Tatsächlichkeiten im engeren Sinne (französ. Revolution,

Rom, Napoleon. Aera, nationale Bewegung); auch die großen Religionsbildungen (Christentum, Buddhismus) neben der Antike (Idee der »griechichen Individualität«) — überall die Ursprünglichkeit eines eigengerichteten Lebens. Das tiefste Medium der Manifestation von Ideen aber findet H. im Leben der Sprache. — Eine eigenartige Variante bildet der Begriff der »ausgearteten« oder »verirrten« Idee, unter den vor allem die gewaltsamen Weltreichsgründungen befaßt werden.

7. Die Ak.-Rede ist eine nur relativ geschlossene Zusammenfassung der Grundbegriffe von H.s Historik. Die Linien, die von dem Ganzen seines Denkens zu ihr hinführend in ihr sich zum Organon runden, sind in ihr nicht alle voll ausgeführt und zum Teil verkürzt. Die Abhandlung verfolgt diese Linien weiter vorwärts in die Sprachphilosophie hinein. — Die überpersönlichen individuellen Einheiten wie die Sprache, Kunst usw. als objektiven Geist im Hegel'schen Sinne zu fassen, liegt nicht in der Linie von H.s Historik. Sein Begriff des Geistes bleibt im Unbestimmten einer Anschauung von Totalität, aus der eine einheitliche Kraft nach verschiedenen Seiten ausstrahlt. Das Wesen des Geistes liegt in seiner immer neuen Auswirkung, die Objektivationen zerfallen, sobald in ihnen das Prinzip nicht mehr lebendig ist. Die »Früchte des Geistes« — Wissenschdft, Kunst, sittliche Einrichtung, alles dies »verliert das geistige und wird zur Materie, wenn nicht der Geist es immer von neuem belebt«.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN

1922 AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN [Romanische Philologie] Nr. 38

Hans Petersen, geb. zu Cassel 15. III. 95.

*Untersuchungen über den italienischen Alessandro Magno in Rima.**

Ref.: Prof. Hilka. Prüf.: 8. XI. 22.

Einleitung. Der Alessandro Magno in Rima, der gewöhnlich dem Jacopo di Carlo zugeschrieben wird, hat bisher in der Forschung wenig Beachtung gefunden. Es bestand in Italien zwar die Alexandreide des Quilichinus, des Domenico Scolari und die des Domenico Falugi; größere Wirkung erzielte erst unser verhältnismäßig spät entstandenes Alexandergedicht.

I. Hauptteil: DER ALESSANDRO MAGNO IN RIMA.

1. Die Drucke: Von dem Gedicht sind bisher elf Drucke bekannt: 1) 1521 Venedig, 2) 1527 ?, 3) 1544 Venedig, 4) 1550 Venedig, 5) 1566 Venedig, 6) 1581 Mailand, 7) 1587 Venedig, 8) 1627 Venedig, 9) 1672 Venedig und Bologna, 10) 1712 Verona, 11) ? Verona und Padua. Die dieser Arbeit zu Grunde liegenden Ausgaben sind die Venediger Drucke von 1550 = M und 1587 = H, von denen mir nur je ein Exemplar bekannt ist; M ist der zuverlässigere und sorgfältigere, auch konservativere Druck. Beide in der gewöhnlichen Renaissanceminuskel hergestellten Drucke sind mit Holzschnitten versehen, die in H sehr grob ausgeführt sind. Der Text weicht in den beiden Ausgaben mannigfach ab, namentlich in Beziehung auf die Eigennamen.

2. Der Verfasser: Schon Crescimbeni bezweifelt die Autorschaft des Jacopoid Carlo; der wirkliche Verfasser läßt sich freilich nicht nachweisen. Nur das Eine haben die Forscher, besonders Pio Rajna, G. Parodi und E. Gorra, wahrscheinlich gemacht, daß der Dichter aus Gubbio, n-ö. vom Trasimenischen See gebürtig ist, da er in einer ebenfalls von ihm verfaßten Eneide volgare auf eine Lokalsage von Gubbio anspielt.

3. Sprache und Stil: Was die Sprache angeht, so laufen, den damaligen Verhältnissen entsprechend, alte und neue Formen nebeneinander her, da zur Zeit der Entstehung der Buchdruckerkunst sich noch keine fest geregelte Schriftsprache hatte entwickeln können; die starke Spaltung in Dialekte begünstigt noch die Vornahme von Aenderungen der Laut- und Formengebung. Neben der ungenauen Wiedergabe des Textes zeigen sich auch starke Nachlässigkeiten in Beziehung auf die grammatischen Formen. Darstellung und Stil sind im allgemeinen verständlich, bewegen sich aber ganz in dem Geleise mittelalterl. Romanzendichtung. Bemerkenswert sind die mytholog. Abschweifungen und die breiten Schlachtschilderungen. Zu diesem den Bänkelsängern eigentümlichen Stil gehören gleichfalls die Anrufungen zu Beginn, oft auch am Ende der Gesänge.

II. Hauptteil: DAS QUELLENVERHALTNIS.

1) Dem Dichter hat als Grundlage die lat. Fassung J^3 der Historia de preliis vorgelegen, der er, auch in Beziehung auf Eigennamen, ziemlich

treu, jedoch nicht sklavisch folgt. 2) Neben J^3 hat die Alexandreide des Walter von Châtillon als Quelle gedient, der er besonders die Eigennamen entnommen hat (Beschreibung der Schlacht bei Issus). 3) Aus den Secreta secretorum stammen die Weisheitslehren, die Aristoteles seinem Schüler Alexander vor dem Auszug zum ersten Kampf erteilt. 4) Die Erzählung von dem Wunderstein aus dem Iter ad Paradisum gilt ebenfalls als Zusatzquelle. 5) Auf mündl. Ueberlieferung beruht die Erzählung von der Mitnahme der drei Tiere Hahn, Katze und Hund bei der Taucherfahrt. 6) Bei den mytholog. Abschweifungen macht sich der Einfluß der Trojasage geltend.

Für die Bewertung des Dichters ergibt sich, daß er, wenn er auch nicht zu den hervorragenden Dichtern gehört, sich doch über die gewöhnlichen Bänkelsänger erhebt.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN

1922 AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN [Deutsche Philologie] Nr. 39

Richard Reitzenstein, geb. zu Straßburg i. Els. 25. VI. 94.

*Studien zu den Fassungen A und B des Herzog Ernst.**

Ref.: Prof. Schröder. Prüf.: 29. XI. 22.

Textgeschichtliches Interesse hat mich zunächst zur Arbeit am Herzog Ernst bestimmt. Dabei mußte A die älteste Fassung als die eigentliche Dichtung, auf der alle späteren Bearbeitungen fußen, im Vordergrund stehen, Von A besitzen wir leider nur Bruchstücke; für die Rekonstruktion des Inhalts sind wir im wesentlichen auf die älteste mhd. Bearbeitung B angewiesen. Aus der Frage nach der ursprünglichen Gestalt von B erwuchs ein erster überwiegend textkritischer Teil der Arbeit. Bartsch hatte in der Hs. a ein getreues Bild der Fassung B sehen zu können geglaubt und dementsprechend seine Ausgabe ziemlich ausschließlich auf a gegründet. Voß und Spätere hatten Einwände erhoben. Ich habe zunächst eine Wertung der Hss. a und b an den Bruchstücken von A vorgenommen, die Bartsch's Urteil bestätigte: a ist unbedingt die bessere Hs. Dies Resultat wurde durch eine Untersuchung der Plus-Zeilen von a gestützt: In der Mehrzahl der Fälle bietet a die ältere Fassung, b stellt eine Aenderung dar, die auf Kürzung durch einen flüchtigen Abschreiber zurückzuführen ist. Dagegen handelt es sich in anderen Fällen offenbar um Zusätze von a. Siehe hauptsächlich 2633 mit dem Parzival-Zitat: rîch an koste stiure P. 149, 20 und 5319—64 die Scene mit den Mohrenkaufleuten. Hier liegen Zusätze, d. h. bewußte Aenderungen eines Redaktors a* vor, b hat hier das Alte bewahrt und gewinnt somit, da sich auch im 1. Abschnitt Spuren einer von a unabhängigen Kenntnis von A ergaben, erhöhten Wert. b ist eine bayr. Hs. des 15. Jh. Sprach- und Reimgebrauch weisen auch den Urheber der Aenderungen in b ins bayr. Sprachgebiet und ins 15. Jh., Schreiber und Bearbeiter fallen also zusammen. b ist die späte, sehr schlechte Abschrift einer guten, alten Vorlage. a ist 1441 von Heinricus de Steynfurt, clericus Osnaburgensis geschrieben. Die Hs. ist die sorgfältige Abschrift einer mhd. Vorlage. Die Schreibung ist der des 15. Jh. angepaßt, aber nicht streng durchgeführt. Die nd. Heimat des Schreibers hat fast keine Spuren hinterlassen. Der Dialekt der Vorlage war md. mit schwachen bayr. Spuren. Die für die Bearbeitung a* gesicherten Reime widersprechen dieser Heimatbestimmung nicht. Vermutlich ist auch a* auf md. Gebiet enstanden, Einen Anhalt für die Datierung gibt die Kenntnis des Parz. Mit Voß wird also a* ins 1. Drittel des 13. Jh. zu setzen sein. Die Grundtendenz von a* war: Die überlieferte Form zu verfeinern, während der Schreiber b ohne Verständnis für die Form den Inhalt festzuhalten versuchte. Beide Bearbeitungen gehen auf die Fassung B zurück, deren Sprache wir aus den gemeinsamen Reimpaaren und dem Wortschatz feststellen können. Ihre Heimat ist Mitteldeutschland, schwache bayr. Spuren (ekkel 3443, 3675 und der Reim zuo: duo 3657, 5945) weisen am ehesten auf das Gebiet nahe der bayr. Grenze. Das besondere Interesse dieser Fassung an der Stadt Nürnberg deutet auf Beziehungen des Redaktors B zu dieser Stadt. Da B bereits den Parz. kannte, muß es kurz vor a* entstanden sein. Eine weitere Bestätigung

dafür, daß a b auf eine gemeinsame Vorlage zurückgehen, bringt eine Zusammenstellung der gemeinsamen Fehler. Mit dieser Vorlage B_1 als Fehlerquelle ist also bei einer Herstellung des Textes von B zu rechnen. Eine neue Ausgabe wird sich weiter auf a stützen, doch b in verstärktem Maße heranziehen müssen, um den Besitz von B und a* genauer abzugrenzen. Die Textbesserungen zu B, die sich mir im Verlauf meiner Arbeit aufgedrängt haben, hoffe ich in der Zeitschrift für deutsches Altertum veröffentlichen zu können.

II. Von A besitzen wir die Bruchstücke zweier Hss.: A_2 (Germ. 19, 195) ist eine rhfr. Hs. des 12. Jh., A_1 (bei Bartsch S. 3) ist eine mfr. Hs. aus dem Anfang des 13. Jh. Die Vorlage von A_1 war sicher nicht mfr., vermutlich rhfr. A_1 stellt eine jüngere Stufe von A dar. Auf Mainz als Heimat des Dichters A weist B 459. Die Fragmente von A umfassen nur c. 400 Verse. Die Form dieses Gedichts ist für uns also unwiederbringlich verloren, der Inhalt läßt sich aus den übrigen Fassungen rekonstruieren. Das Verhältnis dieser Fassungen zu A stellt sich mir folgendermaßen dar: A spiegelt sich am getreusten in B wieder, welches möglichst viel unverändert übernahm. Fehler sind trotzdem bei der Bearbeitung unterlaufen, wie sich mittels der übrigen Fassungen C D E nachweisen läßt. Diese gehen sämtlich auf einen 2. Zweig der Ueberlieferung zurück, eine mhd. Fassung X, deren wesentliches Merkmal ihr Interesse an Würzburg ist. X seinerseits kannte außer A auch a*, so erklären sich gemeinsame Fehler in beiden Stämmen der Ueberlieferung. D als einzig deutscher Vertreter der Klasse X ist auch für die Textrekonstruktion von B wichtig, überall wo Db zusammengehen.

Der Inhalt von A läßt sich an Hand der Fragmente rekonstruieren. Er entsprach im wesentlichen B. Bartsch deutete die Berufung auf ein lat. Buch in Bamberg auf einen lat. Herzog Ernst. Die Stelle, an der sie eingereiht ist, weist vielmehr darauf, daß der hier anschließende begrenzte Abschnitt über die Fabelwesen aus einer gelehrten Quelle entnommen ist. Diese war das Buch De imagine mundi des Honorius Augustodunensis und daneben Isidors Etymologien. Im übrigen stammt der ganze 2. Teil aus orientalischen Märchen: Einiges aus dem „Prinzen von Carisme“ und der 2. Reise Sindbads des Seefahrers. Vom Magnetberg ab ist das Gerüst für die ganze Erzählung mit verblüffend starker Anlehnung der 6. Reise Sindbads entnommen. Dieser orientalische Stoff ist von A mit antiken Reminiszenzen aufgeschwellt. Der große Abschnitt vom Babylonierkampf und dem Aufenthalt in Jerusalem scheint ein Zusatz von B. Seine Kenntnis der orientalischen Märchen verdankte der Dichter A vermutlich derselben Quelle, die ihm genaue Nachrichten über die Kreuzfahrt Heinrichs des Löwen vermittelte, er stand in Beziehung zum Hofe Heinrichs, lebte wohl selbst später dort. Zunächst aber stand er zu Bamberg in Beziehung, vermutlich ist er hier selbst Kleriker gewesen und brachte aus dieser Gegend die Sage vom Herzog Ernst an Heinrichs Hof. Wenn also auch die Form der ältesten Dichtung verloren ist, so ist uns die dichterische Persönlichkeit doch faßbar. Wir kennen die Quellen dieses Autors und den Gönner, für den er schuf, wir sehen auch, wie er die Epen seiner Zeit kannte, und somit wie er sich in die Literatur seiner Zeit eingliedert. Sein Werk: Die Verquickung orientalischer Märchenmotive mit einer deutschen historischen Sage traf den Geschmack seiner Zeitgenossen so gut, daß innerhalb der nächsten 100 Jahre 5 Bearbeitungen nachweisbar sind: B, a*, X, E, D, und vielleicht auch noch C, dessen Datierung unsicher ist.

JAHRBUCH DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT IN GÖTTINGEN

1922 AUSZÜGE AUS DEN DISSERTATIONEN [Mittlere und Neuere Geschichte] Nr. 40

Erich Meißner, geb. zu Frankfurt a. M. 1. VII. 95.

Die Rechtsprechung über die Wiedertäufer und die antitäuferische Publizistik.*

Ref. Prof. Brandi. Prüf.: 21. XII. 21.

Erst in neuerer Zeit ist der Versuch gemacht worden, die überlieferte Vorstellung von den Wiedertäufern nachdrücklich zu revidieren auf Grund der täuferischen Originalschriften. Ein anderer methodischer Weg ist die quellenkritische Prüfung der antitäuferischen Quellen, eine Untersuchung der Rechtsprechung und der mit ihr zusammenhängenden Publizistik. Diesen Weg schlägt die vorliegende Arbeit ein. Es handelt sich dabei wesentlich um die Fragen: was wußten die Gegner der Täufer, die Richter und schriftstellernden Theologen von ihren Widersachern? Was gaben sie zu wissen vor? Das Ziel ist also eine Analyse des gegnerischen Wiedertäuferbegriffs unter Aufspürung der Tendenzen und Zwecke, die bei der Bildung desselben wirksam gewesen sind. Auf diese Weise darf man hoffen, eine Handhabe zur Beurteilung der Urgichten zu erlangen, deren quellenmäßige Beweiskraft sonst gar nicht exakt festzustellen ist, weil der Inquisitionsprozeß in der besonderen Ausgestaltung für Ketzer die Gefahr in sich birgt, daß der richterliche Wille als Angeklagtengeständnis erscheint und in dieser Verkleidung nicht erkannt wird. Die Arbeit wurde durch Beschränkung auf die Rechtsprechung Oesterreichs, Süd- und Mitteldeutschlands in der Zeit von 1527—35 umgrenzt.

Bei der Wiedertäuferjustiz Ferdinands läßt sich verfolgen, wie das im August 1527 gegen die Täufer eingeleitete Ketzerverfahren im März 1528 in ein Verfahren gegen Empörer übergeleitet wurde. Eine Interpretation der Quellen, hauptsächlich des Generalmandats v. 10. Aug. und des obrigkeitlichen Briefwechsels über den ersten Wiedertäuferprozeß in Steyer, gibt ziemlich sichere Anhaltspunkte über das eigentliche Wissen der Regierung die Täufer betreffend; ein Wissen, das seltsam kontrastiert zu den wesentlich unter bayr. Einfluß aufgestellten amtlichen Behauptungen. Seit 1528 steht Ferdinand in der Reihe der Obrigkeiten, welche die Wiedertäufer nicht als Ketzer, sondern als Empörer „außer Rechtens“ verfolgen. Bayern und der schwäbische Bund geben für diese summarische Rechtspraxis die krassesten Belege. Mitteldeutsche Fürsten, Georg v. Sachsen, Kurfürst Johann Friedrich, Markgraf Georg v. Brandenburg schließen sich um dieselbe Zeit dieser unter dem Gesichtspunkt der Restauration betriebenen Rechtsprechung an.

Eine besondere Stellung nehmen die protestantischen Reichsstädte ein. Die Scheu vor dem Ketzerverfahren ist offenbar, sie wird verstärkt durch eifrige, auch publizistisch tätige Verfechter früh-lutherischer Toleranzideen. Mit dem ersten Augsburger Wiedertäuferprozeß hängt das Problem der Nikolsburger Artikel zusammen. Man hat seit C. A. Cornelius diese Artikelserien auf Aussagen der in Augsburg verhörten Wiedertäufer zurückgeführt. Eine neue Durchsicht der Verhörsakten ergab aber, daß die älteste Serie der Nikolsburger Artikel in einem obrigkeitlichen Interrogatorium erhalten

ist, das vor Eröffnung der Verhandlungen gegen Hans Hut aufgestellt wurde. Es ließ sich ferner feststellen, daß die Beziehung zu Hubmaier, die einige Forscher, Cornelius, Loserth, schon als unglaubhaft bezeichnet hatten, durch besondere Umstände des Prozeßganges in die Ueberlieferung der Artikel hineingeraten ist. Auch über die Vorlage des Interrogatoriums waren einige Ermittlungen möglich: ein Zusammenhang mit der Publizistik des Urbanus Rhegius ist wahrscheinlich.

Die Toleranz gegenüber Irrgläubigen, wie sie Luther bis etwa 1525 (z. T. noch 1528) vertrat, hat Rhegius aufgegeben, aber er sucht noch nach strafrechtlichen Handhaben für die Verfolgung der Täufer, ohne zum Ziel zu kommen. Die unsichere und schwankende Wiedertäuferjustiz in Augsburg und Nürnberg ist das Spiegelbild dieser noch nicht geklärten Ansichten, wie sie die süddeutsche Publizistik (z. B. auch die offiziöse Nürnberger Aufklärungsbroschüre) wiedergibt.

Die Wittenberger Publizistik, deren Einfluß auf kursächsische Regierungserlasse nachweisbar ist, hat dem Stadium der Unsicherheit in der Frage der Täuferbestrafung ein Ende gemacht. Die Justiz Kursachsens schritt den umgekehrten Weg wie die Rechtspraxis Ferdinands: von der Verfolgung Aufruhrverdächtiger zum säkularisierten Ketzerprozeß, wesentlich aufgebaut auf einen weit gefaßten Begriff der Gotteslästerung.

JAHRBUCH

DER

PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT

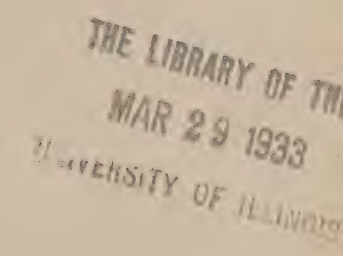
DER

GEORG AUGUST-UNIVERSITÄT

ZU

GÖTTINGEN

1923





GÖTTINGEN
DIETERICHSCHE UNIVERSITÄTS-BUCHCRUCKEREI (W. FR. KAESTNER)

AUSZÜGE
AUS DEN DISSERTATIONEN DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT.

INHALTSVERZEICHNIS:

	Seite	Lfd. Nr.
Philosophie:		
1. Bock, Helmut: Der Begriff des organischen Zeitalters	1	1
2. Fahrenhorst, Eberhard: Reflexion und Leben bei Friedrich Schlegel. Ein Beitrag zum Studium des romantischen Individualismus	33	22
3. Spohr, Werner: Das Problems eines Systems der Künste . . .	39	25
4. Wagner, Johannes: Die Kritik an der Philosophie Kants im Kreise um Bolzano und Brentano	36	24
Pädagogik.		
1. Gebhard, Julius: Der Sinn der Schule	36	23
Geschichtswissenschaft:		
1. Blankenburg, Fritz: Die urkundliche Geschichte der Collegiatstifter S. Pauli und S. Bonifatii in Halberstadt, von der Gründung bis zum Ausgang des Mittelalters	4	2
2. Blochmann, Elisabeth: Die Flugschrift »Gedenke, daß du ein Teutscher bist«. Ein Beitrag zur Kritik der Publizistik und der diplomatischen Aktenstücke	43	27
3. Borkenhagen, Helene: Die Geschichte Ostfrieslands unter hannoverscher Herrschaft 1815—1866	43	28
4. Dammermann, Bernhard: Lothar Bucher in England, vor allem nach seinen Berichten an die Berliner Nationalzeitung von 1850—1861	43	29
5. Delfoss, Leo R.: Die Jugend Karls V	45	30
6. Duckstein, Renate: Die Welfenlegion; die Politik des Königs Georg von Hannover in den Jahren 1866—1870 im Zusammenhang mit der europäischen Politik	45	31
7. Fabricius, Clara: Die litterae formatae im Frühmittelalter . .	6	3
8. Flug, Otto: Die soziologische Typenbildung bei Max Weber. Ihre logischen Grundlagen und ihr methodischer Anfbau	78	52
9. Fuchtel, Paul: Der Frankfurter Anstand von 1539, sein Zustandekommen und seine Durchführung	49	32
10. Kurmeier, Karl: Die Entstehung der nationalliberalen Partei Hannovers	7	4
11. Lange, Karl: Bismarcks Sturz und die öffentliche Meinung . .	8	5
12. Lohmann, Walter: Die Überführung des Fürstentums Hildesheim in den Hannoverschen Staatsverband	11	6
13. Max, Hermann: Die politische Presse des Königreichs Hannover zur Zeit des Ministeriums Stüve, 1848—1850	13	7
14. Meyer, Ernst: Die Grenzen der hellenistischen Staaten in Kleinasien	42	26
15. Nüß, Hermann: Grenzen und Grenzsetzung in Nordalbingien . .	14	8
16. Panaiotoff, Iwan: Vorgeschichte und Entstehung des Balkanbundes von 1912	15	9
17. Röpke, Wilhelm: Beiträge zur Siedlungs-, Rechts- und Wirtschaftsgeschichte der bäuerlichen Bevölkerung in der ehemaligen Grafschaft Hoya	17	10

	Seite	Lfd. Nr.
18. Thiel, Karl: Friedrich Schlegel und die Reformation	20	11
19. Zschaeck, Fritz: Das Urkundenwesen der Grafen von Arnsberg (1175—1368)	50	33
Deutsche Philologie:		
1. Cohen, Margarete: Ludwig Robert, sein Leben und seine Werke	57	38
2. Kaufmann, Walter: Über das Dämonische bei Goethe	26	15
3. Kohlweyer, Kurt: Raupach und die Romantik	63	39
4. Kretzer, Erich: Eugene Scribes Einfluß auf Laubes Dramatik	27	16
5. Ullrich, Hans: Goethes Leipziger Briefe und die Gellertsche Brieflehre	65	40
6. Willich, Hugo: Theodor Mügge, ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Romans im 19. Jahrh.	66	41
Klassische Philologie:		
1. Dieckhof, Max: Quaestiones Thucydideae	52	35
2. Drexler, Hans: Observationes Plautinae quae maxime ad accentum linguae Latinae spectant	22	12
3. Goldschmidt, Günther: Heliodori carmina quatuor ad fidem codicis Casselani	23	13
4. Keune, Hans: De L. Annaei Senecae arte tragica quaestiones selectae	54	36
5. Person, Kurt: Quid mors gloriosa in tragoedia Graeca valeat	55	37
6. Täger, Hermann: De Aristoxeni libro Pythagorico	24	14
Englische Philologie:		
1. Dieterich, Erich: Die Wurzeln des englischen realistischen Romans im 16. und 17. Jahrhundert	68	42
2. Kühnemund, Richard: Die Rolle des Zufalls in Shakespeares Meistertragödien	28	17
3. Redecker, Berta: Die Aufnahmebedingungen französischer Lehnwörter und das Aussterben der noch vorhandenen entsprechenden ae. Synonyma in der Zeit der normannischen Eroberung bis 1250, erforscht und dargestellt an den Bibelwörtern	30	18
4. Sprenger, Emil: Robert Louis Stevenson, seine Weltanschauung und seine Kunst	70	43
Romanische Philologie:		
1. Berger, Heinz: Die Substantivierung des Infinitivs im Französischen	30	19
2. Friedrichs, Ernst-Diedrich: Handel und Verkehr, vornehmlich Frankreichs, im Bilde der französischen Renaissanceliteratur	70	44
3. Hansen, Hans: Studien zu Matías de Aguirre und seiner »Navidad de Zaragoza«. Ein Beitrag zur Unterhaltungsliteratur Spaniens im 17. Jh.	32	20
4. Höfner, Kurt: Der Ausdruck des konzessiven Gedankens im Altspanischen. Ein Beitrag zur historischen spanischen Syntax	71	45
5. Mochow, Carl: Über den Alexanderabschnitt im Roman de Renart le Contrefait	72	76
6. Müller, Reinhold: Beiträge zur Beurteilung der religiösen Stellung Victor Hugos in seiner Jngend und seiner sog. katholischen Zeit 1820/30	32	21

	Seite	Lfd. Nr.
Klassische Archäologie:		
1. Hallo, Rudolf: Monumentalaltäre des Altertums	73	47
2. Schuchhardt, Walter-Herwig: Die Meister der pergamenischen Gigantomachie	74	48
Kunstgeschichte:		
1. Paatz, Walter: Studien zur Geschichte der Magdeburger Skulptur des 13. Jahrhunderts	50	34
Musikwissenschaft:		
1. Mahrenholz, Christian-Reinhard: Samuel Scheidt, sein Leben und seine Werke	76	49
2. Schmidt, Elly: Orlando di Lassos Werke in den Orgeltabulaturen von Bernhard Schmidt d. Ä. und Ammerbach. Ein Beitrag zur Accidentienfrage	77	50
3. Stichtenoth, Friedrich: Die Melodien der Laudenhandschriften Cortona, Libr. pubbl. 91 und Florenz, Magl. II, I, 122	77	51

Nr. 1. Philosophie.

Hellmut Bock, geb. zu Peine 21. IX. 97.

*Der Begriff des organischen Zeitalters.**

Ref.: Prof. Misch. Korref.: Prof. Nohl. Prüf.: 17. I. 23.

Die Abhandlung will den Begriff eines „organischen" oder „positiven" Zeitalters, der mit dem zugehörigen Begriff eines „negativen" oder „kritischen" Zeitalters zusammen in der Geschichtsphilosophie der deutschen Bewegung, besonders bei Fichte, und dann bei Carlyle, aber auch in der sozialen Dynamik bei Comte als Kategorie für eine wertende Periodisierung des historischen Verlaufes auftritt und gegenwärtig als ein Schlagwort der Kulturkritiker vieldeutig gebraucht wird, durch eine vergleichende Untersuchung klarstellen.

I. Erster Teil: 1. Der Begriff, oder vielmehr die anschauliche Bedeutung, der der bezeichnende Terminus noch fehlt, tritt zuerst bei Burke auf (1790). Burke faßt in Reaktion gegen die französische Revolution die ganze in ihr gipfelnde neuzeitliche Entwicklung zusammen unter dem Gesichtspunkt der Emanzipation der Einzelvernunft von den „heiligen" natürlichen und historischen Bindungen und stellt ihr ein am Mittelalter, aber zugleich an der heimischen politischen Tradition orientiertes Ideal einer „lebendigen" und „natürlichen" Ordnung gegenüber, in welcher auf Grund einer gefühlsmäßigen Verbundenheit alle Individuen durch feste mit der Familie und Nachbarschaft beginnende und über die „unsterblichen Korporationen" bis zu den höchsten staatlichen und kirchlichen Institutionen ansteigende Formen in ein nationales Ganzes eingegliedert sind. Dieses Ganze sieht er pantheistisch als sinnvolles Leben der „Natur", das „unter den ewig wechselnden Gestalten von Verfall und Untergang, Erneuerung und Wachstum in einem Zustande umwandelbarer Gleichförmigkeit fortlebt und dahintreibt." Aus diesem lebendigen Zusammenhange spricht überall die „alte, ehrwürdige Stimme des menschlichen Geschlechtes" selbst. Diesem Glauben an eine rational nicht faßbare „Weisheit der physischen und moralischen Weltordnung" entspricht eine Wertschätzung der „ewig wahren und allmächtigen Instinkte", der „alten Vorurteile und dunklen Gefühle," sowie der Glaube an eine natürliche Harmonie der „vielen Privatmeinungen und aller Vorurteile des Orts" in einer „lebendigen Organisation der Gesellschaft." Die ganze Vorstellung eines organischen Zeitalters entspringt bei Burke aus der Willensrichtung eines Politikers, der im praktischen Leben die Macht der realen Gegebenheiten kennen gelernt hat.

Von Burke geht der Begriff einerseits zu den deutschen Romantikern und der historischen Schule, anderseits zu den französischen Theokraten, die ihn dann ihrerseits Saint-Simon und Comte vermitteln, wobei der unmittelbare Einfluß Burkes in Deutschland weitaus stärker hervortritt als in Frankreich.

2. Bei den Theokraten De Maistre und Bonald (seit 1796) kommt der Begriff, formuliert als „positives“ bezw. „negatives“ Zeitalter, zu einer genauen, aber zugleich einseitigen Bestimmtheit durch den regimentalen katholischen Ordnungsgedanken. „La vérité réunit, l'erreur sépare.“ Die absolute Wahrheit ist die der biblischen Offenbarung, ihre Herrschaft durch das katholische System ist das Prinzip jeder „fixeté sociale,“ in der, als dem wesentlichen Kennzeichen eines positiven Zeitalters, die „Dauer“ der sozialen Ordnung ihren göttlichen Ursprung erweist. Dieser religiöse Dogmatismus verbindet sich mit dem naturrechtlichen der Aufklärung: so wird das Wissen in der Form der katholischen Glaubenslehre als das Band hingestellt, das als eines, unteilbares, universales die Individuen untereinander zusammenschließt, indem es die „positive“ moralisch-politische Ordnung unmittelbar an ihren Ursprung in dem Willen Gottes knüpft, der „selber und noch mehr als der Mensch den allgemeinen Gesetzen unterworfen ist, die er etabliert hat.“ Das Positive hat hier den Charakter der Faktizität, die Gläubigen von außen autoritativ bindend in der Form eines unfehlbaren „pouvoir spirituel.“ Und die Negativität eines Zeitalters besteht in der Ungläubigkeit; ihr Prinzip, die individuelle Autonomie, ist im Protestantismus verkörpert. Die Behauptung, daß jede Irrlehre soziale und politische Unordnung im Gefolge hat, entspringt daraus, daß der Irrtum wie bei Cartesius aus dem Eigenwillen erklärt wird: der Mensch ist „juste dans son intelligence, pervers dans sa volonté.“ Weil der Eigenwille nichts Positives, Reales ist, sind die von ihm beherrschten negativen Zeitalter nur vorübergehend. — Außer in der Heilslehre, die den „point fixe“ jedes positiven Zeitalters darstellt, offenbart sich Gott in den wandelbaren äußeren Formen der gesellschaftlichen Organisation: „La réalité est dans l'histoire.“ Hier ist das Gewachsensein gegenüber dem Gemachtsein das Merkmal einer positiven Gesellschaftsordnnng, und dementsprechend ist Mannigfaltigkeit und Differenziertheit ein Wesensmoment des nationalen „pouvoir temporel,“ das von dem pouvoir spirituel zwar gesondert, doch dessen universaler Einheit untergeordnet und damit unschädlich gemacht ist.

3. In der deutschen Bewegung und bei den französischen Positivisten tritt das die Vorstellung eines organischen Zeitalters ursprünglich konstituierende Willensmoment des realpolitischen Gegensatzes zu der französischen Revolution und zu der zu ihr hinführenden neuzeitlichen Entwicklung mehr zurück. Durch Einführung in den systematischen Zusammenhang des philosophischen Denkens wird der Begriff als Ausdruck eines in sich bedeutsamen, im Wesen der geschichtlich-gesellschaftlichen Wirklichkeit selbst begründeten Zusammenhanges erfaßt; das Begriffspaar: positiv-negativ, nunmehr mit dem Gegensatz: organisch-mechanisch (kritisch) verbunden, dient dazu, den Verlauf des historischen Geschehens zu konstruieren innerhalb des in der deutschen Bewegung vorherrschenden Schemas der Entwicklung: aus ursprünglicher Einheit durch Gegensätzlichkeit zur Synthese der Gegensätze. So erscheint bei Novalis, A. Müller, Fichte und auch bei Comte das organische Zeitalter als Anfangs- und Endstadium der Kulturentwicklung, wobei als Perioden dieses dreigliedrigen Prozesses zunächst das christliche Mittelalter, die mit der Reformation beginnende Verstandesaufklärung und die von der Gegenwart zu erringende höhere Einheit beider hingestellt werden.

In der deutschen Romantik lassen sich bei Novalis, Ad. Müller und Fr. Schlegel die verschiedenen Bedeutungsbestandteile zeigen. Bei Novalis (1797) ist die Einheit ganz innerlich gefaßt als christliches vinculum fidei et amoris des corpus mysticum, Idee und Leben gegenüber Gesetz, Pflicht, Gleichgewicht. Bei Müller (seit 1804) ist es die Synthesis der Gegensätze, die allen weltlichen Beziehungen wesentlich sind, in einer „wahren lebendigen Einheit“, die als eine rein geistige im Staate wie in der Kirche Gegenstand der Liebe sein soll. Bei dem späteren Schlegel (besonders nach 1820) die feste äußere Organisation in geheiligten Naturformen des Lebens, die sich hierarchisch übereinander ordnen (Familie, Gilde, Schule, Staat, Kirche); bei ihm nähert sich der Begriff wieder dem der Theokraten; er definirt das Organische als „Verbindung des göttlich Positiven mit dem historisch Positiven“ und findet letztlich die Harnomie aller Lebensverhältnisse, wie sie das organische Zeitalter bringen soll, in einer innigen Verbundenheit von Staat und Kirche begründet als der beiden höchsten „auf den göttlichen und menschlichen Frieden gerichteten Institutionen.“

4. Bei Saint-Simon (seit 1803) und Comte bekommt das Prädikat „organisch“ einen naturalistischen, prinzipiell wertfreien Sinn (Saint-Simon bezeichnet noch 1813 die Gesellschaft als eine „véritable machine organisée“.) Das organische Zeitalter bezeichnet den der biologischen Natur des Menschen angemessene Normalzustand der menschlichen Gesellschaft (gegenüber ihren „pathologischen“ kritischen Lagen), wo sie als „branche complémentaire de l'économie complète du monde réel“ mit den natürlichen Gesetzen in Uebereinstimmung ist. Da das gesellschaftliche Leben positivistisch in ein Ensemble von Relationen aufgelöst ist, erhebt sich die Frage nach der Stabilität dieses Relationssystemes. Und da tritt, wie bei den Theokraten, der rationale Ordnungsgedanke einer alles Handeln gleichförmig leitenden Wissensmacht ein, wie sie das katholische System gewesen ist und die positive Philosophie sein soll: „La théologie et la science sont seules aptes à organiser!“

Die Wissenschaft vermag noch besser als die Religion die Solidarität des Handelns herbeizuführen, da sie die natürliche Bedingtheit der Individuen durch das gesellschaftliche Ganze zum klaren Bewußtsein bringt: die Erkenntnis dieses Faktums wird nach Comte den Rest egoistischen Handelns vertreiben. Aber in dieser szientifischen Wendung wird das Vernunftband der Gesellschaft vollends auf eine von außen autoritativ bindende Lehre reduziert: für die negierte Selbsttätigkeit der Individuen muß ein Organisationsapparat eintreten, der die im Besitze der „pensants“ befindliche Wahrheit dem Gefühl der „croyants“ vermittelt. Letzten Endes übernimmt das neue positive Zeitalter die ausgebildeten Formen der mittelalterlichen sozialen Gebundenheiten.

5. Durch Fichte (seit 1806) gewinnt der Gegensatz organisch-positiv und kritisch-negativ innerhalb des Dreitaktschemas des historischen Verlaufes (Vernunftinstinkt, Sündhaftigkeit, Vernunftwissenschaft) einen wesentlich metaphysischen Sinn durch die Beziehung auf den ewigen geschichtlichen Prozeß, in welchem der Mensch die in seinem Leben gegebene Möglichkeit, zu einer Existenz von wahrem Realitätsgehalt zu kommen, schöpferisch realisiert. Die idealistischen Begriffe von Leben, Geist, Individuation ermöglichen eine freie, dynamische, aller äußerlich reglementierenden Bin-

dungen durch eine satzungsmäßige Lehre oder durch gott- (bezw. natur-) gewollte Autoritätsverhältnisse entledigte Fassung des Vernunftbandes der Gemeinschaft, wo die Positivität nur mehr in dem „Leben aus dem erkannten rein Geistigen“ besteht und das Organische ein „in allen seinen Teilen vom Mittelpunkt ausgehendes und auf denselben wiederum sich zurückbeziehendes Ganzes“ bedeutet — ein hinter alle Gegebenheiten zurückreichender Verband.

6. Carlyle nimmt die Fichte'sche Vertiefung auf, aber setzt sie — mittels seiner Begriffe des Glaubens und der Arbeit und der „inneren Formen“ der Gesellschaft, die (mit zeitlich beschränkter Kraft) ein erlebtes Unendliches symbolisieren — wieder in enge Beziehung zu dem empirischen historischen Geschehen. So wird hier das Begriffspaar positiv-negativ zu einer rein formalen Kategorie, die den geschichtlichen Verlauf als unendlichen Wechsel von produktiven Zeitaltern des Glaubens mit auflösenden des Unglaubens, begreifen läßt, einstimmig mit Goethes Satz: „das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Konflikt des Unglaubens und Glaubens.“

II. Ein zweiter zusammenfassender Teil entwickelt nach einem Ueberblick über den historischen Zusammenhang die verschiedenen Bedeutungsbestandteile des Begriffs und seinen Gehalt sowohl nach der formalen Seite (Merkmal: positiv) als auch nach der inhaltlichen (Merkmal: organisch).

Nr. 2. Mittlere und Neuere Geschichte.

Fritz Blankenburg, geb. zu Erfurt 24. IV. 99.

*Die urkundliche Geschichte der Collegiatstifter S. Pauli und S. Bonifatii in Halberstadt, von der Gründung bis zum Ausgang des Mittelalters.**

Ref.: Prof. Brandi. Prüf.: 21. 2. 23.

Um 1030 gründete Bischof Branthog das Collegiatstift S. Bonifatii außerhalb Halberstadt. 1237 siedelte dasselbe in die Stadt über. Das Paulsstift wurde erst um 1085 errichtet. In den großen Zügen gleicht die Verfassung beider der anderer Collegiatstifter. Natürlich sind Abweichungen zu verzeichnen. Die Canoniker, deren Anzahl meist 12 betrug, waren zum größten Teil bürgerlicher Herkunft, brauchten keinen höheren Weihegrad aufzuweisen. Bildung wurde vorausgesetzt. Jeder deutsche Mann ehelicher Geburt, mindestens im Alter von 20 Jahren konnte aufgenommen werden. Ihre Rechte waren die gewöhnlichen: das Anrecht auf eine Präbende, die eingeteilt wurde in eine praebenda maior, media und minor, auf das Chorgestühl und votum et vocem in capitulo. Auch besaßen sie Curien. Die Pflichten waren in der Hauptsache geistlicher Art, voraus die Pflicht der Residenz. Die Capitel mußten sie besuchen. Die Besetzungen der Canonicate geschah durch Wahl des Capitels. Im 13. Jahrhundert setzten die päpstlichen Provisionen ein. Jeder Stiftsherr regelte seine Hinterlassenschaft selbst und genoß die Gnadenjahre. Ein Corpus niederen Ranges in den Stiftern bildete die Bruderschaft der Vikare, deren Anzahl mit der der Altäre ständig stieg. Ihre Einnahmen bezogen sie aus den zu den Altären gehörenden Stiftungen.

Dignitäten in beiden Stiftern waren der Propst, der nur aus Mitgliedern des Domkapitels ernannt bezw. gewählt wurde, und der Dekan als Leiter der inneren Stiftsangelegenheiten. Letzterer verdrängte den Propst allmählich aus seiner Bedeutung, sodaß die Propstei zur Sinekure wurde. Der Dekan besaß die Oberleitung und die Jurisdiktion. Auf Lebenszeit wurden die Aemter des Custos oder Thesaurarius und das des Scholasticus von Canonikern bekleidet. Unter den Stiftsherren wechselten jährlich die Aemter des Cellerarius, des Procurator fabricae, und des Procurator Choralium, vielleicht auch des Procurator panum. Zeitweise wurde ein Syndicus ernannt. Ungeklärt ist die Bedeutung des Zitermannes beim Paulsstift. Von Vikaren besetzt wurden die Aemter des Plebans, des Cantors und des Magisters choralium, während Laien die Pflichten des Camerarius, des Ecclesiasticus, des Organisten und des Pistor erfüllten.

Als rechtliche Corporationen besaßen beide Stifter das Capitel- und Siegelrecht. Ihnen gebührte auch die Strafgewalt über ihre Mitglieder. Wichtig war die Vermögensverwaltung. Durch Schenkungen und Käufe waren beide Stifter in den Besitz eines beträchtlichen Grundbesitzes gelangt. Das Stiftsvermögen zerfiel in zwei Teile. Aus dem ersten wurden die Präbenden gezahlt; aus dem zweiten entwickelten sich als besondere Verwaltungen die einzelnen Aemter und die Obödienzen. Einnahmen bezogen die Stifter aus ihren Meiereien und Verpachtungen, aus Zehnten, Vogteien und Bankgeschäften. Zur Erhaltung der stiftischen Baulichkeiten bestand die Stiftsfabrik.

In der Diözesanverwaltung spielten die Stifter nur eine mittelbare Rolle, indem ihre Pröpste zugleich Archidiakone waren. Sonst unterstanden sie dem Bischof, der sie sehr unterstützte. Mitunter stellten sie dem Bischof auch Canoniker als Beamte, als Capläne, Notare oder Offiziale. Der Papst griff nicht nur durch Provisionen ein, sondern auch bei Streitigkeiten. Er gab beiden Stiftern sogar ein Conservatorium. Zugleich mit den anderen Stiftern der Stadt bildeten sie die sogenannte Union zur Verteidigung ihrer Rechte gegenüber Laien, ja selbst gegen den Bischof. Von altersher waren beide Stifter miteinander verbunden zum gegenseitigen Austausch der Diakone und Subdiacone bei Erkrankungen und Sterbefällen. Außerdem stand das Bonifatiusstift mit dem Johannisstift in einer Fraternität bezüglich der Totenmessen. Zur Stadt Halberstadt waren die Beziehungen mannigfach. Die Stiftsgebäude lagen in einem Immunitätskomplex an der Stadtmauer. Frei waren sie von öffentlichen Abgaben und Pflichten. Am wirtschaftlichen Leben nahmen sie teil durch den Besitz von Buden, Läden, Scharren und Badestuben. Mit dem Rat der Stadt pflegten sie geschäftliche Beziehungen. Gefördert wurde der Zusammenhang mit den Bürgern durch die Verbindung von Gemeindekirche und Stift. Beiden Stiftern waren Pfarrkirchen inkorporiert, in denen der Pleban, unterstützt von Caplänen, die Seelsorge betrieb, nachdem vor der Inkorporation die Stiftsherrn oder Vikare dieselbe ausgeübt hatten. Mit der Pfarre verbunden waren Vikarien als Einnahmequellen. Die Gemeinde nahm durch das Institut der Kirchenvorsteher an der Verwaltung des Kirchenvermögens teil. Auch der Armenpflege befleißigten sich beide Stifter. Groß war die Zahl der Seelgerätsstiftungen (Memorien, Anniversare). Das religiöse Leben äußerte sich auch in den Bruderschaften, die beide Stifter ausgebildet hatten, in welche sie auch Laien aufnahmen.

Clara Fabricius, geb. zu Magdeburg 7. XI. 77.

Die litterae formatae im Frühmittelalter.

Ref.: Prof. Brandi. Prüf.: 29. XI. 22.

Die Arbeit will die Meinungsverschiedenheiten, die noch über die *litterae formatae* herrschen, beseitigen. Eine einheitliche Auffassung ist nur über die Form vorhanden, die gut überliefert ist. Die *regula formatarum* aus dem Anfang des 6. Jhrh. schreibt vor, daß die *formatae* durch Geheimzeichen vor Betrug gesichert werden sollen. Die griechischen Anfangsbuchstaben der Trinität *ΠΥΑ*, des Apostels Petrus *Π* (ursprünglich auf *πνεῦμα* bezogen), des Briefausstellers, der zweite Buchstabe des Empfängers, der dritte des Ueberbringers, der vierte des Ausstellungsortes sollen einzeln eingeschrieben werden, außerdem noch die Summe ihrer Zahlenwerte vermehrt um die geltende Indiktion. In Formularsammlungen erhaltene Briefe aus dem 9. u. 10. Jhrh. bezeugen die Praxis dieser theoretischen Anweisung. Diese Ueberlieferung führt außerdem den Ursprung der *formatae* auf eine nicänische Verordnung (325) zurück.

Die Meinungsverschiedenheiten beziehen sich auf diesen Ursprung und damit auch auf Geltungsbereich und Gültigkeitsdauer der Geheimzeichen, auf Charakter und Zweck der *formatae*, auf ihr Verhältnis zu anderen kirchlichen Empfehlungsbriefen.

Auf Grund einer quellenkritischen und entwicklungsgeschichtlichen Untersuchung beweist die Arbeit im ersten Teil den nicänischen Ursprung der *formatae* 1. durch kirchen- und allgemeingeschichtliche Tatsachen, 2. durch den Nachweis, daß sich kein anderer Ursprung feststellen läßt, 3. durch die Echtheit der *Regula*. Im zweiten Teil wird die offizielle Rechtskraft der *formatae* zwischen 325 und den Anfang des 10. Jhrh. festgelegt, eine traditionelle Gültigkeit an sporadisch geübter Praxis im 10. u. 11. Jhrh., die Kenntnis ehemals praktischer Beispiele im 12. Jhrh. nachgewiesen. Im dritten Teil wird der Brauch in den Einzelkirchen verfolgt. In Anlehnung an Quellenstellen in Briefen (Optatus, Augustin, Zosimus, Leo d. Gr.) und Kanones werden Zeugnisse für *formatae* erschlossen. Zeitliche und lokale Sonderheiten werden berücksichtigt, aber im allgemeinen wird streng geschieden 1. zwischen *formatae* der Frühzeit (4.—6. Jhrh.) und solchen der fränkischen Zeit, 2. zwischen den *formatae* und allen anderen Empfehlungsbriefen.

Als Gesamtresultat wird folgende eindeutige Definition gewonnen: Die *litterae formatae* sind vom 4.—10. Jhrh. rechtskräftige Empfehlungsbriefe nur für reisende Kleriker (Reisepässe). Sie dürfen nur von Bischof zu Bischof in einer zu Nicäa 325 festgesetzten Form, die durch Geheimzeichen ihr Charakteristikum erhält, abgefaßt werden. Inhaltlich sind sie durch die Angabe des *sacerdotium* und *locus ecclesiasticus* des Klerikers bestimmt. Ihr einziger Zweck ist, für vorübergehenden Reiseaufenthalt in einer fremden Diözese Aufnahme, Zulassung zur Kommunion und zu amtlichen Funktionen zu erwirken. Form, Inhalt und Zweck scheiden die *formatae* in der Frühzeit streng von allen anderen kirchlichen Empfehlungsbriefen, in der fränkischen Zeit werden Form und Name auch auf die Dimissorien übertragen. Sie sind *litterae commendatitiae* im engen Sinn und als solche mit den *commendatitiae* im allgemeinen Sinn, den *communicatoriae*, *pacificae* und *dimissoriae*,

die anderen Zwecken dienen und auch für Laien gelten, der Gattung der *litterae canonicae* zuzuordnen.

Ein Anhang kritisiert abweichende Auffassungen von den *litterae formatae.*

Nr. 4. Mittlere und Neuere Geschichte.

Karl Kurmeier, geb. zu Hildesheim 19. IX. 96.

*Die Entstehung der nationalliberalen Partei Hannovers.**

Ref.: Prof. Darmstädter. Korref.: Prof. Meyer. Prüf.: 31. I. 23.

Die Arbeit geht aus von der Untersuchung des hannoverschen Liberalismus zur Zeit des Nationalvereins, wendet sich darauf zu einer eingehenden Betrachtung des Verhaltens der hannoverschen Liberalen während des Jahres 1866 und schließt mit einer Schilderung der Wahlen von 1867 und der beginnenden Auseinandersetzung mit den altpreußischen Liberalen.

Sie stützt sich in erster Linie auf die Akten des Staatsarchivs in Hannover, die für den ersten Teil der Arbeit manches Material liefern. Auf der Ausbeute des Staatsarchivs beruht vor allem die Untersuchung, die sich an die Erklärung vom 19. Juli 1859 anschließt. Die Unterzeichner werden charakterisiert, ihre soziale und territoriale Verteilung auf Grund der von der hannoverschen Regierung angelegten schwarzen Listen dargestellt, das Verhalten der Regierung zu den Unterzeichnern klargelegt. Zu der Schilderung des Nationalvereins in Hannover sind neben dem Material des Staatsarchivs herangezogen die vorhandenen Flugschriften und die Tageszeitungen, die Sammlung der Reden Bennigsens und Miquels und vor allem die Biographien der hannoverschen Liberalen. Neben Frensdorff's »Planck« bietet besonders Onckens »R. v. Bennigsen« reiches Material. Die Arbeit sucht Onckens Darstellung, die Bennigsen als führenden Kopf des Nationalvereins schildert und geradezu eine Geschichte des gesamten Nationalvereins gibt, dadurch zu ergänzen, daß sie die Stellung Bennigsens innerhalb seiner hannoverschen Nationalvereinsmitglieder zeigt und einen Ueberblick über die Geschichte des Nationalvereins innerhalb der Grenzen Hannovers gibt. Nach einer Betrachtung des Nationalvereins und seines Verhaltens zu Preußen und zur liberalen Gedankenwelt werden die hannoverschen Mitglieder charakterisiert, ihre Stellung zum Nationalverein betrachtet, darauf das Verhalten der hannoverschen Regierung und die Gründe des Abflauens des Nationalvereins geschildert: Neuorientierung in Preußen, in Hannover nnd im Nationalverein. Die programmatischen Ziele des großdeutschen Reformvereins Hannovers werden mit den Forderungen des Nationalvereins verglichen.

Die Untersuchung des hannoverschen Liberalismus während des Jahres 1866 stützt sich auf die Tagespresse, vor allem auf die Zeitung für Norddeutschland. Untersucht wird die Stellung der hannoverschen Liberalen zur Kriegsgefahr und zu Preußens Reformantrag. Die Betrachtung des Verhaltens der Bevölkerung zu Preußen zeigt, daß der überwiegende Teil preußenfeindlich ist; die territoriale Verteilung der Preußenfreunde läßt erkennen, daß die Größe der Anhänglichkeit der einzelnen Teile an das Gesamtland proportional ist der Dauer der Zugehörigkeit zum welfischen Be-

sitz, daß dieses Verhältnis zugunsten von Hannover verschoben wird in den Gebieten, die einen größeren Prozentsatz von Katholiken haben. Die Untersuchung der sozialen Verteilung ergibt, daß die Preußenfreunde vor allem im Bürgertum zu finden sind, die Gegner besonders im Adel, der orthodoxen Geistlichkeit, dem Beamtentum, in der Landbevölkerung und, weniger stark, in der Arbeiterschaft. In den neu erworbenen Landesteilen, besonders in Ostfriesland, kommt es zu Annektionsbestrebungen. Die hannoverschen Liberalen lehnen im Sommer 1866 die Annektion durchweg ab und befreunden sich erst allmählich mit dem Gedanken, als erster Miquel. Die Erklärung vom 12. Juli 1866 ist noch einmal eine Zusammenfassung der Gedanken des Nationalvereins; die Ansprache vom 30. September 1866 läßt sich bereits als das nationale Programm der sich bildenden nationalliberalen Partei Hannovers bezeichnen. Ueber die liberalen Forderungen gibt der Wahlaufruf vom 31. XII. 1866 Auskunft.

Die Wahlen zum konstituierenden norddeutschen Reichstag — geschildert auf Grund der Zeitungsberichte und des Aktenmaterials — bringen eine äußere Organisation und führen durch das gemeinsame Wahlprogramm zur inneren Einheit; sie zwingen Führer und Gefolgschaft zur Stellungnahme zu der neuen Ordnung. Die nationale Einstellung veranlaßt die hannoverschen Nationalliberalen zum Anschluß an die nationale Fraktion. In der nationalliberalen Fraktion des norddeutschen Reichstags vertreten die Hannoveraner die realpolitische Richtung, die eine Verfassung zu schaffen wünscht und durch ihre Amendements den Regierungsentwurf wesentlich im liberalen Sinne umgestaltet. Die Wahlen zum ersten norddeutschen Reichstag führen zu einer strafferen Organisation der hannoverschen Nationalliberalen; sie bedeuten einen entschiedenen Sieg der nationalliberalen Partei in Hannover, verursacht durch die geringe Wahlbeteiligung. Noch schärfer zeigt sich die Wahlenthaltung der oppositionell Gesinnten bei der Wahl zum preußischen Abgeordnetenhause; hierbei machen sich die Mängel des Wahlsystems bemerkbar. Die Arbeit schließt mit einem Ausblick auf die Haltung der hannoverschen Nationalliberalen während der Zeit der nationalliberalen Vorherrschaft im deutschen Reichstag.

Nr. 5. Mittlere und Neuere Geschichte.

Karl Lange, geb. zu Braunschweig 17. IX. 93.

*Bismarcks Sturz und die öffentliche Meinung.**

Ref.: Prof. Darmstädter. Korref.: Prof. A. O. Meyer. Prüf.: 28. II. 23.

In der vorliegenden Arbeit ist versucht worden, auf Grund eines Teiles der aus dem Jahre 1890 erhaltenen Tageszeitungen, Zeitschriften, Parlamentsberichte und anderer gedruckter Quellen festzustellen, wann und inwieweit die sog. Bismarckkrisis des Jahres 1890 den unmittelbaren Zeitgenossen in ihrer Genesis und Bedeutung schon erkennbar geworden ist, und ob und inwiefern das Echo der öffentlichen Meinung dazu beigetragen hat, Bismarcks Sturz zu retardieren oder zu beschleunigen.

Die Stellung Bismarcks galt trotz hier und da seit dem Regierungsantritt Wilhelms II. bemerkter Meinungsverschiedenheiten zwischen Kaiser

und Kanzler bei seinem Eintreffen in Berlin am 24. 1. 90 im wesentlichen als unerschüttert. Obwohl die öffentliche Meinung von den bedeutenden Vorgängen im Kronrate (24. 1.) so gut wie nichts erfuhr, schloß sie doch aus der Tatsache, daß die Regierung in der Sozialistengesetzfrage das »klärende und befreiende Wort« nicht fand, sowie aus dem Texte der Thronrede und dem Fehlen Bismarcks beim Schluß des Reichstages auf »widerstreitende Strömungen« in Regierungskreisen und auf »Störungen in der einheitlichen Staatsleitung«. Trotzdem kam der Wechsel im Handelsministerium überraschend; er wurde als ein Zeichen für die »Inaugurierung einer positiveren und eifrigeren Sozialpolitik« angesehen. Die Freisinnigen begannen bereits von der Möglichkeit eines völligen Rücktritts des Fürsten zu reden. Aeußerungen des Kaisers und Kanzlers auf dem parlamentarischen Diner (4. 2.) offenbarten weiter den Gegensatz ihrer sozialpolitischen Anschauungen. Die Erlasse vom 4. 2. wurden von der Sozialdemokratie als moralischer Sieg ihrer Forderungen und als Niederlage Bismarcks angesehen. Die demokratische Presse ermutigte den Kaiser in seiner Initiative. Die Freisinnigen erklärten die Erlasse für eine Erfüllung ihres Programms; ihre Presse suchte eifrig den Gegensatz zwischen den Erlassen und den Anschauungen Bismarcks zu beweisen. Das Zentrum nahm das Prioritätsrecht der kaiserlichen Gedanken in Anspruch, ließ aber Bismarck die Möglichkeit offen, aus einem Saulus der Arbeiterschutzgesetzgebung ein Paulus zu werden. Die Hochkonservativen übersahen trotz begeisterter Zustimmung zu den Erlassen den Gegensatz zwischen diesen und den Bismarckschen Anschauungen. Die Konservative Korrespondenz fand nach kurzer Verblüffung den Mut zur Fronde gegen die Erlasse. Die ungünstigsten Urteile waren in der freikonservativen und nationalliberalen Presse und in spezifischen Arbeitgeberblättern zu finden. An der Börse erwachte bereits am 5. 2. die »Vorempfindung einer mächtigen Veränderung in den staatslenkenden Kräften«. Auch im Auslande wurde der Gegensatz zwischen Kaiser und Kanzler beachtet. Die Beurteilung der Erlasse war sehr verschieden, am günstigsten in Belgien, am feindlichsten in Rußland.

Die Auswahl der neuen Mitglieder zum Staatsrate und der Text der kaiserlichen Rede bei der Eröffnungssitzung (11. 2.) erweckten den Eindruck, daß Bismarck viel Wasser in den Wein der Erlasse geschüttet habe. Die Frage des Rücktritts von den preußischen Ämtern erfuhr erst eine öffentliche Diskussion infolge offiziöser »Lancierungen«, welche ihren Zweck, Widerspruch gegen den Rücktritt zu erregen, völlig verfehlten und selbst von nationalliberalen Blättern mit großer Bereitwilligkeit aufgenommen wurden.

Ueber die Frage, welchen Einfluß die Niederlage des Kartells auf die Stellung des Kanzlers haben werde, war sich die Opposition nicht einig. Bismarck seinerseits ließ gleich nach den Hauptwahlen durch die offiziöse Presse verkünden, daß es dem Kaiser gelungen sei, den Kanzler zum Bleiben zu bewegen. Eine Version der Hamburger Nachrichten, welche von einer Vertagung der Kanzlerkrisis sprach, wurde von der Opposition gerade als Bestätigung einer Kanzlerkrisis ausgelegt. Der Wahlausfall rief eine Kritik der Bismarckschen inneren Politik bis weit in die Kreise seiner treuesten Anhänger hervor. Die Frage der Mehrheitsbildung im neuen Reichs-

tage veranlaßte ein Tasten von allen Seiten, welches die Prüfung des Verhältnisses von Kaiser und Kanzler und die Erforschung der künftigen Absichten der Regierung bezweckte. In diesem Stadium der Krisis belebten zwei Meldungen des Wiener Korrespondenten der Times, welche offenbar offiziös inspiriert und dazu bestimmt waren, evtl. Widerspruch der Bundesstaaten gegen eine mögliche Verfassungsänderung zu Gunsten des Bleibens des Kanzlers zu verwerten, die Erörterung der Kanzlerkrisis von neuem. Von den Möglichkeiten einer Mehrheitsbildung schien das konservativ-klerikale Bündnis große Aussichten zu haben.

Unmittelbar nach der kaiserlichen Drohung auf dem Essen des brandenburgischen Provinziallandtages, welche verschieden gedeutet wurde, behandelte ein Vorstoß des Zentrums plötzlich alle bisherigen, noch recht unbestimmten Gerüchte von einer Kanzlerkrisis als vollendete Tatsache. Dieser Fühler rief auf der einen Seite ein Dementi der Krisengerüchte durch die offiziöse Presse hervor, auf der anderen Seite eine deutliche Erklärung, daß Bismarck zur Mehrheitsbildung mit dem Zentrum bereit sei. Trotzdem war das Bekanntwerden des Windthorstschen Besuches beim Kanzler eine Ueberraschung. Freisinnige Blätter glaubten an ein bloßes »Graulichmachen«. — Die Nationalliberalen kündigten Bismarck ihre Opposition an, die Konservativen verweigerten jede Konzession in der Schul- und Ordensfrage. Die Kreuzzeitung bereitete sich auf die neue Mehrheit vor, indem sie das Sozialistengesetz fallen ließ. Andere Stimmen (Frhr. v. Fechenbach, Dr. Arendt) forderten den Kaiser mehr oder weniger verhüllt dazu auf, sich von Bismarck frei zu machen.

Der Inhalt der entscheidenden Unterredung vom 15. 3. blieb der Oeffentlichkeit zunächst verborgen. Auf einen Versuch Bismarcks, vor der Genehmigung des Entlassungsgesuches noch den Widerspruch der öffentlichen Meinung zu erregen, reagierte diese nicht. Auch ein durch den offiziösen Draht verbreitetes Telegramm der Kölnischen Zeitung vom 17. 3., welches den bevorstehenden Rücktritt verkündete, lockte nur schwache Proteste und Zweifel in der ehemals bismarckfreundlichen Presse hervor. Die Hochkonservativen ließen Bismarck nun fallen. Das Zentrum, welches die »Selbstverleugnung« Bismarcks auf kirchenpolitischem Gebiete hervorhob, verhielt sich vorsichtig abwartend. In der freisinnigen Presse trat die alte Gegnerschaft wieder hervor, obwohl sie Bismarcks außenpolitische Verdienste und Bedeutung anerkannte. Die demokratische und sozialdemokratische Presse atmete erleichtert auf.

Die Fassung der kaiserlichen Handschreiben, welche insofern eine Täuschung der öffentlichen Meinung erreichten, als sie glauben machten, daß Bismarck dem widerstrebenden Kaiser seine Entlassung aufgezwungen habe, und daß beide in Güte auseinandergegangen seien, trug dazu bei, daß das Ereignis in Deutschland mit vollkommener Ruhe entgegengenommen wurde. Auch das Espenlaub der Börse erzitterte nur schwach. Die Beurteilung der Folgen des Rücktritts in der inneren wie in der auswärtigen Politik konnte nicht optimistischer sein. Ganz wenige Stimmen machten ein Fragezeichen zum neuen Kurse. Wie sehr die Mehrheit der Presse bemüht war, Bismarck in der politischen Versenkung verschwinden zu lassen, beweist auch die Schnelligkeit, mit welcher man die Beendigung

der von Bismarck begonnenen Aufklärung über die eigentlichen Ursachen der unfreiwilligen Entlassung verlangte.

Im Gegensatze zur öffentlichen Meinung in Deutschland erfaßte das Ausland die weltgeschichtliche Bedeutung des Ereignisses. Allgemein wurde Bismarck als der eigentliche Leiter der europäischen Politik der letzten Jahrzehnte und zwar im Sinne der Erhaltung des europäischen Friedens anerkannt.

Nr. 6. Mittlere und Neuere Geschichte.

Walter Lohmann, geb. zu Kemme b. Hildesheim 13. V. 99.

*Die Überführung des Fürstentums Hildesheim in den hannoverschen Staatsverband 1813 ff.**

Ref.: Prof. A. O. Meyer. Korref.: Prof. Brandi. Prüf.: 20. XII. 22.

Einleitung: Das Fürstentum H. in der hannov. und preuß. Politik.

Das fast vollständig von den br.-lüneb. Landen umschlossene Bistum H. mußte schon früh ein wichtiges Objekt der welfischen Politik bilden. Sein Erwerb, oder zum mindesten seine Neutralisierung, wurde aber eine staatspolitische Notwendigkeit, nachdem es seit 1680 die Verbindungsbrücke zwischen den östl. u. westl. preuß. Landesteilen bildete u. so ebenfalls in den Interessenkreis der kurbrandenb. Politik gerückt wurde. Hinfort wurde es zur Reibungsfläche zwisch. beiden Staaten. Die beiderseitige Politik betr. des Bistums wird bis 1815 kurz dargestellt, unter besonderer Würdigung der Münsterschen Politik, die nur aus diesem hannov.-preuß. Gegensatz heraus zu verstehen ist.

I. Behördenorganisation: zu unterscheiden 3 Hauptabschnitte in d. Organisation: 1) Provisorium (vorläufige Lösung des Fürstent. aus dem westf. Staatsverband); datiert vom Tage der Besitzergreifg. an (4. XI. 1813). bis zur Auflösg. der mit ihr beauftragten Provisor. Reg.-Kommission (20. XII. 13) u. Uebertragung ihrer Geschäfte an die Reg. Kommission Hannov. 2) Ausbau des Provisoriums. 3) Definitivum, seit 1. V. 15 (Einführg. der hannov. Amts- u. Gerichtsverfassg., wie der neuen Stadtverfassungen). — Mit der Organisation an leitd. Stelle beauftragt: Hofrat Blum. Seine Hauptmitarbeiter: Hofrat Brandis, Amtmann Reiche. Uebergangsbehörden: 1) Prov. Reg.-Kommission (Blum, Arenhold) sieh. ob. 2) Distrikts-Komm. (Weinhagen, Neuhaus, v. Bötticher), für lokale Regierungsgeschäfte; aufgelöst mit 1. V. 15. 3) Domän.-Verw.-Komm. (Reiche, Hagemann, v. d. Wense) zur Verwaltg. des ehem. landesherrl. Domanialguts; Jan. 14—1. V. 17. 4) Stifts-Güter-Verw.-Komm. (v. Katte, Süllow, v. Loehausen) zur Verwaltg. des gesamt. Stifts- u. Klosterguts; Jan. 14. — Juni 18.

Allgemeine Organisationsgrundsätze:

A. Die Organisation des Fürstent. H. ist nur verständlich im Rahmen der seit 1815 eingeleiteten Neuordnung der hannov. Gesamtstaatsverfassg. Beide stehen in Wechselwirkg. zueinander. Das neue Verwaltungsprinzip — straffere Zentralisation nach außen und innen (Staatsganzes u. Glieder) — kam bei der Organisat. des Fürstentums H. zur schärfsten Ausprägung.

Die ob. genannten führenden 3 Organisatoren waren überzeugte Vertreter des Zentralisationsgedankens; sie fanden die Verhältnisse im Fürstentum besonders geeignet zur Verwirklichg. ihrer Ideen: 1) Hier wurzelte nicht wie in den alten Provinzen das althannv. Verwaltgssystem. 2) Der häufige Wechsel der Regiergssysteme (altfürstl.- preuß.- westf.- hannov.) hatte den Gesichtskreis der Bewohner erweitert u. sie Neuerungen zugänglicher gemacht. 3) Infolge der vertragsmäßigen Abtretg. des Fürstentums an das Königreich Westf. war die Aufhebg. der althild. Landesverfassg. dem Völkerrecht nach rechtswirksam.

Demgegenüb. standen als retardierende Momente: 1) der Grundsatz der Gerechtigkeit erlaubte keine Sonderbehandlg. des Fürstentums H. 2) Die hild. Ritterschaft stemmte sich jeder Schmälerg. ihrer hergebrachten Rechte entgeg. u. fand ein. starken Rückhalt zum Teil an der hannv. Regierg. (Adelsregiment) selbst.

B. In folgerichtiger Anwendg. des Zentralisationsprinzips erstrebte man eine möglichst innige Verknüpfg. der hild. Landesverfassg. u. -verwaltg. mit den hannov. Stammlanden, vorzüglich mit Calenberg: 1) Die hild. Landesverfassg. vor 1802 war der Calenbergs sehr ähnlich. 2) Demnach erschien die Aufhebg. der westf. Municipal- u. Gerichtsverfassg. u. Einführg. der hannov. Amtsverfassung als das gegebene. 3) Im Kurstaat Hannov. u. Bistum Hild. hatte es keine allg. Rechtskodifikation gegeben. Hier wie dort herrschte im wesentlichen das „gemeine Recht“ in seiner besonderen landschaftl. Ausprägung u. Fortbildg. Eine absolute Einheit der beiderseitigen Rechte ließ sich also nicht erzielen. Anderseits hätte das Fortbestehen des franz. (resp. preuß.) Rechts dem Fürstentum eine Sonderstellg. gegeben, was man vermeiden wollte. So entschloß man sich zur Wiederherstellg. des vor 1802 im Bistum gültigen Rechts, das wenigtsens auf der gleichen Basis wie das hannov. beruhte. Eine engere Uebereinstimmung sollte von Fall zu Fall geschaffen werden. 4) In Uebereinstimmung mit den althannov. Provinzen gingen die Hauptrechte der alten hild. Landschaft auf die allg. Ständeversammlung über, in der sie hinfort mit 8 Deputierten vertreten war. 5. Das Fürstentum erhielt keine höhere Regiergs- oder Finanzbehörde. Die Provinzialregierg. wurde mit der Calenbergs etc. vereinigt, die Finanzverwaltg. direkt kgl. Kammer unterstellt. (Steuerverwaltg. der Steuerdirektion Hannov.).

C. In allen Zweifelsfragen, die sich aus der besonderen Natur der rechtmäß. Abtretg. des Fürstentums H. an das Königr. Westf. ergaben, richtete man sich nach dem Vorgehen der preuß. Regierg. gegenüb. sein. linkselb., westf. gewesenen Provinzen. Obige Hauptorganisations- Grundsätze werden für die verschiedenen Verwaltungszweige im einzelnen verfolgt und deren Organisation kritisch untersucht (I. Amts- u. Stadtverfassg., II. Recht u. Gericht. III. Finanzwesen. IV. Landständische Verfassg. V. Kirche u. Schule. VI. Wirtschaft).

Ergebnis: In konsequenter Durchführg. des neuen Verwaltgsprinzips war die Assimilierg. des Fürstentums H. an die hannov. Stammlande erfolgreich angebahnt. Ihr waren die westfäl. Einrichtungen fast ausnahmslos, die preuß. großenteils (bis auf die neuen Stadtverfassungen, die sich eng an ihr preuß. Vorbild anlehnten) zum Opfer gefallen. Für das Fürstentum H. bedeutete die Neuordnung gegenüber den Zuständen von vor 1802 fast überall — bis auf die Ordnung der Rechte — einen gewaltigen

Fortschritt, dem aber eben erst durch die Umwälzungen der preuß u. westf. Regierungsperiode die Bahn frei gemacht worden war.

Die Arbeit beruht vornehmlich auf folgenden Quellen:

A. Hannov. Staatsarchiv: die Aktenfaszikel:
- I. aus dem Minister. des Inneren: Hannov. 104 II, 2, 7; 104 a I 4, 104 a II 2. 3. (reponierte Registratur).
  Innere Landesverwaltg.: Hannov. 80 Hild.
- II. aus dem Finanzminist.: Hannov. 79 a I; Hannov. 76 c F.
  Finanzverwaltg.: Hannov. 76 a. Hild.
- III. aus dem Justisminist.: Hannov. 26.
- IV. aus dem Minist. der geistl.- u. Schulsachen: Hannov. 113 C.G.K.L.
  Verwaltg. der geistl.- u. Schulsachen: Hannov. 94.
- V. Kriegsminist.: Hannov. 47 III. Hannov. 41 E.
- VI. Akten der Hild. Distriktskommission 1813—15: Hild. Des. 11.
- VII. Akten der Londoner Kanzlei: Hannov. 92.
- VIII.: Hannv. 9 Hild., Domestica.

B. Hild. Stadtarchiv:
die Akten aus hannov. Zeit unter I, II, VI, XI.

Nr. 7. Mittlere und Neuere Geschichte.

Hermann Max, geb. zu Liebenburg a. H. 19. III. 93.

Die politische Presse
*des Königreichs Hannover zur Zeit des Ministeriums Stüve, 1848—1850.**

Ref.: Prof. Darmstädter. Korref.: Prof. A. O. Meyer. Prüf.: 20. XII. 22.

Die Arbeit will, indem sie die Ereignisse der Jahre 1848—50 wieder aufleben läßt so, wie sie sich spiegeln in der politischen Presse des Landes, ein Beitrag sein zur Geschichte der Revolution im Königreich Hannover überhaupt. In zeitungsgeschichtlicher Hinsicht verfolgt sie die Absicht einer Schilderung der Flitterwochen der hannoverschen Preßfreiheit: eine Menge Blätter entstehen mit dem Fallen der Zensur, um schon nach kurzer Zeit wieder zu verschwinden. Nur einige, meist ältere, schon gefestigtere überstehen die bewegte Zeit. Der historisch-politische Zweck der Arbeit ist die Darstellung dessen, was für jene Zeit im Königreich Hannover die öffentliche Meinung zu nennen ist, d. h. die Aufweisung der vorhandenen Parteien, der ministeriellen, der konstitutionellen, der demokratischen, die den Kern des hannoverschen Volkes umfaßt, der republikanischen, vor allem in Göttingen, der radikalen, mit ihrer Hauptvertretung in Osnabrück und schließlich der reaktionär-konservativen. Auch zwei sozialistische Blätter finden sich bereits, in Göttingen und Aurich. Aus der großen Zahl der in der hannoverschen Journalistik jener Zeit tätigen Persönlichkeiten werden die bedeutendsten schärfer herausgearbeitet, so Stüve, dessen »Montagsartikel« in der Hannoverschen Zeitung eingehende Behandlung finden; Theodor Althaus, der glühende Demokrat und Redakteur der Zeitung für Norddeutschland; Carl Gödeke; Adolf Ellissen, der hervorragendste Freigeist Göttingens; endlich F. W. Miquel, der Auricher Sozialist. — Als Quellen kamen in Frage die Zeitungen der Städte Hannover, Osnabrück, Göttingen, Hildesheim, Nienburg, Celle, Clausthal, Lüneburg, Aurich und Emden, sowie Aktenmaterial aus dem Archiv in Hannover.

Hans Nüß, geb. zu Lübeck 12. VII. 98.

*Grenzen und Grenzsetzung in Nordalbingien.**

Ref.: Prof. Brandi. Prüf.: 24. I. 23.

Die Abhandlung soll zwei Fragen beantworten: wie hat sich die Landaufteilung Nordalbingiens vollzogen, und wann ist sie spätestens beendet?

I. Adam von Bremen beschreibt Nordalbingien als das Land zwischen Nordsee, Elbe, Peene und Eider. Dies Gebiet hat seinen besonderen Charakter durch einen mehrfachen Wechsel der Bevölkerung erhalten. Die Vorgänge der ältesten Zeit sind dunkel. Zuverlässige Nachrichten liegen erst über das Ringen zwischen Deutschen und Slaven vor. Unter Karl dem Gr. setzten die Kämpfe ein und haben fast 400 Jahre gedauert. Die vielumstrittene Frage, ob die Wenden ausgerottet oder germanisiert wurden, läßt sich so allgemein gar nicht entscheiden; die Dinge liegen von Fall zu Fall anders.

Einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte Nordalbingiens nimmt das Erzbistum Hamburg-Bremen ein. Durch zahllose Fälschungen ist die Uebersicht sehr erschwert. Für unsere Arbeit war es nötig, den Umfang der Diözese genau festzustellen. Die Untersuchung ergab, daß bis auf Otto I. Eider und limes Saxoniae die Grenze gebildet haben, Ostholstein und Mecklenburg unterstanden nur der erzbischöflichen Mission. Erst unter Otto dem Gr. hat der hamburgische Metropolitansprengel seine Ausdehnung bis an die Peene und Elde erhalten.

II. Während die Idee der Grenzabsetzung aus privatrechtlichen Besitzverhältnissen hervorgegangen ist, tritt sie uns quellenmäßig zuerst in der räumlichen Begrenzung der Bistümer entgegen. — Im 12. Jh., unmittelbar nach Beginn der Kolonisation, werden auch schon Pfarrbezirke und Zehntsprengel umschrieben; die ältesten Beispiele liegen aus den Elbmarschen vor. — Durch Verschmelzung von öffentlichrechtlichen Befugnissen mit Erb- und Besitzrechten entstanden früh scharf umgrenzte Herrschaften. Landscheiden mit wehrhaftem Charakter waren das Dannewerk und der limes Saxoniae. — Für städtische Grenzen sind etwa 10 Belege vorhanden, von denen die meisten aus dem 13 Jh. stammen. Eine besondere Gruppe stellen die mit Befestigungen (Landwehren) umgebenen Stadtmarken dar. Hierher gehören Lübeck, Parchim, Wismar und andere. — Die Aufzeichnung von Dorfscheiden geschah fast ausschließlich bei Streitigkeiten oder Besitzwechsel. So erklärt sich die geringe Zahl der vorhandenen Flurbeschreibungen. Wie die fertigen Marken entstanden sind, läßt sich aus unsern Quellen nicht entnehmen. Die mensuratio per funiculum diente lediglich zur Ermittlung der Hufenzahl. — Die Stifter unterschieden sich ursprünglich nicht von andern privaten Besitzungen. Durch Immunitätsprivilegien erhielten sie jedoch öffentlichrechtliche Bedeutung. Dies zeigt sich auch in der Grenzsetzung. Von allen bedeutenden Feldklöstern Nordalbingiens sind Grenzurkunden überliefert. — Die allgemeine Abgrenzung des Privatbesitzes hat ohne Zweifel mit der deutschen Einwanderung zugleich begonnen. Seit dem 13. Jh. werden in Einzelfällen die Scheiden privater Besitzungen verbrieft.

III. In ältester Zeit bildeten Flüsse das Hauptbegrenzungsmittel. Wichtige Marken an Wasserläufen waren Furten und Brücken. Sehr häufig dienten Seen, Teiche, Moore als Gebietsscheiden. Das Wort fossatum bezeichnet einen künstlich angelegten Wassergraben. Zu den feuchten Grenzen gehört auch die Linie, auf der Alluvium und Diluvium aneinanderstoßen. Natürliche Anhöhen wie auch Bodensenken werden früh erwähnt, ebenso Hünengräber, künstliche Hügel, Steine, Bäume von auffallendem Aussehen oder mit eingehauenen Zeichen. Crux und statua finden sich selten, Pfähle fast nur bei Scheiden von Wasserflächen oder privaten Grundstücken. Große Bedeutung haben die Wege; der Wald war nur anfangs ein geeignetes Begrenzungsmittel. Bei den vorkommenden aggeres handelt es sich im allgemeinen um Mühlen- oder Staudämme. Viele Flurnamen und geographische Bezeichnungen sind heute unbekannt und lassen sich daher keiner bestimmten Gattung von Marken zuordnen. Sehr oft wird uns die Größe eines Gebietes in der Weise beschrieben, daß auf einelnen Abschnitten, zuweilen auch ringsherum die angrenzenden Bezirke aufgezählt werden. Mit der Genauigkeit solcher Angaben ist es in der Regel schlecht bestellt. Die Frage nach der Verwendung bestimmter Längen- und Flächenmaße kann wegen des geringen Materials nicht beantwortet werden. — Die heute in Nordalbingien sehr verbreiteten Knicks entstanden erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts, mit dem Beginn landwirtschaftlichen Großbetriebs. — Zur Wahrung und Erhaltung der Scheiden fanden Grenzumzüge statt, oft regelmäßig und mit großer Feierlichkeit.

Ergebnis. Die Landaufteilung Nordalbingiens ist spätestens 1375 abgeschlossen, wie bereits auf Grund archäologischer Forschungen vermutet wurde. — In den älteren Grenzbeschreibungen überwiegen die nassen Grenzen bei weitem; später verschwinden Flüsse, Bäche, Seen immer mehr unter den Ortsangaben, und an ihre Stelle treten Besitz- und Kulturscheiden. Hierin liegt der eigentliche Grund für den oft sonderbaren Verlauf der heutigen Dorfgrenzen.

Nr. 9. Mittlere und Neuere Geschichte.

Jwan Panaiotoff, geb. zu Samokow (Bulgarien) 9. XI. 85.

*Vorgeschichte und Entstehung des Balkanbundes von 1912.**

Ref.: Prof. Darmstädter. Korref.: Prof. Brandi. Prüf.: 28. II. 23.

Die Gründung des Balkanbundes stellt einen Versuch der Balkanvölker dar, die Balkanfrage zu lösen. Nur als Zusammenschluß von Balkanstaaten betrachtet, hat der Bund rein lokale Bedeutung; doch insofern er in die Einflußsphäre nicht-balkanischer Mächte wie Oesterreich-Ungarns und Rußlands eingreift, und Rußland bei seiner Vorbereitung gegen Oesterreich-Ungarn tätig war, ist er ein Ereignis von weltgeschichtlicher Bedeutung. Meine Arbeit zerfällt in zwei Abschnitte: der erste beschäftigt sich mit der Vorgeschichte des Bundes, der zweite mit der Bildung des Bundes selbst.

I. Vorgeschichte des Bundes.

In diesem Abschnitt habe ich versucht, die Lage der Balkanstaaten und ihre Nebenbuhlerschaft sowie die russisch-österreichische Rivalität und

ihre Einwirkung auf die Balkanstaaten für die Zeit vom Berliner Kongreß bis zum Jahre 1909 darzulegen; außer den früher bekannten dienten insbesondere nachstehende Quellen: Ministère des affaires Etrangères: La Question Bulgare et les Etats Balkaniques, Sofia 1919; Boghitchevitch, Dr. M., Kriegsursachen, Beiträge zur Erforschung der Ursachen des europäischen Krieges mit spezieller Berücksichtigung Rußlands und Serbiens. Zürich 1919; Auswärtiges Amt, Dokumente aus den russischen Geheimarchiven, soweit sie bis zum 1. Juli 1918 eingegangen sind, Berlin 1918; Carnegie Foundation, Report of the International Commission to inquire into the causes and conduct of the Balkan wars, Washington 1914; Memoir presented to the governments of the U. S. America, of Great Britain and Ireland, of France, of Italy and of Japan by the executive Committee of the Brotherhoods of the Macedonian Emigration in Bulgaria, Sofia 1919; Memoire de l'organisation Intérieure: La Macedoine et le vilayet d'Adrianople 1893—1903.

II. Die Entstehung des Balkanbundes.

In diesem Abschnitt habe ich hauptsächlich die folgenden Quellen benutzt: Siebert, B. v., Diplomatische Aktenstücke zur Geschichte der Ententepolitik der Vorkriegsjahre, Berlin 1921; Guechoff, L'Alliance Balkanique, Paris 1915; Prestupnoto Besumie i Anketata po Nego, Sofia 1914; La genèse de la Guerre mondiale: la debâcle de l'alliance Balkanique, Berne 1919; das obengenannte Werk von Boghitchevitch; Bourchier, James, D., The Balkan League, The London Times, Juni 4., 5., 7., 11. und 13. 1913; der obengenannte Bericht von Carnegie Foundation, Carnegie Endowment for International Peace, Division of Economics and History, Nationalism and War in the Near East, by a Diplomat, Oxford, 1915. Die Ereignisse in diesem Zusammenhang stellten sich folgendermaßen dar:

Nach zweimaliger Niederlage (1887 und 1909) versuchte die russische Diplomatie nun auf neuem Wege die Ausbreitung österreichischen Einflusses auf dem Balkan zu hemmen. Sie unternahm die Bildung eines Bündnisses der Balkanstaaten und der Türkei. Der Gedanke war nicht neu, doch waren bisher alle Bündnisversuche an den Sonderbestrebungen der einzelnen Balkanstaaten gescheitert. Um diesmal Erfolg zu haben, schickte man gewiegte Diplomaten nach Belgrad und Konstantinopel und bemühte sich auch in Sofia. Obgleich der Gedanke allen drei Regierungen annehmbar schien, kam es nicht zum gewünschten Ergebnis. Besonders in Sofia war ein Bündnis mit Serbien auf Kosten von Zugeständnissen in Mazedonien gar nicht populär. Damals wirkte König Ferdinand auf eine Festigung der schon bestehenden guten Beziehungen zwischen Bulgarien und Rußland hin, und hoffte so Bulgariens Ziele ohne Aufgabe Mazedoniens zu erreichen. Die ersten Versuche, ein Bündnis zustande zu bringen, mißlangen also. Im Jahre 1910 aber bemühten sich alle Balkanstaaten, zu einer Verständigung mit der Türkei zu kommen. Besonders Bulgarien machte 1911 entschiedene Versuche dazu. Doch bekam die jungtürkische Revolution chauvinistischen Charakter, und durch die Verfolgungen gegen die innerhalb der Türkei lebenden anderen Nationalitäten wurden die Balkanstaaten zu einem Zusammenschluß gegen die Türkei veranlaßt.

Infolge der Initiative Serbiens in den Jahren 1909 und 1911 und Griechenlands 1910 und 1911, infolge des Fehlschlages der Verhandlungen mit der

Türkei (1911) und durch den italienisch-türkischen Krieg konnten Bulgarien, Serbien und Griechenland in Form von Verträgen und Militärkonventionen zu einem Bündnis gelangen: der serbisch-bulgarische Vertrag wurde mit Hilfe Rußlands und mit Wissen Englands, Frankreichs und vielleicht Italiens geschlossen und am 13. März 1912 unterzeichnet, eine Militärkonvention wurde am 12. Mai angefügt; der griechisch-bulgarische Vertrag wurde — gleichfalls mit Wissen und Zustimmung Rußlands — am 29. Mai 1912 unterzeichnet. Ein Krieg wurde zwar nicht ins Auge gefaßt, jedoch Maßregeln getroffen, damit die Balkanstaaten nicht von den Ereignissen überrascht würden. Der Vertrag mit Montenegro wurde Ende August unterfertigt. Rumänien zu gewinnen, gelang nicht. Die Kräfte der Balkanstaaten waren zwar gering, doch suchte man sie durch Rußlands Beistand zu stärken. Rußland aber, das gewahrte, wie das gegen Oesterreich-Ungarn gedachte Bündnis sich in ein gegen die Türkei gerichtetes verwandelt hatte, so daß die ganze Frage des nahen Ostens in einem Augenblick aufgerollt wurde, wo Rußland noch nicht die erste Rolle dabei spielen konnte, — Rußland versagte nicht nur seine Mitwirkung, sondern tat alles Mögliche, um die Balkanstaaten von aggressiven Maßnahmen gegen die Türkei abzuhalten, indem es ihnen mit den ernsten Folgen eines solchen Vorgehens drohte.

Angesichts der Verhältnisse in der Türkei (der Aufstände in Albanien und Arabien), angesichts der Komplikationen des italienisch-türkischen Krieges und des Versuchs der Wiener Regierung, auf Kosten der anderen Nationalitäten in der Türkei ein starkes Albanien zu schaffen, rüsteten sich die Balkanstaaten zum entscheidenden Schlage: den Verträgen wurden Militärabkommen angefügt, die nötigen Vorbereitungen getroffen. Der türkische Plan, an der bulgarischen Grenze Manöver abzuhalten, wurde als casus belli genommen, und die Verbündeten mobilisierten (1. Oktober). Am 8. Oktober erklärte Montenegro den Krieg, und die Verbündeten folgten.

Die Bedeutung des Balkanbundes liegt darin, daß die Balkanstaaten, ihrer eignen Kraft bewußt, sich von der Vormundschaft Europas freimachten und ihre Probleme selbständig zu lösen versuchten. Zweitens trug der Balkanbund erheblich zur Neuverteilung der Kräfte der europäischen Mächte bei und bereitete sie so zum Weltkrieg vor.

Nr. 10. Mittlere und Neuere Geschichte.

Wilhelm Röpke, geb. zu Morsum (Kr. Verden) 5. III. 98.

*Beiträge zur Siedlungs-, Rechts-, Wirtschaftsgeschichte der bäuerlichen Bevölkerung in der ehemaligen Grafschaft Hoya.**

Ref.: Prof. Brandi. · Prüf.: 13. XII. 22.

Mit den ersten Einblicken in die Verhältnisse unseres Gebietes — am Anfang des 13. Jahrh. — erscheint die Bevölkerung zum weitaus größten Teil hörig. Die Hörigkeit wirkt vor allem durch das Recht der Herrn, die Laten zu beerben. Ursprünglich fällt ihnen der ganze Nachlaß zu, nach und nach werden die Kinder der Hörigen Miterben. Mit ihnen teilt fortan der Herr zur Hälfte. Für die offenbar strenge Handhabung des Sterbfallrechtes geben einen Anhalt die relativ hohen Summen bei Veräußerung dieses Rechtes, veranlaßt dadurch, daß die Hörigen von einer Grundherrschaft in die andere

heiraten. Der Herr, der seine Laten nicht daran hindern kann, sucht mit Rücksicht auf seine grundherrlichen Gerechtigkeiten die Leibherrschaft der Leute auf seinen Gütern durch Kauf und Austausch an sich zu bringen. Eine Schollenpflichtigkeit, wenn sie besteht, ist nur wenig dem Rechtsbewußtsein gegenwärtig. Die grundherrlichen Abgaben werden meist in Naturalien geleistet. Sie sind nach der Hufe bemessen, jedoch steigerungsfähig, denn das ganze Verhältnis der Bauern zum Grundherrn entbehrt der festen rechtlichen Regelung. Es ist völlig auf das Herkommen gestellt und dieses bindet im einzelnen den Herrn nicht.

Eine kleine Minderheit von freien Leuten bilden die Holländer, die in einigen Bruchgebieten angesiedelt sind. Dazu kommt eine Gruppe Altfreier, die zum Teil in die Ministerialität eintritt, zum Teil in der hörigen Bevölkerung aufgeht. Während so der freie Grund und Boden verschwindet, kommen aus den Nachbarterritorien Leute, die sich dort vor dem Auszug freigekauft haben. Im ganzen ein besitzloses Volk, zu dem die freien Handwerker kommen, die von den Städten aus auf dem Lande sich niederlassen. Da ihnen und ihren Kindern hier und da erledigte Höfe eingetan werden, entsteht eine neue Gruppe in der landbesitzenden Bevölkerung, — die freien, nur grundherrlich gebundenen Bauern. Weil in Folge des zunehmenden Geldverkehrs der Freikauf der von den Höfen abziehenden Kinder mehr und mehr in Uebung kommt, dehnt sich der freie Bauernstand rasch aus.

Vom 15. zum 16. Jahrh. nimmt die Leibherrschaft immer stärker einen dinglichen Charakter an, so daß schließlich das Leibeigentum am Gute hängt und ein leibeigener Hof die Leute leibeigen macht. Der vorbeschriebenen Ausbreitung der Freiheit wird damit ein Riegel vorgeschoben. Aber die hörigen Bauern, angereitzt durch die Stellung der freien Leute, suchen nun auch die Höfe vom Leibeigentum freizukaufen. Die Naturalteilung des Sterbfalls kommt im 16. Jahrhundert aus der Uebung. Der Herr läßt sich mit Geld abfinden. Es bilden sich bald Taxen für einzelne Höfeklassen, die sich rasch festigen. Der Gedanke der Teilung geht völlig verloren. Mit der Geldentwertung verliert der Sterbfall sein drückendes Gewicht und damit hören auch die Bestrebungen der Hörigen auf, sich vom Leibeigentum zu befreien.

Die Sterbfalltaxen kann der Herr im 16. Jahrhundert nicht über das billige Herkommen mehr steigern. Mit dem Ausbau der landesherrlichen Verwaltung ist sein Pfändungsrecht auf liquide Gefälle beschränkt worden. Er muß sich in allen übrigen Fällen an die öffentliche Exekutive wenden. Zwischen ihn und den Bauern tritt das Amt mit der Folge, daß das Recht der Bauern sich stark festigt. Ihre jährlichen Gefälle können nicht gesteigert und sie selbst nicht mehr grundlos abgesetzt werden. Die Kinder und auch die Seitenverwandten haben ein sicheres Erbrecht am Besitz. Die Abgaben sind meist zu Geld gesetzt und verlieren mit der Preisrevolution der folgenden Jahrhunderte stark an Bedeutung. Was der Bauer damit gewinnt, nimmt ihm die Steuer, deren Erhebungsapparat noch höchst unvollkommen arbeitet. Anderseits wird die Steuer die Triebfeder des sogenannten Bauernschutzes. Die Grundherrn versuchen bei den allgemein günstigen ökonomischen Bedingungen die Eigenproduktion zu fördern. Sie vermögen jedoch durchgehend ihre Güter nicht über die Rangordnung der großen Bauernhöfe zu heben infolge der ungemeinen Streulage der grundherrlichen Gerechtigkeiten und der relativen Armut an Frondienstpflichtigen. Gutsherrschaften größeren Stiles nach

ostdeutscher Art errichtet nur der Landesherr, der über genügend Pflichtige verfügt.

Die Folge ist für die Bauern eine erhebliche Steigerung des Frondienstes, bis auf 2—3 Tage in der Woche. Der Frondienst legt den Grund für die wirtschaftliche und soziale Struktur der Bevölkerung. Nach dem Frondienst teilt man die spannfähigen Höfe in Voll-, Halb- und Viertelspännerhöfe und danach in Voll-, Halb- und Viertelmeierhöfe. Der Bezeichnung Meierhof liegt kein besonderes Rechtsverhältnis zu Grunde. Der Begriff geht aus von den Haupthöfen der im 13. Jahrhundert aufgelösten Villikationen und dehnt sich allmählich auf alle Hufengüter aus, ohne Rücksicht, ob Freie oder Hörige sie bebauen. Diese Höfe werden damit in Gegensatz gestellt zu den Kotstellen. Es lassen sich die Kotstellen als Zusiedlungen erweisen, die vor allem im 14. und 15. Jahrhundert entstanden. Die kleinsten und jüngsten Ansiedler zu Beginn des 16. Jahrhunderts wurden von den Kötern als besondere Gruppe der Brinksitzer auf Grund des Frondienstes abgetrennt. Ihnen rechnet man alle Anbauer vom Anfang des 16. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts zu.

Die Schichtung der Siedlung läßt sich heute noch deutlich erkennen. Nach dem gegenwärtigen Siedlungscharakter gehört die Grafschaft mit weiten Teilen, namentlich mit den Geestdistrikten in das Gebiet der Einzelsiedlung. Aber die ursprüngliche Siedlung ist auch hier dorfmäßig. An Hand der Karte ist der Beweis geliefert, daß die Meiergüter überall, je nach den natürlichen Bedingungen, von 3 bis 30 dorfmäßig geschlossen zusammenliegen, daß alle Einzelhöfe Kot- und Brinkstellen sind, die in ursprünglich dünnbesiedelten Gebieten sich zu großen Höfen entwickeln konnten, während ihnen in den von Haus aus fruchtbaren Gegenden Ackerland nur in beschränktem Maße zugestanden wurde.

Während des 16. Jahrhunderts ist die Lage der Bauern wenig günstig. Verschlimmert wird sie durch den 30jährigen Krieg, jedoch tritt ein augenscheinlicher Bevölkerungsrückgang und ein Rückgang der Anbaufläche nicht ein. Die Folge des Zeitraums ist eine starke Verarmung durch die Kontributionslasten. Die Höfe wiederherzustellen bildet den Inhalt einer reichen gesetzgeberischen Tätigkeit. Das bäuerliche Besitzrecht wird dadurch kodifiziert. Die Tätigkeit des Amtes wächst erheblich. Unangenehm bemerkbar macht sich die Ueberlastung auf dem Gebiet der Rechtsprechung, die vom Go- und Landgericht im 17. Jahrhundert ganz an das Amt übergeht. Die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts ist eine Zeit ruhiger Vorwärtsentwicklung der immer noch stark belasteten Bevölkerung. Einen kurzen, schweren Rückschlag bringt der siebenjährige Krieg. Dann folgen Zeiten schnellen Aufstiegs unter glücklicher Conjunktur der ländlichen Produkte. Die Regierung sucht durch Reformen zu fördern. Der Frondienst wird in Geldrenten verwandelt. Versuche die Gemeinheiten zu verkoppeln, scheitern zunächst an dem konservativen Sinn der Bevölkerung. Anfänglichen Erfolg dagegen haben die Populationsbestrebungen.

Die relativ günstige Lage in der Grafschaft Hoya ergibt ein Vergleich mit derjenigen im Bistum Münster, wo ursprüglich dieselben Verhältnisse herrschten. Zeugnis legen vor allem davon ab die zahlreichen Freikäufe von grundherrlichen Gerechtigkeiten.

Die Arbeit beruht auf den Akten des Staatsarchivs zu Hannover. Aus ihnen und der offiziellen Statistik stammen auch die beigegebenen Tabellen.

Karl Thiel, geb. zu Cassel 25. XII. 95.

*Friedrich Schlegel und die Reformation.**

Ref.: Prof. Max Lehmann. Prüf.: 8. III. 22.

Während Novalis, der poetisch- imaginative Geist der romantischen Schule, in seiner Christenheit oder Europa die historische Apotheose des Mittelalters verkündete, war der ebenfalls bewegliche, aber mehr philosophisch bestimmte Intellekt Friedrich Schlegels über die Kanonisierung der Antike hinweg zu kargen Betrachtungen der mittleren und neueren Geschichte gekommen. Gering an Inhalt, wie dieses, war auch, was er der Reformation widmete. Näher lag es ihm, das Allgemeine, die Ideen mittlerer und neuerer Geschichte, in der Art Rankes darzulegen. Was er über Zeitgeschichte sagt, ist weiter nichts als die Ausgeburt eines ästhetisch spielenden Intellekts, eines Geistes, der sich im paradox überschäumenden Geistesspiel üppig gebärdet. Und ebenso verhält es sich mit seiner Bildungsreligion auch hier nichts Erdenfestes und Echtes. So ist Schlegels Verhältnis zur Reformation .bis 1804 ein negatives. Erst in seinem Aufsatz vom Charakterder Protestanten entwirft er eine idealtypische Konstruktion von dem Wesen des Protestantismus. Polemik erkennt er als das protestantische Lebensprinzip an, für negativ erklärt er dessen Wirkung in der Welt, während die Verkündigung einer Palingenesie der echten Religion auf den Uebertritt Schlegels zum katholischen Glauben hinweist.

Der Bund mit der Kirche bedeutete zugleich eine Aufgabe des Philosophisch- Aesthetischen zu gunsten der Historie; das Absolute besaß er jetzt in der katholischen Religion, und so suchte er literarisch das Besondere der Geschichte zu betrachten. Seine drei Werke

1) die Vorlesungen über die neuere Geschichte 1810
2) die Geschichte der alten und neuen Literatur 1815
3) die Philosophie der Geschichte 1829

lassen schon ahnen, daß bei ihm Geschichtsgeist, philosophisches Denken und religiöses Bedürfnis eine geistige Synthese eingegangen waren. Die neuere Geschichte gibt rein politische Historie, die Literaturgeschichte schildert die kulturelle Entwicklung, die Philosophie der Geschichte dagegen müssen wir als Theodicee ansehen.

Der katholische Schegel beurteilt das Mittelalter anders als der Frühromantiker. Er hat das Frühmittelalter so enthusiastisch verehrt, wie es nur je in dem Kreise christlich-germanischer Staats- und Geschichtsauffassung geschehen ist. Da, wo er das erste Auftauchen der modernen Staatskunst wittert, wie in der Politik Friedrichs II. (wo er das römische Recht wieder aus dem Trümmerhaufen der Antike auftauchen sieht) oder wo die Scholastik sich nicht ganz der Kirche einfügt, verhält er sich ablehnend. Alle diese Epochen versinken für ihn in das Unbedeutende, wenn er zu der Betrachtung der Reformation übergeht. Für ihn war sie die Schicksalswende der neueren Jahrhunderte, die von da ab unerbittlich alle Zukunft gestaltete. Der moderne Staat, die moderne Kunst und die metaphysischen Systeme des 17. und 18. Jahrhunderts sind nur zu begreifen als Geburten aus dem Geiste der Reformation — als Protestantismus des Staates, der Wissenschaft u. s. w. Die Reformation selbst hat zwei

Ursachen ihrer Entstehung, einmal die historisch zufällige in dem Italien der Hochrenaissance, ein andermal die allgemeine in der philosophischen Situation der Zeit, in dem Widerspruch zwischen Religion und philosophischem Denken; denn in dem philosophischen Zeitgeist sah Schlegel die Dominante jeder Epoche.

Diese Zeit gestalteten die großen Individuen, sie schufen neue Formen, neues Leben. In Reuchlin sah Schlegel den wahren Reformator, in Hutten dagegen den Demagogen. Aber der Mann, dessen dämonisches Wesen das Schicksal einer Welt im eignen Busen finden und lösen ließ, war Luther, dessen von tiefsten und unfaßbaren Leidenschaften durchwühlte Natur er zum erstenmale begriffen haben will. Konnte es da anders sein, als daß er in dem Reformator den Schöpfer der Reformation sah, während seine stillen Sympathien dem zarten und versöhnlichen Melanchthon galten.

Was sich diesen vier Männern gegenüber als Anerkennung, Staunen und Entsetzen, Billigung oder Verdammung zeigte, schlug bei der Betrachtung Karls V. in Bewunderung um. Die Apologie Schlegels sah zwar in der Wormser Politik von 1521 den schwersten Fehler, ließ aber die Persönlichkeit des Kaisers als schuldlos an dem schmalkaldischen Kriege erscheinen.

Das Interim Karls war ebenso vergeblich wie das Konzil zu Trient, die Trennung war und blieb ein unabänderliches Fatum. Die Möglicheit einer Reform ohne Glaubenstrennung hat Schlegel 1815 noch bejaht, während er sie in seiner Philosophie der Geschichte verneint. Der Protestantismus, wie er sich nun einmal in der Geschichte als ein alles umformendes und bewegendes Element erwies, wandelte die politische und kulturelle Welt von Grund auf um. Als staatlich nicht anerkannte Religion zersetzte er das Gefüge völlig katholischer Staaten, wobei der Calvinismus revolutionärer, destruktiver auftrat als das Luthertum. Nicht nur nach außen, sondern auch nach innen gestaltete der Protestantismus die Staatenwelt aufs tiefste um. Persönlichkeiten wie Philipp II. und Cromwell wären ohne die Reformation unmöglich gewesen. Eine wechselseitig gesteigerte Entwicklung der Geschichte folgt den Spuren des Protestantismus bei seiner Ausbreitung in Europa und in Amerika. In der Schweiz bleibtdas konfessionelle Gleichgewicht gewahrt. Während in Skandinavien die Reformation von oben durchgeführt wird wie in England, das nach viel-fachem Wechsel der Dynasten schließlich protestantisch bleibt, bewahrt Spanien seinen alten katholischen Charakter. England blieb ein Reich des gemäßigten Protestantismus, Amerika ein Staat von Puritanern. Der Weg zum Verständnis für die geistige, politische Welt des fernen Westensgeht über die Reformation. Frankreich ist das Land des Jansenismus, des Gallikanismus, ist der Staat, der die Religion in seine Dienste stellt. In Deutschland erkannte der westfälische Friede die Glaubensspaltung an. Schlegel hält diesen Ausgang für gut, denn der Sieg der einen Konfession über die andere hätte als ein Akt der Gewalt nichts Gutes bringen können.

Auch die Welt des reinen Geistes, die Künste, Wissenschaften und die Philosophie des Abendlandes erhielt neue Impulse von der Reformation, aber viel mehr verkümmerte unter ihrem Einfluß. Die Dichtkunst der protestantischen Länder ging dem Verfall entgegen, während sie in katholischen blühte. Auf protestantischem Boden, in Holland, verdrängt die Profan-Kunst die religiösen Stoffe und den Gehalt. Nur eines schuf der Protestantismus

von dauerndem Wert — Luthers Bibelübersetzung. Eine neue Philosophie gebar der Protestantismus nicht, er nahm nur altes auf — Aristoteles und Plato. Das philosophische Denken mit der Religion zu versöhnen, vermochten die Reformatoren nicht. Aber indirekt inaugurierte die Reformation die Aufklärung als Protestantismus des Wissens. Außer einem Hugo Grotius hat der Protestantismus in der Folgezeit keine Persönlichkeit von geschichtlichem Gewicht gehabt, er verlor sich in der verneinenden und zersetzenden Welt des Rationalismus, als dessen drei Repräsentanten Schlegel Sozini, Spinoza und Locke ansieht, die an die Stelle Gottes irgend eine Weltformel oder einen Begriff des Absoluten setzen.

Nr. 12. Klassische Philologie.

Hans Drexler, geb. zu Niesky 11. III. 95.

*Observationes Plautinae quae maxime ad accentum linguae Latinae spectant.**

Ref.: Prof. Reitzenstein. Korref: Prof. Hermann. Prüf.: 19. 7. 22.

Weitere Mitteilungen erscheinen in der Zeitschrift „Glotta."

Die Frage nach dem Verhältnis von Sprach- und Versakzent in der altlateinischen Metrik hat bei einem „non liquet" geendet. Aber es ist eben ungewiß, ob Sprach- gleich Wortakzent ist und man nicht vielmehr den Satzakzent von allem in Betracht ziehen muß. Ueber ihn ließe sich etwas herausbekommen entweder, indem man Gruppen regelmäßig zusammengehörender Worte auf ihren Akzent untersucht oder einzelne Wortklassen (dies gemeint in Hinsicht der grammatischen Funktion wie des Wortkörpers) durch den Satz verfolgt, d. h. fragt, wie sie unter verschiedenen syntaktischen Bedingungen betont werden.

Beispiel der ersten Art: meus tuus suus + Substantiv, der zweiten: jambische Verbalformen.

I. Es ergeben sich folgende Regeln:

Bei Verbindung mit einem jambischen Substantiv:

a) méus patér, mí patér 150 + 36 ×
Dagegen heißt es: hic páter est vester Poen. 1259
(Aul. 619. Andr. 792) bei prädikativem Gebrauch.

b) méum erum, mí ere 28 + 6 ×
meum erúm (scheinbar konjunkt) 9 ×
nicht: meum érum.

c) patér meus, patér mi. 22 + 6 ×
(áb) ero méo.. (Pers. 461) 15 ×
érus meús (nicht páter meús). 11 ×
Alles andere ist selten oder unsicher.

Bei der Verbindung mit einem Monosyllabum:
méam rem, mí vir 43 + 13 ×
meam rém, mi vír 8 + 4 ×
(scheinbar konjunkt)
meám rem nach Präpositionen u. s. w.
rém tuám 14 ×
vir túos (scheinbar konjunkt) 6 ×

Auch bei längeren und schwereren Substantiven herrscht offenbar fester Brauch. Namentlich pflegen diese ihren Akzent nicht leicht zu verschieben. Aber das Einzelne ist hier doch viel unsicherer. Darum wurden auch für die Untersuchung des zweiten Kapitels jambische Wörter, bei denen die Dinge am klarsten lagen, gewählt, und zwar Verbalformen.

II. 1. Die jambischen Verbalformen sind entweder anfangsbetont oder unbetont oder jambisch betont. Ferner erscheinen sie in den Gruppen quíd agis und quid agís (und ähnlichen) mit Monosyllaben zu einem fallenden oder steigenden Anapaest verbunden. Es ist zu untersuchen, wie sich diese 5 Gruppen zueinander verhalten.

2. Aeußerst selten erscheinen jambische Verbalformen am Kolonschluß unbetont. (cf. Amph. 407. Pers. 462).

3. Selten bildet das jambische Verbum bei enger syntaktischer Verbindung mit dem vorangehenden Wort mit seiner 1. Silbe die 2. Kürze einer aufgelösten Hebung, vollends selten nach pyrrhichischem Wort. (Aul. 831 itá loquor + +).

4. Das jambische Verbum folgt bei enger syntaktischer Verbindung mit einem 2 morigen Monosyllabum oder pyrrhichischem Wort diesem jambisch betont, einem einmorigen unbetont (nón potést, quíd agis). Letztere Gruppe erscheint (seltener) auch als steigender Anapaest betont. Anfangsbetonung kommt der absoluten Stellung und der nach vorwärts weisenden Beziehung zu (et cáve.. Haut. 302), vergl. iám sció, scío iam, scio iám (selten).

5. Diese Gruppen sind nicht „ein Wort“ oder „Komposita“ oder doch „locutiones“, sondern es handelt sich um eine Veränderungsfähigkeit des Akzents im Satz. (Vergleiche über Komposition und Worteinung: Paul Prinzipien der Sprachgeschichte[5] 328 ff.). Damit ergibt sich für das plautinische Latein eine Eigentümlichkeit, die sich irgendwie zwischen den alten Anfangsakzent und den späteren Dreisilbenakzent, (der seinen Platz behielt, auch als die Quantitätsunterschiede schwanden), historisch einordnet.

6. b. Etwas Sprachliches scheint auch zu Grunde zu liegen bei der festen Betonung von Verbindungen wie quantúm potést, certó sció u. s. w., wo die umgekehrte Betonung fast völlig fehlt. Und zwar handelt es sich auch hier nicht um „ein Wort,“ sondern um Veränderlichkeit im Satz.

Einzelheiten, auch sehr wichtige, fehlen in diesem Bericht. Von dem Rest der Untersuchung ist in der Arbeit selbst nur kurz am Ende referiert.

Nr. 13. Klassische Philologie

Günther Goldschmidt, geb. zu Gotha 21. V. 94.

Heliodori carmina quatuor ad fidem codicis Casselani.

Ref.: Prof. Reitzenstein. Korref.: Prof. Pohlenz. Prüf.: 15. VI. 21.

Die Dissertation erscheint in Bd. 19, 2 der Religionsgeschichtlichen Versuche und Vorarbeiten, herausgegeben von Weinreich. Gießen, Töpelmann, 1923.

Hermann Täger, geb. zu Burg bei Magdeburg 1. IX. 92.

*De Aristoxeni libro Pythagorico.**

Ref.: Prof. Pohlenz. Prüf.: 26. IV. 22.

Auf die Darstellung der pythagoreischen Ethik hat Aristoxenos den maßgebenden Einfluß ausgeübt. Rohdes Arbeit über die Fragmente (Rh. M. 26. 27) bedarf nur im einzelnen der Ergänzung (Jambl. V. P. § 94—6. 164—6. 137—140.). Mewaldts Zuweisung an 2 getrennte Bücher, von denen eins über den *βίος* handelte, eins die *ἀποφάσεις* enthielt, läßt sich nicht aufrechterhalten, da die nach Mewaldt für das eine Buch charakteristischen Wendungen sich auch für die andere Klasse von Bruchstücken aufzeigen lassen (vgl. z. B. 96—99 mit 101, 163. 4 mit 174—6). Aristoxenos pflegte die Lehren und Vorschriften der Pythagoreer durch angeschlossene Beispiele aus ihrem Leben zu beleuchten. (cf. Jambl. § 164—166, § 197, § 234). Dagegen sind die Bruchstücke abzusondern, in denen Aristox. von Pythagoras selbst spricht. Er hat nämlich nicht nur von den letzten Pythagoreern berichtet, (so Rohde), sondern ein Lebensbild des großen Mannes gegeben. Diese Lebensbeschreibung des Pythagoras war freilich nur kurz, weil Aristox. alle Lehren und Vorschriften, die eigentliche pyth. Philosophie für sich allein so schilderte, wie sie bei den letzten Pythagoreern war. Der *Πυθαγόρου βίος* war wohl der erste Teil des größeren *Πυθαγορείων βίος*. Hauptsache war für Arist. die Darstellung der pyth. Lehre.

Da er sich für ihre Richtigkeit auf die Bekanntschaft mit den letzten Pythagoreern beruft, gilt er meist als sicherer Gewährsmann. Aber das Bild, das er gibt, widerspricht ganz dem, das wir uns aus Aristoteles machen, der berichtet, die Pythagoreer hätten sich mit der Ethik höchstens in ganz kurzen Vorschriften befaßt, während wir bei Aristoxenos philosophische Begründungen und eine für die alte Zeit schwer glaubliche Zergliederung und Darstellung des Seelenlebens finden.

Eine genaue Prüfung seiner einzelnen Angaben ergibt, daß manches wirklich altpythagoreisch sein kann, anderes der alten Volksethik entstammt, sehr vieles aber sicher in direktem Anschluß an Plato und Aristoteles formuliert ist.

1. Vorschriften über Verehrung der Götter, Eltern, Gesetze (174. 175). Benutzt z. B. Plato Leg. 716 b Aristot. Nik. Eth. 1179 a 22, ferner Plato Leg. 713 c und Arist. 1180 a 19. Die Pythagoreer bitten Gott einfach um das Gute wie Sokrates nach Xenophon, mit gleicherBegründung. Nach Arist. 1129 b 4 ist diese Mahnung auch sonst im 4. Jahrh. bekannt. Ebenso die Behauptung, es gebe kein größeres Uebel als die Anarchie.

2. Aristoteles' *πρόβλημα* (Pol. 1268 b 25), ob es dem Staatswesen heilsam ist, fremde bessere Sitten einzuführen, gibt mit seiner Antwort und Begründung Aristox. als pythag. Vorschrift § 176.

3. Was Aristox. über die Heilkunde der Pythag., ihre Bevorzugung der diätetischen Lebensweise und ihre Geringschätzung der Heilmittel, vor allem des Brennens und Schneidens sagt, trifft für die unteritalischen Aerzte, die den Pythag. nahe standen, sicher zu (vgl. ihren Einfluß auf Plato).

4. Auch die Wirkung der Musik auf Gemüt und Körper der Menschen war den Pythag. bekannt. Doch wenn Aristox. für die verschiedenen Leiden

der Seele verschiedene Musikweisen vorschreibt, wenn er § 110 von einer Katharsis der Seele durch die Musik spricht, so hat er das aus Aristot. entlehnt und überträgt eigene Anschauungen auf die Pythag.

5. Die Vorschriften über die Ehe stimmen zu Plato, z. B. das bei diesem durch die sophistischen Hinweise auf die νόμιμα βαρβαρικὰ veranlaßte ausdrückliche Verbot des Geschlechtsverkehrs mit den nächsten Blutsverwandten, das Ar. aufnimmt, obwohl nach ihm selbst das Verlangte von jeher griechische Sitte war. Ganz eng lehnt sich § 209 an Plato Leg. 840 d an. Auch die Anordnungen zur Erzielung einer kräftigen Nachkommenschaft entnimmt Ar. im ganzen den Büchern seiner Zeit.

6. Die Mahnung, die heranwachsende Jugend in strengster Zucht zu halten, ist wohl nicht unabhängig von Xenophon formuliert, (Jambl. 202 Xen. Rep. Lac. 3,1 Kyrup. I. 2,2.) mit dessen Schilderung des spartanischen Wesens Ar. sich auch sonst berührt.

7. Entlehnungen aus Aristoteles im Abschnitt über die Begierden (§ 205 ff.); vgl. schon Mewaldt.

8. Ganz bestimmt sagt Aristoteles Phys. 195 b 35, vor ihm habe niemand über das Wesen der τύχη nachgedacht. Die Ergebnisse, die er in langer Untersuchung Eth. Eud. 1246 b 37 ff. gewinnt, gibt Aristoxenos mit denselben Gedankengängen und oft denselben Worten bei Stob. ecl. I 6, 18 als pythagoreisch wieder. Offensichtlich bedenkenlose Uebernahme Aristotelischen Gutes.

9—15. Auch wo Ar. über die Lust, über die Freundschaft, über den Zorn und die Gemütsruhe (ἀταραξία), über die Pflege des Gedächtnisses und die Benutzung des richtigen Augenblickes handelt, findet sich zwar ohne Zweifel viel Pythagoreisches, aber ebenso sicher zeigt eine Prüfung, daß er nicht nur einzelne Ausdrücke z. B. ἀπάθεια entlehnt hat. Direkte Uebernahme Aristotelischer Gedanken z. B. Jambl. § 180 (über das Geziemende im Verkehr mit den verschiedenen Menschen).

Aristoxenos ist also kein zuverlässiger Zeuge für die Ethik der alten Pythagoreer. Diese bestand in kurzen Sprüchen u. Vorschriften oft religiöser Art, wie sie Plato u. Aristoteles kennen, u. wie sie zum Teil in den ἀκούσματα und σύμβολα erhalten sind. Aristox. stellte aus den kurzen Sittensprüchen, die teils der allgemeinen Volksethik entsprachen, teils eine pythag. Besonderheit enthielten, so etwas wie eine pythag. Ethik her. Dazu mußte er die knappen Vorschriften erweitern u. philosophisch begründen. Schriftliche Quellen standen ihm dafür sicher nicht zu Gebote, wenn ihm auch mündliche Ueberlieferung und die praktische Lebensführung der Pythag. einiges geboten haben mag. Aber in sehr vielen Fällen nahm er aus der Literatur seiner Zeit, was ihm zum Ausbau seiner theoretischen Pythagorasphilosophie brauchbar schien, nicht nur Einzelheiten und termini technici, sondern auch ganze Gedankengänge aus Plato u. Aristoteles.

Seine Absicht war dabei einmal, die wirklichen Pythagoreer von den viel verspotteten Pythagoristen zu scheiden, anderseits den Platonikern und Peripatetikern zu zeigen, daß auch in der Ethik die Pythagoreer ihre Vorläufer gewesen seien. Nach seinem Vorbild fühlten sich die Neupythagoreer noch mehr berechtigt, pythagoreische Lehren aus den Elementen Platonischer u. Aristotelischer Philosophie zu bilden.

W. Kaufmann, geb. zu Hann. Münden 22. IV. 01.

*Über das Dämonische bei Goethe.**

Ref.: Prof. Weißenfels. Prüf.: 13. XII. 22.

A. Ausgehend von der 1. Urwortstrophe (geprägte Form, die lebend sich entwickelt) unterscheidet die Untersuchung zwei Seiten des Goethischen Dämon, die vitalistisch- und die formalistisch- dämonische. Sie herrschen einzeln oder entzweit in den großen Dichtungen Goethes bis zum „Wilhelm Meister," der ihre Vereinigung (Synthese) bildet. Die verschiedenen Fassungen der voritalienischen Dichtungen — soweit vorhanden — stellen die zwei Seiten des Dämonischen dar, wobei dieses sich durch immer neue Formen zur Einheit der „Lehrjahre" (Bildung) hindurchentwickelt.

B. „Geschichte Gottfriedens" vitalistisch-dämonische Stufe; „Götz" formalistisch-dämonische, die hier als Kürzung, „Tilgung des Leidenschaftlichen" erscheint.

„Werther", ausschließlicher Sieg des vitalistisch-dämonischen Triebes.

„Egmont", Stadium der Selbstbesinnung von Goethes Dämon. Seine beiden Seiten liegen unvermittelt nebeneinander. Das Form.-Däm. erscheint nicht mehr als Verkürzung des Vit.-Däm., sondern sucht diesem zu entsprechen durch Erkenntnis und Bildung an der Außenwelt.

„Iphigenie", Prosafassung noch überwiegend vit.-däm., Jambenfassung stellt die Synthese beider Seiten des Däm. symbolisch dar. Sie leben beide in Iphigenie, aber zu höherer Einheit (Humanität) zusammengefaßt, versöhnt (Parzenlied).

„Torquato Tasso", Gegenstück zum „Werther", als Darstellung des Formalistisch-Däm. Doch die Urgestalt des „Tasso" war nicht so gedacht. Das erhellt besonders der Schluß. Hier gelang es Goethe nicht, den in der Urgestallt konzipierten Tasso mit dem des endgültigen Planes zu verbinden; daher unerträglicher, weil unmöglicher Schluß.

„Wilhelm Meisters theatralische Sendung," däm.-vit. Stufe, repräsentiert in der Gestalt Wilhelms und der däm. Atmosphäre von Mignon und Harfner. Wilhelm treibt der Gedanke, es kommt im Leben auf das Leben an, und nicht auf ein Resultat. Daher also kann sein Ziel in der „Sendung" nicht angegeben werden.

„Wilhelm Meisters Lehrjahre", dieser Roman überhaupt die große Zusammenfassung des Bisherigen, eine Phänomenologie des Dämonischen. Dies lebt jetzt nicht mehr in Wilhelm, sondern ist objektiviert zur Gesellschaft des Turms. Daher müssen auch Harfner und Mignon rationalisiert werden. Die Synthese beider Seiten des Dämons vollzieht sich im Prinzip der Bildung. Mit dieser spekulativen Wendung und Deutung der Lehrjahre Wilhelms schließt der Roman. Goethe begegnet sich hier mit den Gedanken Schillers über die ästhetische Erziehung des Menschen. So läuft denn vorläufig die Entwicklung des Dämonischen bei Goethe in die ästhetische Bildung aus. cf. Goethe an Schiller 9. XII. 1797 u. Schiller an Goethe 17. I. 1797.

Erich Kretzer, geb. zu Arnsberg (Westf) 23. XII. 99.

*Eugène Scribes Einfluß auf Heinrich Laubes Dramatik.**

Ref.: Prof. Weißenfels. Prüf.: 18. X. 22.

Nach einem Vorwort, in dem Laubes Stellung zur französischen Bühne durch die mangelhafte Ausbildung des deutschen Lustspiels und die werbefähige Brauchbarkeit der Scribeschen Kunst begründet wird, bespricht der

1. Hauptteil der Abhandlung Skribes Einfluß auf Laubes Wahl des Stoffes. Scribes vorbildliches Bühnenstück, seine comédie historique, ist ein Gemisch von Staats- und Liebesintrigen. Das Charakteristische dieser Dramenart besteht darin, daß eine intrigante Liebesgeschichte höhere Konflikte lösen hilft. Laube übernahm die »Aktualität« des Intrigendramas und baute es schon wegen seiner dichterischen Veranlagung besonders als geschichtliches Intrigenstück aus. Der Unterschied zwischen Scribes historischen Komödien und Laubes »Tragödien« ist ein nomineller, kein genereller. Das Scribesche Kombinationsspiel von Staats- und Liebesintrigen zeigen mehrere Laubesche Dramen.

Die Geschichte als Einzelfaktor betrachtet, ist in Scribes Dramatik vielfach der Deckmantel zeitgenössischer Ideen. Diese Parallele zwischen Historie und Gegenwart kennzeichnet auch eine Reihe Laubescher Dramen. Uebereinstimmend bei Scribes und Laubes Dramatisierungen der Historie sind auch Verstöße gegen die objektive geschichtliche Wahrheit im Interesse einer bühnenfähigen Wiedergabe.

Der zweite große Faktor Scribescher Dramatik, das Heiratsproblem, zeigt eine Methode der Behandlung, die uns bei Laube in seinen Dramen durchweg begegnet und den Beifall des Hörerpublikums herausfordert. Die dramatische Lösung der Liebeshandlung unterliegt stets dem einförmigen Gesetz: Die gerechte Wahl des Liebhabers wie der Geliebten gibt ein sichres Geleit durch voreheliche Fährnisse.

Der 2. Hauptteil behandelt die Frage: Wie sucht der Dramatiker Scribe und mit ihm sein Bewunderer Laube der Aktualität des Stoffes durch glückliche innere Komposition nachzuhelfen? Ein erster Unterabschnitt ist der dramatischen Gesamtanlage gewidmet. Scribe bietet reiche Verwickelungen des Stoffs, überraschende Wendungen, Inkonsequenzen. Er verzichtet auf farblose Wiedergabe der Charaktere, die er statt dessen schematisch typisiert. In den ersten Jahren seiner dramaturgischen Tätigkeit warnt Laube nachdrücklich vor den Mängeln der Scribeschen Komposition. Später, als er eine der angesehensten Bühnen mit Stoff zu versorgen hatte, wird seine Theorie Scribe freundlicher. Die Praxis Laubes steht damit in merkwürdiger Parallele. Seine Dramen der Leipziger Epoche eifern offensichtlich gegen Scribes Vernachlässigung der Charaktere, so sehr sie im übrigen Scribesche Intrigen mit ihrem Für und Wider der Wirkung und Scribesche Gezwungenheiten bieten. »Graf Essex« (1856) hält zwischen Charakterzeichnung und wirrer Intrigenführung die Mitte. Von da ab verfällt Laube zu tief in die Praxis des Bühnendichters Scribe. Die Charaktere gehn meist im Gewoge des Intrigenspiels unter und tauchen nur gelegentlich wieder auf.

Die Untersuchungen des zweiten Unterabschnitts bewegen sich in engeren Grenzen, sie weisen auf dem Wege der vergleichenden Betrachtung

das Scribesche Detail des Laubeschen Dramas nach. Eine handwerksmäßige Verwendung gleicher Treibmittel der intriganten Handlung verrät die Laubesche Bewegungstechnik. Die Fülle der Beispiele dürfte die Folgerung rechtfertigen, daß hier der Regisseur Scribe belehrend am Werke ist. Die Theatralik im weiteren Sinne, d. h. Motive der Handlung, liefert noch umfangreicheres Beweismaterial. So hängen mit Scribes typischer Behandlung des Heiratsproblems eine Reihe charakteristischer Nebenmotive zusammen, die verschiedenen Bestandteile dramatischer Kleinkunst sind von Laube häufig verwendet, der Scribeschüler überbietet nicht selten die Praxis seines Lehrers.

Trotzdem die Tatsachen schon für sich Laubes Abhängigkeiten von Scribes Dramaturgie beweisen, behandelt der Anhang der Abhandlung noch die von Laube nachweislich gekannten Scribeschen Bühnenstücke unter dem Gesichtspunkt der Laubeschen Kritik. Das Scribesche Drama machte internationale Schule, in Deutschland war es gleichsam ein bescheidener Partner des Naturalismus.

Nr. 17. Englische Philologie.

Richard Kühnemund, geb. zu Wulften (Prov. Hannover) 17. III. 95.

*Die Rolle des Zufalls in Shakespeare's Meistertragödien.**

Ref.: Prof. Morsbach. Prüf.: 25. IV. 23.

Behandelt werden die 5 großen Tragödien: »Romeo und Julia«, »Hamlet«, »Othello«, »Macbeth«, »Lear«.

Shakespeare's Tragödien als Spiegelungen menschlichen Schicksals mit seiner Fülle an tragischen Konflikten und Verwicklungsmöglichkeiten enthalten neben alledem, was konsequent aus Wollen und Handeln der dramatischen Gestalten folgt bezw. aus der äußeren Situation als notwendige oder wenigstens mögliche Folge sich ergibt, eine Anzahl von Geschehnissen, die wir als Zufälle anzusehen haben.

Die Fragestellung der Untersuchung lautet:

1) was ist in Shakespeare's großen Tragödien als reiner Zufall anzusehen; und
2) welche Rolle spielt jeweils der Zufall nach Umfang und Wirkung; wann und wie verwendet ihn der Dichter?

Ergebnis:

Es sind in den betrachteten 5 Tragödien 6 reine Zufälle festzustellen, die sich folgendermaßen verteilen:

»Romeo und Julia« 1: Verzögerung des Briefes von Lorenzo an Romeo.
»Hamlet« 3: Eintreffen der Schauspieler am Hofe.
Verwechselung der Rapiere beim Duell.
Trinken der Königin von dem vergifteten Wein.
»Othello« 2: Verlieren des Taschentuchs.
Auffinden der Briefe bei Rodrigo.
»Macbeth« und »Lear«: —

An sich sind diese sechs Zufälle durchaus belanglose Ereignisse, wie sie sich täglich hundertfach um uns ereignen. Um diesen Geschehnissen

nun aber für die Dramenhandlung Bedeutung — zum Teil sogar sehr verhängnisvolle Wirkung — zu verleihen, stehen dem Dichter offensichtlich 2 Wege zur Verfügung, von denen er jeweils den einen oder anderen, zuweilen auch gleichzeitig beide mit geteilten Rollen, wählt: 1) der Dichter läßt den Zufall in eine bereits bedeutungsvolle, meist komplizierte, oder gar tragisch stark gefahrvolle Situation treffen, um mit seinem Eintritt die Gefahr noch weiterhin zu steigern: die Handlung also der Katastrophe näher zu führen, bezw. sie mit seiner Hülfe endgültig auszulösen. Hierher rechnen: »Romeo und Julia«: der verzögerte Brief (Steigerung der Gefahr); »Hamlet«: das Eintreffen der Schauspieler am Hofe (erst durch Hamlets Eingreifen handlungsfördernd), Verwechselung der Rapiere und Trinken der Königin (Auslösung und Verbreiterung der Katastrophe). Die beiden letzten Fälle in ihrer Wirkung durch das (hier vorhergehende) Handeln der Personen (Charaktere) stark bedingt. 2) der zweite Weg bedient sich in erster Linie der Charaktere: Ein zufälliges Ereignis wird von einer dramatischen Person aufgegriffen und ausgenutzt, sodaß auch hier der Zufall handlungsfördernd wirkt; und dadurch eventuell wieder die tragische Gefahr vergrößernd. Hierher gehören: »Othello«: das Verlieren des Taschentuchs (erst durch Emilia's und Jagow's Eingriff handlungsfördernd, zugleich die tragische Gefahr bedeutend steigernd). Dieser Fall bedient sich außerdem einer bereits ausgesprochen tragisch-gefahrvollen Situation.

Dem letzten Zufall: »Othello«, das Auffinden der Briefe bei dem sterbenden Rodrigo, kommt nur nachträglich aufklärende Bedeutung zu.

Also: Entweder die Situation oder die Charaktere, meist beide im Zusammenwirken, bedingen erst die große Wirkungsmöglichkeit des Zufalls in unsern Dramen. Teils überwiegt dabei die Bedeutung des »Praehoc«, d. h., die Situation muß für den Zufall, um ihm zu seiner großen Wirkung zu verhelfen, schon vorbereitet sein; teils das »Posthoc«: Die handelnden Personen greifen den an sich nicht bedeutenden Zufall auf und machen ihn erst ihren Zwecken dienstbar.

So verwendet wirkt der Zufall — selbst bei seinen teils sehr großen Folgen — in Shakespeare's Tragödien niemals roh. Nie bedrückt den Hörer ausschließlich das Gefühl willenlosen Unterliegenmüssens der dramatischen Gestalten unter der Macht des Zufalls; stets bleibt ihm der Eindruck lebendig, daß ohne die bereits verwickelte gefahrvolle Situation und ohne grade diese Handlungsweise der dramatischen Gestalten seine verhängnisvollen Folgen in diesem Maße gar nicht möglich wären; daß der Zufall nicht allein aus sich heraus in dieser Art und Stärke wirken würde; daß er nicht aus isolierter Stellung in unabänderlicher Schwere waltet; d. h., der Hörer weiß stets, daß hier der Zufall wohl tief einschneidende und mit-entscheidende, nie aber allein-entscheidende Wirkung hat.

Die Untersuchung hat fernerhin ergeben, daß Shakespeare zu dem Eintritt des jeweiligen Zufalls meist vorher sehr fein hinlenkt, oder aber auch hinterher die Folgen seines Eintritts durch beiläufige Erklärung verständlicher zu machen sucht.

Neben den echten Zufällen steht nun aber eine Fülle von Ereignissen, die teils auf den ersten Blick als zufällige erscheinen können, bei Prüfung aber ihr Vorbereitetsein erkennen lassen; teils solche Fälle, die ebenfalls zunächst Zufall zu sein scheinen, deren Begründung aber bei näherer Einsicht

in den Charakteren der handelnden Personen hinreichend gesehen werden kann; teils solche Fälle schließlich, die, dem herrschenden Zeitbild und Milieu entsprechend, als nicht rein zufällige, im Drama aber als jeweils nicht ausdrücklich vorbereitete, angesprochen werden müssen: Sie alle ein nicht minder wahres Spiegelbild des bewegten Auf und Ab des Lebens.

Wir sahen: Shakespeare will die Möglichkeit des Ineinandergreifens von Umständen und Ereignissen zeigen, die oft ursprünglich garnichts (echter Zufall) oder nur sehr wenig mit einander zu tun haben; deren Verkettung aber — wie im Leben — zu sehr verhängnisvollen Folgen führen kann.

Zugleich aber erhellte: Nie ist unserm Dichter in seinen Tragödien der Zufall Selbstzweck; nie kommt es ihm an auf bloß stoffliche Ueberraschung mit seiner Hülfe: auf schnelle Verwicklung oder blitzartige Lösung; auf das Ränkespiel der Zufälle mit effektvoller Wirkung, wie es in der Komödie oftmals waltet.

Für die Tragödie Shakespeare's bedeutet der Zufall vielmehr einen jener ernsten Züge des Lebens, die der Dichter tief empfindet und denen er in diesen großen Lebensbildern bewußt und ernstlich Rechnung trägt.

Nr. 18. Englische Philologie.

Berta Redecker, geb. zu Bremen 31. VIII. 91.

*Die Aufnahmebedingungen französischer Lehnwörter und das Aussterben der noch vorhandenen entsprechenden ae. Synonyma in der Zeit der normannischen Eroberung bis 1250, erforscht und dargestellt an den Bibelwörtern.**

Ref.: Prof. Morsbach. Prüf.: 17. III. 20.

Die Arbeit bietet auf dem Gebiet der Bibelwörter 1. eine Darstellung des Kampfes altenglicher und französischer Synonyma in der Zeit von 1066—ca. 1250 nach psychologischen und kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten; 2. eine Darstellung der Gründe, die zum Untergang des altenglischen und zur Aufnahme des französischen Wortes geführt haben. Die Frage nach dem Verhalten des einheimischen Wortschatzes gegenüber dem eindringenden fremden Sprachgut hat bis jetzt noch kaum jemand für das Englische in Angriff genommen, trotzdem sie ganz besonderes Interesse beanspruchen dürfte, da sie als Sprachereignis wohl einzig in der englischen Sprache als Folge der Eroberung eines germanischen Volkes durch ein romanisches dasteht.

Nr. 19. Romanische Philologie.

Heinz Berger, geb. zu Oldenburg 26. III. 98.

*Die Substantivierung des Infinitivs im Französischen.**

Ref.: Prof. Hilka. Prüf.: 25. X. 22.

Der Infinitiv, seinem Ursprung nach der erstarrte Kasus eines Substantivs, hat seine substantivische Funktion alle Zeit bewahrt. Da er aber im Laufe seiner Geschichte auch verbale Eigenschaften ausbildete, während

die nominalen verkümmerten, so vergaß man schließlich seine nominale Herkunft. (Substantivierung des Infinitivs).

Das Lateinische zeigt den Infinitiv wiederholt in substantivischer Funktion; das Französische selbst noch erheblich mehr. Der substantivierte Infinitiv übernimmt im Französischen alle syntaktischen Funktionen des Substantivs; ausführlich werden die beiden Infinitivkonstruktionen: »avoir beau faire« und »il fait bon louer (cher vivre)« besprochen.

1. Afrz. »*avoir beau faire*« »schönes Tun haben«; nfrz. zeigt diese Konstruktion merkwürdigerweise ironischen Sinn »etwas vergeblich, umsonst tun.« Das erste sichere Beispiel, das diesen veränderten Sinn zeigt, liefert St. Gelays (pg. 177). Das Afrz. zeigte neben dem Attribut »beau« dieser Konstruktion noch andere, z. B. »*mauvais*«: »J'ai mauvais repairier en cest chastel.« (Aiol 2461). Gerade diesem Attribut scheint uns die nfrz. Bedeutung des Ausdrucks» vergeblich« zu entstammen. Ursprünglich haftete sie Redewendungen an, wo das Attribut »schlecht« wirklich vorlag. Dann übertrug man sie im Streben nach Erweiterung einer beliebten Konstruktion, beeinflußt von Beispielen wie: »*Ne* lui ai *pas bel* escondire (Manekine 1841) (*negativ* »gut« = »schlecht«) auch auf Beispiele, wo die Negierung des Attributs »gut«, »schön« nicht stattfand. Schließlich brauchte man die anderen im Afrz. gebräuchlichen Attribute nicht mehr, sie konnten und mußten verkümmern.

2. *Il fait bon louer* (*cher vivre.*) Zuerst Tobler (Verm. Beiträge I, 180) machte darauf aufmerksam, daß in dieser Konstruktion »fait« als subjektslos und der Infinitiv mit zugehörigem attributivem Adjektiv als Akkusativobjekt aufzufassen se Ein seiner Erklärung hinderliches gelegentliches Auftreten eines zweiten Akk. Obj. oder eines mit einer Präposition verbundenen Infinitivs erklärt Tobler aus der Verdunkelung des Sinnes dieser Konstruktion. Kjellmann (Thèse Upsal. 1912/13) anerkennt die Existenz jener mit dem unpersönlichen »il fait« gebildeten Konstruktion *fait | bon loer*, die als Objekt einen substantivischen Infinitiv hat. Aber diese Konstruktion habe eine Rekomposition erfahren. Sie unterlag dem Einfluß der Wendung »*il fait bien | à louer*«, die den Sinn »il est bon ... « bekommen hatte. Nach diesem »*il fait bien à louer* und dem *bon est loer (bonum est laudare)* der Uebersetzungsliteratur modelte man das ursprüngliche »*fait | bon loer*« zu »*fait bon | loer*« um. Dadurch löste sich die enge Beziehung zwischen Adjektiv und Infinitiv und zerstörte die substantivische Determinierung des Infinitivs; er ist nun auch nicht mehr Objekt, sondern Subjekt des Ausdrucks.

Der Erklärungsversuch Kjellmanns vervollständigt die von Tobler begonnene Erklärung, indem er die Gründe für das »Falschverstehen« der Konstruktion aufdeckt. Wir stimmen mit Kjellmann nicht überein in der so frühen Datierung der Verkennung des ursprünglichen Sinnes dieser Redensart (12. Jahrhundert). Dem widerspricht die sich bis 1200 zeigende enge Verbindung zwischen Adjektiv und Infinitiv.

Nr. 20. Romanische Philologie.

Hans Hansen, geb. zu Rödemis bei Husum 5. 2. 97.

*Studien zu Matías de Aguirre und seiner 'Navidad de Zaragoza'. (Ein Beitrag zur Unterhaltungsliteratur Spaniens im 17. Jh.)**

Ref.: Prof. Hilka. Prüf.: 17. I. 23.

Die Arbeit beschäftigt sich mit einem Werke, welches zu den Unterhaltungsbüchern mit vermischtem Inhalt gehört. Es ist 1654 in Saragossa gedruckt; die Angaben von Latassa sind unrichtig. Vom Verfasser ist mit Sicherheit nur bekannt, daß er in Calatayud geboren wurde. Aus dem Werke selbst geht hervor, daß er ein gelehrter Mann war. — Der bunte Inhalt des Werkes wird durch eine Rahmenerzählung zusammengefaßt, eine Beschreibung von Festlichkeiten, die junge Leute aus Saragossa während der Weihnachtstage veranstalten. Hineingestreut sind eine ziemliche Anzahl lyrischer und satirischer Gedichte, meist ohne größeren literarischen Wert. Kein besseres Urteil verdient die abenteuerliche Novelle *'Riesgo del Mar y de Amar'*. Das Buch enthält 4 Comedias, die eingehend besprochen sind; 1. *'El Engaño en el Vestido'*, ein romantisches Schauspiel mit dem Motiv von einem Fürstensohn, der ohne Ahnung seines Standes in ländlicher Umgebung aufwächst. Das Stück zeigt Aehnlichkeit mit Belmontes Drama 'El Príncipe villano'. — 2. *'La Industria contra el Peligro'*, wirres Intrigenstück. — 3. *'Cómo se engaña el Demonio'*, Heiligen-Comedia, behandelt das Leben des hl. Alexius, dadurch literarhistorisch interessant. Quelle ist offenbar 'Flos Sanctorum' von Villegas oder Ribadeneyra. Das Stück ist unabhängig von Moretos Drama 'La Vida de San Alejo', auf welches auch eingegangen wird. Es wird wahrscheinlich gemacht, daß dessen Quelle in einer Romanze zu suchen ist. — 4. *'Del Príncipe de su Estrella'*, ein Zauberstück. — Aguirres Sprache ist ungleichmäßig und zeigt große Neigung zum Schwulst. Ein Verdienst des Autors ist die geschickte Anordnung des Inhalts. — Ein Exkurs charakterisiert kurz das ungefähr gleichzeitig (1650) in Saragossa erschienene ähnliche Werk 'Cytara de Apolo, i Parnaso en Aragon' von Ambrosio Bondia.

Nr. 21. Romanische Philologie.

Reinhold Müller, geb. zu Magdeburg 13. VI. 97.

*Beiträge zur Beurteilung der religiösen Stellung Victor Hugos in seiner Jugend und seiner sog. katholischen Zeit 1820/30.**

Ref.: Prof. Hilka. Prüf.: 24. I. 23.

Die Arbeit untersucht in zwei Teilen das Werden Victor Hugos bis 1819 sowie die sog. katholische Zeit 1820/30, in der die bisherige literaturgeschichtliche Forschung Victor Hugo als positiv katholisch orientiert hinstellt.

Im ersten Teil wird der Einfluß der Eltern des Dichters als religiös indifferent, z. T. direkt religionsfeindlich nachgewiesen. Ferner werden die einzelnen Schulen, die Victor Hugo besuchte, auf ihre Einflüsse hin untersucht und festgestellt, daß insbesondere die école du père Larivière die Quelle zahlreicher antiker Kenntnisse für ihn darstellt, daß das Collège des

Nobles in Madrid keine Spuren in religiöser Beziehung in ihm hinterließ, daß endlich das Collège Louis-le-Grand in Paris vorwiegend naturwissenschaftliche, z. T. religionsfeindliche Tendenzen bei ihm auslöste. Weiter wird das Vorkommen biblischer Anspielungen und damit das erste Auftreten christlicher Ideenkreise nach dem Bekanntwerden mit Chateaubriand verfolgt und durch Analyse der Jugenddichtungen (Les Bêtises ... und Œuvres de la première jeunesse) im einzelnen untersucht.

Der zweite Teil zeigt an der Hand der Werke, wie Victor Hugo zur Zeit des Conservateur Littéraire sowie der Lettres à la Fiancée und gleichzeitiger Dichtungen über gelegentliche biblische Anspielungen nicht hinausgekommen ist; ferner wird in den »Odes et Ballades« das Auftreten der couleur religieuse als romantisches Kompositionsmittel neben anderen verfolgt, die Bibel im Rahmen der Cromwell-Vorrede als poetischer Stoff ohne innere Stellungnahme des Dichters dargelegt und so der Versuch unternommen, zu unterscheiden zwischen einem äußerlichen »Biblismus« und einer (nicht bei V. H. vorhandenen) inneren christlich-katholischen Stellungnahme des Dichters. Endlich wird gezeigt, daß in der Zeit der «Orientales« bis zu »Notre-Dame-de-Paris« auch bereits das biblische Interesse des Dichters zu sinken beginnt und somit der Umschwung eingeleitet wird, den die politischen Ereignisse der Juliordonnanzen dann bei dem Dichter auch äußerlich zur Erscheinung brachten.

Zusammenfassung: Nicht, wie herkömmlich, von V. Hugos Katholizismus ist in der Zeit von 1820—1830 zu sprechen, sondern besser von einem biblisch gefärbten Panpsychismus, verquickt mit utilitaristischen und dichterischen Motiven.

Nr. 22.

Philosophie.

Eberhard Fahrenhorst, geb. zu Höxter (Weser) 1. IV. 99.

Reflexion und Leben bei Friedrich Schlegel.
*Ein Beitrag zum Studium des romantischen Individualismus.**

Ref.: Prof. Misch. Korref.: Prof. Nohl. Prüf.: 16. V. 23.

Die Arbeit versucht aus der Form des Erlebens bei Schlegel Schlüsse auf sein Wesen zu ziehen, um so den Einheitspunkt seines Lebens und Schaffens zu finden. Die psychologischen Grundbegriffe, deren die Analyse bedarf, werden in einleitender Erörterung der Ausdrücke Bewußtsein, Erlebnis, Reflexion behandelt.

1) Phänomenologie der Reflexion bei Schlegel. Jedem Erleben Schlegels ist bezeichnend Reflexion beigemischt, die aus ihm heraus zu Ernüchterung führt. Die Phantasiegefühle zur Füllung der entstehenden Leere sind nicht bindend; so stellt sich Lebensüberdruß ein. Schlegel findet den Grund für diese Friedlosigkeit in der Diskrepanz von »Gemüt« und Verstand, deren Harmonie eigentliches Ziel ist. Er weiß, daß es nur durch Liebe zu gewinnen wäre, daß diese, selbstlose Hingabe, ihm aber mangelt. Die romantische Lösung ist: er sucht Einheit vom Verstand her, indem er alle Werte in die Reflexion, in die reflektierte Form der Existenz verlegt: er entschließt sich »willkürlich«, und beginnt ein Bildungsdasein. Einheit ist die Totalität des Bildungsstrebens.

Dabei wird seine Anlage doppelt fruchtbar. Er begreift ihm verwandte

historische Erscheinungen (z. B. seine Analyse des Hamlet), andererseits läßt ihn die Sehnsucht nach Einheit alle vorgefundene umso klarer sehen: vor allem die griechische Antike wird hier Ideal. Die Art seiner Formulierungen erlaubt zu zeigen, daß die innere Dualität wirklich ein Grundphänomen war; selbst seine logischen Formeln spiegeln es wieder (sich im Genuß genießen, sich über sich selbst hinwegsetzen; Poesie soll Poesie der Poesie sein etc.)

Die Lösung des Problems, trotz der Reflexion zu Gestaltung zu kommen, liegt in ihrer Fruktifizierung, die aus einem Lebenshemmnis einen positiven Wert macht. Die Reflexion erscheint als höhere Instanz, als kritischer Geist. Durch sie werden Kunst, Religion, Selbsterkenntnis etc. in die kritische Klarheit des Bewußtseins gehoben und kommen erst so zur Vollendung. Solches Verfahren steht in meiner »Willkür« und ist unabhängig von der Wirklichkeit, die hier, ähnlich wie gegenüber den Phantasiegefühlen, unwichtig wird. Hier zeigt sich die neue Stellung des Menschen wirksam, der im 18. Jahrhundert sich selbst als eigenschöpferisch entdeckt, gelöst aus allen Bindungen.

Die letzte Konsequenz dieses Standpunkts ist die Ironie, die bei Schlegel zunächst durchaus positiv das Sich-erheben über die Einseitigkeit jedes bestimmten Standpunkts bedeutet. Andererseits zeigt sie negativ die Unabhängigkeit von allem Objektiven und die völlige innere Willkür an. Eine weiter gespannte Betrachtung wird die Reflexion auch nur als Symptom der veränderten Lage des Individuums begreifen. Doch ist die Reflexion das charakteristischste Symptom; auch Hegel nimmt sie so stets in sein System als das Spezifische des romantischen Wesens auf.

2) Geschichtsphilosophie. Die Tatsache der Reflexion bestimmt auch Schlegels Geschichtstheorie. In der hohen Stufe der Bewußtheit erblickt er selbst den Unterschied seiner Zeit gegen frühere Epochen. Er will ihn auf feste Begriffe bringen. Mit kantischen Formeln deduziert er eine doppelte Möglichkeit geschichtlicher Entwicklung: im Kreislauf — so die Antike — und in unendlicher Progression, die der Neuzeit gemäße Form, wo mit dem Verstande künstlich gebildet wird, was für ihn das Höhere ist. Gab er im Anfang, Einheit suchend, der Antike den Vorzug, so ging er später, zum Teil unter Schillers Einfluß, dazu über, die Tendenz seiner Zeit zu erhöhen, weil in ihr Freiheit und Fortschreitung sei. Aus der erkannten Lage kommt er aber nicht zu objektiver Gestaltung, weil alles (ursprünglich in der positiven Gesinnung, die Autonomie des Individuums voll zu wahren) bei der subjektiven Tendenz verbleibt.

3) Philosophisches System. Schlegels philosophisches System schlägt die Richtung ein, die der neuen Lage des Menschen und der neuen, durch Kant errungenen Anschauung vom menschlichen Geist entspricht. Die starren Begriffe der traditionellen Metaphysik sollen aufgehoben werden. Der Sinn der Epoche ist im Idealismus ausgedrückt, d. h. in der Tatsache, daß der Mensch »sich selbst entdeckt« hat. Nur allein das Unendliche darf — gegenüber der geltenden Dreiheit von Gott, Seele, Welt, — Idee genannt werden. In dieser Polarität von Ich und Unendlichem liegt Sinn und Grenze des Systems. Dem Wesen des Ich gemäß sollen genetische Begriffe das Unendliche organisch entfalten: Sehnsucht und Liebe erzeugen die Welt. Das lebendige Ineinandergreifen alles Geschehens soll gefaßt werden, was

nur in »dynamischem« Denken möglich ist — gegenüber starren Begriffen wie »Ding,« »Sein« und Spinozas »Substanz.«

In eben jener aus der isolierten Stellung des Ich resultierenden Polarität liegt aber auch der Grund, weshalb Schlegel nicht zur Ausbildung der gewollten neuen Systematik kommt. Diese Lage enthält in sich die Unmöglichkeit von Erfüllungen, wie denn hier die Tendenzen zur Verabsolutierung des Individuellen zusammengehen mit gleich elementaren zu jeder Bindung des Ich. Aus dem Grunderlebnis der Polarität fällt er stets zurück in den alten Gegensatz von Werden und Sein, welches er, wie jenen von Ich und Welt, überwinden möchte.

4) Religion und Katholizismus. Die gleiche Doppelseitigkeit der romantischen Lage ist ein Grund für Schlegels Uebertritt zum Katholizismus. Sein Religionsbegriff trägt den »künstlichen« Charakter; auf Grund seines Wissens vom Wesen der Religion will er eine neue stiften. Nicht religiöse Erschütterung, sondern das Wissen vom Heiligen erweckt ihm Begeisterung. Religion ist ein Gefühl für das Unendliche, in das jede Regung in der letzten Steigerung einmündet. Diese individuelle, bewußte, mit Formulierungen Schleiermachers übereinstimmende Form religiösen Erlebens, die ausgesprochen pantheistischen Charakter hat, ist die der besprochenen polaren Stellung, der neuen Lage des Individuums entsprechende, qualitativ gegenüber früher andere, aber nicht geringere Form der Religiosität.

Schlegels Uebertritt zur katholischen Kirche läßt sich kontinuierlich aus früheren Anschauungen entwickeln. Das Suchen der aus der ungebundenen Subjektivität heraus vergeblich erstrebten Einheit findet seine Erfüllung im Katholizismus. Ein weiteres Motiv ist eine, der Romantik überhaupt eigentümliche, konservative Gesinnung — die später in den Ideen der Reaktion allgemein wird — die gleichzeitig der altdeutschen Kultur und der Kirche zustrebt. Die im Ich elementare Tendenz zur Bindung siegt über seine Autarkie.

5) Die geistesgeschichtlichen Zusammenhänge. Die Herausbildung der an Schlegels Lebensproblematik zu studierenden geistigen Lage läßt sich durch das 18. Jahrhundert kontinuierlich verfolgen. Schon das noch ganz geschlossenes Kulturgebilde gewordene Rococo zeigt sich im weiteren Verlauf durchpulst von neuen Gefühlen; zugleich erwacht die Reflexion, lähmt aber noch nicht die Gestaltungskraft. Für diese innere Veränderung des Rococo ist sichtbarstes Zeichen die elementare Wirkung der reflektierten Naturschwärmereien Rousseaus. Dann wird der Durchbruch im Sturm und Drang verfolgt, schließlich Schillers Erkenntnis, daß der einzige Weg der Ueberwindung in der Anerkennung der vom Ich gesetzten Gesetze liegt, nicht im Pochen auf die Willkür in ihrer Aufhebung.

6) Die subjektive Wendung in der Musikgeschichte. Die in der Reflexion zum Ausdruck gekommene Wendung des Subjekts auf sich selbst zurück ist deutlich innerhalb der Musikgeschichte am definitiven Uebergang vom polyphonen zum homophonen Stil zu erkenen. Es eignet an sich der polyphonen Linie ein objektiverer Charakter als der »subjektiven« harmonischen Struktur, sodaß zum Ausdruck spezifisch subjektiver Gefühle immer homophone Anlage, zum Ausdruck vom Subjekt abgewandten, einem Gegenständlichen hingegebenen Erlebens — besonders innerhalb des Religiösen — die polyphone gewählt wurde.

7) Zusammenfassung. Ein letzter Abschnitt faßt die Betrachtung über das an Schlegel zu erkennende romantische Wesen zusammen, soweit er dafür bezeichnend ist. Viele Aeußerungen, zumal von Novalis, weisen auf die innere Unmöglichkeit, vom alleinstehenden Subjekt her zu Gestaltung zu kommen: Schlegel sieht an seinen eigenen Jugendtendenzen vor allem das Unverbindliche — das doch ursprünglich einen positiven Sinn hatte. Es gerät keine geschlossene Kultur. Der Geist bedarf der zu gestaltenden Substanz. So lehnt auch Hegel die Romantik, allein negativ ihre Bindungslosigkeit sehend, in ihrer schwankenden Subjektivität und dem bezeichnenden Streben nach »Substantiellem« ab.

Nr. 23. Pädagogik.

Julius Gebhard, geb. zu Hamburg 22. I. 84.

Der Sinn der Schule.

Ref.: Prof. Nohl. Prüf.: 9. V. 23.

Die Dissertation ist als Heft 1 der „Göttinger Studien zur Pädagogik", herausgegeben von Prof. Dr. Herman Nohl, bei Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen 1923 erschienen.

Nr. 24. Philosophie.

Johannes Wagner, geb. zu Cadenberge (Unterelbe) 2. XI. 93.

*Die Kritik an der Philosophie Kants im Kreise um Bolzano und Brentano.**

Ref.: Prof. Misch. Korref.: Prof.: Nohl. Prüf.: 9. V. 23.

Die Abwendung von Kant, die in der gegenwärtigen Philosophie Schule macht, zieht einen großen Teil ihrer Kraft aus den Lehren Bolzanos und Brentanos, die schon auf Grund der scholastisch-katholischen Tradition im Gegensatz zu Kant standen. Die Aufgabe dieser Arbeit ist es, einmal die von diesen Philosophen und ihren Schülern gegen Kant vorgebrachten Argumente systematisch zusammenzustellen und aus dem Zusammenhang der Lehren dieser Philosophen herzuleiten. Dabei tritt die Entwicklung des antikantischen objektiven Einsatzes der Philosophie seit Bolzano hervor. Die Auseinandersetzung mit den Argumenten lehrt, daß sie häufig auf einem Mißverständnis der kantischen Lehren beruhen, und so ergibt sich die weitere Aufgabe, hinter diesen Mißverständnissen die wesentlichen Gegensätze herauszustellen.

I. Die historische Entwicklung der Polemik gegen Kant.

1. Bolzano nimmt seinen Standort in der logischen Sphäre der Sätze und Begriffe, sucht aber durch die Analyse dieser rein logischen Gegenstände zugleich Aufklärung über ontologische Zusammenhänge. Dabei ergibt sich eine Kritik der Hauptbegriffe Kants. Sein Schüler Prihonsky hat diese Argumente zu einem Buche »Neuer Antikant« zusammengefaßt.

a) Als Grundgegensatz der Methode Bolzanos zu derjenigen Kants hebt Prihonsky hervor, daß man ausgehen müsse von der inneren Beschaffenheit der Sätze, Begriffe und Anschauungen an sich, und nicht wie Kant fälschlich tue, von der Untersuchung der Natur unserer Erkenntnisvermögen. Damit ist das Prinzip der Gegenstandslogik ausgesprochen.

b) Aus diesem Gesichtspunkt erfolgt dann die Kritik aller wesentlichen

Begriffe der K. d. v. V. Während Kant diese Begriffe von der Frage aus gewonnen hat, was von dem Bestande der Erfahrung als Leistung des schöpferischen Verstandes gedacht werden muß, um die Möglichkeit der Erfahrung überhaupt zu begreifen, setzt Bolzano diesem Verfahren stets die aus der vorkantischen Philosophie überkommene Frage entgegen: Was ist über diese Begriffe auf Grund der Einsicht in ihre innere Beschaffenheit auszusagen? und stellt dann fest, daß das von Kant über diese Begriffe Ausgesagte nicht aus der Analyse ihrer inneren Beschaffenheit hervorgeht. Da er jedoch bei der Frage nach der inneren Struktur meist bei formal-logischen Feststellungen stehen bleibt, so berührt er das eigentlich kantische Problem des Gegenstandes und der Gegenstandsconstitution nicht.

c) So wird im Gegensatz zu der Kantischen eine Kategorieenlehre gefordert, welche die letzten Elemente der Vorstellungen und ihre einfachsten Verknüpfungsweisen feststellt.

d) Schließlich ist schon bei Bolzano angedeutet, daß Form und Inhalt im Gegenstand lokalisiert sind.

2. Brentano führt den gegenständlichen Einsatz einen Schritt weiter mittels der scholastischen Lehre von der Intentionalität. Die Evidenz wird aber dabei nicht im Inhalt, sondern im Akt lokalisiert, (»Als richtig charakterisierte Akte« des Urteilens, Liebens usw.) wodurch die auf dem materialen Wahrheitsbegriff beruhenden Argumente wegfallen. Von hier aus richtet sich die Polemik

a) gegen die kopernikanische Tat. Sie ist »eine widernatürlich kecke Behauptung.«

b) gegen die Rechtfertigung allgemein giltiger und notwendiger Sätze durch apriorische Synthesen. Solche Sätze sind nicht einsichtig, und können daher nur blind und willkürlich gesetzt sein.

c) gegen den Phänomenalismus, inbesondere den psychologischen.

Die Begründung der Evidenz auf analysierbaren, objektiven Beständen geschieht dann in verschiedener Weise bei den von Brentano ausgehenden Denkern.

3. Marty, sonst in der Hauptsache sich an die Argumente Brentanos haltend, übt eine besonders ausführliche Kritik an der Behauptung, daß alle Objekte der Erkenntnis bewußtseinsimmanent sein sollen, was zu völligem Relativismus führen müsse; ferner hebt er das Zusammenbestehen von Form und Inhalt im Objektiven selbst hervor.

4. Stumpf nimmt als das zu analysierende Gegebene nur die immanenten Bewußtseinsinhalte. Seine Kritik baut sich auf an dem Argument, daß es unstatthaft ist, die im Gegebenen als Eins vorliegenden materialen und formalen Bestandteile auseinanderzureißen. Aus diesem Fehler Kants gehen die übrigen hervor, die kopernikanische Tat, die Behauptung uneinsichtiger apriorischer Sätze, die auf den Formen der schöpferischen Synthese aufgebaute Kategorieenlehre.

5. Bei Scheler kehren die bisher entwickelten Argumente unter Aufnahme der Gedanken Husserls in scharfer Formulierung wieder.

II. Die Typik der Argumente gegen Kant.

Bei aller Verschiedenheit der Ausgangspunkte der objektiven Philosophie kehren typisch bestimmte Argumente und Thesen gegen Kant wieder.

1. Die Wahrheit des Urteils liegt begründet in seiner Uebereinstimmung mit dem Gegenstand und nicht in der Einheit des schöpferischen Verstandes.

2. Daher hat die Erkenntnistheorie einzusetzen bei der Analyse des Objektiven, und nicht bei der Analyse der Erkenntnisvermögen, Funktionen und Akte.

3. Die uneinsichtigen, nur in dem gesetzmäßigen Funktionieren des Geistes begründeten »apriorischen Urteile« Kants können ihren Anspruch auf Allgemeingiltigkeit und Notwendigkeit nicht halten.

4. Die Behauptung, daß die formalen Bestandteile des Objektiven ihren Ursprung im schöpferischen Geist haben, steht im Widerspruch mit dem gegebenen Tatbestand. Im Objektiven sind die formalen und materialen Bestandteile gegeben.

5. Die Kategorieenlehre hat daher die letzten Elemente des Objektiven, und nicht die Formen der Synthesis aufzuweisen.

6. Nicht alles Gegebene ist sinnlich Gegebenes. So sind auch die kantischen »formalen Bestandteile« z. T. überempirische Gegebenheiten.

III. Kritik der gegen Kant vorgebrachten Argumente.

Das Hauptgebrechen der meisten dieser Argumente ist, daß sie nicht auf das eigentliche Problem Kants, das Problem der Constitution der gegenständlichen Welt, eingehen. Kant faßt das philosophische Problem der gegenständlichen Welt bei der Einheit der Erkenntnis an, auf die das Faktum der Wissenschaft bezogen ist. Diese Einheit wäre nicht möglich, wenn alles in dieser Erkenntnis Gegebenes wäre. Er sucht daher rückschließend aufzuweisen, wie diese Einheit aus der Einheit des schöpferischen Geistes entspringt.

Die Kritik mißdeutet diesen Rückgang Kants auf die Formen des schöpferischen Geistes, als genetisch psychologische Analyse im Sinne Lockes. Wäre es so, dann hätte Stumpf recht, daß die Wiedervereinigung von Stoff und Form nicht gelingen kann. Die Auseinandersetzung des objektiven Einsatzes mit dem transscendentalen der kantischen Philosophie darf nicht bei der bloßen Negation stehen bleiben, daß die Untersuchung der geistigen Kräfte und Funktionen nicht das erste ist, sondern es muß gefragt werden, ob die Einheit der gegenständlichen Welt durch Analyse des Objektiven begreiflich ist, ohne daß auf die Leistung des schöpferischen Geistes zurückgegriffen wird. Daß die Aufgabe in den behandelten Lehren nicht so gefaßt wird, zeigen auch die Ansätze zu einer der kantischen entgegengesetzten Kategorieenlehre, der die Aufgabe gestellt wird, die letzten Elemente und Verbindungsweisen des Gegebenen aufzufinden, aus denen die gegenständliche Welt zusammengesetzt ist. Vom compositum aus aber ist das totum, das Kant im Sinne hat, nicht zu erreichen. Die Polemik gegen Kant geht an dem Kern vorbei, solange nicht erfaßt ist, daß bei Kant die Frage, wie die Erkenntnis des Gegenstandes möglich sei, verbunden ist mit der tieferen, wie der Erkenntnisgegenstand als Gegenstand möglich ist.

Werner Spohr, geb. zu Verden (Aller) 15. II. 01.

*Das Problem eines Systems der Künste.**

Ref.: Prof. Nohl. Korref.: Prof. Misch. Prüf.: 6. VI. 23.

Das Problem der Arbeit ist die Mannigfaltigkeit der Künste, d. h. die Tatsache, daß es eine Vielheit einzelner, von einander deutlich unterschiedener Betätigungen menschlichen Geistes gibt, denen etwas Gemeinsames zu Grunde liegt, so daß sie unter den Begriff »Kunst« zusammengefaßt werden können. Die Empirie nimmt diese Mannigfaltigkeit als ein zufälliges Nebeneinander, das durch die Sinnesorganisation oder die Material-Verschiedenheit bedingt ist. Systematischer sind schon solche Versuche, die die Künste nach ihrem Verhältnis zu Raum und Zeit zu gruppieren bemüht sind, eine Einteilung, die, wenn sie auch zu gewissen Stilgesetzlichkeiten führt, dem eigentlichen Wesen des Künstlerischen doch äußerlich bleibt.

Demgegenüber entsteht die Grundfrage: gibt es eine geistige Einheit, die hinter dieser Mannigfaltigkeit steht, und läßt sich die Gestalt dieser Einheit zeigen, die dann die Stellung einer jeden Kunst in einem gesetzmäßigen Zusammenhang bedingt? Womit dann auch vielleicht die immer wieder auftretende Frage nach der Rangordnung der Künste ihre systematische Lösung fände. Da das Problem aufs engste mit dem weiteren zusammenhängt, ob die Kunst als Ganzes nun wieder mit Religion, Wissenschaft usf. in einen höheren Zusammenhang verknüpft ist, so mündet das spezielle Problem eines Systems der Künste in das allgemeinere eines Systems der Kultursysteme.

Um einen ersten Ansatz für den modernen Aufbau des Kunstsystems zu gewinnen, geht die Arbeit aus von den historischen Lösungen dieser Frage, und benutzt die in der Epoche des deutschen spekulativen Idealismus, in der Hauptsache von Kant, Schiller, Schelling, Hegel und Schopenhauer gemachten Versuche als Modell, um die verschiedenen Möglichkeiten der Lösung dieses Problems vorzulegen.

Das Problem taucht in seiner Vollständigkeit zum ersten Male auf bei Kant. Kant, dessen Philosophie die gültigen apriorischen Formen der Kultursysteme aus der Fülle ihrer Erscheinungen herauszulösen und sie womöglich mit einander in Beziehung zu setzen suchte, indem er sie als als einen gesetzmäßigen Zusammenhang aus der Einheit des Bewußtseins ableitete, hatte auch die Stellung der Kunst im Ganzen der Kultur bestimmt. Bedeutet dieser Blick Kants für die Konstruktion der Kunst die Grundlegung für jeden nachfolgenden Aufbau, so bleibt doch die innere Gliederung der Kunst bei ihm äußerlich, indem er — des vorläufigen Charakters seines Versuches sich wohl bewußt — ihren Einteilungsgesichtspunkt, statt aus dem Zusammenhange seiner Konstruktion, aus einer vermeintlichen Analogie zu den Arten des menschlichen Ausdrucks hernimmt.

Den Ansatz zu solchem inneren spekulativen Aufbau des Kunstsystems gibt Schiller. Die Kategorien des Naiven und Sentimentalen, gewonnen aus einer Analyse des Gegensatzes der eigenen Kunst zu der Goethes, erhalten eine systematische Vertiefung durch ihren Bezug zu dem im Spieltrieb geeinten Stoff- und Formtrieb des Menschen, wodurch, durchaus in Parallele zu Kants Fundierung der Kultursysteme in der Einheit des

Bewußtseins, die Grundform des spezifisch künstlerischen Bewußtseins in zwei Komponenten gespalten wird, von denen im künstlerischen Produktionsakt jeweils die eine überwiegt.

Was Schiller durch Zuordnung poetischer Stilgattungen zu den beiden Kunstformen schon angedeutet hatte, erweitert Schelling, nur daß er die von Kant und Schiller gewonnenen Ergebnisse ins Metaphysische wendet. Er weist der Kunst ihren systematischen Platz im Entwicklungszusammenhang des Absoluten an, daß sie nämlich die in den übrigen Kultursystemen einseitig erfaßten Formen der Welt zur Totalität zusammennimmt, und gliedert die Kunst in die beiden entgegengesetzten Reihen der redenden und bildenden, der bewußtlosen und bewußten Künste, indem er die Schillerschen Kategorien zu den Unterschieden der Ideenkonzeption und Gestaltung ausweitet, die als »Poesie in der Kunst« und »Kunst in der Kunst« die durch alle Künste hindurchgehenden antinomischen Elemente sind, aber in den einzelnen Künsten mehr oder weniger überwiegen.

Durch Hineinnahme des bei Schelling fast völlig fehlenden historischen Gesichtspunktes in die systematische Betrachtung wird Hegels Philosophie in erhöhtem Maße Kulturphilosophie. Hegel faßt den metaphysischen Weltgrund als das sich selbst denkende Absolute, sieht also in ihm irgend ein Vernünftiges, und muß dann konsequent dem Kultursystem, das auf denkerischen Erlebnissen aufbaut, die Priorität zuerteilen. Die Folge für die Kunst ist, daß Hegel, da er sie der Philosophie unterordnet, sie im geschichtlichen Prozess ihre Funktion an die Philosophie abgeben läßt, und für diese Stufe nur noch eine Form in ihr sieht, deren relative Daseinsberechtigung zwar nicht angetastet werden kann, in der aber das volle Leben nicht mehr Gestalt zu gewinnen vermag. Aus diesem Verhältnis von Idee und Gestalt ergibt sich das Hilfsmittel für die systematische Gliederung der Kunst, indem aus dem systematischen Wandel dieses Verhältnisses die historische Abfolge verstanden werden kann, derart, daß ein Fortschritt stattfindet von einem Ueberwiegen der Gestalt über die Idee zur Einheit beider und zu einem Ueberwiegen der Idee über die Gestalt. So ergeben sich die allgemeinen »Kunstformen« des Symbolischen, Klassischen und Romantischen mit ihren weltanschaulich verschiedenen Funktionen. Hatte Schelling die Künste nachdem Ueberwiegen der Idee oder der Gestalt eingeteilt, so leitet Hegel hieraus zunächst diese Stilkategorien ab und setzt erst zu ihnen die einzelnen Künste in Beziehung. Er rechtfertigt das durch den Nachweis, daß zwischen dem Aufbau der einzelnen Kunst und der Strukturdieser »Kunstformen« eine tiefgreifende Parallelität besteht, und bezeichnet so die Architektur als symbolische Kunst, die Plastik als klassisch im Sinn der rhyhtmisch harmonschen Funktion, Malerei, Musik und Poesie als romantisch im Sinne der Expressionsfunktion. So sind die Künste bei Hegel unterschieden durch ihre verschiedenen weltanschaulichen Bedeutungen. Die Kritik ergibt, daß das zwar nicht das letztlich Bedingende des Auseinanderfallens der Kunst in eine Mannigfaltigkeit von Künsten sein kann, denn die Stilformen greifen, wie Hegel selbst sehr wohl sieht, durch alle Künste hindurch, und es handelt sich also immer nur um ein Mehr oder Weniger. Daß aber die Künste aus verschiedenen Bewußtseinsstellungen zur Wirklichkeit abzuleiten sind, daß es ein bestimmtes plastisches, musikalisches Weltgefühl usf. gibt, diese Erkenntnis bedeutet jedenfalls eine der wertvollsten Einsichten der spekulativen Aesthetik überhaupt, wenn auch bei Hegel die Frage offen

bleibt, ob diese spezifischen Grundgefühle, aus denen die einzelnen Künste entspringen, nicht weiter abgeleitet werden können, etwa so, daß sie durch eine eigen strukturierte Schicht der Welt bestimmt sind, auf die sie Bezug haben.

Schopenhauer bejaht diese Frage. Nach ihm verobjektiviert eine jede Kunst außer der Musik eine spezifische objektive Idee, z. B. die Baukunst die Schwere; und aus dem Stufenaufbau dieser Ideen bestimmt sich die Stellung der Künste, wobei im Dunkel bleibt, woher sich dieser Stufenaufbau der Idee beweist. Im Gegensatz zu dieser Funktion der Gestaltung, die den übrigen Künsten eignet, hat die Musik die Funktion der Expression. Und ist für Schopenhauer die Kunst überhaupt mehr als Philosophie, weil in ihr das Erkennen sich zu der dem Wesen der Welt unmittelbaren Kontemplation erhebt, so ist, in Konsequenz des idealistischen Grundgedankens, wonach letztes Ziel die Indifferenz von Subjekt und Objekt ist, die Musik die höchste Kunst, weil hier beide zur tiefsten Einheit verknüpft sind, in Schopenhauers Fassung: weil in der Musik der Weltwille selbst sich ausspricht. Die Sonderstellung der Sprache gegenüber den übrigen Künsten bei Schelling, die doch bei ihm nur das Ueberwiegen der einen der beiden in jedem Produktionsprozess zusammengehörigen Funktionen bedeutet, wird so bei Schopenhauer vollständige Trennung von Ausdruck und Gestaltung. —

Für die beiden Hauptfragen der Kunstsystematik ist das Ergebnis: weil jene Versuche der spekulativen Systematik, sobald sie Wissenschaft geben wollen, dem Zirkel der geisteswissenschaftlichen Begriffsbildung verfallen, so ist damit der Beweis erbracht, daß eine Systematik der Kultursysteme vom »wissenschaftlichen« Denken nicht erreicht werden kann. Denn die Einzelbegriffe der Kultursysteme: Kunst, Recht, Wissenschaft usf. sind die höchsten Oberbegriffe, hinter die das diskursive Denken nicht zurückkann. Ihre Systematisierung, die ihre Ableitung aus einer Einheit in einen gegliederten Zusammenhang bedeuten würde, kann deshalb nicht wissenschaftlich erreicht werden, weil die Einheit der Person nur im Erlebnis gegeben, aber nicht regressiv auffindbar ist. Die spekulativen Versuche, hier zur Totalität zu gelangen, behalten also durchaus Antizipationscharakter.

Anders bei der inneren Systematik, d. h. der Abgliederung der einzelnen Künste, Wissenschaften usf. aus ihrem allgemeinen Oberbegriff. Da vermag das wissenschaftliche Denken vorwärts zu kommen. Es hat sich der hier waltenden Doppeltheit des Ansatzes bewußt zu bleiben. Denn daß es überhaupt Wissenschaft, Kunst usf. gibt, ist nur aus Bedingungen des Subjekts zu begreifen; daß es aber einzelne Wissenschaften, einzelne Künste gibt, ist aus Bedingungen der objektiven Wirklichkeit zu verstehen, auf die sie bezogen sind; daß es also z. B. Malerei gibt, ist zweifach abzuleiten: 1. weil es Kunst gibt, 2. weil es eine spezifische Seite der Welt gibt, der gegenüber die Malerei spezifische Mittel der Erfassung und Darstellung ausgebildet hat. So ist grundsätzlich die Synthese Hegel-Schopenhauer zu vollziehen. Wie die Diltheyschen Typen der Weltanschauung sich durch alle Kultursysteme hindurchziehen, so greift die von Hegel zuerst gesehene Mehrfachheit der Kunstfunktion durch alle Künste hindurch. Die einzelne Kunst aber scheint wie die einzelne Wissenschaft ihren selbständigen Ursprung in dem Gegenstandsgebiet zu finden, und eine Systematik dieser einzelnen Künste würde daher in ähnlicher Weise zu versuchen sein wie die Systematik der Wissenschaften.

Nr. 26. Alte Geschichte.

Ernst Meyer, geb. zu Pinneberg (Schleswig-Holstein) 21. II. 98.

Die Grenzen der hellenistischen Staaten in Kleinasien.

Ref.: Prof. Kahrstedt. Korref.: Prof. Pohlenz. Prüf.: 18. VII. 23.

Der erste Abschnitt behandelt zunächst die Grenzen der persischen Satrapien und ihre Besetzung unter und nach Alexander, sodann die Zeit bis 281 v. Chr. Betreffs der Ausdehnung des lysimachischen und pleistarchischen Reiches schließt sich Verf. der Beloch'schen Auffassung an, die durch einige neue Bemerkungen gestützt wird. Wesentlich Neues bringt dieser Abschnitt nicht. Der Hauptabschnitt behandelt die territorialen Verhältnisse des dritten Jahrhunderts bis zum Frieden von Apamea, zunächst die ptolemaeischen Besitzungen an der Südküste. Sie reichten in Kilikien von östlich Seleukeia am Kalykadnos bis Ptolemais, in Pamphylien war sicher Aspendos ptolemaeisch, Lykien und Kaunos wurden wohl 285 ptolemaeisch. Das nächste Kapitel gibt eine sicher begründete Geschichte des rhodischen Festlandbesitzes. Um 336 war rhodisch ein etwa 10 km breiter Küstenstreif von Kyllandos und Idyma einschliesslich bis Physkos, dazu die Westküste des Golfs von Telmessos mit Daidala und Krya (Demos *Κρυασσεῖς*) und die Insel Megiste. 323 wurde dazu erworben das Land um den Kessel von Mughla, um 241 Stratonikeia, 197 Kaunos. In Westkarien waren seit 280 ägyptisch Halikarnass, Myndos, Knidos, wahrscheinlich seit ca 262 Bargylia, Iasos und Umgebung. Antigonos Doson hatte in Karien keine Besitzungen. In Ionien wurden um 280/79 ptolemaeisch Milet, Herakleia, Samos, dazu um 262 Ephesos und Priene (?). Der gesamte ionische Besitz ging infolge der Schlacht von Kos (um 261) um 259 verloren. Nach 245 waren ptolemaeisch, wenigstens nominell: Milet, Samos, Priene, Ephesos, Lebedos, Erythrai, Abydos. Philetairos besaß nur die nächste Umgebung von Pergamon, dazu nahe Beziehungen zu Aigai und Temnos, Eumenes I. erweiterte das Reich durch den Sieg bei Sardes bedeutend. Grenzen: Ida östlich Antandros, Kastelle bei Kiresün, zwischen Nakrasa und Thyateira, Westrand der hyrkanischen Ebene, Kap Hydra. Von den Eroberungen der Jahre 226 ff eroberte Attalos I. 218 zurück die Aeolis, die Troas und das Land bis zum Makestos; im Vertrage von 216 mit Antiochos III. mußte er alles aufgeben mit Ausnahme einiger griechischer Städte; auch diese fielen 197/6 von Eumenes II. ab. Bithynien reichte im Anfang nur bis an den Sangarios nördlich Nikaia; Ziaelas eroberte alles bis zur galatischen Grenze; Prusias I. machte im Süden große Eroberungen bis an Rhyndakos und Olymp, dazu die spätere *ἐπίκτητος*. Das nördliche Kappadokien reichte schon im Anfang bis ans Gebiet von Herakleia, im übrigen waren die Grenzen der beiden Kappadokien etwa so, wie auf Karte VII der Formae orbis antiqui. Daß das südliche Kappadokien erst nach 280 als selbständiges Reich entstand, wird durch neue Gründe gestützt. Nicht seleukidisch waren ferner Galatien, Paphlagonien, die Tauroslandschaften und die Fürstentümer der Teukriden von Olba, der Zenophaniden in Kilikien, des Hauses des Lysias im südlichen Phrygien und andere Dynasten. Zum Schluß gibt Verf. noch eine Zusammenfassung der territorialen Geschicke des Seleukidenreiches in Kleinasien bis 189. Ein Anhang gibt einige Bemerkungen über Kleinasien nach dem Frieden von Apamea, eine Zusammenstellung der Zeugnisse für die

pergamenische Herrschaft und vor allem eine Darstellung der bithynisch-pergamenischen Grenze. 183 wurden pergamenisch und blieben es bis zum Schluß die gesamten Gebiete östlich des Sangarios bis zur galatisch-paphlagonisch-pontischen Grenze mit Ausnahme des nördlichsten Teiles zwischen dem Sangarios und Herakleia. Pergamon erreichte hier mit Tios und Masdye die Küste des Pontos. Nur Tios wurde nach 179 an Bithynien zurückgegeben.

Nr. 27. Mittlere und Neuere Geschichte.

Elisabeth Blochmann, geb. zu Apolda 14. IV. 92.

Die Flugschrift »Gedencke, daß du ein Teutscher bist«. Ein Beitrag zur Kritik der Publizistik und der diplomatischen Aktenstücke.

Ref.: Prof. Brandi. Prüf.: 15. XI. 22.

Die Dissertation ist erschienen in dem »Archiv für Urkundenforschung«, herausgegeben von Brandi und Breßlau, VIII, Berlin 1923.

Nr. 28. Mittlere und Neuere Geschichte.

Helene Borkenhagen, geb. zu Swinemünde 29. IX. 85.

Die Geschichte Ostfrieslands unter hannoverscher Herrschaft 1815–1866.

Ref.: Prof. Brandi. Korref.: Prof. A. O. Meyer. Prüf.: 20. VI. 23.

Die Arbeit erscheint in dem Jahrbuch der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer in Emden« vom Jahrgang 1923 an.

Nr. 29. Mittlere und Neuere Geschichte.

Bernhard Dammermann, geb. zu Fintel (Prov. Hannover) 6. I. 95.

*Lothar Bucher in England, vor allem nach seinen Berichten an die Berliner Nationalzeitung von 1850–61.**

Ref.: Prof. Darmstädter. Korr.: Prof. A. O. Meyer. Prüf.: 2. V. 23.

Zaddach hat in »Lothar Bucher bis zum Ende seines Londoner Exils« B. s. Werdegang bis 1850 in einer allen Ansprüchen genügenden Art behandelt. Aber die Londoner Zeit, die wichtigste Epoche seiner politischen Entwicklung, ist darüber zu kurz gekommen. In vorliegender Arbeit wird der Versuch einer eingehenden Darstellung von B. s. Entwicklung und Wandlung während seiner Verbannung gemacht.

1. Abschnitt: Bucher als Demokrat. Zunächst wird ein Bild von B. s. Stellung innerhalb der Londoner Flüchtlingswelt und im Prinzipienkampf zwischen Reaktion und Freiheit entworfen unter besonderer Berücksichtigung seiner Feindschaft gegen Rom und Orthodoxie. Anschluß in England suchte der radikale Demokrat unter dem Eindruck von Carlyles Latter-Day Pamphlets zunächst bei Radikalen und Chartisten und übte kurze Zeit eine scharfe, sozialistische Kritik an den englischen Zuständen. Kommunistische Tendenzen der Chartisten und der gewaltige Eindruck des englischen Wirtschaftslebens führten ihn bald auf die bürgerliche Seite zurück. Die Freihandelstheorie gewann Leben, mit Cobden und Manchester setzte er sich auseinander. Aber ihre materialistische Engherzigkeit und ihr Eintreten

für allgemeine Abrüstung vor dem Sieg über die Reaktion stieß ihn von ihnen ab. Zugleich gab er der Selbstverwaltung den Vorzug vor privaten Assoziationen. Seine Stellung zu Verfassungsfragen wurde lange von der Furcht vor einer monarchischen Reaktion bestimmt, jede Zentralisation blieb ihm verhaßt. Am Parlament fand er in dieser und in sozialer Hinsicht manches zu tadeln, erkannte bald, daß ein ausdrückliches oder stillschweigendes Abkommen der beiden Adelsfraktionen die Grundlage des parlamentarischen Systems bildete. Doch alles wurde aufgewogen durch die Ueberzeugung, daß die öffentliche Meinung imstande sei, jeden Mißbrauch der Gewalt zu verhindern. Seine Beobachtungen auf dem Gebiet der auswärtigen Politik ließen ihn bald erkennen, daß der Egoismus die Grundlage der Politik sei. Doch glaubte er, die Einsicht des englischen Volkes halte es fest bei der Sache der Freiheit, die ihm ebenso wie sein Weltbürgertum der ferne »Polarstern« blieb.

2. Abschnitt: Der Ketzer. Urquhart. Urquhart nahm B. im Sommer 1853 den schon durch Carlyle erschütterten Glauben an die öffentliche Meinung, zerbrach damit sein System. Um Englands Politik während der Orientkrise erfassen zu können, suchte B. dann unter U. s. Leitung und Beihilfe von Toulmin Smith die diplomatische Geschichte der letzten Jahrzehnte und die Entwicklung des englischen Regierungssystems von den Anfängen an zu erforschen. Mißtrauen als stärkste Triebfeder und die Monomanie U. s. ließen ein sehr einseitiges Bild entstehen, das aber äußerst wertvoll war, weil es gerade die Züge enthielt, die in den bisherigen Vorstellungen deutscher Liberaler von England fehlten. Schließlich kam B. zur völligen Ablehnung des parlamentarischen Systems, weil es Gemeinsinn und Verantwortlichkeit untergrabe und verräterische Außenpolitik nicht verhindere. Als Abhilfe schlug er mit U. und Gneist, aber im Gegensatz zu S., Wiedereinsetzung des von der Krone ernannten, rechtlich verantwortlichen privy council vor, wollte durch die innere Politik die auswärtige von der expediency zurückführen zum romantisch verklärten alten Völkerrecht, wodurch die Erkenntnis vom Egoismus des Staates verdunkelt wurde. Der »Parlamentarismus, wie er ist« und seine Wirkung werden eingehend besprochen. B. endete in kritischer Zersetzung aller politischen Begriffe und Systeme, die ihm den Weg bahnte zur vollständigen Beugung unter die Wirklichkeit.

3. Abschnitt: Bucher als Deutscher. Mit dem Pariser Frieden war sein Kampf gegen expediency gescheitert, auf die Zersetzung seines Systems folgte müde Resignation. Aber der Gedanke an Auswanderung nach Amerika blieb unausgeführt, da die Aufgabe, Deutschland zu warnen, ihn nicht losließ. So arbeitete er in den nächsten Jahren seine Anschauungen über Realpolitik heraus, an deren Spitze der Satz steht: »Der Staat ist sich Selbstzweck; seine Mission ist sich zu erhalten und vervollkommen«. Damit wuchs er völlig über das Parteiwesen hinaus, wurde schlechtweg Deutscher, obwohl er die demokratische Grundlage beibehielt und nach der sozialen Seite hin ausbaute. Deutschland sollte sich ganz auf seine eigene Kraft stellen und nicht falschen Göttern vertrauen. Weil er gegen jede Verringerung deutschen Machtgebiets war, verwarf er das Nationalitätsprinzip und war Großdeutscher. Seine Stellung in den Kämpfen um 1859 wird eingehend dargestellt.

Schluß: Das Ergebnis seiner Entwicklung wird gezogen, seine politischen Fähigkeiten und Mängel werden festgestellt. Unfähig zu selbständiger politischer Tätigkeit, war B. doch an zweiter Stelle von unschätzbarem Wert. Schließlich werden noch das Zerfließen seiner großdeutschen Hoffnungen und sein Suchen nach dem Mann bei Lassalle und Bismarck gewürdigt.

Nr. 30. Mittlere und Neuere Geschichte.

Leo R. Delfoss, geb. zu Ronse (Flandern) 3. IX. 95.

*Die Jugend Karls V.**

Ref.: Prof. Brandi. Korref.: Prof. Walther. Prüf.: 25. IV. 23.

Ein Versuch die Jugendentwicklung Karls V. in ihren Grundzügen einheitlich darzustellen.

1. Die Mutter. Die Geschichte der Mutter Karls V. hat inbezug auf die Wesensgestaltung und Lebensstimmung des Kaisers die größte Bedeutung. Juana von Castilien ist von 1507 bis zu ihrer Todesstunde 1555 zuerst in Arcos, dann in Tordesillas als Geisteskranke in Gewahrsam gehalten worden. Es wird der Versuch gemacht nachzuweisen, daß die Königin in der Tat niemals geisteskrank gewesen ist. Ihre Reklusion ist zunächst aus Staatsgründen erfolgt: ihr Vater wollte verhindern, daß ihr Gemahl und später ihr Anhang in Castilien zur Regierung komme. Die ihr dabei zur Last gelegten Handlungen haben indessen mit Wahnsinn nichts zu tun. Doch wurden sie, von den Absichten und Zielen der Juana losgelöst, als Krankheitssymptome gedeutet.

Eine Darstellung der Ereignisse welche mit dem (bisher unbeachteten) Vergleich der Granden vom 18. Sept. 1506 in Verbindung stehen, beleuchtet die Haltung der Königin von einer neuen Seite (Anhang III). Die Korrespondenz (1518—1522) des Gouverneurs von Tordesillas zeigt uns wie die Gefangene in der Zeit der Comunidades mit freiem Sinne und einem sichern Verantwortungsgefühl hervortritt (vgl. 5). Als sie sich um ihre Hoffnung auf endliche Befreiung betrogen sieht, verliert sie ihren Glauben an die Menschen und an Gott. Aus einer späteren Korrespondenz (1552—1555) erfährt man, daß sie, wie die Ketzer in England, ohne Messe, ohne Heiligenbilder und ohne Sakramente lebt. Beweise von Geisteszerrüttung sind nicht vorhanden (Anhang VI).

2. Kindheit und Erziehung. Der kleine Prinz wird mit seinen Schwestern von der Tante Margareta großgezogen. Aber schon in Mai 1509 kommt er unter die Obhut des Herrn von Chievres. Von diesem wird er in einer antipathischen Stimmung gegen seine eignen Verwandten erzogen. Anfangspunkte seiner späteren Züge, Isolierung von der Außenwelt, Sucht nach Fernen, »plus ultra«, Waffenübung und Jagd. Die »Princesse lointaine«, seine englische Braut (1514).

3. Der Zögling Chièvres. Skizze der Politik Chièvres: sie folgt der Linie der burgundisch-niederländischen Sonderbestrebungen: Loslösung vom Deutschen Reich. Widerspruch mit dem Gedanken der Karl zugedachten Kaiserwürde. Chièvres widersetzt sich auch der »spanischen Reise«. Nicht Spanien, sondern Flandern soll der Mittelpunkt der habsburgischen Monarchie sein. Frankreichfreundliche Stimmung.

4. Die Stunde Maximilians. Die 1517 auftretenden »selbständigen« Handlungen Karls sind keine Zeichen einer geistigen Frühreife; sie gehen zurück auf eine Bearbeitung von seiten Maximilians. (Geheime Unterredung am 18. April 1517). Karl bekennt sich zu den Grundsätzen der maximilianischen Politik und setzt seine Reise nach Spanien mit Entschiedenheit durch. (Sept. 1517).

5. Spanien das Mutterland. Der junge König ist den neuartigen Problemen Spaniens nicht gewachsen; er ist wieder auf Chièvres angewiesen. Die von den Granden hervorgerufenen Schwierigkeiten machen ihn den Staatsgeschäften abspenstig. Er vergißt sie in Festen und Damendienst. Auch muss das Erlebnis von Tordesillas die Erfüllung der königlichen Aufgaben erschweren.

6. Die Sturm- und Drang Periode. Am Wesen des neuen Kanzlers, Gattinara, erwacht der Fürst zur kaiserlichen Stimmung. Die Emperador-Einstellung zeigt sich schon mit jugendlicher Uebertreibung Luther gegenüber. Die Sturm- und Drang- Stimmung äußert sich in den zahlreichen Liebeserlebnissen des Kaisers. 1522—23 wird Karl Vater von drei Mädchen. Das Unternehmen gegen Frankreich, zuerst 1521, dann in großartigerem Maßstabe um 1523 ist der Abschluß dieser bewegten »Gloria«-Zeit.

7. Die Depression und der Neue Auftakt. Der Feldzug gegen Frankreich endet jämmerlich. Der Kaiser selbst wird krank. (Frühling 1524 bis Feb. 1525). Seelische Depression. Erdrückende Momente: Gottesferne der Mutter Juana, Neigung der Schwester Isabelle zum Luthertum, Verbreitung des neuen Glaubens in den eignen Erbländern. — Besinnung und Genesung: Zeit der Pereza, Ruhe in dem Mutterlande (1524—1529). Aber die Sehnsucht nach der Ferne bleibt wach. Unter dem Einfluß seines Beichtvaters entschließt sich der Kaiser seine »Peregrinacion« durch die Welt anzutreten. Den romantischen Traum seiner Jugend wird er als Pflicht erfüllen.

Nr. 31. Mittlere und Neuere Geschichte.

Renate Duckstein, geb. zu Hannover 27. VI. 96.

*Die Welfenlegion. Die Politik des Königs Georg von Hannover in den Jahren 1866–1870 im Zusammenhang mit der großen europäischen Politik.**

Ref.: Prof. Darmstädter. Prüf.: 17. V. 22.

Es ist oft die Rede gewesen von der sogenannten Welfenlegion König Georgs. Heinrich v. Sybel spricht an meheren Stellen von ihr, Bismarck setzt sich des öfteren mit ihr auseinander, am ausführlichsten in der großen Rede im preußischen Landtag vom 29. Januar 1869. Noch heute spielt sie im Kampf der Parteien eine große Rolle. Bisher fehlte es aber an einer zusammenhängenden wissenschaftlichen Darstellung des Schicksals dieser welfischen Legion, uud eine solche soll diese Arbeit auf Grund archivalischer Studien im Auswärtigen Amt des Deutschen Reiches geben. Sie will die Politik König Georgs, deren Ziel die Wiedergewinnung Hannovers war, im Rahmen der großen europäischen Politik dieser Jahre darstellen und aus ihrer Zeit heraus zu verstehen suchen.

Seit dem Frühjar 1867 war eine große Koalition gegen Preußen im

Begriff sich zu bilden, bestehend aus den Gegnern der neuen Entwicklung in Deutschland, nämlich Oesterreich, Frankreich und Italien. Auf diese Dreibundverhandlungen ist ein neues Licht gefallen durch die Untersuchungen von Eduard von Wertheimer, die er auf Grund von Studien im Wiener Staatsarchiv in der »Deutschen Rundschau« vom Oktober, November, Dezember 1920 und Januar 1921 veröffentlicht hat. Insbesondere rückt er die Gestalt des österreichischen Ministers Grafen Beust, dessen entscheidende Rolle bei diesen Verhandlungen von Sybel wohl mit Absicht etwas im Dunkel gelassen worden ist, in helleres Licht. Oesterreich hoffte bei dieser Politik auf die Unterstützung süddeutscher Staaten rechnen zu dürfen, — besonders ausgesprochen war die Preußenfeindschaft bei dem hessischen Minister Freiherrn von Dalwigk und seinem Souverän.

Diese politische Lage war sehr günstig für die Bestrebungen König Georgs. Er suchte mit der großen europäischen Politik in Fühlung zu bleiben: zu diesem Zweck behielt er die hannoversche Gesandtschaftskanzlei in Paris bei und sandte als seinen diplomatischen Vertreter den Regierungsrat Meding dorthin. Sein Ziel war Anschluß an diese Koalition. Er stand dabei auf Seiten Oesterreichs und der süddeutschen Staaten, also der alten Vormächte in Deutschland, und der Kampf sollte sich allein gegen Preußen richten. Der König wollte der Koalition aber als selbständiger Verbündeter beitreten, an der Spitze einer eigenen Truppe, um nachher seine Ansprüche mit größerem Nachdruck durchsetzen zu können. Diesem Zweck allein diente die Organisation der »hannoverschen Legion.«

Von den Offizieren der alten hannoverschen Armee waren dem König 81 treu geblieben, davon 19 in aktivem Dienst. Diese jungen wagemutigen Leute wurden nun die Hauptstützen der welfischen Bewegung. Es bildete sich ein sogenanntes »geheimes Comité«, dessen Aufgabe es war, die Verbindung mit den Soldaten der alten hannoverschen Armee so aufrecht zu erhalten, daß diese jederzeit bereit waren, wieder zu den Waffen gerufen zu werden. In der Bevölkerung wurden die Traditionen der »King's German Legion« vom Anfang des Jahrhunderts wieder lebendig, und so gab man auch der neu aufzustellenden Truppe den Namen »Legion König Georgs«. Die Tätigkeit des »geheimen Comités« war von Erfolg gekrönt, da die weitesten Kreise, vor allem der Adel, dann die in Hannover besonders starke Bauernbevölkerung, ebenso die gesamte Geistlichkeit, die alte hannoversche Beamtenschaft und die kleinen Gewerbetreibenden durchaus preußenfeindlich gesinnt waren.

Während der Luxemburger Krise im Frühjahr 1867 traten etwa 160 Mann, zunächst ohne Wissen des Königs, über die holländische Grenze, um sich in Arnheim zu sammeln. In den folgenden Wochen erhielten sie bedeutenden Zuzug. König Georg, der in Hietzing bei Wien weilte, war zuerst garnicht einverstanden mit diesem übereilten Schritt, doch schrieb er bald darauf an Meding, daß er die Emigration, wenngleich sie verfrüht erscheine, doch als von der göttlichen Vorsehung gefügt betrachte. Auf wiederholte Beschwerden der preußischen Regierung wurden die Hannoveraner jedoch aus Holland ausgewiesen, und die Legion unter dem Kommando des Hauptmanns von Hartwig nach der Schweiz überführt. Dort war die Aufnahme bei der Bevölkerung aber von vornherein sehr wenig freundlich, und so wurde die Legion im Januar 1868 nach vorheriger vertraulicher

Anfrage nach Frankreich überführt, nachdem sie sich inzwischen bedeutend verstärkt hatte. Der Aufenthalt der Legion in Frankreich paßte viel besser in König Georgs Pläne, außerdem wurde die Legion hier von Anfang an mit ungleich größerer Sympathie aufgenommen als in der Schweiz. Meding hatte es in der Zwischenzeit verstanden, durch sehr geschickte Beeinflußung der französischen Presse lebhafte Sympathien für die Hannoveraner zu erregen und weite Kreise von der Nützlickeit der Hilfe Hannovers bei einem Krieg zu überzeugen. Meding hatte mit dem Grafen von St. Vallier über ein Bündnis zwischen Hannover und Frankreich verhandelt. Er stellte Frankreich eine hannoversche Truppe von 20000 Mann in Aussicht, sowie eine vollständige Volkserhebung in Hannover, unter der Voraussetzung, daß sich der Krieg allein gegen Preußen richte und daß Frankreich keine Eroberungen auf Kosten Deutschlands beabsichtige. Diese Bedingung stellte also König Georg ausdrücklich. Aber wer konnte im Ernst daran glauben, daß sich die Franzosen im Fall eines Sieges daran gekehrt hätten? Wir erkennen hieraus die große Weltfremdheit des Königs; er glaubte an die Selbstlosigkeit Frankreichs, bildete sich ein, daß Napoleon für die Sache des Legimitätsgedankens in Deutschland eintreten würde, ohne sich dafür bezahlen zu lassen.

Es bildete sich bei der Legion im Kleinen eine förmliche Heeresleitung aus, unter strenger militärischer Ordnung. Der Stab weilte in Paris, während die übrigen Offiziere sich bei der Truppe aufhielten. Die Mannschaften waren nach Waffengattungen geordnet, so daß sie die Cadres der im Krieg aufzustellenden Regimenter bildeten, denen später die neuen Mannschaften nur angefügt zu werden brauchten. Für Waffen und Ausrüstung war ebenfalls gesorgt. Dem König Georg wurden aber die Kosten, die jährlich 350000 Taler betrugen, bald zu hoch, und so verfügte er im Februar 1870 die Auflösung der Legion. Man bot jedem der Leute 400 Frs sowie Reisegeld nach einem gewünschten Ort. Ein großer Teil blieb jedoch freiwillig in Frankreich zurück. Bald darauf brach ziemlich überraschend der Krieg aus. Durch die ungeschickte herausfordernde Politik Gramont's war die Lage aber ganz anders geworden, als König Georg sie für seine Beteiligung am Kriege auf französicher Seite vorausgesetzt hatte. Es war kein Krieg gegen Preußen, sondern ein Krieg gegen ganz Deutschland geworden: der empörte deutsche Nationalstolz erhob sich in einmütiger Begeisterung. Oesterreich hatte auf Verlangen des ungarischen Ministerpräsidenten Grafen Andrassy offiziell »vorläufig« seine Neutralität erklärt, und über die Haltung Italiens entschieden die schnellen deutschen Siege. Es war unter diesen Umständen eine Unmöglichkeit für König Georg, aktiv auf französicher Seite am Kriege teilzunehmen. Meding hatte sich im Mai 1870, erzürnt und beleidigt durch die letzten Vorgänge, der preußischen Regierung genähert und ihr seine Dienste angeboten, gegen eine jährliche Pension. Er war im Uebrigen, wie deutlich aus den Akten des Auswärtigen Amtes hervorgeht, vor diesem Zeitpunkt kein preußischer Agent, wie das meist von welfischer Seite behauptet wird. Von den in Frankreich zurück gebliebenen Legionären traten eine ganze Anzahl einzeln in französiche Regimenter ein, aber auf eigene Verantwortung, ohne Beeinflußung oder Leitung durch König Georg.

Der König gab auch nach der Einigung Deutschlands seine Hoffnungen

nicht auf, und von dieser Zeit an muß man ihm den Vorwurf machen, sich immer mehr in unausführbare Ideen verrannt und seine Zeit nicht mehr verstanden zu haben. Im Uebrigen können wir heute seine Politik unbefangener und weitherziger beurteilen; er war ein Gegner Preußens, aber ein Anhänger der großdeutschen Idee und kämpfte jedenfalls für ein ideales Ziel, den Gedanken der monarchischen Legitimität. Wir müssen seine Politik aus der damaligen Zeit heraus zu verstehen suchen, in der es noch kein geeintes Deutsches Reich gab und die letzte Lösung der deutschen Frage noch offen stand; denn daß die Lösung durch den Prager Frieden von 1866 nicht endgültig war, erschien jedem klar. König Georg war durchaus ein Parteigänger Oesterreichs; wenn er außerdem auch Frankreich in seine antipreußischen Bündnispläne einbezog, so tat er das, weil er verblendet genug war, an die Möglichkeit eines französischen Sieges über Preußen zu glauben, der Deutschland keine Gebietsverluste kosten, sondern nur den im Jahre 1866 verletzten Legitimitätsgedanken zu gunsten der damals Entthronten wiederherstellen würde.

Nr. 32. Mittlere und Neuere Geschichte.

Paul Fuchtel, geb. zu Braunschweig 17. V. 95.

Der Frankfurter Anstand von 1539, sein Zustandekommen und seine Durchführung.

Ref.: Prof. Brandi. Prüf.: 11. VII. 23.

I. Die Einleitung der Konkordienpolitik.

In der Verlegenheit, welche dem Kaiser Karl V. das Scheitern des Konzils und die Mißerfolge seiner deutschen Politik angesichts des geplanten Türkenzuges bereiteten, ging er auf das brandenburgische Vermittlungsangebot ein und verabredete mit dem Papste die Vornahme von Konkordienverhandlungen, zu deren Durchführung Aleander nach Deutschland entsandt wurde. Die Klärung aller Vorfragen überließ Karl seinem Bruder Ferdinand. König Ferdinand, wenig verantwortungsfreudig, wünschte die Verhandlungen mit den Protestanten von habsburgischer Seite durch kaiserliche Bevollmächtigte führen zu lassen. Auf seine Bitte hin entsandte der Kaiser den Erzbischof von Lund als Bevollmächtigten, ohne vorher die protestantischen Forderungen zu kennen. Während König Ferdinand nur auf irgend ein Abkommen hinzielte, das die Türkenhilfe der Protestanten sicherte, war es dem Kaiser Ernst damit, auf dem Wege über einen Anstand zur Konkordie zu gelangen. Die Kurie, der mit einem bloßen Anstande nicht gedient war, suchte beim Kaiser die ganze Aktion zu hintertreiben. Mit Rücksicht auf die Protestanten wurden die Kurialen zu den in Frankfurt stattfindenden Einigungsverhandlungen nicht zugelassen.

II. Die Verhandlungen in Frankfurt.

Die Schmalkaldener glaubten nicht an das Gelingen der Verhandlungen und spielten in ihrer Besorgnis mit dem Gedanken des Praeventivkrieges. Während der Verhandlungen mit Lund, bei denen die Kurfürsten von Brandenburg und von der Pfalz vermittelten, stärkten Gesandschaften aus Dänemark, England und Cleve sowie der französische Söldnerführer Graf Fürstenberg den Mut der Schmalkaldener. Gegenüber ihrem Verlangen nach einem

endgültigen Frieden schlug ihnen Lund einen kurzen Anstand und ein Religionsgespräch vor. Verdächtige Truppenbewegungen in Niederdeutschland gefährdeten die Verhandlungen. Schließlich gaben die Schmalkaldener nach. Das Abkommen vom 19. April 1539 sah einen sechs-monatigen Anstand und die Abhaltung eines Religionsgespräches am 1. August vor; im Falle der Zustimmung des Kaisers zu gewissen, noch nicht entschiedenen Fragen konnte der Anstand auf 15 Monate ausgedehnt werden. Das Wesentlichste zum Gelingen der Verhandlungen taten die beiden vermittelnden Kurfürsten.

III. Die Durchführung des Anstandes.

Weder die Protestanten noch die Katholiken waren mit dem Abkommen einverstanden; Uebertretungen kamen auf beiden Seiten vor. König Ferdinands anfängliche Freude schwand, als die Türkenhilfe sich trotz des Anstandes nicht ermöglichen liess. Das Religionsgespräch wurde hinausgeschoben. Die Kurie, die nach Ausschaltung ihrer Abgesandten von den Verhandlungen in dem Religionsgespräch ein Nationalkonzil fürchtete, erhob durch Montepulciano beim Kaiser scharfe Gegenvorstellungen. Trotzdem sandte Karl den Erzbischof von Lund wieder nach Deutschland, um mit Ferdinand über die Abhaltung des Religionsgespräches zu beraten. Jetzt lehnte jedoch König Ferdinand mit Rücksicht auf die Kurie vorläufig ab. Schliesslich entschied sich der Kaiser nach langen Verhandlungen mit König Ferdinand, der Königin Marie, den Kurialen, mit katholischen Fürsten und mit einer schmalkaldischen Gesandtschaft im April 1540 in Gent doch für das Religionsgespräch. Aussenpolitische Fragen gaben den Ausschlag.

Die eigentliche Bedeutung des Anstandes liegt darin, daß er die Reunionspolitik reichsrechtlich festlegte und trotz aller Verschleierungen praktisch die Grundlage für die kaiserliche Politik der nächsten Jahre bildete.

Nr. 33. Mittlere und Neuere Geschichte.

Fritz Zschaeck, geb. zu Frankfurt a. M. 22. VII. 95.

Das Urkundenwesen der Grafen von Arnsberg (1175–1368).

Ref.: Prof. Brandi. Prüf.: 25. X. 22.

Die Dissertation ist im Archiv für Urkundenforschung, herausgegeben von Brandi und Breßlau, Band 8 S. 281—327, Berlin 1923 erschienen. Den Sonderabdrücken auf der Universitätsbibliothek in Göttingen und der Staatsbibliothek in Berlin sind photographische Wiedergaben von Pausen der Schriftproben beigegeben.

Nr. 34. Kunstgeschichte.

Walter Paatz, geb. zu Burg b. Magdeburg 10. III. 02.

Studien zur Geschichte der Magdeburger Skulptur des 13. Jahrhunderts.

Ref.: Prof. Graf Vitzthum. Prüf.: 11. VII. 1923.

In Magdeburg, das seit dem 12. Jahrhundert der Sitz einer Bildhauerschule war, beginnt mit dem Neubau des Doms, der 1208 in Angriff genommen wurde, eine neue Richtung sich geltend zu machen, deren Grundlagen in der französischen Gotik zu suchen sind. Ihr erster Vertreter ist der Meister

des sogenannten »französischen Portals«, einer seiner Arbeitsgenossen der Meister des Magdalenentympanons. Beide haben ihre Schulung in Chartres bekommen, wie die bis ins Einzelnste gehenden Beziehungen zwischen den Magdeburger und den Chartreser Werken beweisen. Zeitlich ist ihre Tätigkeit in die zweite Hälfte der zwanziger Jahre zu setzen. Der französisch-frühgotischen Richtung der Magdeburger Kunst gehört weiter der Meister der Marmormadonna an, dessen Werk aber bereits den entwickelteren Zustand der französischen Skulptur wiederspiegelt, wie wir ihn an der Kathedrale von Reims besonders beim Heimsuchungsmeister sehen, zu dessen Figuren die engsten Beziehungen bestehen. Dem Meister der Marmormadonna ist eine ganze Reihe von dekorativen Arbeiten zuzuweisen, die mit seiner Madonna und der an der Südwand des Querschiffs zusammen aufgestellt sind.

Gegenüber dieser älteren, französischen Richtung setzt am Anfang der vierziger Jahre eine andere, jüngere ein, die von der deutschen frühgotischen Skulptur ausgeht, wie sie die zweite Bamberger Werkstatt am Ende der dreißiger Jahre ausgebildet hatte. Ob das Werk des Meisters des Bohnensacks und der Schäferfiguren am Nordwestturm, das wegen der Darstellungs-Gegenstände besonders interessant ist, bereits auf Bamberg zurückgeht, kann bei der Ersetzung der Originale durch ungenaue Kopien leider nicht mehr mit Sicherheit gesagt werden. Der erste Meister der jüngeren Richtung ist der Künstler, dem wir das Denkmal Kaiser Otto II. auf dem Alten Markt verdanken. Das um 1240 abgefaßte Magdeburger Weichbildrecht erweist mit Sicherheit, daß wir es mit Otto II., nicht mit Otto I. zu tun haben, wie bisher allgemein angenommen wurde. Wir haben in dem Denkmal nicht ein politisches Monument zu sehen, das sich im Interesse des Bürgertums gegen die erzbischöfliche Gewalt richtete, kein »signum libertatis«, wie man vielfach geglaubt hat, sondern ein rein rechtliches Denkmal, das dem Stifter des Weichbildrechts gesetzt wurde. Der Erhaltungszustand seiner Skulpturen ist, wie sich aus den Akten des Magistrats ergibt, folgender: Unversehrt bis auf Kleinigkeiten ist der Reiter selbst erhalten. Vom Pferde sind der Kopf und der Rücken Original, Hinterteil, Bauch und Beine Ergänzungen von 1858. In diesem Jahre sind auch die beiden weiblichen Figuren stark überarbeitet worden. Stilistisch geht das Denkmal in allen Einzelheiten ebenso wie im Gesamtmotiv auf Bamberg zurück, ist aber eine selbständige und entwicklungsgeschichtlich sehr bedeutsame Weiterbildung des Bamberger Stiles. An diesen Meister knüpfen drei kleinere an, der Meister der Ecclesia und Synagoge, der Meister der Sitzfiguren von Otto und Editha und der der gekrönten Frau in der mittleren Chorkapelle. Die Beziehungen zum Otto-Denkmal sind so eng, daß man die drei Künstler als Schüler und Werkstattgenossen von dessen Schöpfer ansehen muß. In ihrem Werk, das an Qualität bedeutend hinter dem ihres Lehrers zurücksteht, kreuzen sich mit dessen Einwirkungen direkte Einflüsse aus Bamberg, solche von der älteren sächsischen Skulptur und dem Meister der Klugen und Törichten Jungfrauen. Dieser muß also zeitlich sehr bald nach dem Meister des Otto-Denkmals gearbeitet haben. Auch er hat seine Schulung in Bamberg empfangen, doch führt ihn sein völlig anders geartetes Temperament zu Bildungen, die sehr stark von denen des Otto-Denkmals abweichen. Hatte dieses den Körper betont und das Gewand schwer und massig gebildet, so strebt der Künstler der Jung-

frauen im Gegensatz dazu nach reich differenzierter und lebendiger Bewegung, nach Zügigkeit und Fülle der Linien und nach Intensität des Ausdrucks. Dabei bleibt er im Einzelnen völlig abhängig von Bamberg und verarbeitet sogar manche Motive seines Vorgängers in Magdeburg. Eine Fortsetzung seines Werkes bedeutet die Verkündigungsgruppe in der mittleren Chorkapelle, die von einem seiner Schüler gearbeitet ist und auch selbständig auf Bamberg zurückgreift.

Die zeitliche Ansetzung von Otto-Denkmal und Jungfrauen mit ihrem Gefolge bestimmt sich einmal durch die Architektur, von der sie z. T. umgeben sind, dann aber vor allem durch die Beziehungen zu der Plastik anderer deutscher Städte. Es kann kein Zweifel sein, daß der Meister der Grabplatte des Erzbischofs Siegfried III. v. Eppstein († 1249) von Mainz eine ganze Fülle von Magdeburger Motiven kopiert und daß die jüngeren Figuren der Münsterer Vorhalle bereits den Einfluß der Jungfrauen zeigen. Sehr wichtig ist es aber, daß wir dasselbe von den Naumburger Stifterfiguren sagen können. Eine ganze Reihe von Uebereinstimmungen in Einzelheiten sichert diese Tatsache, die besonders bedeutsam dadurch wird, daß der Naumburger Meiser nicht nur Kleinigkeiten, sondern wesentliche Eigenschaften seines Stiles der Magdeburger Kunst verdankt: die reiche Bewegung, die kräftige Bildung des Körpers und die großzügige Gestaltung des Gewandes. Seine Kunst vereint die der beiden Magdeburger Hauptmeister und bildet ihre eigentliche Fortsetzung. Die Entstehung der Naumburger Stifterfiguren in den fünfziger Jahren paßt gut zu dem durch das Eppsteinmonument gewonnenen terminus ante 1250 und da auch die architektonischen Details engste Zusammenhänge mit sicheren Werken der dreißiger-vierziger Jahre zeigen, werden wir nicht mehr zögern, die ganze Entwicklung der Magdeburger frühgotischen Skulptur auf Bamberger Grundlage vom Otto-Denkmal bis zur Verkündigungsgruppe in die Zeit vor 1250, d. h. in die vierziger Jahre zu setzen.

Nr. 35. Klassische Philologie.

Max Dieckhoff, geb. zu Bremerhaven 7. X. 92.

*Quaestiones Thucydideae.**

Ref.: Prof. Pohlenz. Prüf.: 9. V. 23.

A. Textgeschichte.

I. Schriftsteller. Dionys von Harlikarnaß liest zwar schon neben einem noch nicht in die Traditionen L (vulgata) und B (Rezension der dreizehnbändigen Ausgabe, vgl. B_{II} = Vatic. B in VI, 92—VIII), sowie die Familien von L (c und b, cf. Hude) gespaltenen Text die Familie b (I 1, 2, wo er an zwei verschiedenen Stellen verschiedenen Text benutzt) nicht dagegen schon B (VII, 69 ff.). Diodor kennt die dreizehnbändige Ausgabe nicht (XII, 37, 2; XIII, 42, 5). Die Familientrennung innerhalb der ersten Tradition liegt also vor Dionys, die Entstehung der Tradition B nach ihm, aber vor Hadrian (pap. Oxyrh. 1246/1247). B setzt sich aber gegen L nicht durch und wird seltener benutzt; vgl. besonders die Grammatiker, die aber z. T. auch die Lesarten ungespaltener Ueberlieferung weitergeben. (Pollux I, 126, 11;

I, 132, 5; III, 90, 1. Am wichtigsten Stobaeus V, 9, 9. Von Schriftstellern besonders Dionys v. Halikarnaß zu VII, 70, 1).

B. Textgestalt.

Um ein volleres Bild von dem Text der ungespaltenen Ueberlieferung zu gewinnen, sind zu untersuchen

I. die Scholien. 1) schol. Patmensia (ed. Sakkelion, Revue de phil. I). Zweimal sind sie frei von einem Glossem im Texte aller Handschriften. (VI, 1, 2; VII, 27, 1; B hat wohl = L). Mit L oder B übereinstimmend geben sie stets das Richtige. (VII, 66, 3; VII, 70, 4; VII, 19, 1). 2) Die Scholien unserer Thucydideshandschriften. Eine kritische Ausgabe fehlt, nach Poppo scheinen die besten Handschriften der Casselanus (s. XIII) und Augustanus (jetzt Monacensis F, Text s. XI) zu sein. Um weiter zu kommen, habe ich den Casselanus eingesehen und konnte hier fünf Scholienhände scheiden, von denen die wichtigste eine mit roter Tinte schreibende ist (r; sonst $n^{1, 2, 3, 4}$). Im dritten Buche, wo r fehlt, tritt n^4 ein, dort wohl aus derselben Vorlage schöpfend. Während die übrigen Scholien teils belanglos teils sicher jung sind, spricht für das Alter dieser Scholien (r und n^4) schon, daß sie nach Poppo in F und den anderen alten Scholienhandschriften wiederkehren. Dazu kommen inhaltliche Gründe: a) Uebereinstimmend mit c oder b bieten sie meist das Richtige. b) Der Text ist mehrfach von einem Glossem aller Handschriften frei. (VII, 36, 4; VII, 58, 3; VII, 75, 6; VIII, 99, —; in I, 90, 3; I, 115, 2; I, 137, 1; II, 29, 3 wird B wie L gelesen haben.) c) Mit einer Tradition verbunden pflegen sie das Richtige zu bieten (VI, 92, 4; VII, 77, 2; VII, 77, 4; VII, 86, 5; III, 31, 3, wo M wohl B vertritt, vgl. nachher). d) Sie geben nicht selten abweichend von der gesamten handschriftlichen Ueberlieferung einen sicher alten Text (V, 9, 9; V, 70, —; V, 71, 1; V, 85, —, V, 89 —; V, 98 —; V, 99 —; V, 105, 2; V, 110, 2; V, 111, 3; III, 89, 2; V; 113, 1). So sind diese Scholien als Zeugen des ältesten Textes zu verwerten.

II. Spuren der Tradition B im ersten Teile (I—VI, 92). 1) M (s. XI). Im Allgemeinen gehört er zu b, ist aber sicher von anderer Ueberlieferung beeinflußt (vgl. Wilamowitz, Berl. S B. 1915, 608). a) Daß dies B ist, zeigt schon die Uebereinstimmung mit B_{II} (VIII, 90, 4). b) Im ersten Teil sprechen dafür Berührungen mit indirekter Tradition (Dion. Halic. III, 81, 3), sowie mit Pap. II, 90, 1; II, 67, 1; IV, 39, 1 und schol. III, 31, 1; III, 40, 6; VI, 16, 3; V, 90, —; VI, 74, 2; dazu variae lectiones I, 68, 3; I, 18, 1. Die bedeutenderen Lesarten, die M allein bietet, stammen also aus B (VIII, 87, 4; I, 49, 7; V, 10, 3; V, 65, 4; vor allem IV, 118).

2) Von M oder seiner Vorlage sind abhängig G (aus C nach Korrektur durch c^2 abgeschrieben, vgl. I, 39, 3/40, 1, aber mit einer anderen Handschrift verglichen) und F (meist zu b, aber auch ausgeglichen), da sie nur mit M gemeinsam besondere Lesarten aufweisen oder mit B_{II} und indirekter Tradition übereinstimmen. (VIII, 40, 1; VIII, 89, 2; VIII, 91, 3; IV, 38, 2; IV, 106, 1; IV, 118, 4 u. a.).

3) Die Familie b. VIII, 91, 1; VIII, 89, 4; II, 95, 1; II, 21, 3 u. a. zeigen, daß nach der Abzweigung von E (vgl. Wilamowitz, Berl. S. B. 1921, 318) eine Rezension in dem Archetypon der übrigen Handschriften von b (β) stattgefunden hat, die Fehler ausmerzte. Wenn dabei B benutzt worden

ist, so ist diese Benutzung zu scheiden von der späteren durch die in M vorliegende Rezension. Denn diese hat auf A B keinen Einfluß ausgeübt.

Nr. 36. Klassische Philologie.

Hans Keune, geb. zu Braunschweig 22. VIII. 97.

*De L. Annaei Senecae arte tragica quaestiones selectae.**

Ref.: Prof. Pohlenz. Prüf.: 28. II. 23.

So wenig Birts Aufsatz in den N. Jhb. 27 (1911) betr. der Aufführbarkeit und stattgehabten Aufführung der Tragödien Sen. in seinem Ergebnis bezweifelt werden kann, so wenig kann seine Argumentation befriedigen und als Beweis für nicht stattgefundene Aufführung dienen. Die durch Analogien zu den gr. Tragödien entkräfteten Argumente waren durch zwingendere und beweiskräftigere Beobachtungen zu ersetzen, die sich auf Szenerie, Behandlung von Personen und Chor erstrecken. — Szenerie: cf. Troad. 483. Dieser Hügel nach Brauch und Ton der Worte als außerhalb der Stadt anzunehmen. Dagegen 503. 509 sqq. die Anwesenheit des Grabes auf der Bühne voraussetzen; 1087 bestätigt die Annahme zu 483. Damit ergibt sich 1) Inkongruenz hinsichtlich der Lage des Hügels, 2) für die Szenen, die das Grab auf der Bühne voraussetzen: Widerspruch zur Szenerie, die aus 4. 15/6. 265. anzunehmen: Trojas Trümmerfeld. — Betr. der Personen und angekündigten oder nicht angekündigten Auftretens ist für Sen. ebensowenig bestimmtes Schema festzustellen wie für die gr. Bühne. Sorglosigkeit in ihrer Behandlung erhellt aus Phaedr. 430 sqq. Wo blieb Phaedra während des Gespräches Amme : Hippolyt? Trat sie ab? Wann? Aus 1154 erhellt, daß Phaedra, 1159 wieder auftretend, zuvor im Palast war. Wann ist sie abgetreten? Also Ignorierung von Hauptpersonen während weiteren Verlaufs der Szene (cf. Menander), stillschweigendes Fallenlassen und Einführung *κατὰ καιρόν*. — Chorische Technik: 2. Lied im Thyest (336—403) bewies, daß Chor während vorhergehender Szene n i c h t a n w e s e n d. Aber im 3. Lied kann 548 nur gesagt sein, wenn Chor mit eigener Anschauung der letzten Szene beiwohnte. Schluß: offensichtliche Uneinheitlichkeit in Benutzung des Chors innerhalb desselben Stücks. — Solche Sorglosigkeit und Willkür gegenüber den res externae dürfte zwingender als Birts Argumente beweisen, daß Sen. Trag. nur Buchdramen sind.

Der zweite Teil behandelt die „innere Form" der Sen. Tragödien mit der Erkenntnis, daß die Stücke nicht nach strengen Gesetzen dram. Oekonomie komponiert sind, ihre eigentümliche Form nicht bloß aus rhetor. Interessen (Leo I. 159) zu erklären, sondern auch aus den philosophischen, moralisierenden, pädagogischen Tendenzen des Autors. — Folge dieser Tendenzen: Umschwung im Verhalten Phaedras und der Amme (85—273). Anfangs bekämpft die nutrix die Liebe Phaedras, mahnt zur Mäßigung, Unterdrückung des furor (132/3. 135. 140 sqq.); am Schluß aber bietet sie Hilfe zur Erfüllung dieser Liebe an: 271. Phaedras Verhalten: Anfangs Bekenntnis zügelloser Leidenschaft (177. 243). Am Ende: die Scham treibt sie in den Tod (250, 251/2: 184/5. 128. 178 sqq.). Als Folie dient Eur. Hipp. wo weder im Verhalten der Amme noch der Königin solcher Umbruch festzustellen ist. Diese Szene ist typisch für Sen. Kunst: krasse Peripetie, jäher

Umschwung im Verhalten der Personen von einem Extrem zum anderen ohne kontinuierliche, sorgsame psychologische Entwickelung. Es werden nur die Gipfelpunkte der Affekte aus den überlieferten Stoffen in Dialog und Monolog zur ausführlichen Darstellung gebracht, die aktuelle Handlung oft — wie hier — nur am Anfang und Ende einer Szene berücksichtigt. Den dazwischenliegenden Teil füllen philos. Interessen aus: Illustriert und dram. ausgeführt wird hier zunächst das Thema aus Epp. 85, 7 und besonders § 10. 11: die Möglichkeit, einen Affekt zu unterdrücken (cf. Phaed. 177. 184/5. 218. 251: 130. 165. 255. 263.) Die Amme bekämpft den Affekt, wie der Philosoph de ira III 13, 1 und ferner (132) ad Marc. 1, 7—8. de ira III 10, 2. I 7, 2. Epp. 95, 12. — v. 164: Epp. 105, 9. Weiteres Thema: Entstehung des furor: 178. 185, dagegen Amme 144 wie de brev. vit. 16, 5 (cf. auch Oct. 557. Agam. 295/7. Troad. 750/4). Komponiert ist endlich die ganze adhortatio der Amme gemäß einer Vorschrift in de ira I 6, 3 (∼ I 15, 1. I 16, 1—2).

Auf Grund der vv. 271 sqq. erwarten wir Phaedra voll höchster Spannung, Erregung, Erwartung. Dem widerspricht völlig 360/83 und 387 sqq. Letztes nach Eur. 202. 222. Unterschied: Eur. bietet Ausbruch völlig hoffnungsloser, verzweifelter Liebe. Sen. übernimmt — psychologisch falsch — diese Einzelzüge trotz 271. Ferner: bei Eur. handelt es sich um absolut verschwiegene und verheimlichte Liebe; das übernimmt Sen. 360 sqq. (besonders 362/3), trotzdem Szene 85 sqq. mit offenstem, leidenschaftlichstem Eingeständnis des furor vorherging. Auch diese Diskrepanz erklärt sich aus philos. Tendenz: die Beschreibung der Amme — mit höchster Kunst in der Verwendung Eur. Motive — ist komponiert nach einer Vorschrift in de ira II 35, 3 mit der Absicht, ein Bild der pravitas furoris und ein Kontrastbild zu der von der Stoa geforderten constantia (ὁμολογία) vitae zu geben (∼ de tranq. 1. 2, besonders 2 § 12). — In der Szene 431—588 bietet Lockrede der Amme (Thema: 446) ein Beispiel für die von Gegnern der Stoa geübte Verdrehung und Parodiesierung stoisch. Gedanken. So 446: de brev. vit. 9, 1. 6, 4. Die Amme ist von demselben Geist wie der fingierte Gegner in Epp. 123, 9—11. Hipp. dagegen verhält sich nach Vorschrift in Epp. 123, 13 und bietet eine Illustration zu stoischen Lehren: Epp. 7, 1. Epp. 104, 20 (cf. 490 sqq.). de beata vit. 1, 5 — vv. 501—517 ∼ Epp. 4, 8.

Im letzten Abschnitt Behandlung der Frage, ob (neben Leo I. 176) Ovid auch alleinige Quelle für Sen. gewesen sein kann. Der Vergleich Sen. 226 bis 45 mit Ov. 117—103—87—93/100—109/10—116 Sen. 652—669 mit Ov. 72/7 u. a. macht das wahrscheinlich gemäß Leo I. 154 zu Med. 1016/7 und gemäß Sen. eigener kompositioneller Tendenz aus Epp. 79, 6.

Nr. 37. Klassische Philologie.

Kurt Person, geb. zu Göttingen 24. IV. 98.

*Quid mors gloriosa in tragoedia graeca valeat.**

Ref.: Prof. Pohlenz. Korref.: Prof. Baehrens. Prüf.: 26. VII. 23.

I. Den Griechen war von alters her Richtschnur für ihr Handeln die Anerkennung durch die Gesamtheit, der Ruhm, den man natürlich umso eher zugestand, als eine Handlung im Interesse eben dieser Gesamtheit begangen wurde. So steckt von Anfang an in der griechischen Ethik die

Forderung des Dienstes an einem Ganzen, ohne jedoch als altruistisches Motiv einer Sittlichkeit als Selbstzweck bis zu Sokrates das stärkere der Ruhmsucht ganz zu verdrängen.

Die Dauer dieses höchsten Lebenszieles über das Grab hinaus gleichsam als Ersatz für die Unsterblichkeit zu erstreben, war die natürliche Folge. Auf primitiver Stufe des Denkens wird der Tod als Erlöser von Leid und Qual gefeiert oder gesucht, auf höherer als Befreier von Schande. Beide Auffassungen finden sich in der Tragödie; bei weitem häufiger aber ist die des Todes als positiven Mittels, Ruhm zu bewahren und zu erwerben. Denn entweder soll nach einem bisher ruhmvollen Leben der freiwillige Tod, der dadurch selber ruhmvoll wird, ein Weiterleben in Schande verhindern (Aias), oder man will sich den Ruhm überhaupt erst durch den — entsprechend dem Wesen der ἀρετή — im Dienste der Allgemeinheit erfolgenden Tod erwerben (Eteokles, Opfertode). Bei der großen Bedeutung, die der Augenblick des Todes selber hat, genügt selbst nach einem Leben voller Ruhm und Erfolge eine unrühmliche Todesart, um den Ruhm des Verstorbenen für immer zu trüben (Agamemnon, Oidipus).

Der Adelsethik entsprechend, die nur von den Standesgenossen verlangte, daß sie ihr Leben in den Dienst des Standes stellten, beschränkt die Tragödie sehr häufig die Verpflichtung, ruhmvoll zu sterben, auf den ἀνὴρ εὐγενής[1]).

Während eine ältere und weniger edle Auffassung den Tod als πόνων λύσις ansah, kehrt — im Einklang mit einem verbreiteten Sprichwort — in der Tragödie der schon dem Bakchylides bekannte Gedanke ‘πόνος (auch μόχθος) πατὴρ εὐκλείας‘ ungeheuer oft, auch in Verbindung mit dem ruhmvollen Tode, wieder. Daher ist eine Stelle wie Hipp. 1367 μόχθους δ' ἄλλως τῆς εὐσεβίας εἰς ἀνθρώπους ἐπόνησα zu interpretieren: ‘Ich habe Mühen gehabt, aber vergeblich (ἄλλως); denn eigentlich hätten sie mir Ruhm garantieren müssen‘ (ähnlich Odysseus in Eur. Philoct. (Dio Chrys. or. 59, 4) μάτην πεπονῆσθαι; auch Hclid. 448 πολλὰ ἐμόχθησε μάτην).

II. Der zweite Teil untersucht, welchen Einfluß die Ruhmsucht auf den Entschluß zu sterben hat. Der Eteokles des Aischylos läßt sich von der Rücksicht auf die Umwelt leiten, Unglück würde er tragen, die Schande macht ihn ruhmlos, also geht er für die Polis kämpfend in die todbringende Schlacht. — Noch schärfer spricht Aias sich für die starre äußerliche Denkart aus, für die das καλῶς θανεῖν zur Pflicht wird, wenn καλῶς ζῆν nicht mehr möglich ist. Aber man spürt, daß Sophokles schon nicht mehr in den Zeiten dieser feudalen Moral lebt, wenn er es vermeidet, Aias auf die berechtigten Vorstellungen Tekmessas eingehen zu lassen: Er getraut sich nicht, die traditionelle Ansicht gegen den Appell an Vernunft und Altruismus zu verteidigen. — Auch bei Elektra[2]) und selbst bei Antigone, für die nur die Pietätspflicht bestimmend ist, taucht der Gedanke an ihr ruhmvolles Ende auf, in beiden Fällen steht die geläuterte Auffassung der Heldin der konventionellen der Schwester gegenüber.

Euripides hat gleich in den beiden ältesten erhaltenen hierhergehörenden Stücken die Extreme wirkungsvoll kontrastiert: Alkestis, die erste Figur

1) Ai. 479 ἀλλ' ἢ καλῶς ζῆν ἢ καλῶς τεθνηκέναι τὸν εὐγενῆ χρή.
2) v. 1320 wird καλῶς mit den Hss. gegen Kaibel verteidigt.

der Tragödie, für die der Gedanke an Ruhm auch sekundär nicht in Frage kommt, steht ihrem Schwiegervater gegenüber, der gegen alles griechische Empfinden sich bis zu einem κακῶς ἀκούειν οὐ μέλει θανόντι μοι (726) hinreißen läßt. — Aehnlich Phaidra und Hippolytos: Jene darauf bedacht, ihren guten Ruf[1]) zu verteidigen, schreckt selbst vor einem Verbrechen nicht zurück; ihr Stiefsohn fühlt sich durch den Eid gebunden, die Aeußerung zu unterlassen, die ihm im Tode Ruhm verschaffen könnte. Hier ist zuerst der Konflikt von Pflicht und Ruhmsucht scharf herausgearbeitet und von beiden Hauptpersonen in verschiedenem Sinne entschieden. — Die Opfertodszenen schleppen, weil sie meist nur Episoden sind, noch viel Traditionelles mit und gleichen sich auch hinsichtlich unseres Motivs oft derart, daß von einem Fortschritt in der Behandlung nicht die Rede sein kann. — Der Herakles zeigt die endgültige Ueberwindung der alten Ethik, die den Tod verlangte, wenn Ehre und Ruhm verloren waren. Der im Aias angeschlagene Gedanke an Verzicht auf den rehabilitierenden Selbstmord aus Gründen höherer Moralität wird hier aufgenommen und das alte Motiv überwunden durch den Entschluß, das ruhmlose Leben zu tragen.

Im ganzen also läßt sich, trotzdem der Dichter natürlich seine Personen, zumal wenn sie nicht im Mittelpunkt der Handlung stehen, noch oft nach dem alten Motiv der Ruhmsucht handeln läßt, eine geradlinige Entwicklung von Aischylos bis Euripides feststellen.

Ein Anhang behandelt den Begriff der τιμή nach dem Tode und die Einwirkung des Motivs auf die philosophische und rhetorische Literatur des 5. Jahrhunderts.

Nr. 38. Deutsche Philologie.

Margarete Cohen, geb. zu Bremen 20. I. 95.

*Ludwig Robert, sein Leben und seine Werke.**

Ref.: Prof. Weißenfels. Prüf.: 2. VIII. 22.

Benutzt wurde für diese Arbeit in der Hauptsache handschriftliches Material der Staatsbibliothek zu Berlin und zwar Briefe der Varnhagenschen Autographensammlung sowie handschriftliche Aufzeichnungen und Manuskripte Roberts.

Robert wurde am 16. Dezember 1780 als drittes Kind des Juwelenhändlers Lewin Markus geboren; er entstammte somit den jüdischen Kreisen Berlins vom Ausgang des 18. Jahrhunderts, für die besonders charakteristisch die Hinneigung zur christlich-deutschen Kultur ist, deren Erringung für sie das höchste aller Ziele war. Da er eine gute Schulbildung genoß — im Gegensatz zu den meisten anderen jungen Juden seiner Zeit — und da er vor allem in seiner berühmten Schwester Rahel einen vorzüglichen Beistand fand, so gelang es ihm in die Gesellschaft Berlins aufgenommen zu werden. Dem kaufmännischen Beruf, dem er von 1796 an als Bankier angehört hatte, sagte er bereits 1798 ade, um sich ausschließlich seinen dichterischen Neigungen zu widmen, sehr zum Mißvergnügen Rahels, die ihn gern in einer hervorragenden Stellung, etwa in der Diplomatie, gesehen und untergebracht hätte.

---

1) εὔκλεια kann geradezu ‚guter Ruf' bedeuten.

Seine ersten dichterischen Versuche sind — was für seinen Charakter recht bezeichnend ist — insbesondere Epigramme auf Mitglieder der Gesellschaft. Bemerkenswerter sind die Gedichte, die er in dem »grünen« Almanach der Nordsternbündler (1803—6) veröffentlichte, in denen er ganz den Bahnen der Romantiker folgt. Seine Beiträge erfuhren eine besonders schlechte Behandlung seitens der Kritik, was ihn sehr verstimmte. Da er seinen Einfluß und sein Talent stark überschätzte, so war er im Nordsternbund kein beliebtes Mitglied. Dennoch trugen die Bundesbrüder zu ihrem Teil dazu bei, seinem ersten Bühnenwerk, den »Ueberbildeten«, einer Ueberarbeitung von Molières »Précieuses ridicules« 1804 zum Erfolg zu verhelfen, obgleich es eine Verspottung der Romantik darstellte. Als zweites Werk brachte Robert 1806 eine Oper (komponiert von Himmel) auf die Bühne, die einen vollkommenen Mißerfolg erntete, wohl infolge ihrer Ueberladenheit. Der Aerger darüber verleidete Robert den Aufenthalt in Berlin, und so führte er seinen Plan, in Paris französische Sprache und Literatur zu treiben, aus. Dort kam er viel mit Koreff, einem Nordsternbündler, zusammen, beschäftigte sich eifrig mit Uebersetzungen und besuchte vor allem die Theater. Ueber seine Eindrücke berichtete er ständig in Briefen an Rahel, die überhaupt an allem, was ihn bewegte, teilnahm. Die Kriegswirren verleideten ihm den längeren Aufenthalt in Frankreich, und so kehrte er, auch weil seine pekuniäre Lage ihm einen weiteren Verbleib unmöglich machte, 1807 nach Berlin zurück. Hier wurde er, im Anschluß an schon in Paris betriebene Studien, ein eifriger Hörer der Fichteschen Vorlesungen, wie er auch sein Leben hindurch erklärter Anhänger Fichtes blieb. Als literarische Ausbeute seiner Pariser Jahre brachte er eine Uebersetzung des »Omasis« des Baour-Lormian auf die Bühne (1808), die ebenso wie sein erstes Trauerspiel »Jephtas Tochter« einen biblischen Stoff behandelte, was dem Zeitgeschmack entsprach, nicht etwa auf Roberts Zugehörigkeit zum Judentum zurückzuführen ist. Unter Vermittlung der Frau von Grotthus ließ Goethe das letztere Stück 1811 über die Weimarer Bühne gehen, setzte es aber bald vom Spielplan ab, da es wegen seiner allzu sichtbaren Abhängigkeit von Shakespeare und der Schicksalstragödie keinen Anklang beim Publikum fand. Zu seinem großen Schmerz und oft kaum verhehlten Aerger mußte Robert es erleben, daß Goethe, den er neben Fichte am meisten verehrte, seinem Talent nur geringe Beachtung schenkte. Das hinderte ihn jedoch nicht, in gleicher Weise wie seine Schwester Rahel als Apostel Goethes in Berlin zu wirken. Unter anderm schrieb er ein recht witziges Festspiel zu Goethes 75. Geburtstag, in dem Goethesche Gestalten ihren Meister verherrlichten und dessen Feinde verspotteten.

In das Jahr 1811 fällt die Entstehung des bürgerlichen Trauerspiels »Die Macht der Verhältnisse«, worin Robert gesellschaftliche Probleme behandelte, deren Lösung ihm schon immer besonders am Herzen gelegen hatte. Er stützte sich dabei auf ein Renkontre zwischen Arnim und einem jungen Juden, Moritz Itzig, dem Arnim die Genugtuung mit den Waffen verweigert hatte. Robert bestritt zwar, dies Geschehnis seinem Werk zu Grunde gelegt zu haben; dennoch ist die endgültige Gestaltung des Schauspiels unbedingt auf dies Ereignis zurückzuführen. Ohne großen Beifall zu finden ging das Stück zuerst 1815 in Berlin in Scene. Von nun an wandte Robert sich, erbittert über seinen abermaligen Mißerfolg, den er in

Verkennung der Grenzen seines Könnens äußeren Zufällen und Anlässen zur Last legte, auf dramatischem Gebiete ausschließlich dem Lustspiel zu. Wichtig ist aber und unbedingt anerkennenswert der Mut, mit dem Robert als erster nach Lessing und Schiller in Deutschland daran ging, bürgerliche Probleme auf die Bühne zu bringen. So führt von seinen berühmten Vorgängern der Weg zu Hebbel und zum jungdeutschen Drama über ihn.

Nach vergeblichen Versuchen, auf das Theaterleben Berlins und Breslaus Einfluß zu gewinnen, begab sich Robert, der wegen seiner Kränklichkeit nicht am Kriege teilnehmen konnte, nach Prag, wo Rahel einen großen Teil der nach dort geflüchteten Berliner Gesellschaft um sich versammelte. Hier entstand ein kleines, patriotisches Singspiel »Das Dorf an der Grenze« zur Verherrlichung des Sieges von Torgau.

Von Prag, wo Robert sich nach einer ihm genehmen Tätigkeit umgesehen hatte, ging er Ende des Jahres 1813 als Sekretär des russischen Gesandten, Graf Golowkin nach Stuttgart, wo er zu seiner großen Freude Einlaß in die adelige Gesellschaft fand. Es gelang ihm aber nicht, seine Anstellung bei Golowkin durch eine Bestätigung des Zaren zu einer offiziellen zu machen, so daß er seinen Gönner verärgert im Jahre 1814 verließ. Nach Berlin zurückgekehrt, nahm er regen Anteil am geselligen Leben, das ihn jetzt aber so wenig befriedigte, daß er bereits 1816 über Dresden wieder nach Süddeutschland, das er sehr liebte, ging. 1816 erschienen pratriotische Gedichte von ihm, deren Entstehung bereits in das Jahr 1814 fällt. Ihr Titel »Kämpfe der Zeit« zeigt in seiner Aehnlichkeit mit Fichtes »Stimmen der Zeit« schon, von welchem Geiste sie erfüllt sind. Leider bedingt die Anlehnung an Fichte ein zu starkes Hervortreten des philosophischen Gehalts, worunter der dichterische Wert litt und die beabsichtigte Wirkung auf die große Masse des Volkes unterbunden wurde.

Robert, dessen Aufenthalt in Süddeutschland zwischen Stuttgart, Heidelberg, Mannheim und Karlsruhe häufig wechselte, lernte im Jahre 1819 seine spätere Frau, damals die Frau des Händlers Primavesi, die schöne Friederike Braun, kennen. Nach Ueberwindung mancher Widerstände von Seiten seiner Geschwister sowohl wie von Friederikes Bruder Gottlieb Braun, Buchhändler in Karlsruhe, gelang es Robert, Friederikes Scheidung von ihrem Manne und damit seine eheliche Verbindung mit ihr zu erwirken. Auch Roberts Taufe ist auf seine Liebe zu Friederike zurückzuführen, da Ehen zwischen Christen und Juden damals nicht gestattet waren. Allerdings hatte er seit vielen Jahren schon beabsichtigt, den christlichen Glauben anzunehmen, da er sich durch seine Zugehörigkeit zum Judentum in seinem gesellschaftlichen Vorwärtskommen gehindert fühlte. Wie aufrichtig er Friederike liebte, geht zur Genüge daraus hervor, daß er, dem das gesellschaftliche Treiben Lebenselement war, bereit war, ihretwegen jeden Zusammenhang mit der Gesellschaft aufzugeben, aus der sie durch das Leben, das sie an Primavesis Seite hatte führen müssen, ausgestoßen war. Nach ihrer Verheiratung mit Robert, 1822, gelang es ihr aber bald durch den Eindruck ihrer großen Schönheit, durch Liebenswürdigkeit und durch ihr allerdings nur kleines dichterisches Talent sich eine geachtete Stellung in der Gesellschaft zu erringen. Heine, dessen Verehrung für sie bekannt ist, widmete ihr u. a. das Gedicht »Ich lieb' eine Blume und weiß nicht, welche« (s. Schreiben Freiligraths vom 16. V. 1872 an Ludmilla Assing, ungedruckt). Das Verhältnis Friederikes zu Rahel blieb

ein zwiespältiges, da Rahel an Friederikes Putzsucht Anstoß nahm und sie auch oft ihre geistige Ueberlegenheit allzu deutlich fühlen ließ, andererseits aber aus Liebe zu Robert sie häufig beschenkte.

1819 entstand das Lustspiel »Blind und Lahm«, im französischen Geschmack und in französischen Alexandrinern. 1819—1820 arbeitete der Dichter an »Kassius und Phantasus«, einer Verspottung der von seinem Groll verfolgten Romantik, von der sie aber selbst durchaus abhängig ist, vor allem von Tiecks »Gestiefeltem Kater«. Auch die Schicksalstragödie wurde von Roberts Spott getroffen. Dies Stück blieb nicht ohne Einfluß, Platens »Verhängnisvolle Gabel« geht bei der Einführung des Schmuhl als Chorus auf den jüdischen Schutzgeist in Roberts Lustspiel zurück.

Für Gottlieb Braun gab Robert den Almanach »Rheinblüthen« heraus, für den er Mitarbeiter warb (Heine, Immermann, Tieck, Hoffmann), allerdings mit wechselndem Erfolg.

1821 gehörte Robert in Dresden zu dem Kreis der Dichterlinge Winkler, Böttiger, Kind, Tiedge u. s. w., zu denen er sich sehr hingezogen fühlte. Aber auch mit dem von ihm verehrten Tieck, der gern mit ihm disputierte, hatte er dort Umgang. Tiecks Einfluß auf Roberts Schaffen äußerte sich noch häufig, so in späteren Gedichten Roberts an seine Vaterstadt »Promenaden eines Berliners«, die Tiecks »Reisegedichten« (1805) nachgeahmt sind. Später entzweite sich Robert mit Tiek, wie mit manchen anderen Freunden seiner Jugend, da jener die Zusage, durch Robert die Herausgabe seiner Werke bei Cotta besorgen zu lassen, nicht hielt.

1823 finden wir Robert wieder in Berlin, wo sein Lustspiel »Die Nichtigen«, das in gleicher Weise Adelsstolz und bürgerliche Kriecherei verhöhnt, einen starken Mißerfolg erlebte. In dieser Zeit trat Heine zu Robert und dessen Frau in freundschaftliche Beziehungen, die sich auf der Wesensgleichheit Roberts und Heines, besonders in ihrem Witz, aufbauten.

Ende 1824 kehrte Robert über Dresden nach Karlsruhe zurück. Etwa um diese Zeit entstand die Persiflage »Der Pavian« auf Beers »Paria«, die Robert aber wohlweislich nicht veröffentlichte (erhalten im Nachlaß, ungedruckt). Weitere Arbeiten dieses Jahres und der folgenden sind: »Neue Proberollen« und »Staberl in höheren Sphären«, erstere ein harmloses Benefizstückchen für die Schauspielerin Frau Neumann, letztere eine ebenso harmlose politische Satire, die dennoch in dieser aller politischen Betätigung der Bürger abholden Zeit beanstandet wurde.

1826 verfolgte Robert in Paris den Plan, für Cotta eine deutsche Zeitschrift herauszugeben, der unausgeführt blieb. Nach Karlsruhe zurückgekehrt verfaßte er einen Operntext »Die Amazone« für den Komponisten Spohr in Kassel, der diesem mißfiel, worauf Robert ihn Mendelssohn anbot, der ihn anzunehmen offenbar bereit war, ihn aber doch nicht vertont hat (erhalten im Nachlaß, ungedruckt).

Karlsruhe mußte Robert 1827 verlassen, da er sich dort durch die Veröffentlichung des Aufsatzes »Ueber den Einfluß der Hoftheater auf Kunst und Künstler« im »Morgenblatt für die gebildeten Stände« mißliebig gemacht hatte. Eine ebenfalls im »Morgenblatt« zum Austrag gebrachte literarische Fehde mit Börne trug Robert dessen Feindschaft und die späteren Verleumdungen und Schmähungen in Börnes »Briefen aus Paris« ein.

In Berlin suchte Robert seinen Einfluß auf die dortige neue Bühne,

das »Königsstädtische Theater«, für die Besserstellung der Dichter einerseits, für die Reinigung des deutschen Theaters von französischem Einfluß und Ueberwuchern der Oper und des Balletts andererseits geltend zu machen. Er stellte genaue Regeln für die Honorierung der Dichter auf und schloß selbst mit dem Königsstädtischen Theater einen Tantièmevertrag. Für diese Bühne schrieb er den Schwank »Thespis und der Doktor Radikal« unter Anlehnung an Hans Sachs und Goethe. Als Mitglied der »Mittwochs-Gesellschaft« führte Robert, Wortführer der um das neue Theater versammelten Bühnendichter, einen erbitterten Kampf mit dem Journalisten Saphir; seinem Eingreifen ist es wohl auch zuzuschreiben, daß Saphir schließlich der Boden Berlins zu heiß wurde. Durch seinen Angriff auf den Journalisten, den er in seinem Lustspiel »Die Wachsfiguren im Krähwinkel« abkonterfeite, hatte Robert jedoch selbst die maßlosen Schmähungen des gereizten Saphir herausgefordert.

Ferner verfaßte Robert die Lustspiele »Der tote Gast« (nach Zschokke), »Karl II.« (nach Duval) und »Der Waldfrevel«. Das letzte ist bemerkenswert, weil es Roberts politischer Gesinnung aus den letzten Jahren seines Lebens Ausdruck gibt; es ist eine Verherrlichung des Königs von Preußen und der Monarchie überhaupt. Wichtiger aber als dies von der Kritik mit Wohlwollen aufgenommene Stück ist Roberts Wirken für Kleist und die Aufführung des »Prinzen von Homburg«, die er nach manchen Hindernissen zustande brachte, wenn auch nur nach Streichung ganzer Partien, die dem Hof mißliebig waren. Wenn die Aufführung (1828,26. VIII) dennoch spurlos verhallte, so war das nicht etwa Ergebnis der Bearbeitung Roberts, sondern lag in den damaligen Zeitverhältnissen begründet. Das letzte Lustspiel Roberts ist »Ein Schicksalstag in Spanien«, eine Verspottung der Schicksalstragödie wie der Romantik, wie schon der Titel verrät; witziger als gleichgerichtete frühere Versuche des Dichters ist dieser deshalb, weil er in der Gestalt des Dieners Johann einen urwüchsigen, derb-komischen Berliner auftreten und im Dialekt sprechen läßt, worauf die vielen späteren Darstellungen Berliner Typen zurückgehen. Seine Liebe zu Berlin spricht sich hierin sowohl wie ernster in den bereits erwähnten »Promenaden eines Berliners« aus, deren Form — freie Rythmen — Heine zum Vorbild für seine »Nordsee«-Gedichte gedient hat. Von dem Königsstädtischen Theater, das seiner anfänglichen Bestimmung, das Theaterleben Berlins zu reformieren, nicht treu blieb, sondern zu einer Bühne dritten Ranges herabsank, wandte Robert sich endlich ab. Hervorzuheben ist aus der letzten Zeit seines Berliner Aufenthalts noch seine Kritik der Gedichte Platens in den »Heidelberger Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik« (April 1829, Nr. 75—76, S. 595 ff.), durch die er den Auftakt zu dem Kampf zwischen Platen und Heine gab.

Von nun an tritt in Roberts Schaffen eine deutliche Stagnation zu Tage, verursacht durch seine zunehmende Kränklichkeit. Um der in Berlin grassierenden Cholera zu entfliehen, begab er sich 1830 nach Baden; die Eile, mit der er seine Abreise betrieb, hatte zur Folge, daß der »Schwäbische Merkur« (11. VII.) in ihm den Verfasser von im »Messager des chambres« von Zeit zu Zeit erscheinenden, wenig preußenfreundlichen Artikeln aus Berlin vermutete. Robert, der sich über diese Verleumdung sehr aufregte,

wurde durch Varnhagen glänzend in der Preußischen Staatszeitung (18. VIII., Nr. 228, S. 1322) gerechtfertigt. Durch dies Ereignis wurde Roberts schon geschwächte Gesundheit noch mehr erschüttert, so daß er dem Nervenfieber, das ihn im Sommer des Jahres 1832 befiel, keine Kraft entgegensetzen konnte und trotz Friederikes aufopfernder Pflege am 5. Juli der Krankheit erlag. Seine Frau starb ebenfalls am Nervenfieber, das sie sich an seinem Krankenbette zugezogen hatte, kurze Zeit darauf, am 10. August desselben Jahres.

Die Erinnerung der Zeitgenossen an beide erlosch bald. Varnhagen, der sich bald nach Roberts Ableben um die Herausgabe des Nachlasses bemühte, hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, da Friederikes Geschwister als Erben Roberts und Friederikes glaubten, bei der Herausgabe ein lukratives Geschäft machen zu können. Varnhagens Ansicht, daß es schwer halten werde, einen Verleger zu finden, bestätigte sich, und es glückte ihm nur 1838 bei Hoff in Mannheim die Herausgabe der Gedichte zu erwirken, die er selbst aus Zeitschriften, Almanachen und Zeitungen zusammensuchen mußte, da Robert keine geordnete Sammlung hinterlassen hatte. So wurde auch der von Varnhagen sorgfältig ausgearbeitete Plan der Herausgabe des Nachlasses, den er fast vollständig an Hand seiner genauen Kenntnis Roberts seiner Autographen-Sammlung einverleibt hatte, hinfällig. Seiner Vermittlung gelang es nur, gelegentliche Veröffentlichungen in den von Gubitz geleiteten Zeitschriften und Zeitungen: »Monatsschrift für Dramatik, Theater, Musik«, »Gesellschafter« und »Jahrbuch deutscher Bühnenspiele« zu erreichen.

Im Laufe der Jahre ist in Roberts politischen Ansichten insofern eine Entwicklung festzustellen, als er seine ursprünglich freiheitliche Meinung in eine konservative umwandelte und vor allem von seiner Bekämpfung des Adels, je mehr er in adelige Kreise Einlaß fand, Abstand nahm. Neben einem gewissen Hang zum Wohltun ist sein Wesen durch Neid und Mißgunst — hervorgerufen durch die Verbitterung wegen der geringen Anerkennung seiner Leistungen — gekennzeichnet. Aufrichtige Liebe brachte er nur Friederike, mit der er eine sprichwörtlich glückliche Ehe führte, und Rahel entgegen. Mißmut über seine Zeit, die ihm kaum Beachtung schenkte, ebenso wie seine auf Fichte gegründeten philosophischen Anschauungen ließen ihn eine neue, bessere Zeit ersehnen und voraussagen, die neue Menschen, neue Literatur, neue Kunst und Religion hervorbringen werde. Da es ihm an festem Boden für seine Persönlichkeit mangelte — denn vom Judentum riß er sich los, ohne doch im Christentum ganz aufgehen zu können — so fehlte ihm auch die naive Innigkeit, die erst den ganzen Menschen und den wahren Dichter schafft.

Auf seine Zeit wirkte er nicht durch diejenigen seiner Werke, die ihm selbst die liebsten waren: »Macht der Verhältnisse«, »Kämpfe der Zeit«, »Kassius und Phantasus«, sondern nur durch die Lustspiele, durch die er eine Besserung des Geschmacks des Publikums herbeizuführen bestrebt war. Die Rücksicht auf das Publikum leitete ihn bei seinen Arbeiten in hohem Maße — trotz Varnhagens gegenteiliger Beteuerung. Das geht deutlich genug aus seinen Briefen an Rahel hervor (siehe ungedruckte Briefe Roberts an Rahel aus verschiedenen Jahren). Seine Liebe zum produktiven Schaffen blieb allezeit eine unglückliche; Robert hätte sich selbst ein weit befriedigen-

deres Dasein, als er es führte, erringen können, wenn er sich auf die seinem Wesen viel mehr entprechende journalistische Tätigkeit beschränkt und sein Können darin ausgebaut hätte. Statt dessen begnügte er sich damit, seine journalistischen Beiträge für Zeitungen und Zeitschriften aus brieflichen Berichten seiner Angehörigen, vor allem Rahels, zusammenzustellen — und dabei seufzte er unaufhörlich über die ihn bedrückende, journalistische Arbeit, die er aus pekuniären Gründen nicht aufgeben könne — und die ihm doch im Grunde unentbehrlich war! Daß aber sein scharfer, kritischer Geist zum Wegweiser für andere in die Zukunft hätte werden können, zeigen — mehr noch als seine Aufsätze — seine Briefe an Rahel, in denen er, ohne äußere Rücksichten auf Publikum und Censur nehmen zu müssen, alles offen aussprechen konnte, was ihn bewegte. Roberts Aufsätze erschienen fast ausschließlich im «Morgenblatt für gebildete Stände«, da er mit dessen Verleger — Cotta — besonders eng liiert war; mit den Redakteuren, Therese Huber, Müllner und vor allem mit Hauff, kam es aber zu häufigen Meinungsverschiedenheiten, die Robert diese Art seiner Tätigkeit noch peinlicher erscheinen ließen. Nach Zeugnissen von Alexis und Charlotte Birch-Pfeiffer galt Robert bei seinen Zeitgenossen als hervorragender Journalist. Er wagte es allerdings nur selten, seine Aufsätze mit seinem Namen zu unterzeichnen, doch wurden sie von seinen Bekannten faßt immer identifiziert.

In meiner Arbeit habe ich — außer Varnhagens Plan der Herausgabe des Robertschen Nachlasses — eine Aufstellung der in der Autographen-Sammlung enthaltenen Manuskripte und Zeitungsbelege, sowie einen Nachweis von Roberts Beteiligung an Almanachen und Zeitschriften und seinen Aufsätzen, soweit ich diese in den in Betracht kommenden Zeitungen feststellen konnte, gegeben.

Die Freundschaft Roberts mit Rahel, deren Vertrauter er war, wie er seinerseits auch sie an allem, was ihn erfüllte, teilnehmen ließ, hat für seine Entwicklung und seinen ganzen Werdegang hervorragende Bedeutung gehabt. Varnhagen, dem es vielleicht nicht lieb war, daß Rahel dem Bruder auch die Enttäuschungen ihres Ehelebens nicht verheimlichte, versucht, die Liebe Roberts zu seiner Schwester herabzuziehen unter Angabe von Briefen Rahels, in denen sie sich über den Bruder beklagt, die aber nur der Ausdruck vorübergehender Mißstimmung über unwichtige Vorkommnisse des Alltags sind. So sind denn Roberts Briefe an Rahel das getreue Spiegelbild seines Wollens, Fühlens und Denkens — der vollkommenste Ausdruck seines zwiespältigen Wesens. Da er nicht wie Rahel die Gabe besaß, sich und sein Können richtig einzuschätzen und bleibende Werte zu schaffen, so ist seine Spur im Gegensatz zu der ihrigen längst untergegangen, obgleich sein ehrliches Streben und seine Ansätze zu echter Kunst sowohl in seiner Zeit wie bei der Nachwelt ein besseres Los verdient hätten.

Nr. 39. Deutsche Philologie.

Kurt Kohlweyer, geb. zu Hildesheim 7. IV. 99.

*Raupach und die Romantik.**

Ref.: Prof. Weißenfels. Korref.: Prof. Schröder. Prüf.: 31. X. 23.

Die Arbeit behandelt in zwei parallel gegliederten Kapiteln das Verhältnis Raupachs — des Menschen (Kap. I) und des Dichters (Kap. II) — zur Ro-

mantik. In der Dichtung dieses einst gefeierten Dramatikers, der seit 1825 fast zwei Jahrzehnte lang die deutsche Bühne mit den poesielosen, aber theatralisch wirksamen Erzeugnissen einer flüchtigen Massenproduktion beherrschte, ist unter verschiedenen Gesichtspunkten der Einfluß der Romantik nachzuweisen. Der romantische Dualismus von Geistigkeit und Sinnlichkeit erscheint hier nicht nur als ratloses Schwanken in der Dissonanz des Lebens und der Zweiteilung des Ich, sondern auch in dem von der Romantik ausgebildeten weltanschaulichen Nebeneinander eines subjektivistischen und eines objektivistischen Stimmungskreises. So wird einerseits der Typ des romantischen Subjektivisten in der Form des haltlosen Lebensdilettanten, des romantischen Verbrechers, des Einsiedlers, des vermeintlichen Narren und der emanzipierten Frau gestaltet. Matte ironische Reflexe und die Neigung, die Poesie als absolute Wahrheit aufzufassen, sind speziell durch die romantische Doktrin befruchtet. Andererseits finden sich neben Nachklängen romantischer Naturbeseelung und mythologischer Tendenzen mehrere der innerhalb der Romantik von dieser Basis aus entwickelten Erscheinungsformen des Bewußtseins menschlicher Ohnmacht. Das Problem der »Nachtseite der Natur« taucht auf, der Fatalismus der Romantik wirkt sich aus — orakelhafte Ahnungen und Prophezeiungen, ein erbarmungsloses Walten des Schicksals, die unheilvolle Wirkung von Flüchen sind direkt auf das Vorbild der Schicksalstragödie zurückzuführen — und der Spuk des Grauens drückt den Menschen wehrlos zu Boden. Auch die wichtigsten der irrealen Wege, auf denen die Sehnsucht des Romantikers den Zwiespalt aller dieser Stimmungsmächte zu überwinden suchte, wußte Raupach sich in seiner Dichtung zu erschließen. Er übernahm die religiös gefärbte Erotik der Romantik und den mystischen Zweiklang von Liebe und Tod. Passive Heiligengestalten, das Motiv des Klosterlebens und die Darstellung himmlischer Wunder folgen der Romantik in den Schoß der katholischen Mystik. Unter dem Einfluß der musikalischen Tendenzen der Romantik gewinnt selbst die musikalische Traumwelt Gestalt und wird hin und wieder dem wechselvollen Spiel der Form und des Gehalts gefrönt. Laut erschallt der Ton romantischen Sehnens nach dem Ideal der mittelalterlichen Welt der Kreuzzüge. (Theatergeschichtlich bedeutsam war der Versuch einer dramatischen Gestaltung des Nibelungenstoffes und der Hohenstaufenzeit). Mit romantischem Empfinden sucht endlich der Typ des Wanderers die Wunder ferner Länder auf, von denen Italien und der Orient stellenweise von dem verklärenden Lichte der Romantik übergossen sind. Dies Ergebnis ist um so befremdender, als der Mensch, der dieses leicht gefügte Werk geschaffen hat, alle jene Lebensmächte der Romantik entweder direkt bekämpft hat oder doch von ihnen unberührt geblieben ist. Nur historische Interessen hätten ihn der Romantik in die Arme führen können. Im übrigen hat Raupach, ein rationalistischer Protestant, dem Pflichtgebot des Verstandes und dem Utilitarismus der rationalistischen Aesthetik gehuldigt — eine Einstellung, die das romantische Gewand seiner Dichtung notdürftig verhüllt. Zwar suchte Raupach seit dem Absterben der Romantik die Fessel des romantischen Gedankenkreises abzustreifen. Auf die antiromantische Bahn des Kotzebueschen Lustspiels und des bürgerlichen Rührstücks nach Kotzebues und Ifflands Muster aber wies ihn lediglich der bühnenkundige Instinkt des Routiniers. In Wahrheit hat Raupach

mit den Traditionen der Romantik niemals ganz gebrochen. Der verstandesmäßige Dichter suchte seiner nüchternen Poesie durch die Aufnahme romantischer Stimmungswerte den Reiz des Poetischen aufzupfropfen. Vor allem mußte die Romantik dem Pedanten wirkungsvolle Stoffe liefern, in die er triviale Lebensregeln kleiden konnte, um sie mit einem Schwall von Reminiszenzen aus der Dichtung der Romantiker wie aus Werken Schillers, Goethes, Calderons und Shakespeares meist in die klassizistische Form der deklamatorischen Jambentragödie zu gießen. Die Tatsache, daß die Hauptendenzen der Romantik die literarische Produktion einer unromantischen Persönlichkeit entscheidend beeinflußt haben, läßt ermessen, mit welch suggestiver Gewalt die Romantik auf das geistige Leben der Zeit gewirkt hat. Daneben wird durch den Bruch, der zwischen der Veranlagung und Weltanschauung Raupachs und dem Anstrich seiner Dichtung klafft, der handwerksmäßige Charakter seines Schaffens sinnfällig beleuchtet. Nur soweit der Dichter politische Probleme aufwarf, blieb er seiner Ueberzeugung treu, die ihn allerdings zur Zeit der Freiheitskriege den romantischen Politikern zur Seite stellte. Später setzte Raupach der romantischen Neigung zur klerikalen Reaktion das Panier des aufgeklärten Despotismus entgegen.

Nr. 40. Deutsche Philologie.

Hans Ullrich, geb. zu Braunschweig 24. II. 99.

Goethes Leipziger Briefe und die Gellertsche Brieflehre.

Ref.: Prof. Weißenfels. Korref.: Prof. Schröder. Prüf.: 20. VI. 23.

Im Frankfurter Elternhause wurde Goethe mit Einzelheiten der Gellertschen Brieflehre [»Briefe nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmack in Briefen« 1751] bekannt. So war es für ihn, als er die Leipziger Universität bezog, eine selbstverständliche Verpflichtung, sich mit den Briefreformideen des berühmten und gefeierten Professors eingehender zu beschäftigen. Die Art dieser Beschäftigung ist allgemein charakterisiert folgende: Trotz jugendlicher Unreife gibt sich Goethe der anerkannten Lehre des stilistisch damals allgewaltigen Gellert nicht ohne weiteres gläubig hin; er fühlt, daß äußerliche, schematische Regeln sich mit dem Individuellen des brieflichen Charakters nicht vereinigen lassen. So beschränkt er die Anwendung der Gellertschen Lehre in der Hauptsache auf die Briefe an Cornelie, denn gerade hier war er zu einer formalen Sorgfalt gezwungen, vor allem aus Rücksicht auf seinen Vater. Die Briefe an Behrisch dagegen sind freier, unmittelbarer, trotzdem auch hier zuweilen Gellertsche Formen unverkennbar sind. Goethe ist mit Gellerts Lehre sehr genau bekannt gewesen. Ueberall in den Briefen an Cornelie finden sich Gellertsche Sätze direkt ausgesprochen; scheinbar will Goethe die Schwester damit belehren, in Wirklichkeit aber sind diese didaktischen Interessen nichts als das verhüllte Bestreben, sich selbst mit der Lehre auseinanderzusetzen. Die beiden Kernpunkte, um die es Gellert zu tun ist und die mit seinen eigenen Worten als »Natürlichkeit« und »Wohlredenheit« charakterisiert werden können, hat Goethe scharf erkannt. Um der Forderung der Natürlichkeit zu genügen, bevorzugt er in seinen Briefen zunächst (nach Gellerts Anweisung) seine deutsche Muttersprache; seine französischen und engli-

schen Briefe (zahlreich nur zu Beginn des Leipziger Aufenthaltes) sind nur auf väterliche Einflüsse zurückgehende Sprachübungen, denn der eigentliche Briefcharakter, der sich in einer aus dem Herzen des Schreibers quellenden Unmittelbarkeit zeigt, fehlt ihnen. — Gellert definierte den Brief als Ersatz für mündliche Rede; in diesem Sinne zeigt sich Goethe um eine in seiner Umgangssprache wurzelnde natürliche Ausdrucksweise bemüht. Doch damit allein ist es ihm nicht getan, er sucht diese Ausdrucksweise zu erweitern, indem er in seinen Briefen dialogische und monologisch-lyrische Formen verwendet. Auch bedient er sich gern nur in mündlicher Rede üblicher Wendungen. Außer dieser seine Briefe ungemein belebenden Natürlichkeit verdankt er Gellert eine gewisse Sorgfältigkeit. Sie äußert sich rein formal in dem Streben, Nachlässigkeiten aller Art sowie eine derbe Ausdrucksweise zu vermeiden; sie äußert sich ferner in der Wahl von klaren und deutlichen Worten und Sätzen. Dieses Streben nach Sorgfalt und Deutlichkeit geht hervor aus den vielen Verbesserungen, die Goethe in den fertigen Briefen, bevor er sie absandte, vornahm. Damit zusammen hängt auch Goethes Bemühung um den gedanklichen Aufbau seiner Briefe: durch Ueberschriften und durch äußere Gliederung in Abschnitte (deren Anfangsworte oft den Inhalt des ganzen Abschnittes kurz zusammenfassen) sucht er dem Adressaten das Verständnis zu erleichtern. — Niemals aber geht Goethe bei der Befolgung der Gellertschen Lehre so weit, daß er sich kritiklos in Einzelheiten verliert und seine Selbständigkeit aufgibt. Im Gegenteil: immer gelingt es ihm, Gellerts Anschauungen mit seinen eigenen harmonisch zu verbinden. Seine Unfertigkeit bedurfte der formalen Disziplin Gellerts, aber das Selbständige seiner Natur ließ ihn von Gellert nur nehmen, was er brauchen konnte; es verhinderte, daß er in der Befolgung der Gellertschen Lehre (und besonders ihrer unleugbaren Schwächen und Plattheiten) zum bloßen Nachahmer leerer Aeußerlichkeiten erstarrte. Gerade gegen den Wortschwall und die Phrasenmacherei, die zu Gellerts Zeit Mode war und die Gellert mit seiner Lehre nicht niederzuzwingen vermochte, zeigt Goethe eine starke Abneigung. Er rechnete dazu auch die sog. Briefetikette, die er nicht nur vernachlässigte sondern auch in den »Mitschuldigen« [III, 3. u. 4. Auftr.] ausgiebig verspottete.

Nr. 41. Deutsche Philologie.

Hugo Willich, geb. zu Hannover 19. IV. 97.

*Theodor Mügge, ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Romans im 19. Jahrhundert.**

Ref.: Prof. Weißenfels. Prüf.: 6. VI. 23.

Die Arbeit beabsichtigt, einen Ueberblick über das gesamte Wirken und Schaffen des Romanschriftstellers Theodor Mügge zu geben, da eine eingehende literarhistorische Untersuchung fehlt.

Der erste Hauptteil behandelt das Leben Mügges, das von bestimmendem Einfluß auf sein dichterisches Schaffen war. Durch persönliche Nachforschungen, auch bei den Verwandten des Dichters, konnte das dürftige biographische Material um einiges vermehrt, im ganzen nachgeprüft und manches richtiggestellt werden. Die Ermittlungen brachten an neuen Re-

sultaten einmal die bis dahin fehlenden Nachrichten über die Eltern des Schriftstellers, ferner die endgültige Festlegung seines bisher überall falsch angegebenen Geburtstages auf den 8. November 1802. Die Nachforschungen wurden wesentlich erleichtert und zum Teil erst ermöglicht durch die Feststellung, daß der eigentliche Name des Schriftstellers Friedrich Theodor Leberecht Mü**ck**e lautete, den er erst später in Theodor Mü**gg**e veränderte. Ueber das Studium Mügges ließ sich wegen der Unvollständigkeit der Universitätsakten Genaueres nicht ermitteln. Es steht aber fest, daß er seit 1828 in Berlin Philosophie, Geschichte und Naturwissenschaft studierte und in Jena, nicht in Berlin, am 4. August 1832 promovierte. Weitere Ermittlungen ergänzen im einzelnen die Nachrichten über Mügges Leben, dessen Verlauf zusammenhängend geschildert wird. Es ist hierbei auf den Einfluß hingewiesen, den besonders die Auslandsreisen und die politisch-soziale Tätigkeit auf sein schriftstellerisches Schaffen ausgeübt haben. Andrerseits sind einige autobiographisch gefärbte Schilderungen der Romane mit der nötigen Vorsicht für die Biographie des Dichters benutzt.

Die ganze Lebensgeschichte offenbart den schon in jungen Jahren energischen Charakter Mügges und seine starke sittliche Willenskraft, die alle Hindernisse der Laufbahn überwindet.

Der zweite Hauptteil der Arbeit behandelt Theodor Mügge als literarische Persönlichkeit. Zunächst wird seine Stellung zum »Jungen Deutschland« untersucht: starke persönliche Beziehungen, Uebereinstimmungen mit jungdeutschen Zielen und Ideen, besonders politischen, aber Bekämpfung der »Emanzipation des Fleisches und der Frauen« und des Kosmopolitismus, ein starker formaler Unterschied: strengere Komposition der Werke gegenüber der jedem Einfall Raum gebenden leicht ins Nebensächliche zerflatternden Technik der Jungdeutschen.

Als besonders wichtig für die literar-historische Einordnung erweist sich Mügges unverkennbares Streben nach realistischer Gestaltung, das ihn wie Charles Sealsfield zum Vorläufer des späteren poetischen Realismus stempelt.

Die weitere Behandlung wendet sich dem Gebiete zu, auf dem Mügges schriftstellerische Produktion sich am stärksten entfaltete: dem Roman. Nach einleitenden Bemerkungen über die Entwicklung des Romans, die in jener Epoche unter dem starken Einfluß Walter Scotts der historischen Gattung eine hervorragende Stellung einräumte, sind im 1. Abschnitt Stoff, Idee und Tendenz von Mügges Romanen betrachtet. Er wird als Tedenzschriftsteller erwiesen. Zunächst aus seinen historischen Romanen, deren Themata dieselben sind, für die sich Mügge auch im Lebeu mit Wort und Tat einsetzte: der Freiheitskampf unterdrückter Völker im »Chevalier«, »Toussaint«, »Afraja«, »Erich Randal«, Verfassungskämpfe in »Vendéerin«, »König Jacobs letzte Tage«, »Arvor Spang«, »Prophet«, die schleswig-holsteinsche Frage im »Vogt von Sylt«. Eine starke literarische Beeinflussung durch Sealsfields programmatisch verkündeten »nationalen oder höheren Volksroman« zeigt sich im »Toussaint« und «Afraja«.

Die folgende Besprechung der Zeitromane, wesentlich schwächerer Leistungen Mügges, greift nur einige aus ihrer großen Zahl heraus, um an ihnen das Schema zu kennzeichnen. Voll sozialer und politischer Tendenzen und mit der üblichen Liebeshandlung versehen, erheben sie sich

kaum über die anspruchsloseste Unterhaltungslektüre und verraten eine starke Hast der Produktion. Der interessanteste unter ihnen ist »Tänzerin und Gräfin« wegen seiner vielen Beziehungen auf Mügges eigenes Leben.

Der 2. Abschnitt befaßt sich mit der Kompositionstechnik Mügges. Besonders hervorgehoben ist eine kompositionelle Eigentümlichkeit der großen historischen Romane, die sich unter Sealsfields Einfluß ausbildete. Im Mittelpunkt der Handlung steht ein ganzes Volk mit seinen Schicksalen und Entwicklungen, daneben oft noch eine Hauptperson im Sinne des alten Helden. Dieser Kompromiß alter und neuer Kompositionsweise, vor allem aber die strenger geschlossene Komposition führt über Sealsfield hinaus. Der Gang der Handlung ist stets synthetisch. Die technischen Mittel im einzelnen sind oft unzulänglich, besonders die übermäßige Verwendung von Gesprächen und Selbstgesprächen.

Der 3. Abschnitt über die Charaktere betont die gute indirekte Charakteristik, die sich besonders in den Expositionen, in der schwierigen Kombination von Führung der Handlung und Charakteristik, zeigt. Ein Hervortreten realistischer Züge macht sich geltend und auch hier der starke Einfluß Sealsfields. Neben jungdeutschen problematischen Naturen finden sich grotesk humoristische Gestalten im Stile Jean Pauls. Die Frauencharaktere sind Mügge weniger gelungen, die historischen Gestalten treten zu weit in den Vordergrund.

Ein 4. Abschnitt behandelt die Wahl und Verwendung der Motive bei Mügge und sieht Schwächen seines Talents in der übermäßigen Benutzung von Motiven des Abenteuerromans und romantischen Motiven des Wunderbaren und Geheimnisvollen im Dienst der Spannungstechnik.

Der letzte Abschnitt befaßt sich mit den Schilderungen. Vom unbekannten Tropenmilieu wandte sich Mügge der nordischen Natur zu, die er aus eigener Anschauung kannte. Vorstudien lieferten Reiseskizzen. Hervorgehoben wird an Mügges Schilderungstechnik die enge Verbindung von Handlung und Schilderung, der Reichtum an Personifikationen, lyrischen Stimmungsbildern und Wechselbeziehungen zwischen Mensch und Natur.

Das Schlußwort weist darauf hin, daß die starke Belastung mit Tendenzen die Hauptschuld am raschen Veralten von Mügges Werken trägt.

Nr. 42. Englische Philologie

Erich Dieterich, geb. zu Burgdorf (Braunschweig) 15 II. 91.

*Die Wurzeln des englischen realistischen Romanes im 16. und 17. Jahrhundert.**

Ref.: Prof. Roeder. Korref.: Prof. Hecht. Prüf.: 26. VII. 23.

Die Quelle des Realismus in der nichtdramatischen Prosaliteratur nach Chaucer ist in der angelsächsischen Kulturschicht zu suchen. Verschiedene Literaturgattungen dienten dem Realismus als Kanäle, bis endlich gegen Ende des 16. Jahrhunderts dem englischen Volke durch des Casaubonus Übersetzung der χαρακτῆρες des Theophrast die Rechtfertigung realistischer nichtdramatischer Darstellung und zugleich die klassische Form für solche Darstellung geschenkt wurde. Daß der Realismus in verhältnismäßig kurzer Zeit als Kunstprinzip zur Anerkennung gelangte, ist besonders das Verdienst Sir Francis Bacons of Verulam. In Anlehnung an den Franzosen Mon-

taigne bezeichnete Bacon seine realistisch-schriftstellerischen Versuche als »Essays.« Für Formgebung, Gedankenausprägung und Stilbildung ist Bacon jedoch abhängig von Theophrast. Bacons »Essays« fanden in ihren verschiedenen Auflagen weiteste Verbreitung, und mit ihnen gewinnt Bacon einen sich immer erneuernden, nachhaltigen Einfluß auf die Stilbildung der Characterwriters. Die Character-Schriftstellerei in der von Theophrast entlehnten Form setzt ein zu Beginn des 17. Jahrhunderts als Fortsetzung mehrerer volkstümlicher Gattungen. Sie wird getragen von den politischen, religiösen und geistigen Zeitströmungen der Dissenters und des Deïsmus. Der erste Hauptvertreter ist der Bischof Hall, dessen »Characterismes of Virtues« und »Characterismes of Vices« 1608 erschienen. Halls Characters sind moralisierend und zur Besserung der Puritaner geschrieben. An das gesamte englische Volk wendet sich die Charactersammlung Thomas Overburys. Bei Overbury hat sich der »Character« bereits zum »Genrebildchen« entwickelt. Durch Thomas Overbury wurde die Blüte der Character-Kunst unmittelbar vorbreitet. Der Character »A faire and happy Milk-maid« bedarf nur noch weniger Striche, um zur individuellen Schilderung zu werden. Dieser Schritt zur Vollendung des Character wurde getan in »Westward for Smelts«, in der »Microcosmographie« John Earle's und in Butlers »Characters«. Von größter Bedeutung ist, daß mit der Vervollkommnung der Characters die Zunahme ihrer Verbreitung gleichen Schritt hält. So wird während der Entwicklung der Characters von Bacon bis Butler eine das gesamte englische Volk umfassende realistische Atmosphäre geschaffen, die sich namentlich seit den 1620er Jahren schnell verdichtet. Overbury und Butler haben in ihren besten Characters schon gelegentlich die strenge Characterform kraft ihrer dichterischen Eingebung durchbrochen und sich in erfreulicher Weise der Essayistik Steeles und Addisons genähert. Die große Beliebtheit und die ungeheure Verbreitung der Character- und Essaysammlungen hat mehrere Gründe: Sie hatten nur geringen Umfang, waren daher billig und konnten folglich auch von den weniger bemittelten Kreisen des englischen Volkes gekauft werden; vor allem aber verstieß ihr Inhalt nicht gegen die in der angelsächsischen Kulturschicht immer mehr zur Herrschaft gelangenden strengen Anschauungen der Dissenters. — Ueber Character und Essay hat sich also die Einfachheit und der Realismus der Darstellung, d. h. die germanische Art die Dinge zu sehen und darzustellen, den Weg ins Freie gebahnt. Alle Kreise des englischen Volkes haben dazu beigetragen, dem Realismus mit dem Character zum Siege zu verhelfen. Den Siegeslauf auf dem Gebiete des Romans beginnt der Realismus mit John Bunyans »Pilgrim's Progress«, einem »Character-Roman.« Er trägt die Merkmale der Characterschriftstellerei noch deutlich an der Stirn: Christian, Christiana, Faithful, Talkative usw. sind Characters; Vanity Fair ist ein Essay on Vanity. Durch Schaffung der poetischen Wahrheit und erste Behandlung der »Gattenliebe« schlägt Bunyan im »Pilgrim's Progress« die Brücke zum realistischen Roman des 18. Jahrhunderts.

Nr. 43. Englische Philologie.

Emil Sprenger, geb. zu Bad Essen (Kreis Wittlage) 23. XI. 97.

*Robert Louis Stevenson, seine Weltanschauung und seine Kunst.**

Ref.: Prof. Hecht. Prüf.: 2. V. 23.

Der erste Hauptteil der Arbeit behandelt die Weltanschauung Stevensons. Nachdem zunächst kurz das Denken seiner Jugendjahre besprochen ist, wird in den einzelnen Abschnitten die innere Entwicklung Stevensons dargestellt, die nach mancherlei Kämpfen ihren Abschluß findet in dem Bekenntnis zum ethischen Idealismus. An der Betrachtung von S.'s. Verhältnis zur Civilisation und Cultur wird gezeigt, wie dieser ethische Idealismus für das fernere Leben dann durchaus im Mittelpunkte seines Denkens steht.

Im zweiten Hauptteil wird die Aesthetik Stevensons betrachtet. Ein Gegensatz von miteinander unvereinbaren ästhetischen Ansichten wird in seinen Schriften aufgezeigt und an den zwei entsprechenden Gruppen seiner Werke ausführlich dargelegt. Die erste Gruppe, die vornehmlich die bis 1880 erschienenen Schriften umfaßt, offenbart eine Aesthetik, die unmittelbar erwachsen ist aus Stevensons Weltanschauung. Stevenson strebt hier bewußt eine »classische« Kunst an, er sucht für sein Kunstwerk Totalität zu erreichen. Dieser Gruppe wird sodann die der Romane gegenübergestellt. Es wird gezeigt, wie Stevenson, sobald er einen frei erfundenen Stoff gestaltet und den Boden des Romans betritt, wesentlich andere ästhetische Regeln aufstellt und seiner romantisch-impressionistischen Veranlagung nachgiebt, wie er in den Romanen es anlegt allein auf eine Kunst der 'incidents' und des 'naked writing'. Daß R. L. S. die Einseitigkeit seiner Einstellung in dieser zweiten Periode seines Schaffens selbst empfunden und sich bemüht hat, auch im Roman Totalität zu erreichen, wird in einem abschließenden Teile an eigenen Urteilen Stevensons über seine Werke, vor allem an denen über seinen »Weir of Hermiston» aufgezeigt.

Nr. 44. Romanische Philologie.

Ernst-Diedrich Friedrichs, geb. zu Otterndorf (Unterelbe) 24. IV. 01.

Handel und Verkehr, vornehmlich Frankreichs, im Bilde der französischen Renaissanceliteratur..*

Ref.: Prof. Hilka; Prof. Hecht; Prof. Brandi. Prüf.: 9. V. 23.

Die Dissertation bringt Belege aus der französischen Renaissanceliteratur über folgende Gebiete:

I. Teil: Die Landwege, ihre Arten und ihr Zustand; die Straßen in den Städten; Wasserwege, Kanäle, Flußschiffahrt, Furten, Fähren und Brücken. Beförderungsmittel zu Lande (Reit- und Lasttiere, Verpackung der Waren, Gefährte). Nachrichtendienst, Postwesen, Landreisen (Veranlassung, Orientierung, Uebernachtungsstätten, wichtige Reiserouten). Unsicherheit des Verkehrs durch wilde Tiere und Räuber, besonders während der Bürgerkriege; Rückwirkung der Unsicherheit auf den Handel; Zigeuner; Taschendiebe und Verbrechergesindel in den Städten. Schutz gegen das Räuberunwesen (Maßnahmen der Regierung und Listen der Reisenden). Schiffahrt;

Fluß- und Seehäfen; Häfen am Mittelmeer und an der Westküste Frankreichs; Lotsen, Werften. Leben und Treiben in den Hafenstädten; Bedeutung der Häfen für Handel und Verkehr. Neue Schiffstypen im 16. Jahrhundert; verschiedene Schiffsarten. Seereisen. Orientierungsmittel auf Seereisen (Navigationsinstrumente, Astronomie, Leuchttürme). Das Meer. Gefahren der Seereisen: Stürme, fabelhafte Seeungeheuer, Fieberkrankheiten in den Meeren der heißen Zone, Seeräuber. Schutz gegen die Seeräuber. Hebung von gesunkenen Schiffen. Wegegelder und Ein- und Ausfuhrzölle. Zollbeamte und -büros. Finanzwesen. Zerrüttung der Finanzen und Reform unter Heinrich IV. Finanzbeamte und -behörden. Das Steuerwesen: Das unsoziale Steuersystem. Ungerechte und hohe Steuern. Verschiedene Arten von Steuern, insbesondere die Salzsteuer; Steuerunruhen. Steuerhinterziehung und -freiheit. Verschiedene Längen-, Flächen-, Hohl- und Gewichtsmaße Ursachen und Folgen der allgemeinen Geldentwertung im 16. Jahrhundert. Das Münzwesen. Verschiedene Münzsorten-, stätten und -werkzeuge. Falschmünzer. Märkte. Ursachen des Rückgangs der Märkte in der Champagne. Die großen Marktstädte Frankreichs mit internationalem Verkehr. Kleine Märkte. Markthallen. Marktleben.

II. Teil: Der Kaufmannsstand: Stellung und Charakteristik der Großkaufleute. Ihr Reichtum und ihr Ansehen. Betrügereien im Handel. Tuchhändler und Tuchindustrie. Kaufleute in Kriegszeiten (Kriegsgewinnler). Der Faktor (Kaufmannsgehilfe). Die Kaufmannsfrau. Die Bankiers. Gründung königlicher Banken. Leih- und Wucherwesen. (Schuldgefängnis, Pfändung usw.). Bekämpfung des Wuchers. Ungetaufte und getaufte Juden. Italiener als Bankiers und Wechsler. . . . Kleinhändler.

Im III. Teil wird die Beteiligung der einzelnen Erdteile und Länder an Handel und Verkehr behandelt.

Nr. 45. Romanische Philologie.

Curt Höfner, geb. zu Rodach bei Coburg 8. I. 99.

*Der Ausdruck des konzessiven Gedankens im Altspanischen. Ein Beitrag zur historischen spanischen Syntax.**

Ref.: Prof. Hilka. Prüf.: 16. V. 23.

Die verschiedenen Ausdrucksmöglichkeiten des konzessiven Gedankens werden psychologisch-historisch, wie es bereits M. Miltschinsky in ihrer Arbeit über das Altitalienische getan hat, untersucht und erklärt.

I. Wunsch- und Bedingungssatz. Der konzessive Wunschsatz kann einfach, verallgemeinernd oder disjunktiv sein. Verstärkung durch Partikeln wie aun oder bien findet nicht statt; jüngeres ya sea que wird als Kontrafaktur nach prov. und kat. Muster nachgewiesen.

Ebenso kann der Bedingungssatz (eingeleitet durch si oder donde) konzessiv werden. Verstärkung durch aun ist selten; si bien ist eine späte Kontrafaktur nach it. sebbene. Die hypothetischen Konjunktionen pongamos caso que, puesto oder dado (caso) que, en caso que usw. sind asp. stets konzessiv. Dagegen wird einfaches que sowohl kondizional wie konzessiv gebraucht. Es kann verstärkt werden durch aun; dieses aunque

verdrängt das alte maguer (que), das im 15. Jh. verschwindet. Dagegen ist bien que der Entlehnung verdächtig.

II. Das verallgemeinernde Relativum kann einräumend werden. Uebergang zur reinen Konzessivkonjunktion findet statt bei quanto quier que und besonders bei como quier que.

III. Kausalsätze. Pero (que), empero que gehören dem Westen der Halbinsel an und dringen in beschränktem Umfang durch Vermittlung der höfischen Lyrik ins Kastilische ein. Pues, pues que, sowie porque und por + Infinitiv sind nur gelegentlich (in negativem Zusammenhang) konzessiv. Aus por + abh. Kasus bildet die Sprache durch Hinzutreten eines (verallgemeinernden) Relativsatzes die stehende Formel por ... que aus. Konzessives como wird als Latinismus nachgewiesen.

IV. Wendungen mit con und sin, sowie gewisse Konsekutivsätze, das Gerundium und andere an sich indifferente Ausdrücke können konzessiven Sinn annehmen. Endlich werden auch von den konzessiven Präpositionen a pesar de, sowie gelehrtem no obstante u. no enbargante neue Konjunktionen gebildet.

Nr. 46. Romanische Philologie.

Carl Mochow, geb zu Kolberg (Pommern) 20. II. 90.

*Über den Alexanderabschnitt im Roman de Renart le Contrefait.**

Ref.: Prof. Hilka. Korref.: Hecht. Prüf.: 25. VII. 23.

Die Arbeit, eine Quellenuntersuchung, geht aus von den im allgemeinen feststehenden Resultaten (vgl. Hilka »Zeitschr. für frz. Spr. u. Lit.« Bd. 46, Heft 3 u. 4); sie will zunächst diese erhärten und genauer begrenzen, dann aber vor allem den Beweis für die Benutzung von Nebenquellen außer der Hauptquelle erbringen. Indem sie die Untersuchung auch auf den 2. u. 3. Abschnitt der Alexanderkompilation ausdehnt, will sie auch die diese Abschnitte betreffenden Quellenfragen erschöpfend behandeln, teilweise im Widerspruch zu den bisher von Raynaud (vgl. Romania XXXVII, p. 258) und P. Meyer (vgl. »Alexandre le Grand. . . .« II p. 338/39) vertretenen Auffassungen in der Quellenfrage.

Sie zeigt in ihrem 1. Teil die durchgehende Benutzung der J^2-Recension der historia de preliis durch den Kompilator und legt dabei vor allem Wert auf die Feststellung, daß dem Kompilator ein verkürzter J^2-Text vorgelegen haben muß; die Lücken dieses Textes werden herausgearbeitet; ebenso die Hinzufügungen des Dichters zur Ausfüllung der Lücken. Besonders betont dieser Abschnitt die Selbständigkeit, mit der der Autor bei der Auswahl des Stoffes vorgeht und diesen manchmal neu einordnet, indem er ganze Kapitel aus dem sonst allen Recensionen gemeinsamen Zusammenhang herausreißt. — Als 1. Nebenquelle tritt der afz. Prosaroman im Laufe der Untersuchung hervor; die 16 angeführten Versabschnitte und die übrigen dargelegten Gründe sollen den Nachweis erbringen, daß der Kompilator diesen Roman bei der B-Redaktion des Gesamtwerkes unbedingt benutzt hat. Ebenso ist der Alexandriner-Roman als weitere Nebenquelle anzunehmen, wenn auch die Zahl der Stellen, die an ihn anklingen, gering ist. — Die Arbeit zeigt des weiteren, wie der Kompilator sich von seinen re-

ligiösen Anschauungen, seinen geistigen Fähigkeiten und seiner Vorliebe für manche Stoffe leiten läßt und seinem eigenen Geschmack und seiner besonderen Auffassung durchaus folgt.

Als Quelle des 2. Teilabschnitts (Diadochenkämpfe) wird der Epilog des afz. Prosaromans festgestellt im Gegensatz zu Raynauds Annahme, daß Justinus XIII u. XIV als unmittelbare Quelle zu diesem Abschnitte anzusprechen sei. Die Untersuchung führt 15 teilweise wörtlich übereinstimmende Stellen auf und gibt sonstige Gründe an.

Der letzte Teil betont wieder die Selbständigkeit, mit der der Kompilator die »Vengeance d'Alixandre des Jean le Nevelon« als Quelle zum letzten Teilabschnitt (Rachezug Eliors) benutzt hat. Sein Geschick, die ermüdend breite Quellendarstellung in eine knappe, aber alle Hauptgedanken treffend wiedergebende Form zu fassen, wird besonders hervorgehoben. — Ueberhaupt sucht die Arbeit nicht nur ein Urteil über die Art der Quellenbenutzung, sondern auch ein Bild von dem Autor selbst aus seinem Werk heraus zu gewinnen, soweit dies im Rahmen des Alexanderabschnitts möglich ist.

Nr. 47. Klassische Archäologie.

Rudolf Hallo, geb. zu Cassel 26. IX. 96.

Monumentalaltäre des Altertums.

Ref.: Prof. Thiersch. Prüf.: 23. X. 22.

Einleitung: Begriffsbestimmung. Anlage der Arbeit in Katalogform nach Ländern.

I. Aegypten. Auslese der im eigentlichen Sinne monumentalen Altäre. Gehören zu Sonnenkult. Quadratische Grundform, mit und ohne Treppe. Erklärungsversuch der Hotep-Tafeln. Verhältnis von Beschriftung zu architektonischem Rhythmus.

II. Orient. Geschichte der (quadratischen) Altäre von Jerusalem. Erzverkleidung im phönikischen Kunstgebiet. Babylonische Tempelaltäre vor dem Eingang. Assyrien fehlt bisher der stabile Altar. Persien: Altarpaare, Feuertürme. Hetither: nur kleine Formen.

III. Griechenland. 1) Festland, 2) Kleinasien und Inseln, 3) Sizilien-Großgriechenland. Drei Grundformen: a) vorgriechisch [aber nicht kretisch]: Aschenaltäre, runde oder quadratische, ummantelte Form (Tiryns, Amyklä, Olympia, Didyma). b) geometrisch-dorisch langgestreckte Rechtecksform (Sparta, Megalopolis, Korfu, Sizilien). c) gedrungene, meist hochgeführte »jonische« Form (Monodendri, Priene, Kos; im Mutterland nur der Chiotenaltar in Delphi und der Thron des Apollon in Amyklä von Bathykles aus Magnesia. Dieser Thron wird als Altar gedeutet). Orientalische Vorbilder?

Der Zeusaltar in Olympia und der Gigantenaltar in Pergamon werden ausführlich behandelt. Zeusaltar zweigeschossig: unten quadratisch, oben kegelförmig. Pergamon: Mischung aus quadratisch-kegeliger Aschenform und »jonischer« Hochform. Hier zugleich ein Meisterwerk, in dem Schmuck und Geschmücktes, Form und Inhalt sich decken. Im Schmuck am unselbständigsten das Mutterland, am herbsten und architektonisch geläutertsten Sizilien-Großgriechenland. Kleinasien ersinnt die Gesamtanlage von Tempel, Area und Altar nach frei künstlerischen Gesichtspunkten.

IV. Italien. Capua, Fondo Petrara: abgeleitet aus etruskischen Podienanlagen. Rom, Form der Ara Pacis: umfriedeter Hof; italisch, mit den Ustrina aus gleicher sakraler Wurzel stammend.

Schluß. Alle in engerem Sinne monumentalen Altäre gehören Gottheiten von olympischem Rang. Kunstgeschichtlich sinken — von Pergamon abgesehen — die Altäre in nachklassischer Zeit von der Stufe architektonischer Subjekte zu dekorierbaren Objekten herab (Scheinmetopen, Scheinperistasen, römisch-illusionistische Rankenmotive). Die Kunst verdrängt den Kult.

Nr. 48. Klassische Archäologie.

Walter-Herwig Schuchhardt, geb. zu Hannover 8. III. 1900.

*Die Meister der pergamenischen Gigantomachie.**

Ref.: Prof. Thiersch. Prüf. 16. V. 23.

Der Sockelfries des Zeusaltares von Pergamon ist 112 m lang und 2,30 m hoch. Er muß also, wie auch bisher angenommen, von einer Mehrzahl von Künstlern ausgeführt sein. Der verschiedene Stil dieser einzelnen Meister läßt sich tatsächlich erkennen. Eine stilkritische Analyse ergibt folgende Gruppen[1]):

Nr. $3,_{1}$—$4,_{1}$: Meister der Kybele. Seine Kennzeichen: hervorragende Charakterisierung der Stofflichkeit (vgl. das pralle, saftige Fleisch der Kybele, das zarte Gewand darüber) und kolossale, übermächtige Formen ($3,_{6}$, $3,_{5}$, Kybele-Körper). Nr. $4,_{1}$ ist nach Einzelheiten des Gewandes und des Gürtels hier anzuschließen.

Ganz anders Nr. $4,_{3}$—$6,_{3}$: die Körper fest am Reliefgrund haftend, mit ihren Seiten schräg in die Fläche übergehend ($4,_{3}$ und $6,_{1}$). Das Pferd $4,_{4-5}$ flächenhaft-dekorativ, breit entwickelt; die hinteren Pferde nicht tiefenhaft, unwichtig, flüchtig. Helios mit machtvoller, steinerner (unstofflicher!) Gewanddraperie. Die Köpfe von $4,_{6}$, 5, $6,_{1}$ einander nahe verwandt. $6,_{3}$ von den Schultern bis zum Pferdeleib von einer idealen vorderen Ebene begrenzt und wie platt gegen den Hintergrund gedrückt. Ueberall dieselbe Flächenhaftigkeit.

Nr. 7—$9,_{2}$: Klare Kompositionen; Leon-Aither fest in ein Rechteck gespannt. Als deutliche Antithesen: $8,_{3}$ und $9,_{2}$; deren Köpfe gleich in Form und Pathos. Körper und Gewand fein, zart modelliert. Ein Künstler mit Kompositionstalent und stiller Formgebung.

Nr. $9,_{4}$—$10,_{4}$; also um die Ecke greifend. Trefflich die nackten Torsen, naturnah, lebendig. Bildung von Haar und Ohr bei ihnen gleich, ebenso beim Kopffragment $9,_{6}$. Die Frauenfiguren (besonders $9,_{4}$ und $10,_{2}$) ganz unzulänglich; die Körper anatomisch falsch, ohne Struktur, vom Gewand verdeckt; dieses hart, flüchtig (die Gürtel!) mit äußerlich-dekorativen Falten; grob und leer die Köpfe. Hier ein Abschnitt von zwei Künstlern gemeinsam gearbeitet?

Ganz anders Nr. $10,_{5}$: Artemis, leicht und flink. Zarte Körpermodellierung, weich und lebhaft das Gewand, zierliches Köpfchen. Das gleiche Stilgefühl

---

1) s. Altertümer von Pergamon, Textband $III,_{2}$ Beilage 4. Darnach die Nummerierung der einzelnen Platten auch hier.

in dem knappen, zarten Torso des Apollon. Leto matronaler, schwerer. Nr. 10,$_7$ und 11,$_2$ von geringerer Hand.

Nr. 15,$_1$—16,$_5$: geschlossene, durchdachte und berechnete Komposition *eines* Künstlers. Zeus und Athena divergierend als Diagonalen, schräg dagegengestellt ihre Gegner: dort die Kampfgruppe weiter, freier; hier eng verklammert. Daneben Zeus mit 15,$_1$ und 15,$_3$ ein mit Körpern gefülltes, Athena mit 16,$_4$ und 16,$_5$ ein von Körpern begrenztes Dreieck bildend. 16,$_1$ als freier Raum, Hiatus dazwischen. Die Pathetik der Formgebung (Torso 15,$_2$, 16,$_2$) sowie Einzelheiten verbürgen den einheitlichen Stil dieser großen Komposition.

Wieder anders Nr. 18,$_1$: weiche, volle Körperformen; zart, ruhig das Gewand darüber. Aehnlich fein und edel in Form und Ausdruck 18,$_4$; vielleicht dazugehörig 17, plastisch und kräftig modelliert. Also etwa Nr. 17—19 von diesem Meister?

Nr. 20—21 unkenntlich, deutlich erst 22,$_6$. Großer, dekorativer Gewandstil, reichbewegter Schleier, ganz anders als 18,$_1$. Aehnlich 23,$_1$ und links vielleicht 22,$_3$.

Zwischen Nr. 23,$_1$ und 23,$_2$ scharfe Scheidung! Der Künstler der Gorgonen: 23,$_2$—26,$_2$; aber 24 und 25 auszuscheiden. Die nackten Torsen breiig, ausdruckslos, die Frauenkörper ohne rechte Struktur. Grob und flüchtig Köpfe wie Gewänder, diese mit äußerlicher, technischer Fertigkeit.

Nr. 26,$_3$—28. Der Torso 26,$_3$ kräftig, muskulös; 27—28 klar, scharf, realistisch; vielleicht zu 29,$_{1-6}$ gehörig. Dort die Torsen 29,$_{1-2}$ realistischsicher, knapp, klar. Der Liegende trefflich komponiert.

Nr. 30,$_{1-6}$: weichlich und schlaff die Körper, besonders 30,$_{1-2}$. Die Köpfe 30,$_{1\ \text{und}\ 3}$ eng verwandt, ungriechisch-breit. Rechts nur Torso 31,$_1$ erhalten; klar und exakt, aber hart, metallen, glatt. Aehnlich Nr. 1: Dionysos. Gewand zerrissen, mit vielen Härten; Mantelende am Grunde wie aus Metall getrieben; Nebrisrand scharfkantig wie Blech; Locken wie einzelne Drahtspiralen. Bei Nr. 2,$_2$ die gleiche drahtige Locke; sonst stark korrodiert.

Also etwa 14 stileinheitliche Abschnitte; deren *Hauptfiguren* je von einem führenden Meister, Nebenfiguren und Beiwerk von untergeordneten Kräften stammen. In seinem Abschnitt ist jeder Künstler selbständig. Ein großer Agon gleichberechtigter Künstler an einem Kunstwerk! Das mit Recht angenommene einstige Vorhandensein eines Gesamtentwurfes und einer Gesamtkomposition eines übergeordneten Künstlers wird dadurch nicht berührt.

Analoge Fälle von Aufteilung eines Skulpturwerkes unter mehrere Künstler kennen wir vom Siphnier-Schatzhaus in Delphi (am Fries zwei, mit dem Giebel drei Künstler), vom Amazonenfries des Maussoleums in Halikarnaß (vier Künstler), und neuerdings vom Niketempel in Athen (drei, vielleicht vier verschiedene Hände) [1].

---

1) Siehe C. Blümel, Der Fries des Tempels der Athena Nike, 1923.

Christian Reinhard Mahrenholz, geb. zu Adelebsen 11. VIII. 1900.

Samuel Scheidt, sein Leben und seine Werke.

Ref.: Prof. Ludwig. Korref.: Prof. Nohl. Prüf.: 1. VIII. 1923.

Teil I gibt eine Bio-Bibliographie Samuel Scheidts. Das bisher bekannte biographische Material wird ergänzt und teilweise berichtigt. S.s Kompositionen werden besonders nach der bibliographischen Seite hin besprochen, soweit möglich, chronologisch eingeordnet, und die Inhaltsverzeichnisse aller Druckwerke einschl. des geplanten, aber nicht zum Druck gelangten (bisher unbekannten) 5. u. 6. Teiles der »Geistlichen Konzerte« mit Erläuterungen aufgeführt. Eingehender werden die 70 Sinfonien von 1644/45 behandelt. Das einzige Druckexemplar der Görlitzer Tabulatur mit dem Datum 1653 erwies sich als Korrekturabzug einer nicht zum Druck gelangten Neuauflage.

Teil II behandelt die Gottesdienstordnung der Hallischen Kirche an Hand der KOO und Agenden, und die Frage der Mitwirkung von (einstimmigen) Schüler- und (vielstimmigen) Vokal- und Instrumentalchören in der Liturgie, sowie den Gebrauch der Orgel im Gottesdienst. Es werden dann die Beziehungen der Werke S.s nach Anordnung und Inhalt zu den gottesdienstlichen Formen in Halle aufgedeckt und u. a. an Hand von statistischen, aus den KOO geschöpften Tabellen des Hallenser und Görlitzer Detempore-Schatzes und der in beiden Städten üblichen Melodiefassung der Choräle die Entwicklung der (anscheinend zum alternatim-Musizieren bestimmten) Görl. Tab. aus einem für Halle bestimmten Grundstock zu der jetzigen Form beleuchtet.

Teil III behandelt S.s Werke in formaler Hinsicht, bespricht kurz die Formen der Orgelwerke, zeigt dann, wie fast alle Formen der Tabulatura nova in den Vokalwerken wiederkehren und gibt von ihnen und den Wechselbeziehungen der vokalen und instrumentalen Formen eine ausführliche Darstellung.

Teil IV untersucht die harmonischen Verhältnisse in S.s Werken, betrachtet seine Stellung zu den Kirchentonarten und modernen Tongeschlechtern und behandelt S.s Generalbass, seine Ausführung und die Bezifferung (insbesondere die Bezifferungsfehler).

Teil V bespricht die rhythmischen Verhältnisse, besonders in der Görl. Tab., die Setzung und Ausführung der Choralfermate und das Vertonungsprinzip der Choräle mit polyrhythmischer Melodiefassung.

Teil VI behandelt das Verhältnis von Wort und Ton bei S.; dem chromatischen Motiv ist ein besonderer Abschnitt gewidmet. Im weiteren wird nachgewiesen, daß bei den Instrumentalchorälen der Tab. nov. vom zugehörigen Text gänzlich abzusehen ist.

Teil VII bringt Untersuchungen über Besetzung, Umfang und Zusammenstellung der Vokalstimmen und der Chöre überhaupt, und über die Verteilung auf Solisten und Ripienisten. Die Orgeln zu S.s Zeit (Orgelbau, Disposition, Pedalgebrauch u. dergl.) und die Registrierungsangaben im 3. Teil der Tab. nov. werden besprochen und an Hand der Variationen der Tab. nov. ergänzt und berichtigt. Den Schluß bildet eine kritische Zusammenstellung sämtlicher bei S. vorkommender Orchesterinstrumente mit Ausführungen über ihre Besetzung und Verwendung.

Nr. 50. Musikwissenschaft.

Elly Schmidt, geb. zu Quedlinburg 24. IV. 95.

*Orlando di Lassos Werke in den Orgeltabulaturen von Bernh. Schmid d. Ä. und Ammerbach. Ein Beitrag zur Accidentienfrage.**

Ref.: Prof. Ludwig. Korref.: Prof. Hecht. Prüf.: 25. VII. 23.

Problemstellung: Sind Orgeltabulaturen bei der Setzung von Accidentien zuverlässig? Methodischer Aufbau der Arbeit: Uebertragung von Motetten, Liedern und Chansons von Orlando di Lasso, die in den Orgeltabulaturen von B. Schmid d. Ae. und Ammerbach intabuliert und koloriert sind und Vergleich dieser Stücke mit der Gesamtausgabe von Orlando di Lasso (her. von Fr. Xaver Haberl und Ad. Sandberger). Die abweichenden Takte sind einzeln besprochen und die Begründung für die Abweichung gesucht. Diese Einzeluntersuchung ergibt folgendes Resultat: Mensur und in den Text gesetzte Accidentien stimmen überein, die hypothetischen nur zum Teil. Zu unterscheiden sind hierbei Tabulaturen, die partiturmäßig, und solche, die instrumental intabuliert sind. Erstere geben die Stimmen getreu wieder, wie sie in der Vorlage gegeben sind, und müssen demnach die gleichen Accidentien setzen. Beispiel: Tabulatur von Ammerbach. Die instrumental intabulierten ordnen die Stimmen der Höhe nach und zerreißen den Zusammenhang zugunsten der Uebersichtlichkeit. Sie erhalten eine neue Stimmführung, die z. T. andere Accidentien fordert. Beispiel: Tabulatur von B. Schmid d. Ae. Werden die durch die neue Stimmführung gewonnenen Accidentien fixiert, so ist der Tabulaturist zuverlässig und überträgt nicht rein mechanisch. Die Untersuchung ist an 50 Motetten und Liedern durchgeführt, während das Problem bisher in der Wissenschaft von einem zu sehr generalisierenden Standpunkt zu lösen versucht wurde und gegensätzliche Resultate erzielt wurden. (Vergl. III. Kongreß der I. M. G. Wien 1909, Bericht S. 113 und S. 125).

In einem weiteren Abschnitt sind die typischsten Koloraturen herausgestellt. Daran schließen sich Abschnitte über die Subsemitonia vor Ut, Re und La an, die besonders die Subsemitonia in ihren harmonischen Zusammenhängen zum Akkord des Zieltons betrachten und in ihrer Funktion beim Uebergang zum Dur und Moll. Die Einleitung gibt u. a. eine Uebersicht von Tabulaturen, die Werke Orlando di Lassos enthalten.

Nr. 51. Musikwissenschaft.

Friedrich Stichtenoth, geb. zu Cassel 16. IX. 1900.

Die Melodien der Laudenhandschriften Cortona, Libr. pubbl. 91 und Florenz, Magl. II, I, 122.

Ref.: Prof. Ludwig. Korref.: Prof. Hilka. Prüf.: 2. VIII. 23.

Unter den zahlreichen die italienischen Lauden des 13. und 14. Jahrhunderts überliefernden hss. sind bisher nur zwei bekannt, die den Texten auch die Melodien, und zwar einstimmige, beifügen: Cortona, Libr. pubbl. 91 mit 46 Melodien (die Texte ed. G. Mazzoni im Propugnatore, N. S. 2—3) und Florenz, Magl. II, I, 122 mit 89 Melodien (die Textanfänge zählten A. Bartoli 1879 und G. Mazzatinti, Inv. 8, 1898 auf). Die musikalische Form dieser bis auf 2 unveröffentlichten und ununtersuchten Melodien wird vor

allem nach den Gesichtspunkten ihres musikalischen Aufbaues (Parallelität bestimmter Melodieglieder, Cadenzfolge) eingehend untersucht. Herr Professor Ludwig stellte mir für die Uebertragung der Melodien seine vollständigen Kopien der Melodien beider hss. zur Verfügung und förderte Uebertragung und Untersuchung auf das Lebhafteste. Die Melodien sind in Choralnotenschrift, also ohne rhythmische Differenzierung aufgezeichnet; sie wurden im C—Takt übertragen. Dass die Aufzeichnung oft sehr emendationsbedürftig ist, geht sowohl aus mannigfachen Unwahrscheinlichkeiten der überlieferten Melodieführung wie besonders aus den Divergenzen zwischen mehrfach überlieferten Melodien oder Melodieteilen hervor, sei es zwischen Parallelstellen innerhalb der gleichen Melodien, sei es zwischen gleichen Melodien zu verschiedenen Texten in einer hs. (in F findet sich gleiche Melodie bei: 49=78, 50=51, 59=79 und 70=75) sei es zwischen der Ueberlieferung der Melodien zum gleichen Text der beiden hss. (bei 19 ihnen gemeinsamen Texten zeigen 12 mehr oder weniger übereinstimmende Melodien oder wenigstens einzelne Melodieglieder); in den Beilagen sind eine Reihe dafür instruktiver Stellen angeführt. Die Melodien sind für die Untersuchung nach der Zahl der in ihnen verwendeten Melodieglieder geordnet: 1) die zu nur in C, dem älteren Codex, überlieferten Texten, unter denen sich sogar nur aus einem Melodieglied gebildete Melodien befinden, 2) (besonders ausführlich behandelt) die Melodien zu den 19 beiden hss. gemeinsamen Texten, 3) die zu den nur in F vorkommenden Texten. Die einfacheren Melodien in C bewahren die Form, in der sie bei den Geisselfahrten gesungen wurden; die musikalisch reicheren Formen in F bieten anscheinend eine Bearbeitung dieser Melodien für musikalisch leistungsfähigere Korporationen.

Nr. 52. Mittlere und Neuere Geschichte.

Otto Flug, geb. zu Erfurt 6. III. 98.

Die soziologische Typenbildung bei Max Weber. Ihre logischen Grundlagen und ihr methodischer Aufbau.

Ref.: Prof. Walther. Prüf.: 11. VII. 23.

Die verstehende Soziologie Max Webers unternimmt es, die historisch-gesellschaftliche Wirklichkeit einer Abstraktion und Systematisierung zu unterwerfen und Typen sozialer Gebilde und Handlungsweisen zu bilden. Es ist die Aufgabe der vorliegenden Arbeit, herauszustellen, durch welches logisches Verfahren dieser Abstraktionsprozeß zu der Evidenz seiner soziologischen Typen gelangt.

Als ursprünglicher Einsatz M. Webers ergibt sich eine »kulturwissenschaftliche« Auffassung im Sinne Rickerts. Von dieser Einstellung aus wird an die Möglichkeit einer Soziologie lediglich als genereller Hilfswissenschaft der Geschichte gedacht, welche dieser Erfahrungsregeln über typische menschliche Handlungsweisen liefern soll. Sie bildet zu diesem Zwecke Allgemeinbegriffe, welche die Handlungsweisen der Menschen in ihrem besonderen Sinn auszudrücken fähig sind: Idealtypen, welche den Sinn einer Handlung in seiner höchsten, gedanklich möglichen Reinheit herausstellen.

Die Untersuchung weist nach, daß M. Weber weiterhin über die einseitige »kulturhistorische« Einstellung Rickerts hinausgeht in einem Sinne,

welcher den Methoden Diltheys und Husserls nahe kommt, ohne daß M. Weber selbst diesen Standpunkt entschieden genug ausgesprochen hat.

Der besondere Stoff der verstehenden Soziologie sind die Regelmäßigkeiten sozialen Handelns, welche durch die empirische Geltung einer sozialen Ordnung (Rechtsordnung u. a.) bedingt sind. In dieser Beschränkung auf die Regelmäßigkeiten, soweit sie aus den Gegebenheiten der sozialen Vergesellschaftung folgen, ist die stoffliche Spezialisierung der Soziologie M. Webers gegeben.

Mit den regelmäßigen Orientierungsweisen dieser Art befaßt sie sich nur soweit, wie sie sinnvoll geschehen und als solche von uns verstanden werden. Hier liegt die methodische Beschränkung, welche die verstehende Soziologie als Spezialwissenschaft charakterisiert. Zugleich der entscheidende originale Einsatz der Soziologie M. Webers, womit er über die kulturhistorische Position hinausgeht: das »Verstehen« menschlicher Handlungen als sinnvoller Motivationsweisen. Wenn M. Weber die idealtypische Abstraktion in Richtung auf den Sinngehalt des sozialen Handelns vollzieht, nimmt er die wesensmäßig spezifisch menschliche Handlungsweise als Grundlage seiner Soziologie: der soziologische Typus ist die Abstraktion auf den reinsten und konsequentesten Sinngehalt sozialen Handelns.

Die Typenbildung geht dabei nicht vom Individuum und dessen seelischen Motivationsweisen aus, wie es nach theoretischen Aeußerungen M. Webers scheinen mag, sondern, wie meine Arbeit nachweist, vom »sozialen Ganzen«, welches als die aufeinander eingestellte Beziehungsweise bestimmter Menschengruppen verstanden wird. Dies soziale Kollektivgebilde wird primär als Idealtypus auf seine reinste Form gebracht (Puritanismus, Stadt, Bürokratie u. a.) und dazu sekundär Handlungstypen der beteiligten Menschen im Sinne einer konsequent-einseitigen Orientierung funktionaler Glieder des sozialen Ganzen konstruiert.

Das idealtypische Abstraktionsverfahren von den empirischen sozialen Gebilden zu den reinen — empirisch möglichen — Sinnbeziehungen ergibt verschiedene Schichten soziologischer Typen. Die abstrakte Soziologie geht von den in der historischen Erfahrung gegebenen »historischen Ganzen« aus, indem sie von deren Einordnung in den Kausalzusammenhang absieht und hebt ihren immanenten evidenten Sinngehalt heraus. Dieser Idealtypus einer konkreten sozialen Sinnbeziehung ist wesensmäßig etwas anderes als ein durch subjektive Wertbeziehung entstandenes historisches Individuum; was in meiner Arbeit ausführlich gegen die jüngst von Alex. v. Schelting vertretene Auffassung dargelegt wird.

Diese konkreten sozialen Sinngebilde können weiterhin in ein System sozialer Sinnbeziehungen eingeordnet werden, indem unter einem idealtypischen Gattungsbegriff (Herrschaft, Stadt u. a.) die empirisch möglichen Spielarten gruppiert und die historischen Erscheinungen nach dem Grad der Reinheit ihres Sinngehaltes eingeordnet werden. Wie diese einzelnen Gebiete der »inhaltlichen« und »formalen« Soziologie bei M. Weber weder reinlich geschieden noch in systematischer Vollendung behandelt sind und was im einzelnen von ihm ausgeführt ist, ist Gegenstand des letzten Teiles meiner Arbeit.

JAHRBUCH

DER

PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT

DER

GEORG AUGUST=UNIVERSITÄT

ZU

GÖTTINGEN

1924



GÖTTINGEN
DIETERICHSCHE UNIVERSITÄTS-BUCHCRUCKEREI (W. FR. KAESTNER)

AUSZÜGE
AUS DEN DISSERTATIONEN DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT.

INHALTSVERZEICHNIS.

	Seite	Lfd. Nr.
Philosophie:		
1. Berger, Klaus: Das Problem der Entwicklung in der modernen Kunstwissenschaft. 1. Teil: Wölfflins Formauffassung und ihr Umkreis	1	1
2. König, Josef: Der Begriff der Intuition	2	2
3. Krämer, Erich Moritz: Der Gefühlsbegriff. I. Kritisch-historischer Teil	6	3
4. Stadie, Helmut: Die logischen Konstituentien des sogenannten Zenonischen Problems	8	4
Geschichtswissenschaft:		
1. Franz, Günther: Bismarcks Nationalgefühl	10	5
2. Hahn, Wilhelm: Der Streik der Bergarbeiter im rheinisch-westfälischen Industriebezirk vom Mai 1889; unter besonderer Berücksichtigung Kaiser Wilhelms II. und Fürst Bismarcks	12	6
3. Hertling, Kurt: Granvella und die Reunionsbestrebungen von 1540/41	12	7
4. Kloth, Herbert: Lübecks Seekriegswesen in der Zeit des nordischen siebenjährigen Krieges 1563—1570	14	8
5. Müller, Walter: Die Stellung der deutschen Presse von der Ermordung des österreichischen Thronfolgers Franz Ferdinand am 28. Juli 1914 bis zum Ausbruch des Weltkrieges am 4. August	14	9
6. Müller-Schöll, Walther: Die Curiale Minuskel des ausgehenden XI. und des XII. Jahrhunderts. Eine Untersuchung ihres Entwicklungsganges zur Deutung ihrer Herkunft	16	10
7. Precht, Hans: Englands Stellung zur deutschen Einheit 1848—50	17	11
8. Schmidt, Gerhard: Die Reformation in Nordhausen	19	12
Deutsche Philologie:		
1. Evers, Hans Gerhard: Studien zu Winkelmanns Stil	20	13
2. Fuhr, Otto: Die Lyrik Ernst Kochs. Ein Beitrag zur hessischen Literaturgeschichte	21	14
3. Heinemann, Magdalene: Biographische und literaraesthetische Studie über Heinrich Sohnrey	23	15
4. Stuckert, Franz: Das Drama Zacharias Werners. Entwicklung und literargeschichtliche Stellung	24	16
5. Toit, Johannes du: Johanna v. Weißenthurn	27	17
6. Wolf, Carl: Gustav Kühne. Seine Entwicklung als Novellist und Romanschriftsteller und sein Verhältnis zum jungen Deutschland	28	18
Klassische Philologie:		
1. Knoke, Rudolf: De hymnis Tragicorum Graecorum	30	19
2. Richter, Friedrich: De Marino Victorino, Ciceronis rhetoricorum librorum, qui vocantur De inventione, interprete	31	20
3. Tiedt, Hans: Die Anabasis Xenophons und die griechische Periegese	31	21
4. Zeichner, Friedrich: De deo ex machina Euripideo	32	22

	Seite	Lfd. Nr.
Englische Philologie:		
1. Meyer, Luise: Die Verwertung sprachlicher Archaismen in den Romanen Sir Walter Scott's	34	23
2. Raychaudhuri, Durgaprasanno: Sir William Jones and his Translation of Kalidasa's Sacontala	34	24
3. Schmidt, Gustav: Die Entstehungsgeschichte von Percy's Reliques of Ancient English Poetry	35	25
4. Schröder, Alfred: Die englischen Texte G. F. Händels	36	26
Romanische Philologie:		
1. Broszinski, Hans: Studien zum altfranzösischen Berinusroman	36	27
2. Kalweit, Walter: Studien zur Histoire de Perceforest	37	28
3. Moslé, Wilhelm: Hartzenbusch als Dramatiker innerhalb der spanischen Romantik	39	29
4. Notbohm, Curt: Die syntaktische Verwendung des neutralen französischen Personalpronomens »le« als Objekt	39	30
5. Tiemann, Hermann: Studien zur spanischen Dramatik in Flandern. (Diego Muxet de Solís, Jacinto de Herrera y Sotomayor, Miguel de Barrios.)	40	31
Soziologie:		
1. Narly, Constantin: Die soziale Schichtung Rumäniens	42	32

Nr. 1. Philosophie.

Klaus Berger, geb. zu Berlin 24. III. 01.

Das Problem der Entwicklung in der modernen Kunstwissenschaft. 1. Teil: Wölfflins Formauffassung und ihr Umkreis.

Ref: Prof. Geiger. Korref.: Prof. Nohl. Prüf.: 18. II. 25.

Die Krisis des Historismus findet in der Kunstwissenschaft ihre Ausprägung in dem Streit darüber, ob die historischen, ethischen, psychologischen oder aesthetischen Werte prävalieren. Ihre Gegensätzlichkeit tritt am deutlichsten im Entwicklungsbegriff in Erscheinung, wie sich zeigen läßt.

Im ersten Hauptteil der Arbeit werden die wesentlichsten der in Frage kommenden Entwicklungstheorien erörtert: Der Typus der in dialektischen Stufen des Geistes bestimmten Entwicklung (Hegel), das Entwicklungsschema, das auf ökonomische Verhältnisse eingeengt ist und auf künftige Stufen vom Theoretischen aus sich festlegt (Marx), wohingegen Spencer Evolution rein naturalistisch als biologische Differentiation und Integration faßt. Bergson gewinnt eine Synthese: Die Entwicklung als schöpferischer Akt der als durée bestimmten Zeit, deren Anwendung auf die Geisteswissenschaft hin macht Schwierigkeiten, da sie zu diesem Zwecke als fließend gedacht werden müßte. Dennoch sind von dieser Anschauung die größten Einflüsse ausgegangen.

Wölfflin hat in seinen »Grundbegriffen« zuerst die Entwicklung der bildenden Kunst auf eine stets wiederholbare Polarität von 5 optisch-künstlerischen Kategorienpaaren am Beispiel von Renaissance und Barock bestimmt, die als ebensoviele Seiten eines Dinges aufzufassen sind. Jedoch ist diese Erscheinung nicht als schematischer Ablauf, sondern aus einer immanenten Logik des künstlerischen Sehens verstanden; entscheidend für das Prävalieren des aesthetisch-Formalen, bildet sich die Polarität der Reife an einer primitiven Vorstufe der unsicheren Formgestaltung heran (Frührenaissance). Das »Ausdruckhafte«, der seelische und kulturelle Gehalt, wird dem Formalen gegenüber in der bildenden Kunst nur als funktionales Verhältnis verstanden. Dennoch gelingt es Wölfflin nicht, auch das Neuanfangen einer Stilaera rein aus formalen Voraussetzungen zu gewinnen. Falsch ist es, daraus, wie es Kautzsch tut, die kulturellen Werte und zwar in soziologischer und nationaler Färbung als überhaupt richtunggebend zu folgern, oder wie Panofsky rein a priori gültige Entwicklungsschemata zu fordern. Ein Ausbau der Wölfflin'schen Kategorien nach der Seite des von ihnen erfüllten »wechselnden Grundes«, der Morphologie konnten Frankl und A. v. Scheltema vornehmen, während Cohn-Wiener einen materialen Ablauf der Stile konstruierte und sie einseitig auf tektonische Kategorien hin ausrichtete.

In der Literaturwissenschaft gewinnt Gundolf (analog der Wölfflinschen doppelten Wurzel) eine dreifache Wurzel des Stils aus dem Wesen der

Sprachkunst heraus und kann die Entwicklung am Beispiel der Shakespeare-Eindeutschung als »Kräftegeschichte« verdeutlichen; Strich hingegen verkennt in seinen Untersuchungen über deutsche Klassik und Romantik das »formaufbauende« Element der aesthetischen Geistesgeschichte und faßt in der geistigen Typik nur Abwandlung nicht Entwicklung; er verkennt die für den Rythmus des Geschehens notwendige primitive Stufe, die Wölfflin aufgestellt hat.

Das Verhältnis der Entwicklung der bildenden Kunst zu ihrem Inhalt verwickelt sich in der Wiener Schule mit der Frage der Periodizität und rollt von dort her die Historismusfrage im Zusammenhang mit der Humanitätsidee auf, die in allen Abschattierungen von der »Reichskunst« Wickhoffs bis zum Orientalismus Strygowskis erscheint.

Nr. 2. Philosophie.

Josef König, geb. zu Kaiserslautern 24. II. 93.

Der Begriff der Intuition.

Ref.: Prof. Misch. Korref.: Prof. Nohl. Prüf.: 5. III. 24.

Die vorliegende Arbeit sieht in der Intuition nicht eine Erscheinungsweise geistigen Verhaltens neben anderen, sondern einen allgemeinen und die besonderen Verhaltungsweisen durchdringenden Wesenszug des Geistes überhaupt. Sie will sichtbar machen, worauf es beruht, daß wir uns als Erkennende dem bloßen Fließen des Lebens entreißen können und daß wir es können, daß wir und daß wir (die endlichen menschlichen Wesen) in der Beschauung oder Betrachtung von Gegenständen jenen geistigen »Raum« betreten können, durch welchen und in welchem die Gegenstände durch eine eigentümliche Art von »Abstand« von uns getrennt und dadurch zugleich uns »als Erkennenden« zugänglich oder »faßbar« werden. Das Problem der »Objektivierung« oder »Objektwerdung« erscheint hier also als eng verbunden mit der Frage nach der Intuition. Der Ausdruck »Objektivierung« könnte aber irreführen; in ihm ist schon die Behauptung implicite ausgesprochen, daß diese Objektwerdung ein Vorgang ist, in welchem ein Vorobjektives zu einem Objektiven »wird«; etwa durch einen »transzendentalen« Prozess von der Art, wie Kant ihn statuierte. Die Arbeit selbst hat diese Deutung weder zur Voraussetzung, noch führt sie in ihrem Resultat zu ihr hin. Jedoch anerkennt sie natürlich, daß ein solches Problem der »Objektivierung« in einer bestimmten, erst innerhalb der Untersuchung selbst charakterisierbaren Form vorhanden ist.

Der Weg zu einer solchen Einsicht führt über die Analyse der immanenten Struktur gewisser typischer Subjekt-Objekt-Korrelationen. Es wird gezeigt, daß wir den »Standort«, von dem aus wir z. B. ein existierendes Ding als ein solches erfassen und allein erfassen können, nur auf dem Umwege über die »Gegensphäre« der existierenden Welt (über die Sphäre der »Idee« in einem sehr allgemeinen Sinne, der die Ideen eines Plato, Plotin, Spinoza und Hegel umfaßt) charakterisieren und festlegen können; und das Gleiche gilt, nur umgekehrt, für die nicht existierende, sondern »rein seiende« Idee eines solchen Dinges. Intuition ist dann jener »Vorgang«, in welchem

ein solcher »Standort« erreicht und eingenommen wird. Da aber das geistige Leben in all seinen möglichen Formen schon in seinem Anfang von dem Innehaben eines solchen Standorts bedingt ist, also alles in- und durch es Mögliche schon jenseits seiner liegt, so kann das »Erreichen« oder »Einnehmen« des Standorts nicht selbst ein Vorgang sein, der den durch ihn erst ermöglichten Prozessen gleichgeordnet wäre, sondern muß diesen vorausliegen als ein »Prozess« singulärer Art. Es führt also kein Weg beispielsweise von der Intuition zu einer bestimmten Anschauung; die Kategorien des »vor« und »nach«, auch in ihrer übertragenen Bedeutung, in der sie geistige Verhältnisse betreffen, versagen hier.

Die Subjekt-Objekt-Korrelationen deren Struktur untersucht wird, sind 1. unsere Beziehung auf ein Existierendes oder auf einen endlichen Gegenstand 2. unsere Beziehung auf die Idee oder das Wesen eines solchen endlichen Gegenstandes. Die Idee oder das Wesen eines Endlichen wird aber — aus Gründen, die in der Arbeit näher dargelegt sind — auch der unendliche Gegenstand genannt, sodaß als Gegenstand der zweiten Untersuchung auch unsere Beziehung auf einen unendlichen Gegenstand bezeichnet werden kann. Unter einem endlichen Gegenstand wird näher ein existierendes, d. h. im Sprachgebrauch der gegenwärtigen Arbeit ein entweder raum-zeitliches oder zeitliches Dasein habendes Objekt verstanden. Jeder dieser beiden »Gegenstände« erweist sich in der Analyse als selbst wieder ein totales Subjekt-Objekt-Verhältnis, sodaß sowohl der endliche wie auch der unendliche Gegenstand zugleich auch als ein endliches oder auch unendliches Subjekt erscheinen. Sodann wird gezeigt, daß nur für den innerhalb einer der Sphären (des endlichen oder unendlichen Gegenstandes) verbleibenden Blick jedes dieser in sich totalen Subjekt-Objekt-Verhältnisse zu einem »Gegenstand« (Objekt) unseres (menschlichen) Erkennens »wird.« Jede dieser beiden Sphären, für sich betrachtet, ist eine totale Identität von Subjekt-Objekt. Erst die Einheit beider, ihr absolutes Ineinanderliegen und gegenseitiges Sichbedingen erzeugt den Aspekt eines wesentlich zufälligen, rein faktischen Zusammen zwischen unserem menschlichen Erkennen einerseits und dem endlichen oder unendlichen Objekt anderseits. Auf die Untersuchung dieser singulären Art von »Einheit« beider, für welche der im wesentlichen formelhaft gemeinte Ausdruck »Verschränkung« eingeführt wird, konzentriert sich das Hauptinteresse der Arbeit.

In bezug auf die Struktur dieses zunächst als rein faktisch erscheinenden Zusammen unseres Erkennens einerseits und des endlichen oder unendlichen Gegenstands anderseits, orientiert sich die Arbeit für ihre Darstellung an historisch vorliegenden bedeutsamen Auffassungen dieses Verhältnisses. Es war natürlich von jeher das Bestreben der Philosophie, die Art dieses Verhältnisses zu begreifen, d. h. also die einfache Faktizität auf welche Weise immer zu überwinden. Die Möglichkeiten einer solchen Ueberwindung sind zunächst schon verschiedene, je nachdem im Blickpunkt der Untersuchung unser Verhältnis zu dem endlichen oder unendlichen Gegenstand steht. Dies wird deutlich bei einem Vergleich etwa Kants mit Spinoza. Aber auch innerhalb einer Sphäre bleiben noch verschiedene Möglichkeiten offen, wie das Beispiel etwa von Kant = Comte einerseits (die sich beide lediglich an dem Verhältnis zum Endlichen orientieren)

oder das von Schelling = Hegel anderseits (in deren Blickpunkt ebenso lediglich das Verhältnis zum Unendlichen steht) beweist. Indem diese Möglicheiten verfolgt werden, ergibt sich zunächst gegenüber Kant, daß er der tiefsinnigste Repräsentant einer ausschließlich dem endlichen Gegenstand zugewandten, nur von ihm aus die Totalität alles Seienden konstruierenden Denkens gewesen ist. In dieser Hinsicht sind viele seiner Einsichten letzte und auf seiner Ebene nicht weiter zu durchdringen. Ihm steht gegenüber Hegel als Philosoph des unendlichen Gegenstandes; auch er in immanenter Betrachtung unangreifbar, auch er letzte Einsichten aussprechend, die als für alle spekulative Betrachtung gültig aufgezeigt werden. Wenn somit die Arbeit in Bezug auf diesen Punkt nur eine Art vom Kommentar zu Kant einerseits, Hegel anderseits darstellt, so liegt ihr eigentliches Resultat doch jenseits dieser beiden, Lehren, weil beide wegen ihrer einseitigen Orientierung am endlichen oder unendlichen Gegenstand den wesentllichsten Punkt, die singuläre Koinzidenz dieser beiden an sich disparaten Verhältnisse, übersehen haben. Uud von hier aus ergibt sich dann nach rückwärts, daß sowohl Kant wie Hegel nicht in ihrer eigentümlichen geschlossenen Gestalt und sozusagen in Bausch und Bogen, sondern nur mit gewissen, in ihrem System aber schon gleichsam präformierten Aenderungen rezipiert werden können.

Diese Gegenüberstellung von Kant, als dem Vertreter einer Philosophie des Endlichen, und Hegel, als dem Repräsentanten einer Philosophie des Unendlichen ist nun zunächst nur rein faktisch vermittelt: es »gibt« eben eine aufweisbare Beziehung auf den endlichen und eine ebensolche auf den unendlichen Gegenstand. Fortlaufend zeigt vorzüglich der zweite Abschnitt der Arbeit, daß beide »etwas Verschiedenes«, daß das eine nicht das Andere und daß dieses nicht das Eine ist. Hegel würde nun daraus schließen — und er hat in der Tat so geschlossen — daß diese beiden Seiten eben Seiten oder »Momente« einer tiefer oder höher liegenden konkreten Einheit sind, in der sie in immanenten Uebergehen »aufgehoben« werden können. Demgegenüber versucht die Arbeit, vorzüglich im dritten Abschnitt zu zeigen, daß dieses Enthaltensein der Aspekte oder Momente in der Einheit kein lediglich immanentes, sondern ein wesentlich ebensosehr transzendentes ist. Die »Momente« (d. h. der endliche und der unendliche Gegenstand oder das endliche und das unendliche Subjekt) werden also sowohl aufgehoben als auch nicht aufgehoben, während sie bei Hegel lediglich aufgehoben werden. Die wesentlichste Aufgabe des letzten dritten Abschnitts ist dann die, dieses vorerst rein diskursiv oder »signitiv« klingende »sowohl-als auch« durch die Darstellung jener Verschränkung genannten Einheit selbst sichtbar zu machen. Aus dieser Einsicht in die »Verschränkung« der Pole von Idee und Existenz resultiert erst ein Verstehen des die Philosophie konstituierenden Grundverhältnisses: daß wir als selbst endliche beschränkte, in die Sphären als bestimmte Gestaltungen von ihnen hinein gehörige Konkretionen dennoch in unserem Bewußtsein einen »Ort« außerhalb von Allem gewinnen können, von dem aus wir gegenüber dem All, das doch auch uns umfaßt, Distanz nehmen und es dadurch geistig erblicken können. Wie die Intuition, so durchdringt auch diese Grundrichtung des geistigen Blicks auf das Absolute jeden noch so schlichten

geistigen Akt als dessen »notwendige Möglichkeit« und substantielle Basis. Sie ist, objektiv gesehen, der selbst qualitätslose Hintergrund, auf welchem nun erst jede Konkretion ihre Konturen gleichsam auslegen und als dadurch gleichsam verfestigte einzeichnen kann.

Dem Vorgetragenen gemäß zerfällt die Darstellung in drei Abschnitte, die dem endlichen Gegenstand, dem unendlichen Gegenstand und der ineinander verschränkten Einheit beider entsprechen. Der erste Abschnitt handelt von der Kantischen Synthesis a priori und ihrem Verhältnis zum Begriff der Intuition; der zweite vom dem Verhältnis der spekulativen immanenten Synthesis a priori zum Begriff der Intuition, der dritte von der Verschränkung zwischen diesen beiden Synthesen und von dem Begriff der Intuition. Rein sachlich und nur an der Intention der eigenen Darlegungen gemessen sind alle drei Abschnitte gleich wichtig für das Ganze. Doch macht der zweite Abschnitt den weitaus größten Teil der Untersuchung aus aus Gründen mehr zufälliger, historischer Natur. Daß es eine Beziehung auf den unendlichen Gegenstand in genau der gleichen Evidenz wie eine auf den endlichen Gegenstand gibt, darüber beginnt erst heute wieder, vorzüglich unter der Einwirkung phänomenologischer Schriften, ein allgemeines Einverständnis Platz zu greifen. Die Kategorien Kants und des Positivismus sind jedermann geläufig, die der spekulativen Philosophie und vornehmlich die der spekulativen deutschen Bewegung zu Anfang des vorigen Jahrhunderts sind vielen noch das, was sie Schopenhauer waren: ein sinnloses Wortgerassel. Aus dieser zufälligen Lage erwuchs die Verpflichtung, den schlichten Sinn dieser Kategorien, denen für die immanente Betrachtung eine genau so »eigentliche«, eindeutige Bedeutung und anschauliche Erfüllung zukommt, wie dem gangbarsten Ausdruck der täglichen auf Endliches bezogenen Rede, durch eine einführende Darstellung und Interpretation sicher zu stellen. Ferner wird nun zuweilen das spekulative (unendliche) Objekt als solches in seinem Bestehen einfach geleugnet oder — was unter Umständen noch schlimmer wirkt — nur halb gesehen und dann sofort auf irgendeine Weise theoretisch umgedeutet und wegerklärt; wie es denn noch nicht allzulange her ist, daß unter der Einwirkung gewisser Kantschulen geradezu eine Sucht um sich griff, die besten und tiefsten, nur im wörtlichen und eigentlichsten Sinne des Gesagten überhaupt auffaßbaren Einsichten spekulativer Denker als bildhafte, ästhetisierende Einkleidungen von im Grunde kritischen Gehalten hinzustellen. Zur Sicherstellung des unendlichen Gegenstandes schien es daher vorteilhaft ihn als ein überall Identisches und aus sich Bestehendes durch gegenseitige Abhebung ganz verschiedenartiger und mehr oder minder adäquater Intentionen auf ihn heraustreten zu lassen und dabei explicite die Versuche kritischer Umdeutung dieses Gemeinten als wesentlich unmöglich darzutun. Diesem Zweck dienen die vier Kapitel des zweiten Abschnitts. In ihnen werden die allgemeinen Grundzüge spekulativer Philosophie, das Verstehen bei Dilthey und das Erkennen durch Urphänomene bei Goethe, die Intuition bei Bergson und die Wesensschau Husserls als Beispiele spekulativer Denkweise und als verschiedene Intentionen auf ein identisches, spekulatives Objekt herausgestellt. Der ganz verschiedene systematische Zusammenhang aber, in den diese an sich identischen Intentionen bei den verschiedenen Denkern eingefügt sind, gibt endlich Veranlassung, eine Reihe typischer

Wendungen zu studieren, mit denen sie von ihrem wesentlich spekulativen Standpunkte aus das Problem der Endlichkeit und des endlichen Erkennens zu bewältigen suchten. Die fortlaufende Kritik dieser Versuche geht dann am Schluß des vierten Kapitels in die positive Darstellung der eigenen Ansicht über.

Nr. 3. Philosophie.

Erich Moritz Krämer, geb. 18. X. 1900 zu Berlin.

Der Gefühlsbegriff. I. Kritisch-historischer Teil.

Ref.: Prof. Schmalenbach. Korref.: Prof. Geiger. Prüf: 2. VII. 24.

Die Arbeit will an Hand eines kritischen Referats über die wichtigsten historischen Gefühlstheorien die sachliche Problematik des Gefühlsbegriffs entwickeln.

Die Gefühlstheorien seit Kant ordnen sich in zwei Gruppen:

1) die der Assoziationspsychologie (hier Vorstellungspsychologie genannt) mehr oder weniger eng angehörenden (wozu auch die Kantische Gefühlstheorie gehört);

2) diejenigen, für welche der Begriff der Intentionalität maßgebend ist.

A. Die Gefühlstheorien der Vorstellungspsychologie.

1) Der Begriff der Vorstellung ist Resultat des Bestrebens, das Wissen (nach Analogie der Interpretation der Dingwelt durch die mathematischen Naturwissenschaften) als die Bewegung von unveränderlichen letzten Bestandteilen (den Vorstellungen) in einem imaginären Seelenraum zu verstehen. Hierdurch wird freilich die wesentlichste Eigentümlichkeit des Wissens, seine »Bedeutungshaftigkeit« — d. h. die Tatsache, daß Wissen immer »Wissen von etwas« ist — unverständlich. Die Vorstellungstheorie behilft sich mit der Annahme, daß die Vorstellungen durch einen Schluß oder auf ähnliche Weise »hinausprojiziert« werden.

2) Das Gefühl unterscheidet sich für die Vorstellungstheorie von dem bloßen Wissen durch seine »Nichtgleichgültigkeit« (die gewöhnlich mit Lust-Unlust identifiziert wird.) Aus der Nichtgleichgültigkeit leitet die Vorstellungstheorie den Begriff der Subjektivität der Gefühle als deren charakteristische Eigenschaft ab (denn »nichtgleichgültig sein« heißt: »mich« betreffen, »mich« angehen; vgl. Lipps' »Ichnähe«). Die Subjektivität der Gefühle wird aber ferner ohne weiteres als ihre »Zuständlichkeit« interpretiert, die denselben Sachverhalt unter einem anderen Aspekt bezeichnet. Die Definition der Gefühle im Sinne der Vorstellungstheorie lautet also: Gefühle sind die subjektiven Zustände von Lust und Unlust.

3) Das überwiegend systematische Interesse der Vorstellungspsychologie bringt das Bestreben mit sich, den Begriff der subjektiven Zuständlichkeit einzuordnen in das Bild des Seelenraumes, in dem die Vorstellungsatome schwingen.

Es gibt zwei Möglichkeiten:

a) die Gefühle sind selbst Vorstellungen (James), wobei aber gerade die »Nichtgleichgültigkeit« ungedeutet und unverständlich bleibt,

b) die Gefühle sind etwas »an« den Vorstellungen (so meistens). In diesem Falle werden die Gefühle näher gedeutet als die »Spannungen«, die zwischen den Vorstellungen nach Analogie der Spannungen zwischen den physikalischen Atomen bestehen sollen.

4) Lust und Unlust bedeuten hierbei gewissermaßen die Zeiger, an denen der Grad der Spannung abgelesen werden kann. »Vergnügen ist das Zeichen einer Beförderung, Schmerz das eines Hindernisses des Lebens« (Kant und viele Andere).

5) Die Gefühlsauffassung der Vorstellungstheorie läßt sich also dahin zusammenfassen: Gefühl ist ein realer Vorgang, der in funktionellem Abhängigkeitsverhältnis zu dem ebenfalls als real gedeuteten Vorgang »Vorstellung« steht.

6) Die Gefühlstheorie der Vorstellungspsychologie hat folgende Unzulänglichkeiten:

a) Wenn das Gefühl ein realer Vorgang ist, scheint es »blind« sein zu müssen, d. h. es kann keinen selbständigen wissenden Bezug zum Gegenstand haben. Dieser Bezug ist aber phänomenologisch aufweisbar.

b) Wenn das Gefühl ein realer Vorgang ist, so muß es anscheinend, um ins Bewußtsein zu gelangen, Objekt eines Wissensaktes werden, wie auch bisweilen behauptet wird (Lipps). Damit aber wäre das einheitliche seelische Erlebnis in zwei getrennte Vorgänge zerrissen.

B. Die Gefühlstheorie der Intentionalitätspsychologie.

1) Durch den Begriff der Intentionalität werden die unter A 6 geschilderten Aporien der Vorstellungstheorie überwunden. Denn das Gefühl ist nun ein intentionaler Akt.

2) Von Brentano, Husserl, Scheler werden sogar die psychischen Phänomene geradezu dadurch *definiert*, daß sie intentionale Akte sind. Also gehört die Intentionalität *wesentlich* zu den Gefühlen. Sie verdrängt dadurch die Begriffe »Subjektivität und Zuständlichkeit«.

3) Hieraus ergeben sich 2 Aufgaben:

a) zu zeigen, daß es keine nicht-intentionalen Gefühle gibt.

Lösung: Da ein und dieselbe Klasse psychischer Phänomene nicht teils intentionale, teils nicht-intentionale Vorgänge umfassen kann (Husserl Log. Unt. II^3 387 f.), kann es, wenn es überhaupt intentionale Gefühle gibt — was außer Zweifel steht — *nur* intentionale Gefühle geben.

b) den Unterschied der Gefühle von den anderen psychischen Vorgängen anzugeben.

Lösung: Jede Klasse psychischer Phänomene stellt eine besondere »Weise« intentionalen Verhaltens dar. So auch die Gefühle.

4) Es gibt aber einige, von der nichtwissenschaftlichen Sprache »Gefühl« enannte Vorgänge, die nicht intentional sind (Hunger, körperlicher Schmerz . a. m.). Laut 3 a können sie keine Gefühle sein. Auf Grund mancher eskriptiver Eigenschaften werden sie von Stumpf als Gefühlsempfindungen en Empfindungen zugewiesen.

5) Die kritische Analyse des Begriffs der Gefühlsempfindungen geht in wei Schritten vor sich:

a) Auch Hunger, Schmerz usw. sind zuweilen intentional. Also kan ein und dieselbe Klasse psychischer Vorgänge zugleich intentional und nicht-intentionale Geschehnisse umfassen.

b) Hunger, körperlicher Schmerz usw. sind klassifikatorisch zu den Ge fühlen zu zählen, da sie als »nichtgleichgültige« Vorgänge das wesen lichste Merkmal der Gefühle aufweisen.

Also gibt es nichtintentionale Gefühle.

6) Es zeigt sich ferner, daß die Begriffe von Subjektivität und Zuständ lichkeit nicht durch den Begriff der »Weise« ersetzt werden können. Den der Begriff der Weise erklärt nicht:

a) das »handgreifliche« Verhältnis der Gefühle zum Subjekt. Sie »erregen mich, »schütteln« mich, »packen« mich usw.

b) das »phänomenale Kausiertwerden« der Gefühle durch den Gegenstan (z. B. Angst »vor«, Freude »über«).

7) So zeigt sich am Schluß der Betrachtung, daß auch die intentic nalistische Gefühlstheorie in der bisherigen Form nicht haltbar ist. Wol ist ihre Kritik an der Gefühlslehre der Vorstellungspsychologie berechtig dadurch aber, daß sie hierbei auch die echten Erkenntnisse der Vorstellung theorie verwirft, hält das neue Gebäude der kritischen Untersuchung eber falls nicht stand.

Somit ergibt sich für die Zukunft die systematische Aufgabe, wesen liche Bestandteile beider Theorien zu vereinen. Eine Aufgabe, deren Lösun noch große Schwierigkeiten entgegenstehen, da die zu verbindenden (we in der Wirklichkeit verbundenen) Stücke einander auf den ersten Blick kaur verträglich scheinen.

Nr. 4. **Philosophi**

Helmut Stadie, geb. zu Königsberg i. Pr. 11. I. 98.

Die logischen Konstituentien des sogenannten Zenonischen Problems.

Ref.: Prof. Misch. Korref.: Prof. Geiger. Prüf.: 9. I. 24.

Die von Zenon aufgestellten Paradoxien werden auf dem Wege eine Verbindung der systematischen Analyse mit der geistesgeschichtlichen, di in die zenonischen Sätze die Deutungs- und Lösungsversuche derselbe einbezieht, besprochen. Der Leitsatz für die systematische Analyse ist, da die Klärung der in Betracht kommenden Probleme von Raum, Zeit, Be wegung u. s. w. in eins durchzuführen ist mit der Befolgung des immanente Gesetzes der Aussagen (»λόγοι«), die es über sie gibt.

Das 1. Kapitel gibt eine geistesgeschichtliche Einordnung des zenon schen Problems. In der Dialektik der Eleaten entspringt der »klassisch Erkenntnisgegenstand«; er liegt der europäischen Wissenschaft zugrund in einem dreifachen Sinne, wenn man ihn bestimmt als den Beziehung zusammenhang mathematisch exakt anschaulicher, »vollkommen durch sichtiger«, überzeitlicher Verhältnisse, zu denen z. B. die Beziehungen de natürlichen Zahlen und diese selbst, so wie auch die Grundformen der reine Begrifflichkeit, z. B. das Verhältnis der Subsumption gehören, ferner Ve hältnisse wie »Polarität«, »Kontrast« etc. Diese Grundlage besteht 1. al Gegenstand exakter Wissenschaft (»alles ist Beziehung«, »es gibt letzte

Endes nur mathematische Verhältnisse«): 2. als Ideal der Exaktheit für Wissenschaft überhaupt: alles so durchsichtig machen wie, daß $2 + 2 = 4$ ist; 3. als Organon der Erkenntnis (Beweisen, speziell Schließen; mathematischer Beweis). Zenon wird als der erste reine Repraesentant dieser »wissenschaftlichen Haltung« dargestellt.

Im 2. Kapitel wird eine logische Analyse des spekulativen Erkenntnisgegenstandes als der eigentlichen Zielscheibe der zenonischen Kritik gegeben; der Mittelpunkt ist das Problem der »organischen« oder »intuitiven« spekulativen Einheit; Zenon behauptet mit Recht deren Negativität, insofern sie undurchsichtig ist: das »Heteron« der Erkenntnis; die Beziehung zwischen dieser Einheitsidee und der künstlerischen Einheit wird gegenüber der wissenschaftlichen verfolgt. Die logische Ableitung setzt bei der sprachlichen Ausdrucksform des »wie« an; die Fassung einer Tatsache auf das hin, »wie« es war oder ist, erscheint als erster Ausdruck des Ueberganges von der Tatsachensphäre in die logische; hier ist wichtig die Unterscheidung des rationalistischen »betonten Wenn« als des Ausdrucks einer echten Hypothese (»wenn es (jetzt) regnete, wäre es naß«) von dem »unbetonten Wenn« (»wenn's regnet, ist's naß) als der Vorform des Subjektgegenstandes von Prädikaten, des »ὄν« überhaupt (Regen). Als die eigentlich wissenschaftliche Auffassung von Einheit wird die Identität, besonders die Identität aller Tatbestände gegenüber der Vielheit ihrer Fassungen im Ausdruck bestimmt. Zenons Kritik richtet sich mit besonderem Recht gegen die Verquickung der spekulativen Einheit mit dem Begriff, das heißt sie richtet sich gegen eine Art von Begriffen, in denen die zur spekulativen Einheitsidee gehörige anschauliche Art von Bedeutung verquickt ist mit der abstrakten Allgemeinheit und Pluralität einer Klassenbestimmung (»das Viele«. »das Seiende«). Vielmehr hat das Moment der anschaulichen Idealität seine Stelle bei jenem Auseinanderfall des Tatbestandes in Ausdrucksfassungen; diese Fassungen des Tatbestandes (z. B. »Achill läuft« faßt denselben Tatbestand wie »Achill läuft schnell«) sind die Fundamente, aus denen erst die Kategorie der Subjektgegenstände von Aussagen logisch zu verstehen ist (Wennzusammenhang); aus letzterer wiederum leitet sich die Klasse von solchen Sachverhalten ab, die sich durch eine »Aussage über« ein Subjectum (ὑποκείμενον) ausdrücken lassen (z. B. »der Regen ist unangenehm« gegenüber der bloßen Tatsache: es regnet); noch »später« im logischen Sinn entspringt der Begriff, der durch die Merkmalsform bestimmt ist. Im letzten Paragraphen wird eine zuammenfassende Anwendung auf die zenonischen Paradoxien gegeben: eine Bewegung als Gegenstand der philosophischen Betrachtung ist aus der außerzeitlichen Region der Tatsachen in die der Vergegenständlichung (als Vorgang mit zeitlichem Anfang und Ende) gerückt und gerade daher vergeistigt, entzeitlicht. Für das Problem der Relativität der Bewegung ist die Unterscheidung wichtig zwischen der Bewegung als innerem »Zustand« des Bewegten, die immer absolut ist, nämlich ein relativ zu einander Bewegtsein der Glieder des ganzen Bewegten (das bewegte Meer), und andererseits der Bewegung als Lageänderung des Ganzen.

Im 3. Kapitel ist in der Besprechung der für die Naturwissenschaft (Demokrit) wichtigen Momente im zenonischen Problem eine Verbindung der Inhalte des 1. und 2. Kapitels angestrebt. Raum, Zeit, Zahl sind der

logische Ort, wo Tatbestand und Gegenstand (Sachverhalt und Sache) an einandergrenzen, und zwar ist die Grenze in den Beziehungen des klassi schen Erkenntnisgegenstandes, zu denen ja auch die Beziehungen des räum lichen »Nebeneinander« und des zeitlichen »Nacheinander« gehören, zu finden. In diesem Sinne werden besonders die Gegenstände Raum und Zeit von jenen räumlichen bzw. zeitlichen Beziehungen abgehoben; die letzteren fundieren logisch die ersteren, wobei der Raum (die Zeit) meh als Element für die Dinge (wie das Wasser für die Fische) denn als Hohl raum, in dem sie sind, aufzufassen ist. Auch das Problem der atomistischen Struktur von Raum und Zeit wird in dem anfangs festgelegten Sinn »sprachlich« analysiert: Raum und Zeit gehören nach der gemeinsamen Form der »λόγοι« (Kategorie) in ein und dieselbe Klasse (»Gesamtwesen«) mit Gegenständen wie Wasser, Staub, Wild und u. a. den chemischen Stoffen; die Gegenstände dieser ganzen Klasse haben die gleiche Struktur: gegenseitiges sich Kon stituiren der Gesamtwesen wie z. B. bei Materie und Elektrizität. Von hie aus ergibt sich, daß durch den Begriff der Strukturgesetzlichkeit das Problem der unendlichen Teilbarkeit aus der modernen Naturwissenschaft aus scheiden müßte.

Nr. 5. Mittlere und Neuere Geschichte

Günther Franz, geb. zu Hamburg 23. 5. 02.

Bismarcks Nationalgefühl.

Ref.: Prof. A. O. Meyer. Korref.: Prof. Brandi. Prüf.: 25. II. 25.

Bismarcks Glaube, Bismarcks Staatsgedanke und Bismarcks National-gefühl sind die drei Hauptfragen in des Kanzlers innerer Entwicklung Während die ersteren in der letzten Zeit öfters behandelt wurden, fehlt bis-her eine eingehende Untersuchung von Bismarcks Nationalgefühl. Diese Lücke versucht die Dissertation auszufüllen. Sie fußt auf der vollständigen Benutzung der gedruckten Bismarckliteratur. Ihre Anlage ist historisch-bio-graphisch.

In der Entstehung des neuen deutschen Nationalgefühls um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert liegen zugleich die Grundprobleme ange-deutet, die seine Weiterentwicklung bis zum heutigen Tage beeinflussen, die besonders aber auch für die Struktur des Bismarckischen nationalen Denkens entscheidende Bedeutung haben. Das neue Nationalgefühl war von Anfang an durchsetzt von starken universalen Strömungen und die Auseinandersetzung und Abklärung zwischen Nationalismus und Univer-salismus war die erste Aufgabe unserer nationalen Entwicklung. Zum zweiten geriet das deutsche Nationalgefühl, da es vorerst keinen deutschen Staat gab, in Widerspruch mit der einzelstaatlichen Staatsgesinnung. Aus diesem Gegensatz von Nationalgefühl und Staatsgefühl ergibt sich, auf Bis-marck und den mächtigsten deutschen Einzelstaat bezogen, die Ausein-andersetzung zwischen Preußentum und Deutschtum.

Die nationalen und freiheitlichen Schuleindrücke konnten die preußisch-monarchischen Anschauungen des jungen pommerschen Adligen nicht tiefer gehend beeinflussen. Als einziges Ergebnis dieser verschiedenen Einflüsse erkennen wir einen stark ausgeprägten Individualismus und ein selbstbe-

wußtes Ehrgefühl. Diese geben ihm von vornherein das Verständnis für staatliche Macht und Größe. Aus ihm heraus tritt er in den folgenden Jahren dem Deutschen gegenüber für Preußen, dem Ausländer gegenüber aber für Deutschland ein, ohne deswegen schon tiefer mit dem preußischen Staate oder der nationalen Idee verwachsen zu sein. 1847 wird der Individualist durch die religiöse Bekehrung, der einzigen großen Wandlung seines Lebens, fest mit der menschlichen und staatlichen Gemeinschaft verknüpft und lernt sich ihr hingeben. Auf dem ersten vereinigten Landtag bekennt sich der Neubekehrte zur christlichen Staatsidee, doch über die Parteigegensätze hinweg richtet er sogleich den Blick auf die Fragen der Außenpolitik und der staatlichen Macht. Neben der preußischen Staatsgesinnung lebt auch jetzt noch in ihm ein ursprüngliches deutsches Empfinden. Ueber die Beziehungen dieser zwei Lebensmächte zueinander hat er sich scheinbar noch nicht viel Gedanken gemacht. Erst als sich 1848 die deutsche Bewegung gegen den Bestand des preußischen Staates richtet und staatliche und nationale Interessen in, wie es scheint, unlösbaren Widerspruch geraten, muß sich Bismarck zwischen ihnen entscheiden. Nach anfänglichem Schwanken stellt er sich unbedingt auf die Seite des Staates gegen die nationale Bewegung. Er lehnt grundsätzlich jede Lösung des deutschen Problems ab, die der freien Bewegung des preußischen Staates Fesseln anlegen würde. Nur als Preuße nimmt er jetzt noch zur deutschen Einigung Stellung. Er kämpft in den Reihen der Partei, weil er glaubt, daß zur Zeit das preußische und das konservative Interesse identisch seien, er läßt sich aber durch die Parteidoktrinen nicht bestricken, sondern erklärt alle Zeit den staatlichen Egoismus als die einzig gesunde Grundlage großer Staaten und Friedrichs des Großen Macht- und Eroberungspolitik als sein Muster.

In Frankfurt erkennt der Bundestagsgesandte, daß eine deutsche Politik Preußens auf Grund des konservativen Systems wegen der Preußenfeindlichkeit Oesterreichs und der deutschen Regierungen unmöglich ist. Er löst sich daher von den letzten Banden der Parteidogmen und findet, daß das preußische Staatsinteresse, wenn auch nicht mit den Interessen der deutschen Regierungen, so doch mit denen des deutschen Volkes identisch sei. Um das deutsche Volk zur Unterstützung der preußischen Politik zu gewinnen, tritt er für eine liberale deutsche Politik Preußens ein. Sein Ausgangspunkt ist aber auch jetzt nicht die nationale Idee, sondern das preußische Staatsinteresse, dies beweist seine Haltung im Krimkrieg und in der schleswig-holsteinischen Frage.

Auch als Minister stellt er den Staat über die Nation. Er verbündet sich in seinen Bundesreformplänen mit der deutschen Idee, aber er dient ihr nicht, sondern er beherrscht sie. Er vertritt nach wie vor nur die preußische Staatsidee. Zeuge dessen ist seine Politik in allen Etappen der Reichsgründung (Schleswig-Holstein, Annexionen, Beschränkung auf Norddeutschland, Verhältnis zu Oesterreich).

Da sich auch in dem neuen Deutschen Reiche Nation und Staat noch nicht decken, nimmt es nicht Wunder, daß Bismarcks Nationalgefühl auch jetzt Staatsgesinnung ist, und daß er jede alldeutsche Politik schroff ablehnt. Dies zeigt uns seine Haltung gegen die Auslandsdeutschen und in der Elsaß-Lothringischen Frage. Auch die Quellen, aus denen er diese

Staatsgesinnung speist, sind dieselben wie früher: Glaube, Royalismus, Offiziers- und Edelmannsgesinnung verbunden mit einem urwüchsigen deutschen Stolze und einem engen Verwachsensein mit der heimischen Scholle. Da sein Preußentum preußisches Staatsgefühl, aber nicht preußischer Stammesnationalismus war, kann es sich mit der Ausweitung seines Staates auf Deutschland ebenfalls ohne Bruch auf das Reich ausdehnen. Daraus geht schon hervor, daß sein Nationalgefühl auch jetzt preußisch-deutsch ist. Er kämpft wohl an gegen den preußischen Partikularismus, da er ihm mißverstandener preußischer Patriotismus ist, aber er ergreift ebenso Partei gegen den Unitarismus, da er ja auch den preußischen Staat in das eine Deutschland einschmelzen würde, doch er tritt zu aller und jeder Zeit ein für die preußische Hegemonie. Die Wurzeln seiner Kraft liegen auch jetzt in Preußen, nur daß jetzt eben preußisches und deutsches Interesse unlösbar miteinander verbunden sind und daher notwendigerweise sein preußischer Ehrgeiz zugleich zum deutschen werden muß.

Nach der Entlassung bemerken wir, daß der gestürzte Staatsmann, angeregt durch die zahllosen Huldigungsfahrten auf einmal ein reges Gefühl für die Staaten überdauernde und Staatsgrenzen sprengende Macht der Kulturnation bekundet und lebhaft für sie eintritt. Doch diese neue Erkenntnis vermag nicht mehr die politische Grundeinstellung des Greises zu verändern. Er hält trotz allem das Staatsgefühl für die stärkere Kraft (s. das Kapitel »Dynastien und Stämme« der »Gedanken und Erinnerungen«) und bekennt sich stärker als in manchen früheren Jahren zu seinem Preußentum, weil er weiß, daß auf Grund der Identität der Interessen ein guter Preuße gerade darum auch ein guter Deutscher ist.

Nr. 6. Mittlere und Neuere Geschichte.

Wilhelm Hahn, geb. zu Emden 8. VI. 98.

Der Streik der Bergarbeiter im rheinisch-westfälischen Industriebezirk vom Mai 1889; unter besonderer Berücksichtigung der Stellung Kaiser Wilhelms II. und Fürst Bismarcks.

Ref.: Prof. Darmstädter. Korref.: Prof. A. O. Meyer. Prüf.: 5. XII. 23.

Die Dissertation ist erschienen 1924, Hameln, Verlag der Buchdruckerei C. W. Niemeyer.

Nr. 7. Mittlere und Neuere Geschichte.

Kurt Hertling, geb. zu Rüstringen 13. XII. 01.

Granvella und die Reunionsbestrebungen von 1540/41.

Ref.: Prof. Brandi. Korref.: Prof. A. O. Meyer. Prüf.: 4 VI. 24.

Die Türkennot vor allem und das feindschaftliche Verhältnis zu Franz I. ließen es dem Habsburgischen Hause immer notwendiger erscheinen, der durch die konfessionelle Spaltung in Deutschland hervorgerufenen Spannung ein Ende zu machen. Der Frankfurter Anstand war der erste Schritt in dieser Richtung. Er zeigt zugleich, auf welchem Wege die spanisch-österreichische Politik ihr Ziel zu erreichen hoffte: durch Disputationen gelehrter Theologen beider Parteien wollte sie die kontroversen Punkte zur Vergleichung bringen und so die Einheit wieder herstellen.

In friedlicher Vermittlung die Einigung Deutschlands zu versuchen, bestimmte den Kaiser insbesondere vermutlich der Einfluß Granvellas, seines vertrautesten Ratgebers. Der kluge Burgunder scheute den Krieg, wenn er ihn oft genug auch im Munde führte; leichter und sicherer glaubte er stets auf seine Weise, durch friedlichen Vergleich, zum Ziel zu gelangen. Durchdrungen von der unbedingten Notwendigkeit der Einigung, überzeugt auch von der Richtigkeit der Mittel, die zu ihr führen sollten, machte er sich mit aller Energie den Gedanken zu eigen, die religiösen Gegensätze der feindlichen Parteien aus der Welt zu schaffen. Sein staatsmännischer Ruf und die gespannte Lage seines kaiserlichen Herren drängten ihn, die Aufgabe, die er übernahm, nun auch mit Ehren durchzuführen.

Auf eigenes Ersuchen ernannte ihn der Kaiser zum Kommissarius am Wormser Konvent, auf dem gemäß den in Hagenau zuvor erfolgten Beschlüssen die theologischen Disputationen ihren Anfang nehmen sollten. In aller Deutlichkeit traten Granvella gar bald die Schwierigkeiten der Reunion vor Augen. Hartnäckig bestanden die Protestanten auf der genauen Durchführung des Hagenauer Abschieds, nicht minder zähe suchten katholische Opposition und päpstliche Vertreter ein Kolloquium zu verhindern, das einen in ihren eignen Reihen ausgebrochenen Zwiespalt zu Tage fördern mußte. Unermüdlich war Granvella tätig; alle Künste diplomatischen Verhandelns ließ er spielen, die widerstrebenden Parteien auf einer mittleren Linie zusammenzuführen. Es gelang in letzter Stunde, das durch Granvella vom Kaiser erbetene Auflösungsdekret war bereits ergangen. Die erfolgten Disputationen, deren Fortgang auf den Reichstag verschoben ward, erwiesen die Übereinstimmung in den ersten Artikeln der dem Gespräch zugrunde gelegten Konfession. Wesentlicher war das in geheimen Verhandlungen erreichte Ergebnis. Überzeugt wohl von der Unmöglichkeit einer Einigung auf Grund des evangelischen Bekenntnisses, wußte Granvella der Vermittlung freundlich gesinnte Theologen beider Konfessionen zur Herstellung eines Vergleichsentwurfes zu bewegen, der den künftigen Verhandlungen zur Unterlage dienen sollte. Zugleich gelang es ihm, den Landgrafen von Hessen in geschickter Ausnutzung der diesem durch seine Doppelehe erwachsenen Notlage seinen Absichten dienstbar zu machen. Der Reichstag stand bevor; abermals galt es großer Hindernisse Herr zu werden. Granvella ruhte nicht, durch freundliches Bezeigen die Protestanten sich geneigt zu machen, in nimmermüder Beredsamkeit die päpstlichen Gesandten zu gewinnen, in dauernden Verhandlungen die Opposition der katholischen Fürsten zu besänftigen. Das in Worms abgebrochene Kolloquium konnte endlich, nach Eröffnung des Reichstages, von neuem beginnen. Granvella selbst nahm regsten Anteil; allen Einfluß bot er auf, in seinem Sinne das Gespräch zu lenken. Unüberbrückbar aber waren die Schwierigkeiten; trotz seiner »unglaublichen Mühen«, trotz seiner »Arbeit Tag und Nacht« war das Ergebnis ein großer Mißerfolg. Granvella ließ den Mut nicht sinken. Mit zäher Energie suchte er weiterhin auf Fürsten und Legaten, auf Theologen und Gesandte zu wirken. Toleranz ward jetzt das Schlagwort. Ein Nein im Grunde bei Luther, ein Nein auch im Vatikan war die Antwort. Trotz aller weiteren Bemühungen Granvellas lehnte auch der Reichstag das Ergebnis ab. Die religiöse Angelegenheit wurde aufs Konzil verwiesen, feindlicher

denn je standen die Parteien einander gegenüber. Nur durch besondere Deklarationen konnte der Kaiser einstweilen den Frieden bewahren.

Granvella war ein ausgezeichneter Diplomat, doch ohne tiefere Erkenntnis wahrhaft religiösen Lebens und Wirkens; sie hätte ihn belehren müssen, daß diplomatisches Geschick dort nichts erreichen konnte, wo sich zwei religiöse Grundanschauungen im Strom der Zeit gegründet, in der Kraft des Geistes, gegenüberstanden. Sein Mühen und Streben mußte scheitern an der Unüberwindlichkeit der inneren Gegensätze, denen erst die Toleranz der Zeit ein erträgliches Nebeneinander schuf.

Nr. 8. Mittlere und Neuere Geschichte.

Herbert Kloth, geb. zu Eutin 1. VI. 89.

Lübecks Seekriegswesen in der Zeit des nordischen siebenjährigen Krieges 1563–1570.

Ref.: Prof. Stein. Prüf.: 11. II. 20.

Die Dissertation erschien in der »Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde« 21, 1923, Lübeck 1923.

Nr. 9. Mittlere und Neuere Geschichte.

Walter Müller, geb. zu Wiegersdorf bei Ilfeld (Südharz) 12. IX. 99.

Die Stellung der deutschen Presse von der Ermordung des österreichischen Thronfolgers Franz Ferdinand am 28. Juli 1914 bis zum Ausbruch des Weltkrieges am 4. August.

Ref.: Prof. Darmstädter. Korref.: Prof. A. O. Meyer. Prüf.: 28. XI. 23.

Die Arbeit will die Haltung der deutschen Presse vom Tode des österreichischen Erzherzogs Franz Ferdinand bis zum Ausbruch des Weltkrieges darlegen, d. h. feststellen, was sie von dem Verlauf der Ereignisse, welche zum Weltkriege führten, tatsächlich gewußt, wie sie die allgemeine politische Lage beurteilt hat, ferner inwieweit sie sich ihrer Gefahren bewußt war, und insbesondere ob sie mit der Möglichkeit eines Krieges gerechnet hat. Benutzt wurden zur Beantwortung jener Fragen: 1. Zeitungen aller Richtungen und aller Gegenden Deutschlands, 2. eine Anzahl von Zeitschriften; zur Feststellung des wirklichen Hergangs der Dinge das bisher von amtlicher Seite veröffentlichte Aktenmaterial zum Kriegsausbruch.

Faßt man die einzelnen Blätter unter allgemeineren Gesichtspunkten zusammen, so heben sich in der Behandlung vorliegender Frage zwei deutlich voneinander geschiedene Gruppen ab: 1. die bürgerliche Presse, 2. die sozialistische. Eine Sonderstellung innerhalb der bürgerlichen nehmen wegen ihrer überaus kritischen Einstellung zur österreichisch-ungarischen Politik einige linksliberale Zeitungen ein, wie die Frankfurter Zeitung und die Berliner Morgenpost und auch die der Rechten zugehörigen Rheinisch-Westfälische Zeitung und Berliner »Post«.

Die Zeit kurz vor Ausbruch des Weltkrieges barg mannigfache Gefahrenmomente in sich. Deutlicher als vorher traten Rußlands Offensivabsichten zutage. Von den regen russisch-englischen Beziehungen legte

das Gerücht über den Abschluß einer Marinekonvention zwischen beiden Mächten (Anfang Juni) Zeugnis ab. Ungeklärt waren des weiteren die Verhältnisse am Balkan infolge der immer offenbarer werdenden Gelüste Rumäniens, vom Dreibund abzufallen und sich dem Zarenreich zu nähern, sowie infolge der albanischen Wirren. Trotzdem läßt sich sagen, daß die Presse — und sie befand sich hierin in völliger Uebereinstimmung mit der deutschen Regierung — nicht mit einem Kriege in nächster Zeit rechnete. Selbst die Ermordung des österreichischen Thronfolgers durch serbische Mordbuben erschütterte diese Ueberzeugung nicht ernstlich, umsoweniger, als den von Wien herüberdringenden Nachrichten zufolge Oesterreich angeblich eine friedliche Beilegung des Konfliktes anstrebte. Den Gedanken an Vermeidung eines Krieges legten aber noch andere Erwägungen nahe. In erster Linie hielt man — derselben irrigen Ansicht huldigten auch die leitenden deutschen Stellen — Rußland und Frankreich keineswegs zum Eingreifen für fähig. Nicht geringerer Optimismus waltete bezüglich Englands vor. Der von ihm am 26. Juli gemachte Konferenzvorschlag erschien daher in vollkommen schiefer Beleuchtung. Von der weit entgegenkommenden serbischen Note, die das Wiener Kabinett erst am 29. Juli veröffentlichte, wurde im allgemeinen kaum Notiz genommen. Eine falsche Beurteilung fand ferner Italiens Verhalten. Schuld daran trug vornehmlich die am 27. Juli von Wien ausgegebene Falschmeldung über Italiens Bundestreue. Keine klare Vorstellung herrschte weiter über das Verhalten der deutschen Regierung während jener Tage; von den deutschen Schritten zur Heranziehung Rumäniens, Bulgariens, der Türkei an den Dreibund ist nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen; unberücksichtigt blieben Belgien und Luxemburg. Richtiger beurteilt wurde die Lage in den sozialistischen und linksliberalen Blättern. Sie sahen ein Eingreifen Rußlands und Frankreichs — allerdings nicht Englands — als unabwendbar an, von sozialistischer Seite wurden ferner starke Zweifel an Italiens Bundestreue geltend gemacht. Schärfsten Kampf sagte die Sozialdemokratie und auch merkwürdigerweise zwei alldeutsche Organe, die »Post« und die »Rheinisch-Westfälische Zeitung«, dem österreichisch-ungarischen Vorgehen an und verwahrten sich gegen Unterstützung des Habsburgerreiches auf dem Wege aggressiver Balkanpolitik. Die ablehnende Haltung der beiden letztgenannten Blätter währte jedoch nur bis zum 27. Juli. Mit größter Entschiedenheit setzte sich die sozialistische Presse weiter — ihrem von Anfang der Krise an vertretenen Grundsatz getreu, es nicht zum Kriege kommen zu lassen — für Annahme des englischen Vermittlungsvorschlages ein. Der eben skizzierten Einstellung ist sie bis zum Kriegsausbruch treu geblieben.

Das Resultat der Arbeit läßt sich dahin zusammenfassen, daß die Presse von dem Verlauf der Ereignisse, die zum Weltkrieg führten, sehr wenig gewußt hat, daß sie weder an einen Krieg dachte, noch viel weniger ihn herbeiwünschte. Die Presse bietet aber nur ein getreues Spiegelbild der öffentlichen Meinung. Was somit von ihr behauptet werden kann, trifft gleichzeitig für das deutsche Volk zu. Es liegt nicht im Bereich der Arbeit, das Schuldproblem zu erörtern. Jedenfalls muß gesagt werden, daß die breite Masse des deutschen Volkes sich der Gefahren der Lage durchaus nicht bewußt war, daß sie von einem Kriegswillen freizusprechen ist.

Walther Müller-Schöll, geb. zu Köln a. Rh. 1. VIII. 99.

Die Curiale Minuskel des ausgehenden XI. und des XII. Jahrhunderts. Eine Untersuchung ihres Entwicklungsganges zur Deutung ihrer Herkunft.

Ref.: Prof. Brandi. Prüf.: 19. XII. 23.

Es handelt sich bei dem Entwicklungsgang, den die curiale Minuskel vom XI. zum XIII. Jahrhundert durchläuft, um drei Perioden. Die erste, die Pontifikate von Alexander II. bis Paschal II. (1061—1118) umfassend, ist die Zeit des Durcheinandergehens der verschiedensten Formen, bedingt durch den Wandel von cursiver Curiale zur Minuskel, für die Aufgaben, die sich die vorliegende Untersuchung stellte, einsetzend mit den Luccheser Pfalznotaren Alexanders II., endigend um die Jahrhundertwende. Dabei muß die in diese Periode fallende »Lanfrank-Schule« als Episode betrachtet werden, denn er hat zwar nicht unerheblich auf die weitere Formentwicklung eingewirkt, aber mit seinem besonderen Stilgefühl eine einzigartig selbständige Stellung eingenommen. Dieselbe Entwicklungsstufe, wie sie dieser Periode eigen ist, stellt sich in den frühesten Augustinerurkunden dar.

Danach folgt die Periode der Konsolidierung der Schriftformen, der wir in roher Abgrenzung die erste Hälfte des XII. Jahrhunderts zuweisen (genauer die Pontifikate von Calixt II. bis Celestin II. 1119—1144). Für die curiale Minuskel vermögen wir diese Periode bis in alle Einzelheiten zu verfolgen, nicht aber deren Herkunft ebenso bestimmt nachzuweisen. Die meisten Parallelen scheinen sich in Urkunden der Augustiner zu ergeben, allein bei den vorhandenen Urkunden von Augustinerhänden stoßen wir immer wieder auf empfindliche Lücken. Wo wir stärkere Übereinstimmungen nachweisen konnten, bei den Urkunden von St. Laurentius vor Schöningen, stellten wir Beziehungen her mit St. Victor in der Person des Bischofs Reinhard v. Halberstadt.

In der dritten Periode (Eugen III. bis Lucius III., 1145—1185), der Zeit der festen Formen, in der zweiten Jahrhunderthälfte, konnte in zwei Fällen eine völlige Übereinstimmung mit Augustinerurkunden nachgewiesen werden, wobei es sich um Urkunden handelte, deren Schreiber aus Lothringischen, direkt zur Kongregation St. Victor gehörigen Stiftern stammten. Eine gewisse Vorzeitigkeit in der Entwicklung der Augustinerschrift gegenüber der Schrift der päpstlichen Kanzlei war nicht zu verkennen; das lehrte besonders das Beispiel dreier aus dem XIII. Jahrhundert stammender Urkunden.

Es würde nun nichts näher liegen, als auf der scheinbar breiten Basis dieser Ergebnisse in Gestalt einer hypothetischen Konstruktion mögliche Zusammenhänge herauszuarbeiten, und dadurch die zum Teil noch undurchsichtigen Beziehungen in ihrer gegenseitigen Verbindung zu klären. Allein für ein solches Gebäude sind die Grundlagen noch zu lückenhaft; so kann es sich hier nur darum handeln, zusammenstellend aufzuführen, was für Anhaltspunkte wir für eine endgültige Lösung jetzt schon herausgefunden haben. Die Weiterführung dieser Ergebnisse läßt sich erst dann erzielen, wenn sich die uns jetzt noch versagte Möglichkeit bietet, eine lückenlose Reihe von Victoriner-Urkunden aus verschiedenen Stiftern zum Nachweis mit heranzuziehen. Abgesehen davon wären die wechselseitigen

Beziehungen zwischen Papsttum und Augustiner Chorherren näher zu verfolgen. Davon wurde verschiedentlich gesprochen. Der Versuch Eugens III., die Annahme der Regel Augustins oder Benedikts zu erzwingen, würde in einem solchen Zusammenhang eine gesteigerte Bedeutung gewinnen.

Die durch das Durchdringen der Augustinerregel erzielte Reform der Stifter war ja nur eine Fortsetzung der Reformbestrebungen der Cluniacenser. Diese hat das Mönchstum wieder in sichere Bahnen gelenkt, durch jene wurde nun auch dem einflußreichsten Teil des Klerus der Stempel des Mönchischen aufgeprägt, und Kleriker wie Mönche erschienen dadurch auf das engste verwandt. So verstehen wir es auch, wenn die Kongregation St. Victor diesem engen Zusammenhang noch dadurch Rechnung trug, daß sie ihre Konstitutionen direkt denen des Benediktinerordens entlehnte. Und wiederum wird uns verständlich, wenn die Päpste, die die Ergebnisse der Cluniacenser-Bewegung gesichert sahen, sich mit der gleichen Energie derjenigen der Regular-Kanoniker zuwandten.

Nr. 11. Mittlere und Neuere Geschichte.

Hans Precht, geb. zu Neustaßfurt 5. IX. 97.

Englands Stellung zur deutschen Einheit 1848—50.

Ref.: Prof. A. O. Meyer. Korref.: Prof. Brandi. Prüf.: 27. V. 24.

In Erinnerung an die alte politische Verbindung Englands mit Oesterreich und Preußen setzte man in weiten Kreisen Deutschlands große Hoffnungen auf England. Die Schilderungen, die Deutsche von ihren Reisen nach England gaben, legen davon Zeugnis ab. So glaubte man auch, daß während der schicksalsschweren Krise des Jahres 1848 englische und deutsche Interessen Hand in Hand gehen müßten. Ein deutlicher Beweis dafür ist das Verhalten Friedrich Wilhelms IV. bei Ausbruch der Februarrevolution. England und Deutschland sollten — so wünschte er es — zusammen die revolutionären Grundsätze bekämpfen. Die Wirklichkeit gestaltete sich anders. Auf deutscher Seite fehlte es an jeder diplomatischen Vorarbeit. Man verstand die englische Eigenart zu wenig. Zweierlei wollten die englischen Politiker verhindern: eine weitere Stärkung der schon bedrohlich anwachsenden Macht Rußlands und die Entstehung eines Siebzigmillionenreiches auf mitteleuropäischem Boden. Daraus ergab sich als Folge: entweder Förderung der sogenannten kleindeutschen Lösung, die Oesterreich vom Reiche ausschließen wollte, oder das Bestreben, den alten deutschen Dualismus aufrechtzuerhalten. Ordnet man diese Anschauungen in die englische Parteipolitik ein, so ergibt sich, daß für die erste Lösung mehr die liberalen Kreise, für die zweite im wesentlichen die Tories eintraten. Letztere berührten sich in ihrer Politik sehr nahe mit den legitimistischen Anschauungen des russischen Zaren, wie überhaupt die Freundschaft mit Rußland für sie ein wesentliches Moment war. Hauptorgan dieser Kreise war die Times. Keine Schwächung Oesterreichs, keine Neuordnung der deutschen Verhältnisse, die Rußland verletzen könnte — so lautete ihr Programm. Aehnlich wie sie dachte die »Morning Post«. Der parlamentarische

Wortführer dieser Politiker war Disraeli. Sie hatten den Wunsch, das Aufstreben einer neuen Macht möglichst zu verhindern. Mit dem Dasein der alten Großstaaten Europas hatte man sich abgefunden, aber was man im allgemeinen nicht wollte, war, daß aus den deutschen Einheitsbestrebungen ein starker Staat herauswuchs, der zur See und im Handel England Schwierigkeiten bereitete. Unter diesen Gesichtspunkten sah man vor allem die schleswig-holsteinische Frage an. Nicht um Tondern und Hadersleben ging es dabei für England, sondern um die Frage, wer hinfort das *dominium maris Baltici* besitzen sollte. Dies war der Grund, weshalb der damalige Leiter der englischen Politik, Lord Palmerston, in dem deutsch-dänischen Konflikt schließlich in dasselbe Fahrwasser steuerte wie seine innerpolitischen Gegner. Zweifellos waren die Sympathien Palmerstons für Oesterreich und den alten deutschen Bund nicht allzu groß — in diesem Punkte unterschied er sich von einem Disraeli ebenso wie von der Times. Aber die Abneigung Palmerstons gegen eine handelspolitische Stärkung Preußens durch Erweiterung des Zollvereins machte ihn gegen die preußischen Sonderbundsbestrebungen zum mindesten sehr mißtrauisch. Suchte Palmerston in der schleswig-holsteinischen Frage zwar zunächst unparteiisch zu vermitteln, so verhinderte er doch schließlich die Preisgabe der Schleswig-Holsteiner an Dänemark nicht. Hier, wo es in sein politisches System nicht hineinpaßte, verzichtete er darauf, die liberalen Grundsätze, die für die Schleswig-Holsteiner Selbstbestimmung forderten, entschieden zu vertreten. So sah Deutschland in diesem die nationalen Leidenschaften so tief berührenden Konflikt England gegen sich, zwar nicht das ganze England, aber doch die maßgebenden Persönlichkeiten. Auch den Bestrebungen zur Schaffung einer deutschen Flotte stellte sich England unfreundlich gegenüber und verweigerte der deutschen Kriegsflagge die Anerkennung.

Daß es in englischen liberalen Kreisen an Sympathien für Deutschland und Preußen nicht völlig fehlte, zeigen nicht nur einzelne Männer wie Sir Robert Morier, sondern vor allem Aeußerungen in der »Daily News« und der »Edinburgh Review«. Die Daily News erstrebte ein geeintes deutsches Reich hauptsächlich aus dem Grunde, damit gegen Rußland ein starkes Bollwerk geschaffen würde. Doch kann man ihr ein Verständnis für die nationalen Wünsche der Deutschen nicht absprechen. Das Gleiche gilt, wenn auch in abgeschwächtem Maße, von der angesehenen liberalen englischen Zeitschrift der »Edinburgh Review«. Von der Königin Viktoria und dem Prinzen Albert läßt sich ohne Einschränkung sagen, daß sie der deutschen Sache Sympathie entgegenbrachten. Nach außen wahrte der englische Hof strenge Neutralität und überschritt niemals die ihm gezogenen verfassungsmäßigen Grenzen. So ist das Bild der deutsch-englischen Beziehungen in den Jahren 1848-50 nicht ganz einheitlich: es geht durch alle Abtönungen hindurch. Mehr noch als die Gemeinsamkeiten traten jedenfalls die zukünftigen deutsch-englischen Gegensätze hervor.

(An ungedruckten Quellen wurden für die Arbeit benutzt: die Akten der preußischen und die der österreichischen Gesandtschaft am englischen Hofe.)

Gerhard Schmidt, geb. zu Nordhausen 29. VII. 96.

Die Reformation in Nordhausen.

Ref.: Prof. A. O. Meyer. Korref.: Prof. Brandi. Prüf.: 28. X. 24.

Die Einleitung geht aus von der mittelalterlichen Geschichte der Stadt Nordhausen und des Domstiftes, in der auf die tiefgehenden Differenzen von Domstift und Bürgerschaft eingegangen wird; behandelt (Kap. I) den Zusammenhang vom bürgerlichen Leben und mittelalterlicher Kirche. Nicht der obersten kirchlichen Behörde, dem Domstift, war das hochentwickelte religiöse Leben in der Stadt zu danken, sondern dem ureigensten Empfinden der Nordhäuser Bürgerschaft. Fromme Stiftung, Heiligenkult und Bruderschaftswesen stehen an der Spitze einer, von der Laienschaft freiwillig dargebrachten, von der Kirche nur gepflegten Frömmigkeit. Doch das kirchliche Leben, immer nach einem sichtbaren Ausdruck der Frömmigkeit suchend, verliert sich in Aeußerlichkeit, die fehlgeleitete Seelenangst in bizarre Mystik. Der Gebildete in der Stadt sucht die innere Befreiung im Humanismus nnd findet eine geistige Verwandtschaft in den Nordhäuser Klöstern, die sich — im Gegensatz zum Domstift — von je gut zur Bürgerschaft gestellt hatten. Eine Brücke wird geschlagen, die der eindringenden Reformation nutzbar gemacht wird. Gebildete Laien und Mönche Nordhausens verbinden sich nach Luthers Auftreten zum Erziehungswerke der Reformation. (Kap. II.) Lorenz Suße, der ehemalige Augustinerprior wird vom Rat und Gemeinde zum evangelischen Pfarrer St. Petri berufen. Neben den Erscheinungen der eindringenden Reformation begegnet man gleichzeitig solchen, die eine soziale Revolution ankünden. Scharf wird jedoch von den Verantwortlichen in der Stadt der notwendige Trennungsstrich gezogen. 1524 verkündet ein Ratsdekret die offizielle Einführung der Reformation. Die Wegzeichen jedoch, die den abschüssigen Pfad der radikalen Elemente in der Bürgerschaft bezeichnen, mehren sich. Ein Zusammenhang zwischen Thomas Münzer in Mühlhausen und Bilderstürmern in Nordhausen wird klar enthüllt. Endlich im Frühjahr 1525 bricht auch in Nordhausen der Sturm los. Die Klöster werden ausgeraubt, ihre flüchtigen Insassen leisten Dienste gegen die Aufrührer an der Seite der ordnungsliebenden Bürger. Die Klöster werden nach dem glücklich überstandenen Aufruhr vom Rate nicht zurückgegeben, nur das Domstift behält seine Selbständigkeit. Eine Verwirrung sittlicher und religiöser Begriffe tritt als Folge des Bauernkrieges ein. Die Stadt bedarf eines Reformators innerhalb ihrer Mauern. (Kap. III.) Sie findet ihn in Magister Johannes Spangenberg, der als kluger Organisator und einwandfreie Persönlichkeit die Nordhäuser Kirche reformiert, das Schulwesen reorganisiert. (Kap. IV.) Nach außen weiß in einer Zeit der Wirren der kluge Stadtschreiber und spätere Bürgermeister Michael Meyenburg, die äußeren Gefahren von seiner Stadt zu bannen. Er ist nicht der glaubensstarke Mann für den die bisherige Geschichtsschreibung ihn hält; er ist Diplomat und als solcher Philipp Melanchthon näher stehend als Martin Luther. Mit ersterem verbindet ihn warme Freundschaft. In religiösen wie in politischen Fragen weiß Magister Philipp den Nordhäuser maßgeblich zu beeinflussen; so vor allem beim »Interim.« Meyenburgs, dem Kaiser willfährige Politik, wird vom

Bürger nicht gebilligt: Eindeutig lehnt im August 1551 die Nordhäuser Bürgerschaft das kaiserliche Interim ab. (Kap. IV) Während die Reformation festen Fuß faßt, geht der Kampf mit den katholischen Domherrn weiter. Die Streitigkeiten nehmen auch dann kein Ende, als der Augsburger Religionsfriede den Kampf der beiden Parteien wenigstens äußerlich beendet. Noch einmal im Jahre 1560 glaubt der Rat der Stadt die Gelegenheit gekommen, das reichbegüterte Domstift einziehn zu können. Eine Rechtsverfehlung gibt ihm den erwünschten Anlaß hierzu. Hinter der Stadt stehen auch der freien Stadt mächtige Schutzherrn, die Herzöge von Sachsen und der Träger des Kurhutes. Doch in letzter Stunde rettet ein Mandat des kaiserl. Kammergerichts das Stift vor der Säkularisierung. Den Versuch radikaler Bezitzergreifung haben jetzt die Bürgermeister und Ratsherrn aufgegeben. An Streitigkeiten um Zins fehlt es auch jetzt noch nicht. Erst die schweren, bangen Kriegsjahre des dreißigjährigen Krieges, in denen es für Protestanten und Katholiken Nordhausens galt, der gemeinsamen Plage zügelloser Kriegshorden Herr zu werden, brachte Domstift und Stadt einander näher und der westphälische Friede sah in Nordhausen eine, durch Heimsuchung geeinte Bürgerschaft.

Nr. 13. Deutsche Philologie.

Hans Gerhard Evers, geb. zu Lübeck 19. III. 1900.

Studien zu Winkelmanns Stil.

Ref.: Prof. Weißenfels. Korref.: Prof. Thiersch. Prüf.: 4. III. 24.

1. Torsobeschreibung. — Die Merkmale von Winkelmanns Stil sind Nebenordnung und Zweigliedrigkeit. Das Einmalige und Charakteristische der Beschreibung ist der direkte Zusammenhang von Plastik und Wortkunst.

2. Die Dresdener Schriften bedeuten nicht die Ablösung, aber die Auflockerung der bisherigen Kunstspekulation. Winkelmann verdankt seine neue Haltung zur Kunst nicht seinem Denken sondern seiner Intuition. In das Gebäude der baroken Aesthetik kommt dadurch eine gedankliche Unsicherheit.

3. Lessing bemüht sich im Laokoon, das alte Gedankengebäude wieder straff zusammenzufassen und zu klären. Die Grundlagen seiner Kunstspekulation sind die Moral und die Analyse des eigenen Gefühls. Die Ergebnisse der Spekulation erhebt er zu verbindlichen Lehren für den Künstler.

4. Winkelmann in Italien ist nicht mehr Gelehrter sondern Künstler; er ist eigener Schöpfer der Schönheit. Seine Werke sind weniger Beschreibungen oder Lehrschriften als Monologe.

5. Die eigentliche Erziehungsarbeit Winkelmanns ist durch den Laokoon erdrückt worden.

Otto Fuhr, geb. zu Niederzwehren (Kr. Cassel) 21. II. 96.

Die Lyrik Ernst Kochs. Ein Beitrag zur hessischen Literaturgeschichte.

Ref.: Prof. Weißenfels. Korref.: Prof. Schröder. Prüf.: 1. III. 24.

Von den literarischen Erzeugnissen des niederhessischen Dichters Ernst Koch (1808--1858) ist heute nur noch sein Prosawerk »Prinz Rosa-Stramin« bekannt, während seine Lyrik der Vergessenheit anheimgefallen ist. Zum Teil ist sie überhaupt nicht zur Veröffentlichung gelangt.

A. Uebersicht über Kochs Lyrik: Eine Feststellung aller nachweisbaren Gedichte Kochs, sowie eine eingehende Darstellung seiner Lyrik fehlt bis jetzt; nur Henrion (»Ernst Koch, Sein Leben und seine Werke«. Programmabhandlung des Athenäums zu Luxemburg 1878) und Schoof (»Die deutsche Dichtung in Hessen«, Marburg 1901) haben sie kurz erwähnt, doch erweisen sich deren Angaben vielfach als unrichtig oder ungenau.

A I gibt eine Feststellung des Materials in Bezug auf die Orte, an denen es sich uns darbietet. Es sind vorhanden: 75 Gedichte in »Ernst Kochs Gedichte, aus dessen Nachlasse gesammelt und herausgegeben von einem Freunde des Verstorbenen« (L. Housse), Luxemburg 1859. 31 Gedichte in »Palast und Bürgerhaus« von Ernestine v. L., Jena 1872, darunter 7 sonst unbekannte. 20 Gedichte in »Prinz Rosa-Stramin«, darunter 5 nur hier überlieferte. 17 Gedichte in Kochs ungedruckten »Lyrischen Versuchen« (Manuskript in der Hess. Landesbibliothek zu Cassel), darunter 10 sonst unbekannte. 1 als loses Blatt gedruckte Cantate (daselbst). 34 Gedichte in zeitgenössischen Casseler Zeitungen und zwar 25 in den »Kasselschen Blättern für Geist und Herz« 1831/32, darunter 9 sonst unbekannte; 6 in den »Wöchentlichen Unterhaltungen«, Beilage des »Verfassungsfreundes« 1831/34, darunter 5 sonst unbekannte, und 3 in Dingelstedts »Salon« 1841/42. Ferner 6 sonst unbekannte Gedichte in Prutz' Zeitschrift »Deutsches Museum«, Leipzig 1863. 1 Gedichtfragment in Kochs autobiographischer Erzählung »Aus dem Leben eines bösen Jungen«, Cassel 1847. 11 Gedichte in Henrions Programmschrift (s. o.) darunter 1 sonst unbekanntes. 1 Stammbuchvers in der Zeitschrift »Hessenland«, Cassel 1908.

A II bringt ein tabellarisches Verzeichnis der 135 festgestellten Gedichte mit ihren Ueberschriften, Anfängen und den Orten ihrer Veröffentlichung.

A III behandelt Kochs Lyrik im Rahmen seines Lebens, das in einem kurzen Abriß unter Hervorhebung der Momente, die von besonderem Einfluß auf sein dichterisches Schaffen gewesen sind, dargestellt wird. In einer nach Jahren geordneten Uebersicht wird versucht, eine möglichst genaue Datierung der einzelnen Gedichte zu geben, da nur teilweise die Entstehungsjahre mit den Gedichten überliefert sind, teilweise aber fehlen oder später mehrfach falsch angesetzt worden sind.

B. Textkritische Untersuchung. Von den 135 uns zugänglichen Gedichten liegen uns 35 mehrfach vor, und zwar zweifach 21, dreifach 11, vierfach 2, sechsfach 1. Ein Vergleich der einzelnen Fassungen, die auch in Bezug auf Wert und Zeitfolge geprüft werden, zeigt zum Teil große Abweichungen und läßt uns einen Einblick in Kochs Schaffen tun.

Der Text in Housses Sammlung gibt Veranlassung zu mehreren Bemerkungen, die sich auf Fassungen, Unstimmigkeiten im Text, Ueberschriften und auf die Echtheitsfrage der in ihr enthaltenen Gedichte beziehen. Außerdem wird der stark verderbte Text der nur in »Palast und Bürgerhaus« überlieferten Gedichte nach Möglichkeit wiederhergestellt.

C. Inhalt: Koch ist Gefühlslyriker. Dichtung und eigenes Erleben sind in ihm eng verbunden. Eine seiner Prosaskizzen (»Morgenlandschaft«) zeigt, wie ihm aus dem Grunderlebnis, der Schönheit der Natur, Gefühle der Anbetung und Liebe erwachsen. Hier sind die drei Elemente vereinigt, die in Kochs Lyrik im Vordergrund stehen: das Verhältnis der Menschen zur Natur, zum Göttlichen, zum Menschen. Verf. bespricht zuerst die Naturgedichte und zeigt am Beispiel der »Aussicht«, wie mehrere, zu verschiedenen Zeiten empfangene Natureindrücke zu einem Gedicht zusammenfließen können. Der Entwicklung zu Kochs religiöser Lyrik hat sein Uebertritt zur kath. Kirche eine besondere Richtung gegeben. Die Gedichte, die das Verhältnis des Dichters zum Menschen als Einzelnem beleuchten, sind vornehmlich Liebesgedichte. Neben ihnen stehen die Gedichte, die aus seiner Stellung zum eigenen Leben sowie zum Leben der menschlichen Gemeinschaften heraus erwachsen sind, vor allem der großen Gemeinschaft des Staates, an der Koch besonders in den Jahren 1831/32 infolge der politischen Vorgänge in Hessen und Polen regen Anteil genommen hat. Balladenartige Gedichte finden sich nur selten. Groß ist hingegen die Zahl der aus öffentlichen oder privaten Anlässen verfaßten und an Wert sehr ungleichen Gelegenheitsgedichte.

D. Sprache und äußere Kunstmittel: Trotzdem Koch offenbar sehr auf Wohllant seiner poetischen Sprache bedacht gewesen ist, gelingt es ihm nicht immer, alles diesen Beeinträchtigende zu vermeiden. Den Anforderungen des Metrums versucht er durch verschiedene Mittel gerecht zu werden. Aus diesem Bestreben heraus lassen sich die vielen Elisionen, die Verstöße gegen Grammatik und natürlichen Wortakzent und vor allem die zahlreichen Wortverschränkungen erklären. Typische Merkmale weist Kochs Sprache nicht auf. Sein hessischer Dialekt zeigt sich in einigen Worten, besonders aber in den Reimen. Koch bevorzugt den vollen Reim — nur 1 Gedicht ist reimlos —, auch liebt er die Alliteration. Ein Hinweis auf den Kehrreim leitet zu einer Besprechung einiger wirkungsvoller Figuren über. Wichtiger als diese sind für Koch jedoch die Bilder als sprachliches Kunstmittel — besonders aus Natur und Mythologie —, deren er sich häufig, aber nicht immer mit Glück bedient.

E. Literarische Vorbilder und Quellen: Koch weist uns selbst auf Schiller, Körner, Matthisson, Heine und Hölty als seine Lehrmeister hin. Vor allem tritt Matthissons Einfluß hervor (sentimentale Landschaftsbilder, beiden gemeinsame Worte und Wortbildungen, Uebernahme Matthissonscher Gedanken). Schwächer ist die Einwirkung Schillers (durch Worte und Wortverbindungen, Laura-Oden, Lied von der Glocke, außerdem durch parodistische Verwendung einer Strophe der »Götter Griechenlands«) und Körners (Vorliebe für die Form der Stanze, wörtliche Anklänge). Deutlich ist Heines Einfluß durch das ganze Schaffen Kochs hindurch (wörtliche Anlehnungen, Tonfall einiger Gedichte durch Verwendung des für Heine charakteristischen Reim und Strophenbaus, Beseelung der Tierwelt). Hölty

hat nur in zwei Fällen eingewirkt. Weiterhin sind einige schwächere Anklänge an Goethes Lyrik festzustellen, sowie deutlich wörtliche und gedankliche Anlehnungen an Gedichte Eichendorffs und Hoffmanns von Fallersleben und an das Volkslied. Außerdem wurde bei der Besprechung des Inhalts auf die stellenweise sich zeigende Beeinflussung durch Gedichte Dingelstedts, Gellerts und Bürgers hingewiesen. Stoff und Gedanken, die bereits von anderen Dichtern verwertet worden sind, übernimmt Koch in »Der Weihnachtsabend« (vergl. Rückerts »Des fremden Kindes heil'ger Christ«), in »Arion« (vergl. A. W. Schlegel und Tieck), in »Die Aussicht« (vergl. Uhlands »Ruhetal«), in »Mein Wunsch« (vergl. J. G. von Salis-Seewis »Letzter Wunsch«) und in den Liedern auf die Flucht und den Tod eines Kanarienvogels (vergl. besonders Lenaus »Einem Knaben« und Matthissons »Nänie«). Der Anfangsstrophe eines Gedichtes von Salis-Seewis (»Es gibt geheime Schmerzen«) hat Koch neue Strophen hinzugefügt.

Der Arbeit ist beigegeben als Anhang I ein Verzeichnis der Vertonungen Kochscher Gedichte, als Anhang II der Wortlaut der nur handschriftlich erhaltenen und der nur in schwer zugänglichen Zeitungen veröffentlichten Gedichte.

Nr. 15. Deutsche Philologie.

Magdalene Heinemann, geb. zu Halberstadt (Prov. Sachsen) 26. XII. 92.

Biographische und literaraesthetische Studie über Heinrich Sohnrey.

Ref.: Prof. Weißenfels. Korref.: Prof. Schröder. Prüf.: 14. XI. 23.

Die vorliegende Arbeit sammelt für eine künftige Sohnrey-Forschung verstreutes Material und erweitert es zu einem zusammenhängenden Lebensbilde des Dichters; sie will aber auch einen Beitrag zur aesthetischen Würdigung seiner schöngeistigen Werke liefern. Auf eine systematische Einreihung des Dichters in die literarischen Zeitströmungen ist verzichtet worden. Der erste Hauptteil stellt Sohnreys Leben und die Entstehung der einzelnen Werke dar, der zweite führt in Stoff und Ideenkreise der Dichtungen ein. Er handelt von dem sozialen Einschlage, der Verwertung sozialgeschichtlicher Tatsachen, dem Eingehen auf sozialpolitische Fragen und sozialpolitischen Anregungen; er stellt ferner die volkskundlichen Elemente heraus und schließt mit einer kurzen Besprechung der individualpsychologischen Motive. Der dritte Hauptteil, der die künstlerische Gestaltung des Materials untersucht, bespricht zunächst die Wechselbeziehungen zwischen Stoff und künstlerischer Gestaltung, die Verdichtung der sozialen, volkskundlichen und individuellen Elemente zu künstlerischen Gestalten, Situationen, Motiven und Konflikten, die Heranziehung volkskundlicher Stoffe zu formal-aesthetischen Zwecken, aber auch die Beeinträchtigung des Kunstwertes durch Häufung volkskundlicher Einzelheiten oder durch sozialpädagogische Tendenzen. Zur Charakteristik von Sohnreys künstlerischer Auffassung und Darstellung werden der Realismus, die Romantik und der Humor in seinen Dichtungen eingehend besprochen. Ein abschließender Teil entwirft an der Hand der chronologisch geordneten Werke und ihrer wichtigsten Umarbeitungen ein Bild von Sohnreys künstlerischem Werdegang. Die Entwicklung führt von der Volkserzählung ohne charakteristi-

sches Lokalkolorit durch das Zwischenstadium angewandter Folkloristik zur südhannoverschen Dorfgeschichte und mündet in eine objektivierte Heimatkunst (Landschaftsdichtung) aus. Sie zeigt, wie die Schwächen der Jugendwerke allmählich durch sorgfältigere Motivierung, feinere Psychologie und lebensvollere Darstellung überwunden werden, wie der Dichter mit zunehmendem Geschick von aesthetischen Kunstgriffen Gebrauch macht und der Humor sich entschiedener Bahn bricht.

Nr. 16. Deutsche Philologie.

Franz Stuckert, geb. zu Köln 16. II. 02.

Das Drama Zacharias Werners. Entwicklung und literargeschichtliche Stellung.

Ref.: Prof. Weißenfels. Korref.: Prof. Schröder. Prüf.: 18. II. 25.

Das Problem der künstlerischen Form im Drama Zacharias Werners ergibt sich aus dem Wesen seiner Persönlichkeit. Werner ist nicht reiner Künstler, sondern zugleich und gleich stark religiöser Bekenner und mystischer Gottsucher; er ist extremer Dualist, ebenso in der Gegensätzlichkeit seiner künstlerischen Ziele wie in der Gespaltenheit seines Wesens und seiner schöpferischen Kraft: einem klaren, strengen, konstruktiv bauenden Rationalismus steht ein phantastisches, mystisches Schauen und Bilden entgegen. Beide Kräfte, die ursprünglich in Werner angelegt sind, wirken gleichzeitig in ihm und steigern sich aneinander. Hieraus ergibt sich das formale Problem: wie findet das Kunstwerk Werners, das aus dieser doppelten Wurzel entspringt, die innere Einheit? Unter Anerkennung beider Kräfte in Werners dichterischem Vermögen soll eine formale Analyse der einzelnen Dramen nach Aufbau der Handlung, Motivik, Charakterdarstellung und Stil versucht werden, um aus dieser Analyse die Entwicklungslinie für Werners dramatisches Schaffen zu gewinnen.

Zacharias Werner ist neben Heinrich v. Kleist der einzige ursprüngliche Dramatiker zur Zeit der Romantik. Sein dramatisches Schaffen wurzelt in einem ursprünglichen Dualismus der Weltanschauung; sein Denken ist polar und stets von antinomischen Gegensätzen beherrscht. In dem ursprünglichen Gegensatz der Heiligkeit Gottes und der Unheiligkeit des Menschen findet er sein eigentliches dramatisches Thema. Sein Drama entwickelt sich aus einem metaphysischen Dualismus, wie ihn etwa Schiller in dem Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit (Freiheit und Notwendigkeit) und Kleist in dem Gegensatz von Wahrheit und Wirklichkeit fand.

Die Entwicklung von Werners Drama ist bestimmt durch den Kampf um einen Ausgleich zwischen künstlerischem Ausdruckswillen und religiös-mystischen Tendenzen. Danebenher geht der Versuch zur immer strafferen Ausbildung der dramatischen Form durch Einschmelzung aller lyrischen und epischen Elemente in diese Form.

Das erste dramatische Werk Zacharias Werners, das umfangreiche Doppeldrama »Die Söhne des Thals«, ist ein unorganisches Nebeneinander verschiedener Tendenzen: der mystisch-didaktischen, der künstlerisch-dramatischen und der künstlerisch-epischen. In der Dreiheit der symbolischen, der historischen und der realistischen Handlung findet diese Verschiedenartigkeit ihren Ausdruck. Das Drama ist daher ganz lose zusammengefügt,

wenig straff durchkomponiert und stofflich überlastet. Während der erste Teil, »Die Templer auf Cypern«, ein breites episches Nebeneinander ohne starke dramatische Akzente gibt, ist der zweite Teil, »Die Kreuzesbrüder«, wesentlich straffer und dramatischer organisiert. Die Charaktere sind sicher gestaltet, plastisch gerundet und gut aus ihrer Funktion im Drama entwickelt, soweit diese nicht durch didaktische und mystische Tendenzen durchkreuzt wird. Die Sprache ist breitschwellend, rhetorisch und pathetisch, oft an Schiller erinnernd, aber sinnlicher und frischer als Schillers Sprache.

Im »Kreuz an der Ostsee« versucht Werner sein Drama von Schillers klassischer Form unabhängig zu machen und formale Anregungen zu verwerten, die ihm durch die Romantik, besonders Tieck, zukamen. Dies Trauerspiel ist daher, trotz seines regelmäßigen Baues, noch loser gefügt und noch epischer aufgebaut als die »Söhne des Thals«. Was dort Unfähigkeit zur Verdichtung und straffen Darstellung war, ist hier bewußter Stilwille. — Durch den Gegensatz von religiös-mystischer Tendenz (mystische Handlung) und künstlerischem Formwillen (historische Handlung) erhält auch dieses Drama einen tiefen unheilbaren Bruch; daneben steht als dritte Komponente, die Tendenz, eine Mythologie sinnbildlich darzustellen (mythologisches Geschehen I. Akt). In dem Gegeneinander dieser drei Darstellungsziele zerfällt die dramatische Einheit. — Die Charaktere sind, soweit sie der mystischen Handlung angehören, blaß und konturlos; dagegen gewinnen sie an Sichtbarkeit und Lebendigkeit, sobald sie aus rein künstlerischen Absichten gestaltet sind. Die Sprache ist ganz weich und gelöst, mit Lyrik durchsetzt.

»Martin Luther oder die Weihe der Kraft« ist das erste Drama Werners, in dem die Wucht des dramatischen Geschehens über alle lyrischen und epischen Bestandteile dominiert. Der Aufbau ist klar und straff, mit geschickter Gliederung innerhalb der einzelnen Szenen und wirksamer Steigerung bis zum Höhepunkt (IV. 1). Bis zu diesem bewegt sich die historische Handlung in einem mächtigen Anstieg, dann wird sie plötzlich abgebrochen, von der mystischen Handlung abgelöst und von dieser zu Ende geführt. Dadurch erhält das Drama einen tiefen, unheilbaren Bruch. — Im formalen Aufbau schafft Werner eine klare geschlossene Form, die an die Traditionen des klassischen Dramas erinnert; in der geistigen «Atmosphäre« dagegen ist das Schauspiel ganz aus den Voraussetzungen des romantischen Denkens erwachsen. Charaktere und Stil sind kräftig und sicher gestaltet.

Im »Attila, König der Hunnen« verbinden sich zum ersten Mal künstlerischer Ausdruckswille und religiös-mystische Tendenz zu voller innerer Einheit. Die strenge Architektonik des Aufbaues, die klare Gliederung des Geschehens, die mächtige Steigerung der Handlung bis zum Höhepunkt und zur Katastrophe hin wirken hier in einem Drama von wundervoller Geschlossenheit zusammen. Das Drama ist ganz aus einer einheitlich konzipierten Idee organisiert. Die klare plastische Durchformung der Gestalten wie die gewandte sichere Handhabung von Sprache und Vers zeigen auch dem »Luther« gegenüber eine Steigerung des Dichters. Der »Attila« ist Werners bedeutendstes Werk, in dem er gleichweit entfernt von klassischer Formeinheit wie von romantischer Formauflösung, seine eigene Form am sichersten ausgebildet hat.

Werners nächstes Drama, »Wanda, Königin der Sarmaten«, gibt eine

noch straffere Zusammenziehung des Stoffes auf seine spezifisch dramatischen Energien. Alles lyrische Rankenwerk wird beschnitten, der formale Schmuck auf das notwendigste beschränkt. Historische und mystische Handlung fallen hier zusammen. Trotz der Erscheinung des Geistes der Libussa wird der dramatische Konflikt aus den realen Bedingungen des Dramas gelöst. Die skizzenhafte Ausführung der Charaktere und die lyrische Erweichung der Sprache entspricht dem Gesamtcharakter des kurzen opernhaften Stückes.

Mit dem Drama »Kunigunde die Heilige« beginnt die religiöse Tendenz wiederum den künstlerischen Ausdruckswillen Werners zu durchkreuzen und zu stören. Das Drama ist von zwei Seiten her aufgebaut, in denen sich die verschiedenen Ausdrucksziele Werners darstellen: die Grundlage bildet eine katholische Legende (mystische Handlung), die mit einem von Werner selbst erfundenen historischen Geschehen unterbaut und motiviert ist (historische Handlung). Da die historische Handlung aber in sich selbst geschlossen ist, wirkt die mystische Handlung nur als unorganischer Auswuchs. Das Drama, als farbenprächtiges Bild des Mittelalters gestaltenmächtig aufgebaut, zeigt doch im Ganzen ein Nachlassen von Werners schöpferischer Kraft. In seiner katholisierenden Tendenz kündigt es die nahe Konversion des Künstlers an.

Die berühmte Schicksalstragödie: »Der vierundzwanzigste Februar« bringt noch einmal die Einheit und Geschlossenheit des Kunstwerkes in Werners künstlerischem Entwicklungsgang zur Erscheinung. Diese Einheit ist nur durch eine krampfhafte Ueberspannung aller rational-technischen Mittel gewonnen. Der ganze breite Hintergrund, die Fülle des Lebens wird ausgeschaltet. Das Geschehen ist in den engsten Kreis zusammengezogen, in dem es mit fast mechanischer Notwendigkeit abläuft. In dem gegebenen engsten Kreise gelingt dem Dichter in Aufbau, Charakteristik und Sprache Meisterliches.

Das letzte Drama Werners, »Die Mutter der Makkabäer«, entstanden in weitem zeitlichen Abstand von den übrigen Dramen (1816—17), ist ein rein religiöses Weihgedicht. Der Künstler in Werner schweigt und der Priester redet. Das Drama, in sich selbst widerspruchsvoll aufgebaut, droht in eine Reihe farbenprächtiger Bilder auseinanderzufallen und wird nur mühsam durch eine dramatische Entwicklung zusammengehalten. Werners künstlerische Kraft ist völlig erschöpft und gebrochen; das wird ebenso im Aufbau der Handlung wie in der Charakterdarstelluug und Sprachbehandlung deutlich.

Die Entwicklung von WernersDrama vollzieht sich in drei Stufen:

1. Das Ringen um eine eigene Form. Künstlerische Auseinandersetzung mit der Klassik (»Söhne des Thals«) und der Romantik (»Kreuz an der Ostsee«).

2. Schöpfung einer eigenen Form, Ringen um die Einheit im Kunstwerk: von der »Weihe der Kraft« bis zum »vierundzwanzigsten Februar«.

3. Zerstörung der gewonnenen Kunstform, Auflösung des Dramas in ein Mysterium: »die Mutter der Makkabäer«.

Werner ist nach Charakter und Anlage Tragödiendichter. Alle seine Dramen, mit Ausnahme des »Luther«, sind Tragödien. Seine Tragik ist die des »transzendenten Schicksals«, wie sie Volkelt nennt. Ueber-

all, wo Werner aus künstlerischen Motiven schafft, hat er diese Tragik rein und voll zu gestaltenvermocht, am reinsten in »Attila« und »Wanda«; wo dagegen religiöse Ziele seine Auffassung bestimmen, d. h. das Menschliche ganz um des Göttlichen willen verneint wird, wird die Tragik des Geschehens durch die Darstellung vernichtet: Werners erstes und sein letztes Drama, »die Söhne des Thals» und »die Mutter der Makkabäer« sind ganz untragisch.

Zacharias Werner gehört seiner literargeschichtlichen Stelluug nach eng zur Romantik, soweit man diese als große geistige Bewegung faßt. Seine dramatische Form dagegen ist entscheidend vom klassischen Drama bestimmt, besonders von Schiller. Die klassische Form, die Werner gesucht hat, vermag er nicht zu schaffen, weil er ein ganz unklassisch empfindender Mensch ist. Er nimmt sie in den Grundzügen auf, sprengt aber ihre festgeschlossene Einheit von innen her oder dehnt und weitet sie. In der Charakterdarstellung und im Sprachstil übersteigert er das ruhige Maß der Klassik zu heftigster Bewegung.

Aus einer gleichen geistesgeschichtlichen Situation kam Werner zu einer ähnlichen dramatischen Form wie das Barock. Auf gleiche Weise wie bei Werner wird im Drama des Gryphius und Lohenstein die Form des klassischen Dramas zersprengt; die dort ununterbrochen fortrollende Handlung wird durch Chöre unterbrochen und lyrisch umspielt, die Charaktere werden ins Maßlose gesteigert und die Sprache zu wildester Bewegung aufgepeitscht. — Auch in der inneren Haltung rückt Zacharias Werner eng an die Barockdichtung heran: die gleiche Lust am Furchtbaren und Grausamen, die gleiche Vermischung von Religion und Erotik, die gleiche Vorliebe für Mystik und Magie.

Werners dramatische Form ist gleichweit entfernt von der unendlichen Bewegung des romantischen Dramas Tieckscher Prägung wie von der musikalischen Kompositionsform Kleists. Er versucht eine Weiterbildung des klassischen Dramas unter Einbeziehung romantischer Kompositionselemente. Stilgeschichtlich gehört er ebensowenig zu den »romantischen« Dichtern wie der einzige Dramatiker neben ihm, Heinrich v. Kleist. Aber während Kleist eine neue Form schafft, die in die Zukunft weist, bildet sich Werner aus vorhandenen Elementen eine Form, in der nur er und sein individuelles Künstlertum sich erfüllen kann. — Werner steht stilgeschichtlich zwischen Klassik und Romantik. Eine Synthese vermochte er nicht zu schaffen. Die Aufgabe blieb, und das dramatische Genie Franz Grillparzers hat sie gelöst.

Nr. 17. Deutsche Philologie.

Johannnes du Toit, geb. zu Malmesbury (Kapprovinz Süd-Afrika) 20. XI. 88.

Johanna v. Weißenthurn.

Ref.: Prof. Weißenfels. Prüf.: 5. XII. 23.

Die Arbeit zerfällt in zwei Teile. Im Rahmen des ersten Teils wird der Versuch gemacht den Entwicklungsgang der Frau v. Weißenthurn in organischem Zusammenhang darzustellen. Aus dieser Darstellung sollen die Hauptcharakterzüge und Bedingungen erhellen, welche sie aus der Un-

bedeutendheit eines Theaterkindes des ausgehenden 18. Jahrhunderts zu einer gewissen Berühmtheit in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Oesterreich wie im übrigen Deutschland emporgehoben haben. Zumal als Theaterschriftstellerin und als eine Vorläuferin der Frauenemanzipation verdient sie Beachtung.

Der zweite Teil befaßt sich insbesondere mit der dramatischen Schriftstellerei. Es werden zunächst die Bildungsvoraussetzungen und Anregungen behandelt, wobei betont wird, daß Frau v. Weißenthurn bestrebt gewesen ist, dem Zeitgeschmack möglichst zu entsprechen und sich deshalb meist an Iffland, Kotzebue und die damals beliebten dramatischen Werke der Franzosen angelehnt hat. Das ergibt sich weiter aus einer Besprechung der Quellen, Stoffwelt, Charaktere, Motive und Sprache ihrer Stücke und der ausführlichen Analyse je eines Beispiels der Hauptgattungen: eines Schauspiels und eines Lustspiels.

Der Schluß der Arbeit würdigt zusammenfassend die Leistungen der Frau v. Weißenthurn. Ihre Stücke, die heute fast gänzlich in Vergessenheit geraten sind, hatten zu ihrer Zeit ihr Daseinsrecht in der Befriedigung der herrschenden Geschmacksrichtung. Ueber diese geben sie reichen Aufschluß. Die Zugkraft vieler dieser Stücke muß nicht unerheblich zur Entwicklung der deutschen Schauspielerkunst in Wien beigetragen haben. Endlich hat Frau v. Weißenthurn durch ihr eigenes Leben und Wirken sowie durch die vielen dankbaren Rollen in ihren Stücken die Hebung ihres Standes gefördert.

Nr. 18. Deutsche Philologie.

Carl Wolf, geb. zu Eckwersheim i. Els. 10. VI. 98.

Gustav Kühne. Seine Entwicklung als Novellist und Romanschriftsteller und sein Verhältnis zum jungen Deutschland.

Ref.: Prof. Weißenfels. Korref.: Prof. Schröder. Prüf.: 11. II. 25.

Die Dissertation gliedert sich in einen biographischen Teil (25 Seiten) und einen literarischen Teil (115 Seiten).

Der Verfasser behandelt im biographischen Teil sehr ausführlich die mittlere Periode in Kühne's Leben. Kühne, der am 27. Dezember 1806 in Magdeburg geboren wurde, spielte im gesellschaftlichen und künstlerischen Leben Leipzigs eine bedeutende Rolle. Er war beteiligt bei der Gründung des »Leipziger Literatenvereins« und ein eifriger Vorkämpfer für die Ideen der Märzrevolution. Benutzt wurden vor allem die (ungedruckten) Briefe Kühne's an Varnhagen und Glossy »Liter. Geheimberichte aus dem Vormärz«, die intime Einblicke in Kühnes Entwicklung zu jener Zeit gestatten. Bei der Darstellung der Dresden-Hosterwitzer Zeit beschränkt sich der Verfasser auf das Allerwesentlichste, da diese letzten Jahre für die Entwicklung Kühne's nicht mehr von Bedeutung sind.

Im literarischen Teil unterscheidet der Verfasser 3 Phasen in der Entwicklung Kühne's: eine romantische Periode, eine revolutionäre Periode und eine Periode dichterischer Reife, in der Kühne die Ideen seiner revolutionären Periode in historischen Romanem propagiert. Der Verfasser zeigt, das vor allem Tieck die ersten dichterischen Perioden Kühnes

(»Die Geschwister, Die Wartburgsfeier« 1831) stark beeinflußte und daß diese beiden Novellen und eine im Jahre 1833 veröffentlichte (»Die beiden Magdalenen«) keineswegs, wie bisher behauptet wurde, jungdeutsche Ideengänge enthalten. Der Verfasser betont, (im Gegensatz zu Subotic und Stern) daß Kühne bis zum Jahre 1833 ganz frei ist von jungdeutschen Einflüssen.

Eine ausführliche Untersuchung über Kühne's Zugehörigkeit zum jungen Deutschland bringt der Abschnitt b des liter. Teils. Das Hauptwerk Kühnes »Eine Quarantäne im Irrenhause«, das 1835 erschien und bisher als durchaus geistesverwandt mit der »Madonna« Mundts und der »Wally« Gutzkows betrachtet wurde, wird genau analysiert. Der Verfasser zeigt die Abweichungen Kühnes von den Manifesten seiner literarischen Gefährten: höhere Einschätzung Hegels, größere Kritikfähigkeit, tiefere Einsicht in das Wesen des Saint-Simonimus und die Forderungen der Zeit, Streben nach Synthese des gesunden Alten mit dem gesunden Neuen, Ablehnung jedes Radikalismus, das sind die Grundideen des Buchs.

Nachdem auf diese Weise das Programm Kühne's, sein theoretisches Verhältnis zu den Jungdeutschen dargelegt worden ist, behandelt der Verfasser weiter das journalistische und persönliche Verhältnis vor und nach dem Bundestagsbeschluß. An Hand der ungedruckten und unveröffentlichten Briefe Kühne's an Varnhagen und von Kritiken in der »Zeitung f. d. eleg. Welt« wird Kühne's Stellungnahme neu untersucht. Wichtig ist vor allem ein Aufsatz vom 10. 9. 35, dem programmatische Bedeutung zukommt. Proelss, der Kühne's Haltung verkennt, wird wiederholt widerlegt. Kühne's Bestreben war es, die neue literarische Bewegung in gesunde Bahnen zu lenken und vor Uebereifer zu warnen.

Das persönliche Verhältnis Kühne's zu Gutzkow, Wienbarg, Laube und Mundt wird zum Schluß dieses Abschnittes noch näher erörtert. Man darf Kühne den schärfsten Kritiker und den klarsten Kopf unter den Jungdeutschen nennen.

Der Abschnitt c des literarischen Teils behandelt Kühne's Leistungen als Verfasser historischer Romane. In einer allgemeinen Charakteristik wird gezeigt, wie sehr Kühne als Romandichter Programmatiker war und wie er in erster Linie Weltanschauungsprogramme geben wollte. Dazu kam die verunglückte Mischung von Romantik und Realismus.

Wieweit trotzdem seine Romane als Manifestationen eines liberalen, gebildeten Geistes und eines guten Stilisten Wert und Geltung haben, wird in der anschließenden Spezialuntersuchung näher ausgeführt.

Die Spezialuntersuchung behandelt:

1. Stoff, Idee und Tendenz der Romane,
2. Komposition und Technik,
3. Charaktere,
4. Innere und äußere Motive,
5. Schilderungen und Stil.

Komposition und Technik lassen viel zu wünschen übrig; von den Charakteren gelingen die historischen am besten; in der Wahl der Motive ist Kühne nicht immer glücklich; sein Stil übertrifft an Farbigkeit, Praegnanz und Glätte die Stilkünste des Laube, Mundt und Gutzkow bei weitem.

Rudolf Knoke, geb. zu Ahrbergen, Krs. Hildesheim 12. V. 01.

De hymnis Tragicorum Graecorum.

Ref.: Prof. Pohlenz. Korref.: Prof. Reitzenstein. Prüf.: 19. XII. 23.

In den Prolegomena wird über den Gebrauch des Wortes ὕμνος gehandelt und gezeigt, daß es neben der Bedeutung »Fluchlied« (Aesch. Agam. 1191, 1474, Choeph. 475, Septem 867) vielfach (Aesch. Fur. 307, Pers. 620, 625, Eur. Alc. 357, Plat. Leg. VII. 812, Pind. Pyth. III. 64.) den Sinn »Bann-« oder »Zauberlied« hat, und daß die von Aeschylus mit ὕμνος bezeichneten Lieder (Pers. 623, Eum. 321) sich in Handlung und Wort, den beiden charakteristischen Teilen der Magie, eng an den Beschwörungs- bezw. Zauberritus anlehnen. Diese Bedeutung von ὕμνος bildet den Uebergang in der Entwicklung von »kunstvoller Fügung des Gesanges« (Bacchyl. V, 8) und »Gesang« zu »Gebet« (Plat. Leg. 700 a) und »Loblied«.

Im Hauptteil werden nach einer kurzen Uebersicht über den Bau der Hymnen im allgemeinen die hymnenartigen Chorlieder der drei Tragiker interpretiert und zwar zunächst die des Aeschylus: Suppl. 42, 524, 776, 1018, Septem 78, Agam. 160, 355, Choeph. 782. Dabei ergibt sich, daß Aeschylus keine vollständigen H. hat, wohl aber hymnenartige Partien der Chorlieder, die ihrer Art nach hauptsächlich Enkomia sind und den allmächtigen Juppiter preisen. In ihnen geht Aeschylus von dem Stück und seinen Notwendigkeiten aus, benutzt sie aber zu eigenem religiösen Bekenntnis. Daher ist die Anlehnung an die Kultlieder, die man bei ihm, dem ältesten Tragiker a priori in höherem Grade erwartet als bei den späteren, ziemlich gering.

Dagegen schließt sich Sophocles, der mehr im Gemeindeglauben steht, und dessen Religion, da nicht so stark individuell wie die des Aeschylus, sich eher in die allgemeinen Formen gießen läßt, in seinen Hymnen (Antig. 1115, Aiax 693, Antig. 781, Oed. Col. 1556, 1044, Antig. 582, Oed. Rex 151, Trach. 94, Phil. 391, Phil. 827) eng an die sakrale Poesie an. Er rundet die H., von denen er die κλητικοὶ bevorzugt, zu in sich abgeschlossenen Liedern ab und verwendet sie als Kunstmittel zur Steigerung des Stimmungseffektes.

Bei der Interpretation der hymnenartigen Chorlieder des Euripides (Alc. 213, 569, Med. 1241, Heracl. 748, Hipp. 61, 525, 1268, Suppl. 578, Herc. 348, Iphig. Taur. 1234, Hel. 1301, Ion 452, 1048, Orest. 305, Bacch. 64, 519, Rhes. 224) zeigt sich, daß ihnen die bestimmte Note fehlt; denn teils benutzt er sie wie Aeschylus zu persönlichem Bekenntnis, teils aber auch, um den Zusammenhang mit der Festfeier zu wahren. Dies geschieht gelegentlich ohne starke innere Beteiligung, so daß reine Embolima daraus werden, in denen er sich an die epischen H. anschließt; vielfach aber sind sie eng mit der Handlung verbunden und nur aus der Stimmung der Personen zu verstehen. Besonders wichtig sind in dieser Beziehung die Bacchen.

In einer Appendix wird kurz die sakrale Metrik der Hymnen im Drama behandelt.

Nr. 20. Klassische Philologie.

Friedrich Richter, geb. zu Gehrde (Kr. Bersenbrück) 10. X. 1900.

De Mario Victorino,
Ciceronis rhetoricorum librorum, qui vocantur De inventione, interprete.

Ref.: Prof. Reitzenstein. Korref.: Prof. Bährens. Prüf.: 11. XII. 23.

Die aus verschiedenen Gründen noch immer sehr unsichere handschriftliche Überlieferung der rhetorischen Jugendschrift Ciceros De inventione teilt sich ebenso wie die der anonymen Rhetorik ad Herennium rein äußerlich in 2 Hauptklassen: 1. die Mutili (M), die zwei große Lücken (I 62—76; II 170—74) aufweisen, und 2. die Integri (I), die vollständig sind; doch gehört zu dieser Gruppe zweifellos eine große Anzahl verstümmelter Hss., die nur aus echten Integri ergänzt sind. Da die M-Gruppe durch einige recht alte (9./10. Jahrh.) und verhältnismäßig gute Hss. vertreten ist, werden diese kontaminierten Hss. (expleti, E) wenig Wert haben. Dagegen wäre es von größter Bedeutung echte Integri auszusondern, doch sind die außerordentlich zahlreichen I-Hss., von denen die ältesten wenig jünger sind als M, noch kaum untersucht, ihre genauere Gruppierung noch nicht gelungen. Das ist um so bedauerlicher, als der Archetypus sämtlicher Mutili, wie sich an einer aus Albin stammenden Interpolation (I 1, 2) einwandfrei nachweisen läßt, frühestens Anfang des 9. Jahrh. geschrieben ist. Mehrere für die Scheidung wichtige Stellen sind in der Dissertation teils behandelt, teils angeführt.

Ein sehr beachtliches Hilfsmittel bietet der vorzüglich überlieferte Kommentar des Victorinus (4. Jahrh.), freilich nur dessen Lemmata, die Vict., wie die Untersuchung zeigt, wortgetreu nach einer Cic.-Hs. des 3. oder 4. Jahrh. ausschreibt, während die in den Interpretationen mit »inquit« oder ähnlich eingeführten Citate nur in Ausnahmefällen und mit größter Vorsicht zu benutzen sind. Da die Herausgeber und Knackstedt (Gött. Diss. 1873 u. Helmstedt. Progr. 74) diesen Gesichtspunkt nicht beachteten, ihre Angaben zudem unvollständig und fehlerhaft sind, gibt die Dissertation eine Zusammenstellung sämtlicher Abweichungen der Lemmata von M und I mit kurzen Bemerkungen, einige 20 Stellen mit eingehender Erläuterung. Erwartungsgemäß erweist sich die Vict.-Hs., wenn auch schon nicht mehr als fehlerfrei, so doch als M und I erheblich überlegen; I oder vielmehr einem Teil von I steht sie im allgemeinen näher als M: In diesem Teil werden wir die echte I-Überlieferung zu sehen haben; sie ist für die dringend notwendige Neuausgabe gegenüber den überschätzten M-Hss. sehr viel stärker als bisher geschehen heranzuziehen. Die Angaben Victorins können also für diese Schrift ähnlichen Wert gewinnen wie die über den Laudensis für De oratore.

Nr. 21. Klassische Philologie.

Hans Tiedt, geb. zu Coburg 2. II. 94.

Die Anabasis des Xenophon und die griechische Periegese.

Ref.: Prof. Pohlenz. Prüf.: 31. X. 23.

Die Arbeit will das literarische *γένος* der Anabasis des Xenophon festlegen. Es wird gezeigt, daß sich in X.'s Werk eine große Anzahl periege-

tischer *τόποι* finden: Notizen, zumeist in dem der Periegese eigenen Stil, über Flüsse, Tiere, Pflanzen, Volkssitten usw., die zwar oft nur lose mit dem Bericht der Ereignisse zusammenhängen, dennoch aber nicht als Interpolationen anzusehen sind, sondern als wesentlicher Bestandteil der Schrift, deren Charakter sie mitbestimmen. Desgleichen sind unter periegetischem Gesichtspunkt zu bewerten die Kompositionsform der Anabasis (so der »Rahmen« *ἐντεῦθεν ἐξελαύνει ... εἰς ... ἐνταῦθα ...*) und Darstellungsformen wie das hier fast durchweg auftretende subjektiv-erzählende *ἐνταῦθα ἦν* (bezw. entsprechende Formen) gegenüber objektiver Schilderung im *ἐστί*-Typus. Die Anabasis erweist sich so als dem *γένος* erzählend-periegetischer Fahrtberichte angehörend. Sobald Xenophon sich entschloß, einen eigenen Marschbericht über den Kyreerzug zu veröffentlichen, war er gehalten Periegetica einzuflechten; das *γένος* läßt sich rückwärts verfolgen bis auf die *Ἀπόλογοι Ἀλκινόοιο* der Odyssee; Xenophon selbst steht mit der Anabasis am Anfang einer Reihe militärisch-periegetischer Fahrtberichte, von denen besonders aus der Alexanderzeit Reste erhalten sind (vgl. den Expeditionsbericht des Nearch in Arrians *Ἰνδική* u. ähnl.).

Nr. 22. Klassische Philologie.

Friedrich Zeichner, geb. zu Moringen (Soll.) 17. III. 96.

»*De deo ex machina Euripideo*«

Ref.: Prof Pohlenz. Korref.: Prof. Bährens. Prüf.: 5. III. 24.

Die antike Tragödie ist Kulthandlung; die Umwandlung der Religion, die den Inhalt der Tragödie bestimmt, bedingt auch die Umwandlung der Form und des Aufbaus. Dies ist besonders deutlich bei Euripides im Auftreten der Götter, besonders des deus ex machina. Dabei zeigt sich, daß die Betrachtung des deus e. m. nicht gelöst werden kann von der der *αἴτια* (= Ursprungsgeschichten, die oft in die Form von vaticinia gekleidet sind), die wir meistens am Schluß der Tragödien finden.

Eine Vorstufe der euripideischen Technik finden wir in Aischylos' Orestie, wo das *αἴτιον* der Areopageinsetzung den Abschluß nicht des einzelnen Stückes, aber der ganzen Trilogie bildet. (Der Hermes am Schluß des Götterdramas 'Prometheus' scheidet, da er handelnde Person ist, für diese Abhandlung aus).

Die Betrachtung der Dramen des Euripides ergibt, daß der Epilog mit dem deus e. m. ebenso wie der Prolog ein rein äußerliches Mittel ist, das sich zu fester Form entwickelt.

Zunächst erscheint der Gott am Ende nur, wenn er, etwa wie Hermes in Aischylos' 'Prometheus', selbst handelnde Person ist: in der 'Alcestis' Herakles; das Fest, dessen *αἴτιον* am Schluß gegeben wird, stiftet aber Admetus. In der 'Medea' ist das *αἴτιον* wichtiger und wird durch ein vaticinium angekündigt; dieses gibt *ἐκ μηχανῆς* die Hauptperson Medea, die als Seherin den Gott entbehrlich macht (vergl. 'Herakliden', in denen Eurystheus das vaticinium gibt). Auch Artemis *ἐκ μηχανῆς* im 'Hippolytos' ist mit dem Stoff fest verbunden wie Aphrodite *ἡ προλογίζουσα*; doch stehen beide im Drama nur noch in loser Beziehung zu der rein menschlich durch-

geführten Handlung (v. Wilamowitz' Annahme, 'Hippolytos I' sei durch Asklepios beendet, ist nicht genügend gestützt und da Asklepios ein reiner deus ex machina sein würde, von hier aus zurückzuweisen). In der 'Andromache' kommt Thetis, an deren Altar Andromache geflüchtet ist, als Gattin des Peleus einer handelnden Person nahe, ist aber für die Handlung völlig überflüssig.

Hier zuerst läßt sich also von einem wirklichen deus ex machina reden; die Entwickelung ist zu einem gewissen Abschluß geführt und der Uebergang gegeben zu den Stücken, in denen der Dichter am Schluß einen Gott, der mit der Handlung überhaupt nichts mehr zu tun hat, auftreten läßt. Die Form des ἐκ μηχανῆς ist fest, doch keineswegs so starr, daß sie den Dichter in seiner freien Bewegung hemmt. Im 'Herakles', dessen Stoff der Dichter rein menschlich behandelt, meidet er sogar den deus ganz bewußt. Auch sonst kann statt des Gottes mit völlig gleicher Funktion ein dazu geeigneter Mensch auftreten ('Hekabe', 'Phoenissen'). Im übrigen ist besonders wichtig die nahe Beziehung des Epilogs zum Prolog, vgl. die 'Troerinnen' (der Abschluß des Stückes wird durch den Brand Trojas gegeben, um die Wirkung dieses gewaltigen Bühnenbildes nicht abzuschwächen, ist auf den deus am Schluß verzichtet und sind seine Funktionen ganz in den Prolog gelegt.) und die 'Bakchen', in denen Dionysos im Prolog Mensch, im Epilog Gott ist.

Eine Betrachtung von Sophokles' 'Philoktet' zeigt wohl große Annäherung an Euripides' Technik, doch auch die Unmöglichkeit, von einem deus e. m. Herakles zu reden; denn Herakles ist als Freund Philoktets handelnde Person und es fehlt jegliches αἴτιον.

Der deus ex machina gibt ein αἴτιον oder verkündet die Zukunft. Wenn an seiner Stelle auch ein Mensch erscheinen kann, so beweist das, daß nicht der Gott wesentlich ist, sondern das, was er mitteilt. Der Dichter sucht damit bewußt den Zusammenhang mit Kult und Mythus. Dies wird gerade dadurch notwendig, daß der eigentliche Inhalt eines Stückes menschlich behandelt wird. Denn viel mehr als der an der heiligen Geschichte festhaltende Sophokles gibt Euripides der Sage eine persönliche Prägung. Er nimmt nur einen bestimmten Abschnitt aus ihr, den er nach künstlerischen, psychologischen und ethischen Motiven gestaltet. Der dadurch entstehende Unterschied gegenüber der heiligen Geschichte weckt in Euripides gerade das Bedürfnis, durch Prolog und Epilog den Zusammenhang (nach rückwärts und in die Zukunft) mit ihr wiederherzustellen; dazu schafft sich der Dichter wie im Prolog so im Epilog durch den deus e. m. ein bequemes Mittel.

Da also Prolog und Epilog nur äußere Hilfsmittel sind, löst Euripides sie bewußt von dem eigentlichen Stücke los, behandelt sie ganz nebensächlich und äußerlich (vgl. die formelhaften Eingangsworte der προλογίζοντες und ἐπιλογίζοντες), ohne sich auch hier durch die allmählich erstarrende Form die freie Bewegung rauben zu lassen, vgl. das Kolloquium im Epilog der 'Elektra' und 'Bakchen'. Unerwartet treten die ἐπιλογίζοντες auf nach lebhaften, leidenschaftlichen Szenen in den Suppl., Helena, Iphig. Taur., Orestes; angekündigt dagegen nach Chorliedern in Androm., Herakles (Lyssa), Elektra.

Nr. 23. Englische Philologie.

Luise Meyer, geb. zu Hamburg 15. 4. 98.

Die Verwertung sprachlicher Archaismen in den Romanen Sir Walter Scott's.

Ref.: Prof. Hecht. Korref.: Prof. Weißenfels. Prüf.: 14. XI. 23.

Die Einleitung bestimmt die theoretische Stellungnahme Scott's zu dem Problem der sprachlichen Archaismen. In ausführlichen Listen werden Wortschatz und Syntax statistisch dargestellt und geprüft: Scott verfügt über einen verhältnismäßig kleinen archaischen Vokabelschatz, den er ohne wesentliche Rücksicht auf Nation, Stand und Bildungsgrad der auftretenden Personen sowohl in seinen mittelalterlichen wie in seinen elisabethanischen Romanen verwertet. Ähnlich verhalten sich die syntaktischen Archaismen. Scott's Nachahmer (Kingsley, R. L. Stevenson) sind in dieser Beziehung keine anderen Wege gegangen: dieses wurde im Schlußkapitel näher ausgeführt.

Nr. 24. Englische Philologie.

Durgaprasanno Raychaudhuri, geb. zu Pathari in Bengalen 1. VIII. 92.

Sir William Jones and his Translation of Kalidasa's Sacontala.

Ref.: Prof. Hecht. Korref.: Prof. Sieg. Prüf.: 20. V. 25.

Die Einleitung stellt die Daten über das Leben von Sir William Jones (1747—94) zusammen. Besonders bemerkenswert ist sein Interesse für Sprachen. Schon auf der Schule hat er gründlich die klassischen Sprachen sowie Französisch, Italienisch, Hebräisch und Arabisch gelernt. Durch Reisen auf dem Kontinent erwarb er sich auch ausgezeichnete Kenntnisse im Deutschen, Spanischen und Portugiesischen. Seine Publikationen beschäftigen sich überwiegend mit orientalischen Sprachen: Übersetzung des Lebens von Nadir Shah aus dem Persischen, 1770; französische metrische Übersetzung der Oden von Hafiz, 1770; die Poems consisting chiefly of translations from Asiatick languages, 1772; Poeseos Asiaticae Commentariorum Libri Sex, 1774; Moallakat, or the seven Arabick Poems, 1783; — Werke die auf die englische Literatur bis auf Shelley und Tennyson bemerkenswerten Einfluß ausgeübt haben.

Noch bedeutungsvoller wird sein Aufenthalt in Indien als Richter des Supreme Court in Calcutta seit 1783. Er ist der Begründer der Asiatic Society of Bengal, die noch heute besteht, und zu deren Journal er wichtige Beiträge über die Kunst, Wissenschaft, Literatur und Philosophie Indiens beisteuerte. Ihm verdanken wir grundlegende Einsichten in die vergleichende Sprachwissenschaft; auch den ersten gedruckten Sanskrittext. Von seinen vielen Publikationen hat in der Welt das größte Aufsehen seine Übersetzung von Kalidasa's Drama Sacontala (1789) hervorgerufen. Diese Übersetzung zu prüfen, war der Hauptzweck der Arbeit. Die Untersuchung ist nach den folgenden Gesichtspunkten vorgenommen worden:

1) Auslassungen aus dem Sanskritoriginal;
2) Zusätze zu demselben;

3) absichtliche Änderung des Sinnes;

4) unabsichtliche Änderung infolge falschen Verstehens des Textes.

Es ergab sich, daß es Jones nicht gelungen ist, seinem Original vollkommen gerecht zu werden. Trotzdem hat Jones das hohe Verdienst die Sacontala der Weltliteratur erschlossen und damit das Studium der Sanskritliteratur in Europa entscheidend beeinflußt zu haben.

Nr. 25. Englische Philologie.

Gustav Schmidt, geb zu Bremen 10. VIII. 1900.

Die Entstehungsgeschichte von Percy's Reliques of Ancient English Poetry.

Ref.: Prof Hecht. Korref.: Prof. Weißenfels. Prüf.: 19. XII. 23.

In Verfolg einer häufig gegebenen doch bisher nicht befolgten Anregung behandelt die Arbeit die Entstehungsgeschichte der Reliques und die damit in Zusammenhang stehenden Problemkomplexe. Nach einem kurzen Ueberblick über die Balladen- und Liedersammlungen vor Percy und einer bibliographischen Zusammenstellung der von Percy als Textquellen benutzten Druckwerke folgt eine Betrachtung des den Reliques als Grundlage dienenden Handschriftenmaterials. Das folgende Kapitel stellt die Entwicklung der Reliques vom Funde der Folio bis zur Erstausgabe von 1765 dar.

Der Hauptteil der Arbeit behandelt die Frage von Percy's Einstellung zu der Kunstform der volkstümlichen Ballade. Die Ergebnisse sind die folgenden:

1) In der Wahl der in die Reliques aufgenommenen Dichtungen zeigt sich der Kompromißcharakter des Werkes in dem bunten Durcheinander von Balladen, Liedern und Kunstdichtungen. Percy's Verdienst besteht in der Darbietung vieler alter Balladen in einem Werke, das wegen der mannigfaltigen darin vertretenen Stoffe ein breites Publikum fand. Dadurch wurde die Ballade weiten Kreisen neu erschlossen. — Percy selbst kennt keine klaren Begriffsabgrenzungen zwischen den verschiedenen Dichtgattungen, die sein Werk enthält.

2) In der formalen Textgestaltung machte Percy der klassizistischen Literaturrichtung seiner Zeit weite Zugeständnisse, indem er Strophen- und Versbau zu vereinheitlichen und zu schematisieren versuchte. Auch Streben nach Verfeinerung der Reimkunst ist unverkennbar.

3) Der Stil der Balladen — die Kunstdichtungen wurden wesentlichen Aenderungen überhaupt nicht unterworfen — wurde von Percy in seinen Interpolationen mit Geschick nachgeahmt. Verstöße sind selten.

4) Der Inhalt unterlag zum Teil großen Veränderungen. Der Grund liegt darin, daß sich die Ideale menschlicher Größe und ihrer poetischen Gestaltung im Laufe der Jahrhunderte stark abgewandelt hatten. Percy trug in die alten Balladen die Ideale seiner eigenen Zeit hinein, und so mußten verzeichnete Bilder zustande kommen. Auch hier liegt ein Kompromiß vor, dessen Auswirkung die neue Popularisierung der alten Ballade ist. Denn diese feierte gerade durch ihre Annäherung an die zeitgenössischen poetischen Ideale im Publikum ungeahnte Triumphe.

Nr. 26. Englische Philologie.

Alfred Schröder, geb. zu Schneverdingen 1. III. 99.

Die englischen Texte G. F. Händels.

Ref.: Prof. Hecht. Korref.: Prof. Ludwig. Prüf.: 27. II. 24.

Die Arbeit hat die literarische Stellung der von G. F. Händel in Musik gesetzten englischen Texte, ihre Entstehung und Würdigung zum Gegenstande. — 1. Kirchenstücke: Es sind Te Deums und anthems, die, z. T. unter Händels eigener Auswahl, sich auf das reine Bibelwort stützen. 2. Oratorien: Die Textdichter sind Zeitgenossen Händels, Poeten 2. Ranges, vielfach Geistliche. Ihre Hauptstoffquelle ist das Alte Testament, daneben Virgil, Congreve, Milton. Die Texte zeigen freie dichterische Behandlung der Quellen; zwei Oratorien gründen sich auf unvermischten Bibeltext. Zweimal ist starke Beeinflussung durch die französische klassizistische Tragödie unverkennbar. Bedeutungsvoll wird die gesteigerte Anwendung des Chors. Dadurch treten die Oratorien in nahe Beziehung zur klassischen Tragödie. Hier wie dort lehnt sich der Chor eng an die Handlung an und begleitet sie mit seiner Teilnahme. Hier wie dort wird jede große Bewegung als Aeußerung einer höheren Macht behandelt. In beiden Fällen bildet die Religion den durchscheinenden Hintergrund. Des öfteren tritt ein mit Bestimmtheit ausgesprochener lehrhaft-moralisierender Zug in den Werken hervor. Dieses Element, das Zurückgreifen auf die Antike und auf französische Klassizisten spiegelt die Geschmacks- und Geistesrichtung der damaligen Zeit wieder. Nicht die Form, sondern der Inhalt ist bei den Oratorien das Entscheidende. Herausbilden der Charaktere und folgerichtige Entwicklung der Handlung liegt dem Oratorium fern. Die Hineinbeziehung des ganzen Volkslebens, die Bezugnahme auf die großen historischen Gegenstände, die Unterstreichung des menschlich Erhabenen und Edlen geben den Handlungen ihre unvergängliche Kraft. 3. Oden und kleinere Stücke: den Kern dieser Gruppe bilden ein Gelegenheitsgedicht auf den Geburtstag der Königin Anna und Drydens zwei Cäcilienoden, deren Text fast wörtlich beibehalten worden ist.

Nr. 27. Romanische Philologie.

Hans Broszinski, geb. zu Greifswald 13. IV. 01.

Studien zum altfranzösischen Berinusroman.

Ref.: Prof. Hilka. Korref. Prof. Hecht. Prüf.: 3. XII. 24.

Die Arbeit ist eine Quellenuntersuchung. Sie fußt auf der Handschrift Wien Nr. 3436, geschrieben 1482. Einer Aufzählung und kritischen Würdigung der einzelnen Handschriften und Drucke folgt eine genaue, nach Motiven geordnete Inhaltsanalyse. Zweck der Studie ist es, einmal, die Ergebnisse der bisherigen Forschung kritisch zu beleuchten, in der Hauptsache aber, für die noch nicht im Zusammenhange mit dem Berinusroman behandelten Motive dem französischen Autor die Quellen nachzuweisen, aus denen er geschöpft hat.

Untersucht werden folgende Motive:

Berinus und die fünf Schelme in Blandia;

Königs Ysops Palast und Garten;
Goufre de Sataine;
Königsinsignien, wilden Tieren zu entreißen;
Teufelsversuchungen;
Typische Abenteuermotive;
Die Brautwerbungsepisode (Köpfe der Freier auf Pfählen);
Verrat am Brunnen;
Eisenhans- und Rollentauschmotiv;
Eine Germanuslegende.

Bestimmte schriftliche Quellen lassen sich nachweisen für die Teufelsversuchungen (Grant Saint Graal, Queste und Percevalroman), sowie für die Germanuslegende (eine mittellateinische Hexameter-Dichtung).

Es ist als wahrscheinlich nachgewiesen worden, daß der Verfasser des Romans für die Schelmenperiode eine bisher unaufgefundene lateinische Fassung des Buches von den Sieben weisen Meistern als Quelle benutzte, die das vorliegende Motiv ausführlicher als die bekannte Fassung enthielt. Für die übrigen Motive lassen sich bestimmte schriftliche Quellen nicht nachweisen. Die Kenntnis des Autors von diesen Motiven beruht wohl auf mündlichen Erzählungen. Orientalische Märchen und Sagen haben ebenso wie abendländische Erzählungen den Zwecken des Schrifttellers dienen müssen. Er schließt sich nie eng an seine Vorlagen an, sondern gestaltet sie in freiem, künstlerischem Schaffen um und fügt sie geschickt in den Rahmen seines Romans ein. Merkwürdige Entstellungen der zugrunde liegenden Motive beweisen, daß sie dem Autor erst auf langem Wege bekannt geworden sein können. Aber auch da, wo für einzelne Episoden schriftlich fixierte Erzählungen im Abendlande bestanden, die der Verfasser sicher gelesen hat, wo er also nicht auf mündliche Ueberlieferung angewiesen war, bildet er dennoch meist seine Vorlage um und verstümmelt sie mitunter bis zur Unkenntlichkeit, sodaß wir keine dieser Erzählungen als sichere Quelle ansprechen können. Ein typisches Beispiel hierfür ist die Episode »Goufre de Sataine«.

Durchweg ist versucht worden, für die behandelten Motive ein vollständiges Parallelenmaterial zu sammeln und, hierauf gestützt, eine umfassende, das Charakteristische treffende Motivgeschichte zu geben.

Ueber den Schriftsteller läßt sich wenig sagen. Er hat wahrscheinlich klerikale Bildung genossen.

Nr. 28. Romanische Philologie.

Walter Kalweit, geb. zu Essen 4. XI. 1892.

Studien zur Histoire de Perceforest.

Ref.: Prof. Hilka. Korref.: Prof. Hecht. Prüf.: 12. XII. 1923.

Der Abhandlung liegt das aus zwei verschiedenen Drucken zusammengesetzte Exemplar der Berliner Staatsbibliothek zugrunde. Die Hss. waren dem Verfasser nicht zugänglich. Zu diesen vgl. Gaston Paris in Romania XXIII, p. 78 f. Die bisher über den Perceforest berichtenden Arbeiten (Schmidt, Grässe, Dunlop, Gaston Paris, Wurzbach) verraten eine nur oberflächliche Kenntnis des Romans. Nirgends findet sich ein Hinweis darauf,

daß die Histoire de Perceforest genealogisch die Geschlechter der aus Artus- und Graalromanen bekannten Helden behandelt. Der Verfasser des Perceforest hat solche Romane, wie er selbst angibt, gekannt (Lancelot, Tristan, Artus, Melyadus, Graal). Ihren Helden dichtet er Vorfahren an und verbindet sie unter Benutzung von Galfrids Historia Regum Britanniae und der Alexandersage mit dem Altertum. Sein Ziel, die Histoire bis zu den Helden der Artusromane durchzuführen, hat er nicht erreicht.

Der Verfasser will als Chronist erscheinen und gibt eine geschichtlich sein sollende Darstellung Großbritanniens. Den Kern des Romans bildet der Kampf des Guten mit dem Bösen. Das Böse ist personifiziert durch die Ritter aus dem Geschlecht Darnants, das Gute durch die Ritter der Tafelrunde Perceforests. Bei der Schilderung dieses Kampfes, der sich über Generationen erstreckt, reiht sich ein Abenteuer an das andere. In diesen sind zumeist Reminiszenzen aus Artus- und Graalromanen zu erkennen. Der Kampf, der zeitweise das Land ganz in die Hand der Darnantritter und damit in Verfall bringt, endet schließlich mit dem Triumph des Guten. Der Name Perceforest soll offenbar andeuten, daß der Verfasser, in Anlehnung an Perceval, darauf abzielt, das mittelalterliche Rittertum mit der christlichen Moral zu versöhnen.

Andere in den Roman hineinverwobene Abenteuer und Motive sind von geringerer Bedeutung und nur als die bei einem Kompilationsroman üblichen Begleiterscheinungen zu werten: die Geschichte der Vorfahren Merlins, der Tod Caesars, Keuschheitsgeschichten, das Werwolfmotiv, ein Teil des Nicodemusevangeliums u. a. m. — Zahlreiche eingestreute Gedichte beleben die Erzählung. — Der Roman ist eine Fundgrube für kulturhistorische Studien.

Kampf- und Turnierschilderungen sind nicht kraftvoll und überzeugend. Sie bestehen zumeist aus einer zusammenhanglosen Häufung von Einzelepisoden. Liebesscenen, Naturschilderungen und vor allem religiöse und moralische Themen bilden die Stärke des Verfassers. Diese letzteren sind reich an Bildern und Sprichwörtern und verraten eine gefestigte, religiöse Lebensanschauung.

Die Darstellung ist umständlich und weitschweifig. Wiederholungen im Ausdruck sind häufig. Bei der Zergliederung von Seelenvorgängen bedient sich der Verfasser der Allegorie. Oft wendet er sich in Reflexionen über das menschliche Leben an den Leser.

Der Verfasser zieht den Roman sehr in die Länge, häuft Abenteuer, die er oft ineinanderschachtelt, und gefällt sich in Wiederholungen, Rekapitulationen und Pendantschilderungen. Die Darstellung wird dadurch unübersichtlich. Der Aufbau ergibt sich aus folgender Gliederung:

I. Buch: — Einleitung: Zusammenhang mit dem Altertum (Galfrid). — Aufstieg Großbritanniens nach der Ankunft Alexanders. — Perceforests erster Gang zum temple merveilleux. — Seine Bekehrung zum Glauben an einen Gott. — Erfolgreicher Kampf gegen die Darnantritter.

II. Buch: Rückfall Perceforests. — Sein Wahnsinn. Ueberhandnehmen der Darnants. — Teilweise Verwüstung des Landes. — Perceforests zweiter Gang zum temple merveilleux. — Seine endgültige Bekehrung. — Gründung der Tafelrunde.

III. Buch: Festigung des geistlichen Rittertums.

IV. Buch: Perceforests Sohn heiratet eine Römerin. — Dadurch bewirkte Demoralisierung. — Römereinfall. — Vollkommene Zerstörung des Landes.

V. Buch: Langsames Wiederaufblühen. — Neue Erstarkung des Rittertums. — Wiederaufnahme des Kampfes gegen die Darnants.

VI. Buch: Erstarkung des Landes. — Endgültige Ausrottung der Darnants. — Triumph des Guten. — Schluß: Christus-Graal.

Das Verdienst des Verfassers ist es, die Idee des geistlichen Rittertums vertieft zu haben zu einer Zeit, als das Rittertum schon im Verfall begriffen war. Er geht, in Anlehnung an Bekanntes, seinen eigenen Weg. Der Roman bietet genügend Material zum Studium des ausgehenden französischen Mittelalters, sodaß seine Veröffentlichung zu wünschen wäre.

Nr. 29. Romanische Philologie.

Wilhelm Moslé, geb. zu Tokio 22. VI. 94.

Hartzenbusch als Dramatiker innerhalb der spanischen Romantik.

Ref.: Prof. Hilka. Prüf. 5. III. 24.

In der auf die feineren literarischen Zusammenhänge und auf die Dichterpersönlichkeiten hin noch wenig untersuchten spanischen Romantik nimmt Hartzenbusch dadurch eine besondere Stellung ein, daß in seinen Werken das germanische Element (sein Vater war Deutscher) deutlich in Erscheinung tritt und daß er zugleich Dichter und Wissenschaftler war. Er gehörte zu der national gerichteten Gruppe von Schriftstellern, die ihre Stoffe der spanischen Vergangenheit entnahmen und in den comedias ihre Vorbilder sahen, wenn sie auch die dramatische Technik nach französischem Muster ausgestalteten.

Die Arbeit zerfällt in 3 Hauptteile:

Der 1. Abschnitt bringt die Grundströmungen der spanischen Romantik und der Anfang der Kette wird aufgezeigt, der sich Hartzenbusch als neues Glied anschließt.

Im 2. Abschnitt steht die Dramentechnik Hartzenbuschs im Mittelpunkt, wobei auf die romantischen Elemente in seinen Dramen besonders eingegangen wird.

Im 3. Abschnitt wird versucht, aus den Werken einerseits und aus der Lebensgeschichte andererseits ein klares Bild seiner dichterischen Persönlichkeit zu gewinnen.

Nr. 30. Romanische Philologie.

Curt Notbohm, geb. zu Holzminden a. d Weser 16. VI. 99.

Die syntaktische Verwendung des neutralen französischen Personalpronomens »le« als Objekt.

Ref.: Prof. Hilka. Korref.: Prof. Hecht. Prüf.: 29. VII. 24.

Vorliegende Arbeit, die syntaktische Verwendung des neutralen französischen Personalpronomens le als Objekt ist als Fortsetzung und Ergänzung

der Dissertation E. Paas, Die syntaktische Verwendung des neutralen le in prädikativer Verwendung, Göttingen 1917, gedacht.

1. Der neutrale Akkusativ le ersetzt als Objekt stehende Begriffe, und Sätze. Der vorhergehende Begriff, auf den mit le zurückgewiesen wird, kann verschiedener Natur sein, entweder ein Substantiv mit und ohne Artikel, bis zum Anfang des 18. Jhdt. oft anzutreffen, ein Adjektiv, Pronomen oder Adverb. »La verrité vos an dirai, ja plus ne le vos celerai. Erec. 2542, zeigt, daß la verité, ebenso wie andere Substantive, einen Begriff darstellen, also »das Eingestehen« und daß das le den Inhalt des Gesagten ersetzt, mithin zurückweist auf Vorhergehendes oder hinweist auf Folgendes, nicht der äußeren Form sondern dem Inhalt nach.

2. Daneben haben wir die Beziehung des le auf vorhergehende Sätze: ke je sui, à vus le di. Ipo. 6623, wie auch auf folgende Gedankengänge: vous le verrois que tot li Troyen morront. Brut. 555.

3. Im Eingeschobenen Haupt- und Modalsatz ist neutrales le bis in die Neuzeit sehr häufig ohne seine Eigenschaft, auf Sätze zu weisen, einzubüßen. Mes •or voel je, se le loés, Que vos selonc le convenance me faciés la reconnaissance que l' apostoles vos requist. Ille. 3941.

4. Gleichzeitig trifft man schon sehr früh die Auslassung des neutralen le an,

a) in selbständigen Sätzen

b) in eingeschobenen Bedingungs- und Modalsätzen: Aucuns, comme vous savez, ont amé leurs seurs, leurs frères. Nouv. 14. 140.

c) in kurzen Sätzen, d. h. in kurzen Antworten auf Fragesätze, in Befehls-, direkten Frage- und Ausrufesätzen. Si j' avis su! Das Fehlen des neutralen le beim Zusammentreffen vom Dativ und Akkusativ der persönlichen Pronomen ist im afz. Regel.

5. Fakultativ steht das le nfz. im Komperativsatz vom 16. Jhdt. an, während es afz. ganz selten in Erscheinung tritt.

Die Wiederholung und Nichtwiederholung ist zu erwähnen. Le wurde bei zwei koordinierten Verben, nfz. wie afz. wiederholt und diente im allgm. zu Emphase. et le croy ainsi et le croiray. Valentin 310. Doch kommt auch Nichtwiederholung vor: Nus nel sot dire ne esmer. Troie 7367.

6. Anhangsweise wurden die Neutralpronomen ce, cela, cecy, en und y, auf welche die Funktionen des le übertragen wurden und im Sinne von le verwendet wurden, behandelt.

Nr. 31. Romanische Philologie.

Hermann Tiemann, geb. zu Bremen 9. VII. 99.

Studien zur spanischen Dramatik in Flandern.

(Diego Muxet de Solís, Jacinto de Herrera y Sotomayor, Miguel de Barrios.)

Ref.: Prof Hilka. Prüf.: 5. XII. 23.

Die Arbeit beschäftigt sich mit dem spanischen Schrifttum, das in »Flandern«, d. h. in den spanischen Niederlanden im 16. und 17. Jh. entstanden ist, insbesondere mit den genannten drei Dramatikern.

Die Einleitung zeichnet, ausgehend von der Rolle, die Flandern in der weltumspannenden Politik des spanischen Reiches gespielt hat, die Ver-

breitung der spanischen Sprache und Literatur in den spanischen Niederlanden. Anschließend werden einzelne Vertreter des spanischen Schrifttums in Flandern und ihre Werke genannt und charakterisiert.

Den Inhalt des 1. Kapitels bilden die theatralischen Vorführungen in spanischer Sprache am Hofe zu Brüssel. Von dem Beginn der Regierung Alberts und Isabellas an bis zum Ausgang des Jahrhunderts sind dort Comedias, Bailetes, Máscaras etc. im Rahmen von Festlichkeiten aufgeführt. Dazu wirkten in Flandern spanische Dramatiker, die im Lande ihre Werke in Druck gaben.

Kapitel II: Am Beginn des 17. Jh. steht *Diego Muxet de Solís* (Comedias humanas y divinas y Rimas morales, Brusselas 1624, La firme lealtad in Escogidas P. II, Madrid 1652), von wallonischer Abstammung. Seine Comedias mit didaktischer Tendenz verbinden Lustspielhandlungen mit dem Zweck, moralisch auf die spanische Gesellschaft der damaligen Zeit einzuwirken: »*Cómo ha de ser el Valiente*« zeigt in einer Handlung, die an Mira de Amescuas »Galán, valiente y discreto« erinnert, wie ein Hidalgo seine Tüchtigkeit und Tapferkeit beweist; »*La Igualdad en los Sujetos*« erhärtet, daß ein hochgestellter Beamter allen Lagen gewachsen sein muß; und »*El Generoso en España*« bildet den Idealtypus des spanischen Granden (mit Anklängen an Lope de Vegas »Servir a Señor discreto«). In seinen scheinbar späteren, rein novellenhaften Komödien gleitet Muxet mehr und mehr in eine stoffliche und formale Abhängigkeit von Lope de Vega hinein: »*La Venganza de la Duquesa de Amalfi*« ist eine schwache Fortsetzung von Lopes »El Mayordomo de la Duquesa de Amalfi« mit Motiven des Meisters, »*La firme Lealtad*« eine noch schwächere Nachbildung von Lopes »La Batalla del Honor«. Seine beiden Comedias divinas sind Heiligenkomödien der bekannten Art, wenn auch ohne die gewöhnlichen Uebertreibungen, mit der zerstückelten Handlung, die durch die enge Anlehnung an die Legenden (offenbar nach der Fassung in Ribadeneyras »Flos Sanctorum«) gegeben ist: »*El Cazador más dichoso*« ist der hl. Eustachius, »*El Ermitaño seglar*« der hl. Abraham Kidunaia, der seine gefallene Nichte Maria rettet. Dieses Stück ist unabhängig von Mira de Amescuas »El Ermitaño galán y Mesonera del Cielo«, und Zabaletas »El Ermitaño galán« bearbeitet später wiederum selbständig die Legende. — Die geringe originelle Erfindungsgabe Muxets, die fehlende Poesie im Geist und in der Anlage der Stücke und die frostige Rhetorik seiner Sprache weisen ihm einen Platz unter den geringeren Nachahmern Lopes an, den er in den »Rimas morales« feiert. — In alten und neuen Katalogen wird Muxet die geistvolle Comedia de capa y espada »*La más dichosa venganza*«, in Escogidas P. XXV unter Antonio de Solís gedruckt, zugeschrieben. Nach Stil und Inhalt ist die Verfasserschaft Muxets unmöglich, wie auch die von Antonio de Solís unwahrscheinlich ist. Die handschriftliche Komödie »La más dichosa venganza« der Madrider Bib. Nac. Nr. 15641 ist nicht mit dem Druck in den Escogidas identisch.

Kapitel III: Um die Mitte des Jh. lebte in Flandern *Jacinto de Herrera y Sotomayor* als Verwaltungsbeamter. Sein Festspiel »*La Reyna de las Flores*« (Brüssel 1643) ist ein allegorisches Intrigenspiel von origineller Erfindungsgabe und reiner Sprache zur Feier der Siege des D. Francisco de Mello im Jahre 1642.

Kapitel IV: *Miguel de Barrios* (Daniel Levi de Barrios), Capitán im spanischen Heere Flanderns (1662/74) und als solcher jahrelang Scheinchrist, ist in der Hauptsache Lyriker im Geschmack Góngoras. Seine dramatischen Werke erscheinen als Versuche auf einem Gebiet, das sein vorwiegend lyrisches Talent später verlassen hat. Eigentliche Comedias finden sich deshalb nur in seinem Erstlingswerk »Flor de Apolo« (Brüssel 1665, Antwerpen 1674 und 1708): »*El Canto junto al Encanto*«, Barrios' bestes Stück, Intrigenspiel mit lyrischen Stimmungsszenen, die eine psychologische Vertiefung erstreben; »*El Español de Orán*», Intrigenstück mit novellenhaftem Stoff, benannt nach der Benutzung von zwei Romanzen Góngoras, die auch Calderon z. T. im »Príncipe constante« verwandt hat; »*Pedir Favor al Contrario*«, Comedia de capa y espada, überbietet die »lances de Calderón« in Verwicklung und Unwahrscheinlichkeit. Der »Coro de las Musas« (Brüssel und Amsterdam 1672), das lyrische Hauptwerk des Dichters, enthält an Dramatik nur noch lyrische Szenen, eine Loa, ein Ballett und zwei Panegíricos. Spätere Gelegenheitsstücke und mosaische Autos, entstanden in Amsterdam, wo Barrios öffentlich als Jude lebte, sind teils nur handschriftlich vorhanden (Brit. Mus.), teils verschollen, teils kaum zu erreichen. — Barrios ersetzt in seinen Komödien poetische Begeisterung durch kühle Berechnung, die es darauf ablegt, durch verwirrende Fülle der Verwicklungen und Geschehnisse Eindruck zu machen. Ein Grundzug im Wesen des Dichters tritt hervor, der auch einen Teil seiner Lyrik beherrscht: Sensationelle Aufmachung und krampfhaftes Bemühen, die theatralischen Wirkungen zu steigern, verraten ein starkes Haschen nach Effekt. Nach Motiven und Sprache, die stark kultistisch durchsetzt ist, gehört er zu der großen Zahl der Durchschnittsdramatiker in der 2. Hälfte des 17. Jh., denen Calderon das leuchtende Vorbild gewesen ist.

Nr. 32. Soziologie.

Constantin Narly, geb. zu Tecuci (Rumänien) 18. V. 96.

Die soziale Schichtung Rumäniens.

Ref.: Prof. Walter. Prüf.: 30. VII. 24.

Die Absicht dieser Arbeit war, durch Zergliederung der sozialen Wirklichkeit die Struktur der rumänischen Gesellschaft aufzudecken.

Zwei soziale Klassen kamen in Betracht: Bauerntum und Mittelstand, nachdem Jahrhundertelang nur Bauerntum und Aristokratie existiert hatten. Die Konstitution von 1866 und von noch größerer Bedeutung, der Staatsstreich des Fürsten Cuza von 1864 waren der äußere Anlaß, der diese Umwandlung zustande brachte. Ein Gesetz allein aber vermag nicht eine solche radikale Umwälzung herbeizuführen, es müssen andere tiefere Ursachen dabei mitwirken: diese lagen in dem vollständigen Verfall der Aristokratie, des Bojarentums im 18. Jahrhundert, das durch die Vermischung mit fremden Elementen und Einlassen von Personen kleinbürgerlichen Ursprungs in seinem Wesen gänzlich verändert war.

So wird der heutige Mittelstand interpretiert als der Nachfolger des Bojarentums und der Fremden, die in der fanariotischen Regierungsperiode

das Land überschwemmten. Daraus ergab sich bei genauer Prüfung der Mittelstand als Träger derselben Merkmale wie die vorangegangene verfallene Aristokratie. Der Politicianismus ist das charakteristische Symptom, dessen Gepräge überall in der Struktur des Mittelstandes zu erkennen war.

Als polar zum Mittelstand wurde das Bauerntum gefunden. Es wurde die große Kluft aufgezeigt, die zwischen Bauernstand und Mittelstand vorhanden ist, so daß zwischen diesen beiden Klassen kein wesensbedingtes Verhältnis besteht, sondern sie sich fremd gegenüberstehen.

Eine der Hauptaufgaben dieser Arbeit war, das Wesen und die Bedeutung des Bauerntums klar herauszustellen. In ihm zeigte sich das wahre Rumänentum in vollem Licht. Konservativ, lebensvoll und entwicklungsfähig trotz der schlechten materiellen Lage, zu der die geschichtlichen Peripetien es gebracht hatten, erwies sich das Bauerntum als die feste Basis, auf der sich die rumänische Gesellschaft weiterentwickeln kann.

Was die Literatur anbetrifft, wurden nach Möglichkeit Quellen erster Hand benutzt.

JAHRBUCH

DER

PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT

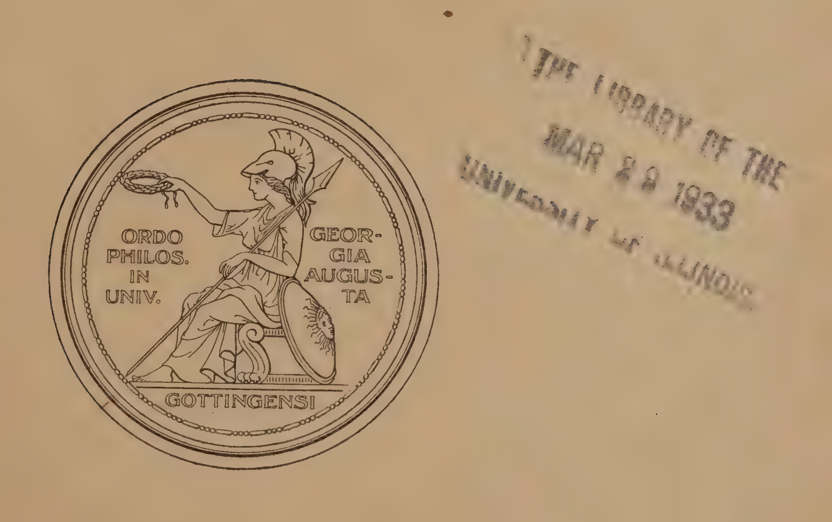
DER

GEORG AUGUST-UNIVERSITÄT

ZU

GÖTTINGEN

1925



GÖTTINGEN
DIETERICHSCHE UNIVERSITÄTS-BUCHCRUCKEREI (W. FR. KAESTNER)

AUSZÜGE
AUS DEN DISSERTATIONEN DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT.

INHALTSVERZEICHNIS:

	Seite	Lfd. Nr.
Philosophie:		
1. Jacob, Hans: Der Begriff in Fichtes Lehre vom Wissen. Ein Beitrag zur philosophischen Logik der Gegenwart	1	1
Geschichtswissenschaft:		
1. Bergmann, Gerhard: Friedrich der Große und England während des siebenjährigen Krieges	4	2
2. Müller, Joachim: Die Politik Kaiser Karls V. am Trienter Conzil im Jahre 1545	8	3
3. Schroeder, Paul: Die Augustinerchorherrenregel, Entstehung, kritischer Text und Einführhung der Regel	9	4
Englische Philologie:		
1. Bergen, Ernst: Untersuchungen über die analytische Bildung des Kausativums im Alt- und Mittelenglischen	9	5
2. Elling, Alwin: Die Messen, Hymnen und Motetten der Handschrift von Apt	10	6
Romanische Philologie:		
1. Pieper, Hermann: Spanien und die Spanier im Lichte der französischen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts (ca. 1800—1870) in Einzelbildern. (Eine literarische Untersuchung.)	11	7
Kunstgeschichte:		
1. Scheffler, Wolfgang: Die gotische Plastik der Stadt Braunschweig und ihre Stellung im niedersächsischen Kunstkreise	12	8
2. Dreyer, Herbert: Joseph Gregor Winck. 1710—1781. Ein Beitrag zur Geschichte der Barockmalerei in Norddeutschland	15	9

Nr. 1. Philosophie.

Hans Jacob, geb. zu Witzenhausen 11. II. 98.

Der Begriff in Fichtes Lehre vom Wissen.
Ein Beitrag zur philosophischen Logik der Gegenwart.

Ref.: Prof. Misch. Korref.: Prof. Nohl. Prüf.: 28. VII. 25.

Einleitung: Das Problem der einzelnen Epochen in der Entwicklung der Wissenschaftslehre. Der Fichtesche Idealismus in seinen Beziehungen zur modernen Lebensphilosophie. Eingrenzung des Problems auf den Begriff des Begriffs.

I. Das Fichteproblem in der Geschichte der Philosophie.
   a) Zwei Richtungen in der Beurteilung des späten Fichte.
   b) Eine dritte vermittelnde Richtung.
   c) Zusammenfassung und Rückschlüsse auf die Gestaltung des Problems.

II. Fichte und die Lebensphilosophie. Geschichtsphilosophische Eingrenzung des Problems unter dem Gesichtspunkt der Diltheyschen Typentheorie.
   a) Die Fichtesche Gegenüberstellung von Idealismus und Dogmatismus und die Diltheyschen Typen des subjektiven Idealismus und des Naturalismus.
   b) Die Ansatzpunkte beider Systemgruppen und das Material der Philosophie.
   c) Das Problem des objektiven Idealismus. Der Vergleich der drei Typen hinsichtlich des Materials.
   d) Kritik der drei Typen hinsichtlich ihrer Anwendbarkeit. Nähere Eingrenzung des Problems mit Hilfe der Typentheorie.
   e) Weitere Eingrenzung und Zusammenfassung des gesamten Problems.

III. Begriff und Wissenschaftslehre.

Erster Teil: Das Wissen in seiner von Fichte gesehenen Struktur.

A. Fichtes Sprachphilosophie und das Wort in seinem Verhältnis zum Fichteschen Idealismus.

I. Das subjektive Moment des Sprechens.
   a) Namentliche, bildhafte und funktionale Momente und ihr Verhältnis zum Gemeinten im Sprechen.
   b) Das schöpferische Moment im wirklichen Sprechen.

II. Die objektive Seite der Sprache.
   a) Das Eigenwesen des Wortes in seinem Verhältnis zur Person und zum Gegenstand.
   b) Die Idee der reinen Sprache.

III. Das funktionale Ineinandergreifen beider Seiten.
   a) Die Funktion des Sprechens im philosophischen Denken.
   b) Beziehende und ideale Ausdrücke und der Standpunkt des Philosophen zwischen beiden.

B. Das Verhältnis von Denken und Sein im Wissen.
I. Fichtes Begriff des Seins in Abgrenzung desselben vom Sein des ὀν der griechischen Tradition und das Fichtesche Absolute.
a) Das Material der Philosophie.
b) Das Absolute als Material der Philosophie.
c) Der sekundäre Charakter des Seins.
II. Der neue Ansatz im Denken und das Denken als solches.
a) Das »reine« Denken.
b) Das Denken in seiner »Agilität«.
c) Transagile Momente des Denkens und das Denken in seiner formalen Bestimmtheit.
III. Das eigentliche »Sein« im Unterschiede zu den anderen Seinsschichten.
a) Das Sein als Sein im Denken oder als die Art des Bestehens von Gegenständen.
b) Das Sein in seiner Korrelativität zum Denken.
c) Die Realität als »Sein für sich« und die mögliche Gegebenheit derselben.
d) Wirklichkeit und reale Existenz.
e) Die Dinge und die Wirklichkeit derselben. Ihr mehrschichtiger Bestand und ihre Doppelseitigkeit gegenüber der Denk- und Seinssphäre.
IV. Die Korrelativität von Denken und Sein.
C. Das Wissen als Einheit von Denken und Anschauung.
I. Das rein formale Wissen.
a) Das Wissen als Einheit von Denken und Sein.
b) Die innere Geschlossenheit des formalen Wissens.
c) Das reine Wissen.
II. Die Anschauung und ihr Verhältnis zum reinen Wissen.
a) Die reine Anschauung.
b) Das formale Was der Anschauung.
c) Die gegenseitige Transzendenz.
III. Das Wissen in seiner »Wirklichkeit« und seine Beziehungen zum faktischen bezw. empirischen und absoluten Wissen.
a) Das Wissen als immanente Einheit von Denken und Anschauung.
b) Das Wissen in seinem Verhältnis zum reinen Denken und zur reinen Anschauung.
c) Das empirische, faktische und das absolute Wissen und ihr Verhältnis zum Wissen im allgemeinsten Sinne.
α) Das faktische Wissen im allgemeinen und das empirische Wissen.
β) Das absolute Wissen und seine Problematik.
γ) Die innerwesentliche Verwobenheit und Einheit der verschiedenen »Wissen«.
D. Das Wissen als Gegenstand der Philosophie. Die innere Bewegung des Wissens in ihrer Beziehung zum empirischen Bewußtsein als dem Einsatzpunkt der Philosophie. Das genetische Wissen.

I. Das Wissen in seiner zentralen Stellung im Fichteschen System und die Abwandlung dieser Stellung innerhalb des historischen Zusammenhanges.
a) Das Ich der sogen. »ersten Epoche« vor 1800.
b) Die späteren »Epochen«.
c) Die äußerlich sachliche Problematik unseres Einsatzpunktes.
II. Die philosophische Problematik des »Wissens vom Wissen«.
a) Philosophie als Wissen vom Wissen.
α) Die Problematik des »Ich-weiß«.
β) Die Subjekt-Objekt-Stellung.
b) Das Wissen vom Wissen.
c) Die Inbegriffenheit der beiderseitigen Wissen.
III. Wissen und Bewußtsein und der Einsatz der Philosophie beim Bewußtsein.
a) Das Bewußtsein und sein Verhältnis zum Wissen.
b) Das Bewußtsein als Kulminationspunkt der Wissenschaftslehre.
c) Die ideale und die reale Reihe und der Zirkel.
IV. Das genetische Wissen und die Wissenschaftslehre.
a) Das genetische Wissen als das eigentlich philosophische Wissen.
b) Die Wissenschaftslehre als Vollzug der Philosophie.
E. Abschluß und Ueberleitung zum Begriff.
Zweiter Teil: Der Begriff in Fichtes Philosophie. Sein Wesen und seine Stellung innerhalb des Wissens der Wissenschaftslehre.
A. Der Begriff in der frühesten Zeit in dem »Versuch einer Kritik aller Offenbarung«.
I. Die intellektuelle Seite des Begriffs.
a) Der am rein formalen Denken orientierte »reine Begriff«.
b) Das anschauliche Moment in der Konstitution des Begriffs.
c) Die Eigenposition des intellektuellen Begriffs.
II. Die inhaltlich-sachliche Seite des Begriffs.
a) Das inhaltliche Moment und die in ihm beruhende Rechtmäßigkeit des Begriffs.
b) Die Allgemeingültigkeit und die äußere Korrespondenz des Begriffs.
c) Die Realität des Begriffs.
III. Der Begriff als ursprüngliche Einheit seiner intellektuellen und inhaltlichen Seite.
B. Der Begriff in der Folgezeit der Entwicklung der Wissenschaftslehre bis etwa zum Jahre 1800.
I. Die Idealität des Begriffsbestandes und sein subjektiv-empirischer Grundcharakter.
a) Die ideelle Bestehensweise des Begriffs. Seine eindeutige innere Selbstgeschlossenheit und die Deduktion.
b) Die subjektiv-empirische Unterlage des Begriffs.
α) Der aktuelle Urgrund des Begriffs.
β) Der Ichpol des sogenannten Urgrundes in seiner Auswirkung auf den Begriff.
γ) Die empirische »Unterlage« des Begriffs.

c) Der Begriff als Einheit seiner deduzierbaren und charakteristisch ergebnishaften Momente und die auf Grund dieser seiner Ganzheit von Seiten seiner subjektiv-empirischen Unterlage her resultierende inhaltliche Bestimmtheit.
α) Das innerbegriffliche Objekt und die Inhaltlichkeit als Ort der Objektivität.
β) Erkenntnisbegriff, Definition und der Zusammenhang der Begriffe als eine schematische Ordenbarkeit ihrer inhaltlichen Bestimmungen.
γ) Die Einheit des Begriffs vom Empirischen aus und innerhalb der Erkenntnis. Sein Verhältnis zur Sprache.

II. Der Begriff in seiner auf die Wirklichkeit sich rückstützenden Bezogenheit. Die von ihm selbst gesetzte sachliche Sphäre. Die Realität und die Genesis des Begriffs.
a) Die harmonische Bezogenheit des Begriffs als eines »geistigen« auf die Wirklichkeit. Das Begriffsobjekt im erweiterten Sinne.
b) Die Realität des Begriffs als Realität der mit ihm gesetzten begrifflich-sachlichen Sphäre.
c) Begriff und dingliche Wirklichkeit. Der genetische Begriff.

Nr. 2. Mittlere und Neuere Geschichte.

Gerhard Bergmann, geb. zu Potsdam, 15. XII. 01.

Friedrich der Große und England während des siebenjährigen Krieges.

Ref.: Prof. A. O. Meyer. Korref.: Prof. Brandi. Prüf.: 3. VIII. 25.

Der siebenjährige Krieg hat Epoche gebildet in der Geschichte der preußisch-englischen Beziehungen. Von den ersten Tagen seiner Regierung an war Friedrichs II. Verhältnis zu dem Inselstaate ein gespanntes gewesen, wieder und wieder seit Klein-Schnellendorf hatte der König auf seinem Wege die Spuren britischer Diplomatie gefunden, ohne doch den Störer seiner Kreise zu eindeutiger Haltung zwingen zu können. Woran war man mit England? Der Krieg gab die Antwort. Er führte durch Bündnis und Bundesbruch zu endgültiger Klärung auf Jahrzehnte hinaus.

Die Wissenschaft ist solchen Zusammenhängen mit Interesse nachgegangen. In Einzeluntersuchung und allgemeiner Uebersicht war sie bemüht, den hier gegebenen Problemen gerecht zu werden, manch endgültiger Aufschluß ist gewonnen, manch gewagte Hypothese daneben vorgetragen worden. Eine eingehende Monographie über das Verhältnis Friedrichs des Großen zu England während des siebenjährigen Krieges steht doch noch aus. Die vorliegende Arbeit versucht eine solche an Hand des bislang veröffentlichten Aktenmaterials zu geben.

Beim Jahre 1754 ist der Einsatz zu nehmen. Der Friede von Aachen hatte in Europa und Uebersee die ersehnte Ruhe nicht gebracht, fort und fort bewiesen Zusammenstöße an allen Brennpunkten politischer Betätigung, wie hoffnungslos das Bemühen, auf dieser Grundlage fortzubauen. Unvermeidlich zog das Unwetter herauf. Um die Wende zu 1755 begann auch König Friedrich mit der Möglichkeit eines europäischen Krieges zu rechnen.

Er kam ihm ungelegen. Längst waren die Zeiten vorüber, da es den Herrscher gelüstete nach Lorbeer und Landerwerb; nur der Erhaltung galt noch sein Bemühen, der Sicherung des neugewonnenen Besitzes. Als jetzt die Flamme auch nach Europa hinüberzulecken begann und gleichzeitig vertrauenswürdige Nachrichten erwiesen, daß England gegen Frankreichs Verbündeten russischer Hilfe sich zu versichern suchte, da setzte der König alle Hebel in Bewegung, wenigstens seinem Lande in den kommenden Wirren die Neutralität zu wahren. Zwei erste Ansätze in dieser Richtung schlugen fehl. — Dann wies das Entgegenkommen des um seine Stammlande besorgten Georg II. neue Wege zum Ziel. Am 16. I. 1756 haben sich Preußen und England zu Westminster über die Neutralität ihrer deutschen Besitzungen verständigt. — Ein irgend intimeres Verhältnis sollte damit nicht geschaffen sein. Lediglich der Zwang der Verhältnisse hatte die Kontrahenten an einen Tisch geführt; — genug und übergenug, wenn man hinsichtlich der Neutralisierung Deutschlands sich vertrug. Die früheren Abmachungen glaubten beide Staaten daneben in vollem Umfange aufrecht erhalten, weiterer Bindungen sich entschlagen zu können. Der Ruhe des Kontinents meinte man ja versichert zu sein. Erst unzweideutige Bewegungen im anderen Lager haben hier Wandel geschaffen. — Der 1. V. 1756 brachte die Einigung Oesterreichs mit Frankreich. Und die Kunde von diesen Abmachungen mußte hoch aufhorchen lassen: Alarmnachrichten, wie sie seit Junibeginn eingingen, erwiesen aufs deutlichste, daß eine völlige Umgestaltung des »alten Systems« sich anbahnte. Seitdem ist König Friedrich nicht müde geworden, auf die Gefahr einer österreichisch-französisch-russischen Allianz aufmerksam zu machen. Aber in London fand er wenig Gehör: Unfähigkeit und Fahrlässigkeit wirkten zusammen, Englands leitende Männer gegenüber solchen Warnungen zu verstocken. Erst im Juli bequemte man sich zu ernsteren Verhandlungen; es mag dabei der Wunsch mitgesprochen haben, durch engere Fühlungnahme auf den immer nervöser werdenden Vertragsfreund beruhigend einzuwirken. Im Grunde glaubte man selbst jetzt noch nicht an einen Wandel der Verhältnisse. Bis dann die Ereignisse des August auch dem Blödesten den Sachverhalt deutlich machten. — Preußens Losbrechen und das »renversement des alliances« bedeuteten nichts geringeres als einen völligen Fehlschlag der bisherigen britischen Festlandspolitik. Als Ergänzung nur zum »alten System« hatte man die Konvention geschlossen, in der Hoffnung, damit Hannover völlig sicherstellen zu können. Die Ereignisse waren den entgegengesetzten Weg gegangen. Aber anders als im verflossenen Jahr nahm man zu London die Dinge jetzt, wie sie sich boten; ohne viel Aufhebens vollzog die Regierung die Anerkennung der preußischen Maßnahmen, den Bruch mit dem »alten System«. Die ersten Schritte zu einer engeren Verbindung mit Preußen wurden sofort nach Kriegsbeginn getan. Wenn trotzdem diese hoffnungsvollen Ansätze schon nach kurzem völlig verkümmerten, so hatte das seinen Grund einmal in den schweren Krisen vom November 1756 und April 1757, die, dem Ministerium Pitt den Weg bahnend, Georgs II. Regierung durch Monate in jeder außenpolitischen Betätigung lähmten, zum anderen aber in den fortgesetzten Machenschaften, durch die Hannovers Geheimratskollegium dem Kurfürstentum die Neutralität in dem beginnenden Kampfe zu sichern suchte. Zeitweilig drohte unterm Drucke dieser doppelten Belastung das kaum errichtete »neue System«

auseinanderzubrechen. So hat man erst nach anderthalb Jahren zu einer weitergehenden Verständigung gelangen können.

Wertlos ist doch auch diese Periode für die Grundlegung der Waffenbrüderschaft nicht gewesen. Es bedurfte solcher Probezeit. In den Wirren der Krisenmonate, in dem aufregenden Hin und Her der Verhandlungen ward erst ganz deutlich, welche Wolke von Mißtrauen und Haß noch zwischen den beiden Staaten stand; klar trat gerade im Frühjahr 1758 noch einmal zutage, wie sehr den Beteiligten abging, was notwendig die Voraussetzung einer dauerhaften Allianz sein mußte: das Verständnis für die Lage des Gegenparts. Klar ward doch auch, auf welche Kräfte die Bündnispolitik in England sich stützen konnte: die öffentliche Meinung und die Freunde Pitts. Sie erwiesen sich in dem Ringen um Georg II. als die stärkeren. Das Bündnis vom 11. IV. 1758 war das Zeichen ihres Sieges.

König Friedrich hat es mit weitgehenden Zugeständnissen erkaufen müssen. Zusage und Verzicht fielen ihm nicht leicht. Aber der Erfolg rechtfertigte den Schritt. Denn in England wuchs seitdem das Verständnis für die Bedeutung des kontinentalen Kriegs: als im Sommer auf allen Schauplätzen die Waffen der Verbündeten siegreich waren, da durfte Pitt es wagen, von den bislang sorgsam geschonten nationalbritischen Truppen 8500 Mann in Deutschland einzusetzen. Schon träumte König Friedrich von einem Frieden mit Gebietserweiterungen. Und als dann doch der Rückschlag kam, da konnte die preußische Regierung in London gemeinsame Friedensverhandlungen vorschlagen, ohne davon eine Erschütterung; ihrer Position in England besorgen zu müssen. Denn die Allianz hielt fest.

Die Beratungen, die daraufhin — allerdings erst nach einem weiteren Jahre weltweiter Kämpfe, das England als »annus mirabilis«, Preußen als »campagne infernale« notierte — zu Anfang 1760 im Haag in Gang kamen, standen von vornherein unter einem unglücklichen Stern, sie wurden beherrscht durch das Bestreben Choiseuls, zwischen Preußen und England den Keil zu treiben und Preußen so völlig zu isolieren. Der Anschlag, wie durchsichtig auch immer, hatte Aussicht auf Erfolg: war doch König Friedrich in seiner Notlage zu jedem Entgegenkommen bereit, wofern nur dadurch ein Weg zum Frieden gewiesen wurde. So näherte sich Choiseul zusehends seinem Ziel. Ein jäher Zugriff William Pitts hat dann im letzten Augenblick die Netze des Feindes zerrissen.

Der »Commoner« war von vorn herein mit Skepsis an den Verhandlungstisch getreten. Ein Abschluß bevor noch die Ernte in Amerika völlig herein, mußte ihm notwendig ungelegen kommen — er kannte des Gegners Art und wußte, wessen er sich von Choiseul zu versehen hatte. Er wußte auch, daß eine starke Strömung im englischen Volke bereits dem Versuche des Feindes entgegenkam; den siegreichen Preußen hatte man sich als Bundesgenossen gefallen lassen, mit dem hart bedrängten mochte man nichts mehr zu tun haben. Dem Minister aber war der Alliierte wert, durch dessen Beistand er — wie er klar erkannte — Amerika erobert hatte; solange Pitt am Ruder stand, sollte man Preußen und England nicht trennen dürfen. Als die Verhandlungen im Haag dem Bündnis gefährlich zu werden begannen, hat der Diktator sie gesprengt. Nicht lange, und er mußte aufs neue für sein Werk in die Schranken treten.

Das Jahr 1760 brachte noch einmal eine Nachblüte der Waffenbrüderschaft. Auf allen Kriegsschauplätzen schritt man zum Ende, über Canada ging Englands Flagge empor, in Deutschland fingen preußische und englische Bataillone den Gegenstoß des verzweifelnden Feindes ab. Auch auf die Verhältnisse innerhalb der Allianz wirkte das zurück; gerade jetzt hat Pitt es wagen dürfen, den Bestand der englischen Formationen auf dem Kontinente auf 20000 Mann zu bringen: der Erfolg hatte seine Stellung mächtig gestärkt, alle Quertreibereien vermochten dagegen nicht aufzukommen. Straffer noch als sonst hielt er die Zügel gespannt. Da hat Georgs II. Tod im Oktober 1760 seinen Einfluß aufs schwerste erschüttert.

Daß Georgs III. Thronbesteigung Epoche gebildet hat in der Geschichte der preußisch-englischen Beziehungen, kann füglich nicht bezweifelt werden. Längst hatte der Erbe der britischen Krone mit Argwohn beobachtet, wie völlig das Königtum im Schatten des Diktators verschwand; er fand recht bald, daß allein die Fortdauer des Kampfes den Minister unentbehrlich machte. In ihm aber war ein starker Drang zum Handeln aus eigener Macht; er wollte Herrscher sein im Vollsinn des Worts und glaubte sich stark genug, den Allmächtigen aus dem Sattel zu heben. Die Neigung zur Unterordnung der äußeren Politik unter die innere, die Abneigung gegen des »Commoners« eigenstes Werk, den deutschen Krieg, brachte er mit auf den Thron. Die Auswirkungen solcher Gesinnung sind bald zutage getreten.

Denn es war ein Irrtum, wenn man zu Anfang im Preußenlager meinte, daß Pitts Einfluß genügen werde, die britische Politik in den bisherigen Bahnen zu halten. Schon der Verlauf der ersten Verhandlungen mit St. James nach dem Thronwechsel mußte solche Hoffnungen enttäuschen; — als dann seit Ende März 1761 nun doch im Haag Kongreßberatungen zustande kamen, denen englisch-französische Sonderverhandlungen zur Seite gingen, da zeigte ein Schreiben seiner Gesandten es dem überraschten Preußenkönige mit voller Klarheit: der »Commoner« war nicht mehr Herr im Hause. Eine andere Erklärung für die Tatsache, daß man englischerseits jetzt preußischen Abtretungen das Wort redete, schien unmöglich. Und die Deutung traf den Kern. Vier Monate später ist Pitt aus dem Amte geschieden.

Seit diesem Tage sind die Reibereien zwischen Preußen und England nicht mehr abgerissen. Was an Streitfragen zweiter Ordnung schon im Frühling der Allianz zwischen den Verbündeten gestanden hatte und stets doch niedergehalten worden war, das erhob sich jetzt und erregte die Gemüter, alte Wunden sprangen auf: der Preußenkönig klagte über das Ausbleiben jenes Ostseegeschwaders, das ihm England stets zugesagt und aus Rücksicht auf seinen Rußlandhandel doch immer vorenthalten hatte — in England entblödete man sich nicht, den Preußen ihre bedrängte Lage zum Vorwurf zu machen. Der Festlandskrieg war unpopulär geworden im Volke der Kaufleute, seit er sichtbaren Nutzen nicht mehr trug; — der nun an Pitts Stelle stand, des Königs Günstling Bute, konnte auf Zustimmung in weiten Schichten rechnen, wenn er die Beziehungen zu dem Alliierten mit Anstand löste. Daß er es ohne Takt und ohne Würde tat, hat ihn vor seinem Volke und der Geschichte verächtlich gemacht. — Denn gegründeter Anlaß zum Bruche lag nicht vor. Bis zuletzt hat König Friedrich sich be-

müht, den englischen Ansprüchen gerecht zu werden; erst als er erfuhr, daß schon zu Jahresanfang Lord Bute heimlich mit Oesterreich und Rußland angeknüpft hatte, den Bundesgenossen zur Preisgabe Schlesiens zu veranlassen, ist er auch seinerseits eigene Wege gegangen. Sie führten ihn im April 1762 in die Arme Peters III., dessen Andrängen er sich bislang nach Möglichkeit verschlossen hatte. Aber es blieb jetzt keine Wahl. Denn eben im April eröffnete Bute den förmlichen diplomat. Feldzug gegen den Mann, dem er Vernachlässigung seiner Verpflichtungen vorwerfen zu müssen glaubte.

In einer Woge von Schmutz versank nunmehr der Gedanke der Waffenbrüderschaft, der durch sechs schwere Jahre dem Bündnis vorangeleuchtet hatte. Unflat und Gehässigkeit von beiden Seiten, Angriff und Gegenstoß. Während noch Briten und Preußen Schulter an Schulter gegen Frankreichs Marschälle zu Felde lagen, entblödete sich Lord Bute nicht, mit Choiseul in hochverräterischer Weise unter einer Decke zu spielen. Dann hat noch einmal das Volk von England, an seiner Spitze Pitt, sich für den Verbündeten erhoben; man wollte sich den Sieg nicht verkümmern, wollte Englands Ehre nicht beflecken lassen. Es war umsonst; — vor aller Welt Augen brach im September die Allianz auseinander, als in Fontainebleau Georgs III. Minister den Preußenkönig der Rache der Feinde preisgab. Daß dann die Dinge sich doch noch anders entwickelten, und König Friedrich seinen gesamten Besitzstand zu wahren vermochte, war nicht Lord Butes Werk. Der Friede von Hubertusburg ist ohne englische Mitwirkung zustande gekommen. — Das Bündnis vom 11. IV. 1758 hat seine letzte Probe nicht bestanden. Vorbereitet durch das »renversement des alliances« und gemeinsame Not der beiden Beteiligten, bewährt und nochmals bewährt unter den mancherlei Versuchungen der Kriegsjahre, hat es Wirkungen von außerordentlicher Tragweite gezeitigt: Amerika ist in Deutschland erobert, Schlesien nicht zuletzt in Hannover und Hessen verteidigt worden. Die Jahre 1758 und 1759 zeigen die Waffenbrüderschaft auf der Höhe. Die Folge hat dann doch erwiesen, daß letztlich die Allianz auf die persönlichen Beziehungen der führenden Männer gestellt war; mit Pitts Sturz wich die Harmonie, der Bündnisgedanke war nicht stark genug, den Ministerwechsel zu überdauern. Unter Verletzung des formalen Rechts — denn zu Westminster hatte man Preußens Gesamtgebiet garantiert —, unter Verletzung auch des einfachsten Anstandes hat dann Lord Bute den Bund gelöst. Das war das Ende. König Friedrich hat es nie vergessen.

Nr. 3. Mittlere und Neuere Geschichte.

Joachim Müller, geb. zu Schiltigheim bei Straßburg i. E. 10. II. 91.

Die Politik Kaiser Karls V. am Trienter Conzil im Jahre 1545.

Ref.: Prof. Brandi. Korref.: Prof. A. O. Meyer. Prüf.: 18. VII. 23.

Die Arbeit ist erschienen in der »Zeitschrift für Kirchengeschichte«, Bd. 44 (Neue Folge Bd. 7), 1925.

Nr. 4. Mittlere und Neuere Geschichte.

Paul Schroeder, geb. zu Atzelrode bei Rotenburg a. d. Fulda 8. XII. 85.

Die Augustinerchorherrenregel, Entstehung, kritischer Text und Einführung der Regel.

Ref.: Prof. Brandi. Korref.: Prof. Schröder. Prüf.: 24. VI. 25.

Die Arbeit ist erschienen in »Archiv für Urkundenforschung«, Bd. IX, Berlin 1926.

Nr. 5. Englische Philologie

Ernst Bergen, geb. zu Gehrden (Kreis Linden b. Hannover) 15. VII. 01.

Untersuchungen über die analytische Bildung des Kausativums im Alt- und Mittelenglischen.

Ref.: Prof. Roeder. Korref.: Prof. Hecht. Prüf.: 11. XI. 25.

Unter Analyse des Kausativums (Deverbativums) ist die in der Wortbildung und -zusammensetzung zum Ausdruck gekommene Zerlegung in die Begriffe des Machens, Veranlassens und des ursprünglichen Grundverbums zu verstehen. Diese Bildung der Aktionsart trat ein, als die Sprachentwicklung die im Urgermanischen gebräuchliche Synthese (Anhängung des Suffixes -eiō, -iō an den Stamm) unmöglich machte. Im Lat. gebrauchte man facere, efficere, curare + (a. c.) i, bezw. ut; im Franz. faire + (a. c.) i., bezw. (a. c.) i. mit à; im Got. (ga)taujan, vaurkjan + (a. c.) i.

Im Ags., bei Alfred und in den Gospels, ist gedōn das am meisten angewandte kausative Hilfsverb; von Aelfric an aber tritt dōn an seine Stelle. Im 12. Jahrhundert sind verhältnismäßig wenig analytische Kausative benutzt. Sie werden erst häufiger im 13. und besonders 14. Jahrhundert; der Gebrauch von do erstreckt sich in dieser Zeit vornehmlich auf den Norden und Osten. (ge)dōn ist im Ags. mit pæt-Satz verbunden, woraus sich durch Prolepse des Subjekts acc.-obj. + pæt-Satz und dann acc.-obj. + inf. entwickelte. Aus dem Gerundium mit to entwickelt sich der inf. mit to, und im Mittelengl. stehen do + (acc.-obj. +) inf. mit und ohne to gleichwertig nebeneinander. Getrennt ist hiervon don + dat.-obj. + inf. mit to. — gemacian findet sich 1 mal in der »Cura Pastoralis« und 4 mal bei Aelfric, immer den pæt-Satz regierend. Vom 12. Jahrh. ab erscheint maken, das bald den inf. zu sich nimmt. Es setzt im 13. Jahrh. besonders im westlichen Süden mit starkem Gebrauche ein und verdrängt do, das immer mehr umschreibenden Sinn annimmt, allmählich vollkommen. — Andere kausative Hilfsverben sind außer vereinzeltem settan und bringan im Ags. (ge)wyrcean und gegierwan + pæt-Satz. — Im 13. Jahrh. erscheint in der »Dame Sirip« das aus dem Nordischen übernommene ger, das im 14. Jahrh. im Norden gleichwertig neben make tritt. Seine Konstruktionen sind (acc.-obj. +) inf. mit und ohne to. — let regiert von Anfang an (acc.-obj +) inf. Vom 13. Jahrh. ab beginnt es in der Bedeutung »zulassen« häufiger zu werden, die schließlich seine Verwendung als kausatives Hilfsverb ausschließt.

Zunächst bei Intransitiven gebraucht, wird die Analyse im Mittelengl. auch viel bei Transitiven verwandt und erweist sich als ein sehr beliebtes sprachliches Ausdrucksmittel, das seine Ausbreitung vornehmlich dem lautlichen Zusammenfall synthetischer Kausative mit Intransitiven und der Bedeutungseinschränkung transitiver Verben verdankt.

Alwin Elling, geb. zu Hannover 20. VII. 97.

Die Messen, Hymnen und Motetten der Handschrift von Apt.

Ref.: Prof. Ludwig. Korref.: Prof. Hecht. Prüf.: 26. XI. 24.

Die ersten Studien über die Musik in Apt trieb A. Gastoué im »Inventaire des Anciens manuscrits liturgiques conservés dans l'église d'Apt« (Avignon 1900), »Les anciens chants liturgiques des églises d'Apt et du Comtat« (Grenoble 1902) und »La musique à Avignon« (Rivista Musicale Italiana 11, 1904). Die untersuchte hs steht an 4. Stelle in seinem »Inventaire.« Fr. Ludwig stellte in Jahre 1909 eine vollständige Kopie der hs her, die den Untersuchungen zugrunde liegt.

Die hs enthält Messen, Hymnen und Motetten. Die einzelnen Stücke sind wie üblich ohne festere Bindung zu stileinheitlichen Vollmessen, aber mit sichtlichem Bestreben nach Aneinanderreihung von Stücken derselben Gattung von verschiedenen Händen allmählich zusammengetragen. Rein notationsgeschichtlich gehört die hs zur ars nova des 14. Jahrhunderts, als sich diese durch G. de Machauts praktische und Phil. de Vitrys theoretische Tätigkeit zu einigermaßen festen Normen stabilisiert hatte.

In Anlehnung an die von Fr. Ludwig in »Musik des Mittelalters in der Badischen Kunsthalle Karlsruhe« (Ztschr. f. M. W. 5, 1923) neben der konservativen Konduktus- und isorhythmischen Motettenform für diese Zeit aufgestellten Formen der französischen Ballade, des Madrigals und der Caccia wurden die 34 Ordinarium-Stücke der hs, in der aber nur der in allen Stimmen vokale Konduktus, die in der Unterstimme instrumentale Motette und die in den beiden Unterstimmen instrumentale Ballade vorkommen, folgend angeordnet: I. 10 Kyrie-Stücke: a. mit Tropus und liturg. Tenor: 1) f 1 Kyrie Rex angelorum, im Tenor die Melodie des Orbis factor, 2) f 9′ Kyrie Jesu dulcissime (Defronciaco) mit Tenor In festis Mariae; b. mit Tropus ohne liturg. oder bisher nicht feststellbaren liturg. Tenor: 3) f 2′ Kyrie Humano generi, 4) f 24 Kyrie Summe clementissime, 5) f 8′ Kyrie O sacra virgo beata, 6) f 4 Kyrie Principium effectioum; c. ohne Tropus: Kyrie 7) f 3′, 8) f 4′ Chipre, 9) f 5 Perrinet, 10) f 9 Guymont (Kyrie 1 in Doppelmotetten-, Kyrie 2—10 in Balladenform). II. 9 Gloria-Stücke: a. konduktusartig: 1) f 7′, 2) f 25′ Susay; b. motettenartig: 3) f 17′ Loys, 4) f 10 Depansis; c. balladenartig mit Tropus: 5) f 5′ Qui sonitu melodiae, 6) f 22 Splendor patris; d. balladenartig ohne Tropus: 7) f 26′, 8) f 24′, 9) f 18′ Bararipton (Fragment). III. 10 Patrem-Stücke: a. konduktusartig: 1) f 32′ Jacobus Murrin, 2) f 27′, 3) f 43 Patrem der Messe von Tournai; b. konduktusartig: 4) f 29′ Bombarde (4 stg.); motettenartig: 5) f 19 Orles (Fragment), 6) f 38′ Fragment; d. balladenartig: 4) f 40 Sert, 8) f 41 Pellisson, 9) f 36 Tailhandier, 10) f 34′ Tapissier. IV. 7 Sanktus-Stücke: a. motettenartig mit Tropus: 1) f 12′ Sacrosanctus (Fragment); b. balladenartig: 2) f 11 Fleurié, 3) f 17, 4) f 35′ Tapissier. V. 1 Agnus dei: f 12 balladenartig.

Auch in den 10 Hymnen der hs f 14′—16′ haben sich die Formen des Konduktus, der Motette und der Ballade niedergeschlagen: a. konduktusartig: 1) Christe redemptor omnium, 2) Sanctorum meritis, 3) Ave maris stella, 4) Jesu corona virginum, 5) Jesu nostra redemptio, 6) Deus tuorum

militum, 7) Iste confessor, 8) Ut queant laxis; b. motettenartig: 9) Conditor alme syderum (mit instr. Contra); c. balladenartig: 10. Veni creator spiritus.

Von den 4 Doppelmotetten der hs sind die erste, zweite und vierte isorhythmisch gebaut: 1) f 13′ Impudenter circuivi, 2) f 20′ Colla jugo subdere, 3) f 21 Dantur officia, 4) f 21′ Imperatix regina.

Den Komponisten Susay liest Gastoué irrtümlich Dufay, wodurch er zu einem unrichtigen Schluß in der zeitlichen Bestimmung der hs zwischen 1375—1500 kommt. Das Gloria f 26′ kann dem Tapissier zugeschrieben werden.

An stiltechnischen Mitteln innerhalb der einzelnen Stücke werden gebraucht: Synkopationen, Sequenzen, hoqueti und Kolorierungen, die durchaus den Charakter der franz. Kunst zur Zeit Machauts tragen. Fauxbourdonartige Führungen werden im Keime vorbereitet. Der rhythmischen Belebung dient die Bildung von Kontrasten, die durch Verengung oder Erweiterung einzelner Motive in Erscheinung treten. Die zur Zeit Dufays aufkommende Imitation findet noch keine Verwendung. Alle stilistischen Gründe sprechen dafür, die Entstehung der hs in die Zeit zwischen 1350—1400 zu legen. Sie vermittelt den Uebergang von Machaut zu Dufay. In Machauts Kunst verankert, ist ihr lokaler Ausgangspunkt Avignon zur Zeit des Schismas.

Die Inflation der weltlichen französischen Kunst mit allen ihren instrumentalen Darstellungsmöglichkeiten in die kirchliche Kunst, wie sie in der Apter hs zum Ausdruck kommt, findet ihre Begründung in der Charakterphysiognomie dieser Zeit, wo die repräsentative Macht über die geistlichen Interessen der Menschheit, das Papsttum, ganz und gar weltlichem Leben und seinen Fluktuierungen auf die Künste zugeneigt war. Die Musikwerke der hs von Apt, das nahe bei Avignon liegt, in dessen Rahmen zur Zeit des Schismas sie eingespannt sind, sind auch ein Niederschlag des Charakters dieser Zeit. Mit dem Eindringen weltlicher Stiltendenzen in die kirchliche Kunst, sogar in den Hymnen, das hauptsächlich seinen Ausgangspunkt von der Balladentechnik eines Machaut nimmt, ist auch ein Durchbrechen der Gregorianischen Melodielinie verbunden, das den Weg frei macht zur Kunst eines Dufay und damit zur großen polyphonen kontrapunktischen Kunst der Folgezeit.

Nr. 7. Romanische Philologie.

Hermann Pieper, geb. zu Blumenthal (Hann.) 23. IX. 99.

Spanien und die Spanier im Lichte der französischen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts (ca. 1800—1870) in Einzelbildern. (Eine literarische Untersuchung.)

Ref.: Prof. Hilka. Korref.: Prof. Hecht. Prüf.: 15. VII. 25.

Obwohl für einen regen Austausch zwischen Frankreich und Spanien in wissenschaftlicher und literarischer Hinsicht die geographischen Bedingungen nicht gerade günstig sind, müssen wir doch von Frankreich als dem Nachbarlande eine bessere und genauere Kenntnis von Land und Leuten der Pyrenäenhalbinsel erwarten, als sie bei anderen Ländern Europas vorausgesetzt werden kann.

Die Dichter des 19. Jahrhunderts, und besonders die Romantiker, stellten

spanische Stoffe dar, ohne sich gründlich in den spanischen Geist, in die spanische Literatur vertieft zu haben. Betrachtet man nun die französische Dichtung von 1800 bis 1870 in ihrer Stellung zu Spanien, so kommt man zu dem Ergebnis, daß nur sehr Wenige, ja eigentlich nur zwei wahre Dichter, nämlich Prosper Mérimée und Théophile Gautier uns ein wahres Bild von Spanien gegeben haben. Und selbst bei Mérimée sind die wilden Szenen des »Théâtre de Clara Gazul« auszunehmen. Häufige Reisen in Spanien und eingehende Beschäftigung mit spanischer Literatur und Kunst befähigten Mérimée, in den spanischen Geist einzudringen und uns in seinen Werken die Seele des Spaniers zu offenbaren. Gautier, Dichter und Maler zugleich, brachte von vornherein nach Spanien das Talent mit, Land und Leute naturgetreu zu schildern. Seine schwache Erfindungsgabe, das gänzliche Fehlen von Empfindsamkeit und Phantasie, begünstigten seinen Erfolg als Schilderer der Wirklichkeit.

Die Schule der Romantiker hat in diesem Punkte völlig versagt, an der Spitze ihr Führer Victor Hugo mit seinen phantastischen Dramen und seinen kühnen Gedichten ohne rechte Lokalfarbe. Chateaubriand hat das Spanien seines Aben-Hamet nicht verstanden, und in seinen übrigen Werken benutzt er Spanien lediglich als willkommenen Anknüpfungspunkt zur Ausbreitung seiner Kenntnisse und für persönliche und politische Erörterungen. Musset ist nur seiner glühenden Phantasie und seiner krankhaften Leidenschaft gefolgt; er wird an phantastischen Erfindungen wohl nur von Gobineau und Nodier, und diese wieder von Dumas übertroffen. Eine Ausnahme macht hier nur Abel Hugo, dessen Tätigkeit auf spanischem Gebiet sich aber im Wesentlichen auf Uebertragungen aus dem Romancero beschränkt. Die große Zahl von Reisebeschreibungen und sogenannten »geschichtlichen« Dramen und Romanen, die mehr oder minder der Wirklichkeit oder der Phantasie folgen, konnte hier füglich unberücksichtigt bleiben, da ihr literarischer Charakter von untergeordneter Bedeutung ist.

Im Schlußteil wird ein Blick auf die Entwicklung der neueren Literatur geworfen. Aus diesem Ueberblick geht hervor, daß um die Jahrhundertwende Frankreich ein wachsendes Interesse an Spaniens Kultur und Literatur gewann. Zahlreiche Artikel in der R. D. M. über die neuste spanische Literatur, der Dichter J. M. de Heredia mit seinem »Romancero« und der Schriftsteller Pierre Loti mit seinem Roman »Ramuntcho« und seinen spanischen Skizzen stehen an der Spitze dieser Betrachtung und beweisen einen Fortschritt der franz. Literatur in Bezug auf die Würdigung Spaniens.

Nr. 8. Kunstgeschichte.

Wolfgang Scheffler, geb. zu Braunschweig 25. I. 02.

Die gotische Plastik der Stadt Braunschweig und ihre Stellung im niedersächsischen Kunstkreise.

Ref.: Prof. Graf Vitzthum. Korref.: Prof. Thiersch. Prüf.: 10. VI. 25.

Aufgabe der Untersuchung war, das innerhalb der Stadt Braunschweig befindliche gotische Skulpturenmaterial zusammenzustellen — das endgültige Inventar der Stadt liegt noch nicht vor — und stilkritisch in den Rahmen der niedersächsischen Plastik einzuordnen. Es ergab sich, daß von einem ununterbrochenen Fluß lokalstädtischer Entwicklung ebenso wenig wie in

Hildesheim die Rede sein kann, daß indessen einzelne Stilgruppen in Niedersachsen im Laufe der Zeit von ca. 1300 bis ca. 1530 entstehen, zu denen Braunschweig mehr oder weniger entwicklungsgeschichtlich interessante Werke beisteuert.

Die Domstatue Heinrich d. Löwen (?), die an den Anfang gestellt ist, (um 1300) steht in enger Tradition niedersächsischer Plastik (Ludolf in Gandersheim, Stifter in Blankenburg; auf der gleichen Stilstufe ein Pulthalter in Fritzlar); die zeitlich unmittelbar sich anschließenden Skulpturen vom Nord- und Südquerhaus der Martinikirche dagegen deuten außer einheimischer Tradition auf auswärtige Einflüsse hin: das teilweis frei vor der Wand befindliche Stabwerk der Giebel und die staffelförmige Anordnung der Figuren darin, weist auf Straßburg (speziell den Mittelwimperg der Westfassade) — Straßburg wirkt architektonisch auch auf Magdeburg (Domwestportal) und Erfurt (Triangel) — und von hier stammt vor allem der in Niedersachsen nicht unmittelbar vorbereitete Stil der Figuren! Die Jungfrauen vom Straßburger Südwestportal wirken in einigen Braunschweiger Statuen deutlich nach, ikonographisch auch das dortige Marientodrelief in der Darstellung am Portaltympanon der Martinikirche. — Die Statuen der Ecclesia und Synagoge, die wie der Christus in der Spitze des Giebels zu den Figuren der Jungfrauen hinzukommen, erinnern an Archivoltenstatuetten des Wormser Domsüdportals. — Die klugen und törichten Jungfrauen zeigen aber neben den stilistischen Einflüssen von Straßburg auch Anlehnungen in Einzelmotiven an den Magdeburger Jungfrauenzyklus.

Die Skulpturen des Südquerhausgiebels (Anbetung der Könige und drei Heilige) weisen wiederum auf den Oberrhein hin, besonders die Madonna, die auf den Typus der Freiburger inneren Portalmadonna bezw. derjenigen in St. Ulrich im Schwarzwald zurückgeht. — Gegenüber den Nordquerhausfiguren vertreten diese Werke eine andere, etwas spätere Stilphase.

Um die Mitte des Jahrhunderts ist neben den primitiven und retrospektiven Holzstatuen Otto des Milden und seiner Gemahlin im Dom (ca. 1346) eine Bischofsstatue, ebendort, entstanden, die eng in den Kreis der Skulpturen der Halberstädter Marienkapelle und einzelner Magdeburger Werke gehört. — In der Stadt selbst schließen sich ein Franziskusrelief und eine Konsole in der Brüdernkirche, sowie ein Bischof an St. Martini an. — Zu den Werken dieser Stilgruppe, die Beziehungen zum Mittelrhein aufweisen, läßt sich noch besonders ein Grabstein in Barby a. E. anführen. —

(Die Bronzeplatte des Joh. von Rinteln in der Petrikirche, gest. 1376, steht vorläufig isoliert da, und Beziehungen zu Werken in Erfurt und Lübeck sind nur loser Art.)

Die Steinplastik, im letzten Drittel des 14. Jahrhunderts nicht sehr qualitätvoll, bringt um 1400 neben der Madonna des Hans Hesse von 1396 am Altstadtrathaus deren Drapierung sich auch in einigen anderen Beispielen aufweisen läßt, das Knochenhauerepitaph, ca. 1401 im Aegidienkloster hervor, dessen Darstellung ikonographisch bemerkenswert erscheint.

Im Anfang des 15. Jahrhunderts erhält eine Reihe von Giebeln der Andreas- und Katharinenkirche figürlichen Schmuck, der, in der künstlerischen Leistung unbedeutend, hinsichtlich der Themenwahl Interesse beansprucht.

Am bemerkenswertesten aber ist in der Plastik um 1400 der Schnitzaltar der Brüdernkirche (1. Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts), dessen Werkstatt nicht unbedingt, wie Habicht in seiner Mittelalterlichen Plastik Hildesheims (Straßburg 1917) annimmt, nach Hildesheim lokalisiert zu werden braucht. — Derselben Werkstatt gehört noch der Hochaltar der Marienkirche zu Gardelegen an. — Fallen die Arbeiten dieser Werkstatt in die Zeit 1400—1420, so gehört eine andere »Hildesheimische« Gruppe, die sich um den Mindener Dom- und Nordheimer Stadtkirchenaltar ordnet, wegen ihrer Verwandtschaft mit dem Lübecker Jakobikirchenaltar im Schweriner Museum (1435) m. E. erst in die Zeit von 1430 ff.

Eine reichere Kunstentfaltung setzt dann 1434 ff. in Braunschweig ein, als es gilt, die Annenkapelle bei St. Martini mit figürlichem Schmuck auszustatten. — Die großen Skulpturen, außen und innen die Anbetung der Könige darstellend, wozu im Innern noch Joachim und Anna kommen, zeigen einen völlig übereinstimmenden Stil, wenn auch drei der Außenfiguren wegen ihrer besseren Ausführung eine andere Hand erkennen lassen. — Neben diesen, etwas schwerfällig ausgefallenen Skulpturen spielt die Kleinplastik eine große Rolle, die an den — wahrscheinlich 1438 eingebrochenen — Nischen besonders durch Köpfe und Büsten sich auszeichnet, die ein bedeutendes, vom Hauptmeister verschiedenes künstlerisches Talent verraten. Die Statuetten ebendort weisen auf die Schnitzaltarplastik hin, das gleiche gilt von den stilverwandten Taufbeckenreliefs in der Martinikirche (1441).

Der weiche Stil der Annenkapellenplastik ist weiter innerhalb Niedersachsens in zugehörigen Werken verbreitet: Die Madonna aus Marienrode bei Hildesheim, ist offenbar ein früheres Werk, während die Skulpturen im Halberstädter Dom in die nachfolgende Zeit zu setzen sind. Die Stilverwandtschaft ist in einzelnen Figuren dort überraschend (Katharina, Judas Thaddäus, Simon, Altaraufsatz in der Sakristei, Klagefiguren am Semecagrab) und läßt auf die gleichen Meister schließen. Die letztgenannten Arbeiten gehören zu den ansprechendsten Schöpfungen Niedersachsens im 15. Jahrhundert (ca. 1440), ein Quedlinburger Grabstein schließt sich ihnen an.

Wie lange sich noch in dieser Gegend der »weiche« Stil hält, läßt der Grabstein Bischof Böttichers (gest. 1459) im Dome zu Brandenburg erkennen, der, stilistisch den Skulpturen der Annenkapelle eng verwandt, motivisch sich an den Otto von Hessen (gest. 1361) in Magdeburg anschließt!

Eine Alabastermadonna im Städtischen Museum zu Braunschweig gehört an den Anfang einer Gruppe bemerkenswerter Arbeiten gleichen Materials innerhalb Niedersachsens, und ist um 1450 zu datieren.

Die in der folgenden Zeit entstandenen Skulpturen am Altstadtrathause sind handwerksmäßig und verraten einen ziemlichen Tiefstand der Plastik; diese hebt sich in einigen Reliefs mit Jüngstem Gericht bezw. der Kreuzigung aus den achtziger Jahren, doch nicht gerade in den Schnitzereien Cord Borgentriks.

Eine Statue des hl. Blasius im Dome, eine »Christus im Elend« und eine Passionssäule (ebendort) sind bemerkenswerte Werke der Holzplastik vom Ende des 15. Jahrhunderts; der Schmerzensmann kommt in dieser Fassung öfter vor, Passionssäulen finden sich (aus Stein) in Westfalen (Billerbeck, Coesfeld).

Eine ausgezeichnete Arbeit ist die Statue Johannes des Täufers im Dome; mit Apostelfiguren im Städtischen Museum, Kanzelreliefs im Kreuzkloster und Taufbeckenreliefs der Petrikirche (1530) treffen wir wieder einen scharf ausgeprägten Stil an, von dem besonders Hildesheim wichtige Beispiele bietet; aber nicht nur in der Hildesheimer Gegend, auch in Westfalen besteht dieser Stilkreis, und zwar in dem Altar zu Enger von Hinrik Stavoer, als dessen Werkstattgenosse wohl der Meister der Braunschweiger Apostel angenommen werden muß. — Ein zweites westfälisches Werk, eine Holzmadonna in Holtrup bei Minden ist für die Marienstatuette am genannten Taufbecken vorbildlich.

An den Abschluß der Untersuchung gestellt wurden die Stilgruppen zu Anfang des 16. Jahrhunderts in Magdeburg und Halberstadt, hauptsächlich an letzterem Orte läßt sich ein tüchtiger Meister mit seiner Werkstatt verfolgen, der offenbar die Kunst Riemenschneiders, aber auch Backoffens kennt.

Nr. 9. Kunstgeschichte.

Herbert Dreyer, geb. zu Elmshorn bei Hamburg 14. VI. 01.

Joseph Gregor Winck. 1710–1781.

Ein Beitrag zur Geschichte der Barockmalerei in Norddeutschland [1].

Ref.: Prof. Graf Vitzthum. Korref.: Prof. Nohl. Prüf.: 1. III. 26.

Im Vergleich zu der unermeßlich reichen Produktion in Süddeutschland ist die barocke Freskomalerei in Norddeutschland nur zu geringer Entwicklung gelangt. Malerschulen, deren es im Süden eine ganze Reihe gab, fehlten. Infolge des Mangels an bodenständiger Kunst wurden eine große Anzahl von fremden Meistern — aus Bayern, Italien, vereinzelt auch aus Frankreich und den Niederlanden — nach dem Norden gezogen, die aber fast immer nur kurze Zeit dort blieben. Eine Ausnahmeerscheinung bildet der aus Deggendorf in Niederbayern gebürtige J. G. Winck, der im Fürstentum Hildesheim einen dauernden Wirkungskreis fand.

In der fachwissenschaftlichen Literatur ist der Künstler bisher nur in unzulänglicher Weise behandelt worden. Es kommen hier, abgesehen von den ersten Nachrichten in Meusels »Teutschem Künstler-Lexikon« (1778), die von den späteren Künstlerlexiken übernommen wurden, nur gelegentliche und flüchtige Besprechungen in den amtl. Kunstdenkmäler-Inventaren in Frage. Die ausführlicheren Mitteilungen in der Spezial-Literatur über die Jesuitenkirche in Büren sind unzuverlässig; insbesondere mußte die Annahme eines Einflusses sowohl Piazetta's wie Tiepolo's auf Winck als unbegründet zurückgewiesen werden. Eine zusammenfassende Behandlung des Lebens und der Werke des Meisters fehlte bislang; diese wurde in der vorliegenden Arbeit versucht. — Als erstes Werk von der Hand Winck's sind die in zwei Perioden 1744 und 1752 entstandenen Fresken im Rittersaal des Hildesheimer Doms erhalten geblieben. Es schließen sich an von den umfangreicheren Arbeiten die zeitlich gesicherten Fresken in der Schloßkirche zu Liebenburg bei Goslar (1758), im Kloster Dorstadt bei Wolfenbüttel (1759) und in der Jesu-

---

1) Eine gekürzte Buchausgabe ist selbständig i. J. 1926 im Verlage von Aug. Lax zu Hildesheim erschienen.

itenkirche zu Büren bei Paderborn (1761—65). An Hand dieser Werke ermöglicht sich die Einordnung seiner übrigen Arbeiten. Die Fresken in der ehem. Kurie v. Walbeck und an der Karthäuserkirche gehören zeitlich in die Nähe des Hildesheimer Rittersaals; die des St. Michaels-Klosters fallen ebenfalls noch in die fünfziger Jahre. Den Abschluß bilden die nach den Bürener Arbeiten entstandenen Fresken im fürstbischöfl. Palais in Hildesheim, in denen der Künstler schon ganz auf den Boden des Klassizismus steht. Die wenigen Tafelbilder, denen im Rahmen des Gesamtwerks eine erhebliche Bedeutung nicht zukommt, sind durchweg in der Frühzeit entstanden.

Es ist dokumentarisch belegt, daß Winck, der, wie der Verf. feststellen konnte, zu den andern bayrischen Künstlern desselben Namens weder in verwandtschaftlicher noch in künstlerischer Beziehung steht, im Jahre 1743 von Mannheim nach Hildesheim berufen wurde. Bei näherer Betrachtung des Mannheimer Kunstkreises fällt die ausgesprochene Verwandtschaft zwischen den Werken Winck's und denen des Cosmas Damian Asam auf. Eine eingehende Stilvergleichung macht die Vermutung eines Abhängigkeitsverhältnisses Wincks von Asam zur Gewißheit.

JAHRBUCH

DER

PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT

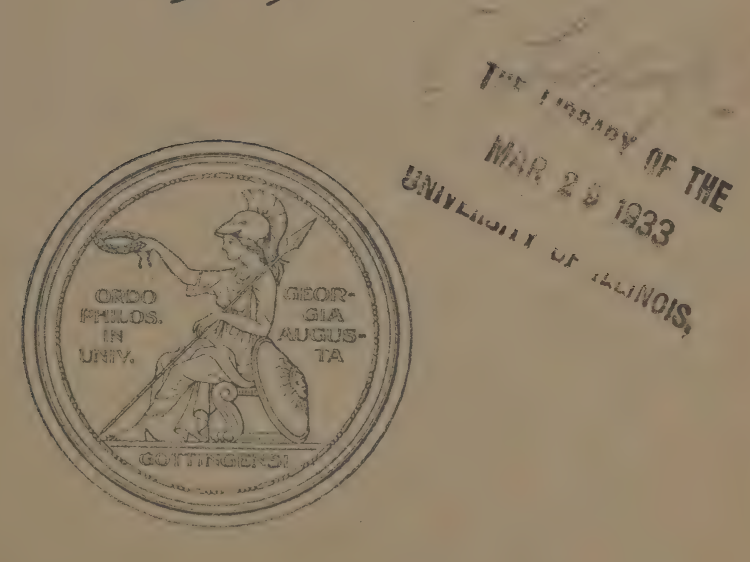
DER

GEORG AUGUST-UNIVERSITÄT

ZU

GÖTTINGEN

1925



GÖTTINGEN
DIETERICHSCHE UNIVERSITÄTS-BUCHDRUCKEREI (W. FR. KAESTNER)


UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 082419596